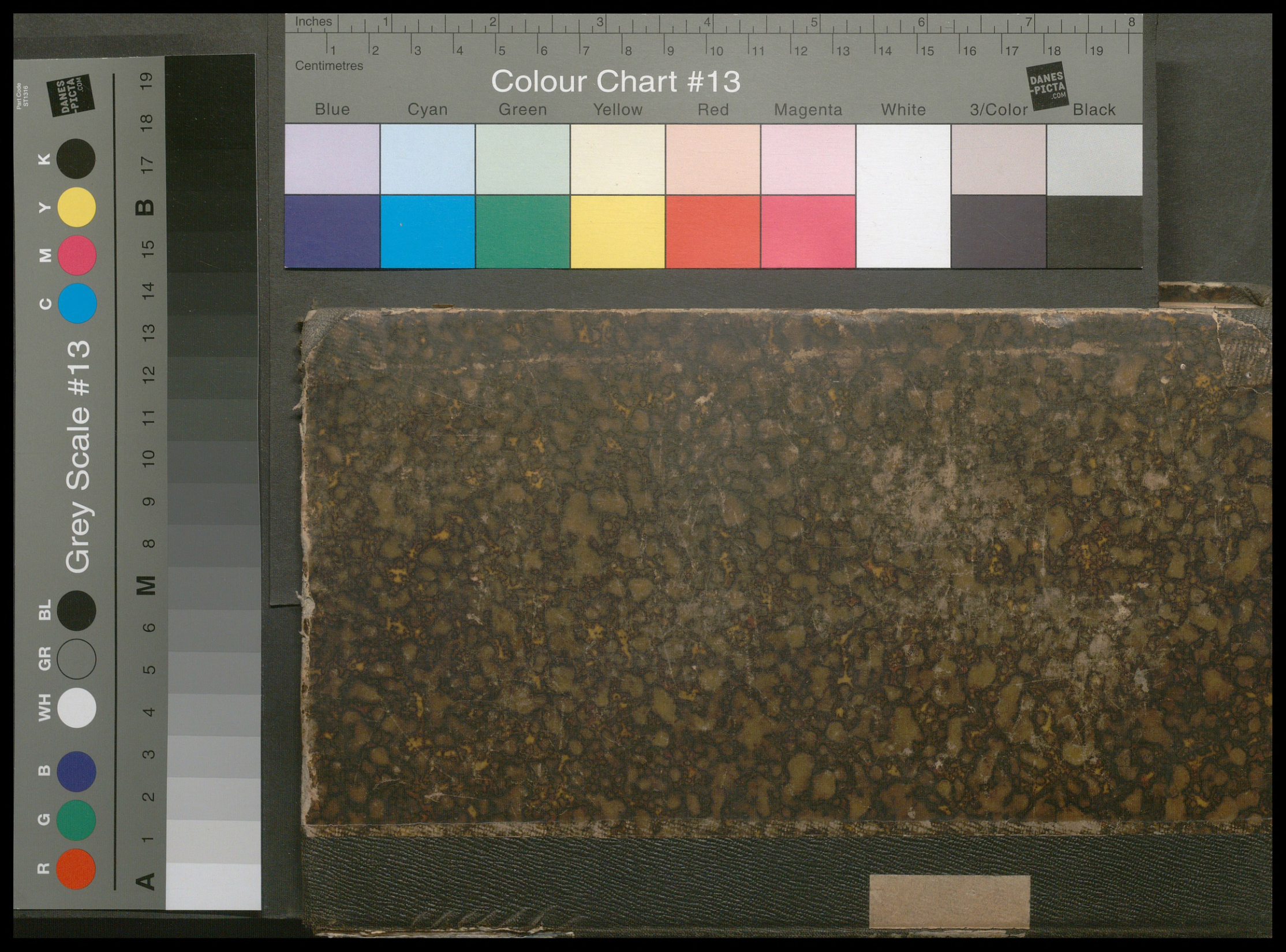
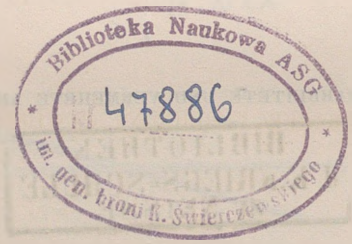

Inches
Centimetres
Colour Chart #13
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black
Grey Scale #13
R G B WH GR BL C M Y K
A
B

VORLESUNGEN

ÜBER

DIE TAKTIK.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.



SEINER EXCELLENZ

DEM KRIEGSMINISTER, GENERAL DER INFANTERIE,
CHEF DES OSTPREUSSISCHEN FÜSILIER-REGIMENTS N$^{o.}$ 33.
& & &

HERRN GRAFEN VON ROON

IN DANKBARER VEREHRUNG GEWIDMET.

INHALTS-VERZEICHNISS.

Seite

Vorwort des Herausgebers IX

ERSTER THEIL.

Elementar-Taktik.

Einleitung 3

Historische Entwickelung des heutigen Zustandes der Taktik.

I. Seit Erfindung des Schiesspulvers 13
II. Seit den niederländisch-spanischen Kriegen 19
III. Im dreissigjährigen Kriege 25
IV. In den Feldzügen der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts 34
V. Die Lineartaktik 43
VI. Periode der Revolutionskriege 62
VII. Einführung der Präcisionswaffen 78

I. Abschnitt. Aufbringung und Organisation der bewaffneten Macht.

A. Menschen, Rekrutirung u. s. w. 88
B. Remontirung 113
C. Material 120
Bewaffnung: Gewehr 129
Geschütz 140

II. Abschnitt. Die verschiedenen Waffen und ihre Formation als Truppenkörper.

I. Waffengattungen 156
II. Waffenarten 164
III. Formation der Truppenkörper 176
VI. Formation grösserer Massen 184
Schnelligkeit und Bewegungsfähigkeit 189

III. Abschnitt. Die taktische Formation und die Evolutionen.

A. Taktische Formationen 195
B. Evolutionen: a) Ortsveränderung 205
b) Formationsveränderung 216
c) Frontveränderung 234
d) Zum zerstreuten Gefecht 238

IV. Abschnitt. Gefechts-Verhältnisse der einzelnen Waffen.

A. Infanterie. a) Geschlossene 243
b) Zerstreute 260
B. Kavallerie. Choc im Allgemeinen 283
Angriffsarten 300
Direktion des Angriffs 314
Fussgefecht 321
C. Kavallerie und Infanterie im Gefecht gegen einander.
a) Geschlossene Kavallerie gegen geschlossene Infanterie . . 325
b) Geschlossene Kavallerie gegen Infanterie in zerstreuter Ordnung 335
c) Aufgelöste Kavallerie gegen Infanterie in zerstreuter Ordnung 337
D. Kavallerie gegen Artillerie 339

Seite

V. Abschnitt.
Gefechts-Verhältnisse grösserer Abtheilungen der einzelnen Waffen.
A. Infanterie 341
B. Kavallerie 359
VI. Abschnitt.
Gefechts-Verhältnisse der kombinirten Waffen.
Im Allgemeinen 374
a) Infanterie und Kavallerie 378
b) Infanterie und Artillerie 381
c) Kavallerie und Artillerie 383
d) Gefechts-Verhältnisse grösserer Abtheilungen . . 390

ZWEITER THEIL.

Angewandte Taktik.

Einleitung 403
I. Abschnitt. Lehre vom Marsch.
I. Reisemärsche 407
Aeussere Umstände 408
Unterbringung u. s. w. 420
Schnelligkeit 428
Taktische Ordnung 436
Künstliche Beschleunigung 442
II. Kriegsmärsche. Länge, Unterbringung, taktische Ordnung 447
Sicherheitsmaassregeln 463
Avantgarde, Arrièregarde 487
II. Abschnitt. Zustand der Ruhe.
Einleitung 498
A. Kantonnirung 501
B. Gefechtsstellungen, Positionen 506
C. Marschstellungen 523
D. Sicherungsdienst.
I. Vorposten 525
II. Patrouillen 547
III. Abschnitt. Das Gefecht.
I. Natur des Gefechts 566
Momente desselben 582
Zahlenverhältniss, Theilung, Umgehung 604
II. Spezielle Gefechtslehre.
A. Gefecht um Terrain-Gegenstände.
1. Waldgefecht 612
2. Dorfgefecht 635
3. Gefecht um Defileen 661
4. Flussübergangs-Gefecht 674
5. Gefecht im Gebirge 682
6. Gefecht im gemischten Terrain 689
B. Gefecht in Bezug auf den Zweck.
1. Gefecht um Zeitgewinn 695
2. Ueberraschungsgefecht 702
Anmerkungen und Beispiele 721

VORWORT DES HERAUSGEBERS.

Bei den Vorbereitungen zu dieser dritten Auflage — noch vor dem Ausbruche des letzten Krieges — machte sich die Vorfrage geltend, ob das Buch auch in der neuen Gestalt noch unter seinem alten Namen in die Welt gehen dürfe. Denn es liessen sich schon damals so bedeutende Abänderungen des Textes voraussehen, dass der fernere Gebrauch des alten Titels vom Standpunkte der Pietät und der literarischen Schicklichkeit hätte mit Recht angefochten werden können. Aber selbst wenn der Herausgeber sich hätte entschliessen wollen, eine Taktik unter seinem eigenen Namen zu publiziren, so würde er jedenfalls in Plan und Methode, also in der Form des Werks sich seinem verewigten Lehrer angeschlossen haben; und da die (allerdings sehr durchgreifenden) Modifikationen des Textes hauptsächlich nur im ersten Theile absolut nöthig waren, so glaubt er — nach dieser Seite hin — sein Verfahren verantworten zu können.

Vielen Lesern werden nun freilich die Textänderungen noch nicht kräftig genug erscheinen; namentlich wird man zu dem Einwurfe neigen, dass das Erscheinen der offiziellen Geschichte der taktischen Hergänge des letzten Krieges abzuwarten gewesen sei. Doch bis zur Bewältigung dieser so ernsten wie grossen Aufgabe wird noch so geraume Zeit verstreichen, dass mit ihrem

Abwarten die Interessen des Verlegers wie desjenigen Leserkreises gelitten haben würden, für welchen diese Vorlesungen doch hauptsächlich bestimmt sind. Sie sind jüngeren Offizieren gewidmet, welche das historische Herkommen und den inneren Zusammenhang der taktischen Formen der Gegenwart, — die Entstehung, den Zweck und die Wirkungen des Gefechts sowohl als der ihm vorausgehenden oder folgenden taktischen Zustände begreifen, — endlich aber auch die Geschichte derjenigen Kriege lesen und verstehen lernen wollen, aus welchen sich die heutige Taktik entwickelte; die sich ferner etwa zu brauchbaren Gehülfen der höheren Führer vorbereiten und ihnen ein Verständniss für die Maassregeln entgegenbringen wollen, mit denen sie taktische Situationen zu beherrschen suchen. Für diesen Leserkreis wird eine sorgfältige Anführung und Würdigung aller thatsächlichen, seit dem Erscheinen der zweiten Auflage eingetretenen taktischen Fortschritte einerseits genügen, andererseits eine wissenschaftliche Betrachtung von Formen nicht unerwünscht sein, welche vielleicht im vergangenen Kriege wenig Verwendung fanden, deren Gebrauch aber in der Natur der Sache liegt, deren Kenntniss den Truppen zu ihrer genügenden taktischen Ausbildung unerlässlich ist und in späteren Feldzügen immer wieder von Nutzen werden kann (Salvenfeuer, Carré u. s. w.). Mit einer so nüchternen Behandlung werden diese Vorlesungen erst recht denjenigen als ein »matter Auszug der ihnen vorangegangenen weltbekannten Werke« erscheinen, welche auf der Jagd nach taktischen Folgerungen Ideale vor Augen haben, die niemals mit den Erscheinungen der kalten Wirklichkeit sich decken, und welche immer die Schwierigkeit vergessen (oder sich mit ihr gar nicht befassen), unbestimmte Anschauungen zu reglementarischen

Bestimmungen zuzuspitzen, als worauf es doch in letzter Instanz ankommt. Gewiss wäre ein näheres Eingehen auf die literarischen Controversen der letzten Jahre in diesem Sinne manchem Leser interessant und erwünscht gewesen. Wir haben aber, oft mit schwerem Herzen, uns polemischer wie anerkennender Erörterungen enthalten, um den Umfang und mit ihm den Preis des Buches nicht zu vergrössern, obgleich der Vortrag dadurch mitunter gewonnen hätte; wir rechnen lediglich mit den gegebenen, reglementarischen, und nicht mit erst zu suchenden Formen, um nicht etwa einen »taktischen Syllabus« zu Tage zu fördern, dessen Anhänger schliesslich, vielleicht zu ihrer Verwunderung, sich auf dem taktischen Standpunkte der Franzosen des Jahres 1792 vorfinden, sich dann aber nicht über gehemmten Fortschritt zu beklagen, sondern über beförderten Rückschritt zu verantworten haben würden. Die grossen Erfolge, welche die deutschen Heere errungen haben, sind nicht sowohl ihrer rein taktischen Geschicklichkeit, als ihrer Organisation und der bewundernswürdigen Besonnenheit ihrer Leitung zuzuschreiben, und diese Tugend haben wir denn auch zu begreifen und ihr bei der vorliegenden Arbeit nachzustreben gesucht. Möge diese deshalb eine billige Beurtheilung finden.

Berlin, den 18. Januar 1872.

A. von Horn,
Oberst z. D.

ERSTER THEIL.

ELEMENTAR-TAKTIK.

Wirklichkeit vorhanden sein soll; während andererseits die Taktik zwar ohne Strategie existiren kann, aber ihren Werth, ihre Geltung erst durch diese und als deren Grundlage erhält.

Wir müssen nun, um dies Verhältniss zu begründen, hier etwas weiter ausholen.

Die Politik ist die Lenkerin und Ordnerin der Verhältnisse und Beziehungen der Staaten (im Bürgerkriege der Partheien) zu einander; ihre *ultima ratio*, ihr letztes Mittel ist der Krieg, ihr letzter Zweck die Herstellung oder anderweitige Combination jener Verhältnisse, der Friede. Der Krieg ist nun eine Handlung physischer, materieller Gewalt der Völker, der Staaten, der Partheien gegen einander, deren sich der Eine bedient, um den Andern zur Erfüllung seines Willens zu zwingen, und welche der Andere ergreift, um diesen Zwang von sich abzuwehren. Jenes ist der Zweck des Angriffs, dieses der Zweck der Vertheidigung; zweier Momente, die in gleicher Bedeutung durch alle kriegerischen Ereignisse hindurch gehen und die wir mit demselben innern, d. h. abstrakten Werthe in den Heereszügen der Eroberer, eines Alexander, eines Napoleon, wie in dem Detail des kleinsten Vorpostengefechts wiederfinden, obschon sie in jedem einzelnen Falle einen andern äussern, konkreten Werth haben; der beiden Momente, welche im Verlauf unserer Betrachtung stets wiederkehren werden und um welche sich vielfach alle Betrachtungen kriegerischer Ereignisse drehen.

Der Krieg ist das letzte Mittel der Politik; die letzte Entscheidung in den Streitigkeiten der Völker, in den Verwickelungen der Verhältnisse der Staaten zu einander. Dass diese letzte Entscheidung nur eine der physischen Gewalt sein kann, liegt in der Natur der Sache.

Der Staat hat und erkennt keine höhere weltliche Macht über sich; dies ist eben eine Grundbedingung seiner Existenz, mit der er selbst steht und fällt. Jeder Staat, der kleinste wie der grösseste, ist souverain, d. h. er trägt die letzte Entscheidung, die letzte Entschliessung in sich; denn die Verhältnisse der Staaten-Individuen stehen unter keinem Gesetz, unter keinem Recht. Das Völkerrecht bietet zu wenig Mittel, solche Entscheidung auf friedlichem Wege zu fällen.

Völkerrecht und äusseres Staatsrecht besteht wesentlich nur in der Theorie; in der Praxis entwickelt sich beides nur höchst spärlich. So sehen wir vom Völkerrecht nur unter den christlichen Völkern die Anfänge, die einerseits fast nur im Kriege, also während des Aufhebens jedes andern Rechtszustandes, zur Sprache kommen, andererseits aber, viel mehr

als im eigentlichen Recht, nur in der Moral und Sittigung begründet sind. Wir sehen sie z. B. in der Schonung der Gefangenen, in der Schonung des Privateigenthums, in dem Halten der Verträge und Capitulationen. Bei den nicht christlichen Völkern ist hiervon wenig zu finden. Der Gefangene wird Sklave des Siegers; das Eigenthum des Bürgers wird Beute.

Das Alles ist aber immer noch viel mehr ein Belieben der Moral, als ein Rechtsverhältniss, was sich sofort darin zeigt, dass es verschwindet, sobald ein besonderer Hass die streitenden Völker oder Partheien entzündet. Der Hass gewinnt an intensiver Stärke, je näher sich die Streitenden von Hause aus stehen, je mehr die Verhältnisse verwickelt und mit einander verwachsen, oder je verschiedener die Charaktere der Streitenden sind.

Deshalb waren die Bürgerkriege stets blutig, und deshalb gewann der Krieg Napoleons in Spanien, gegen seine Erwartung, die Erbitterung, welche beiden Partheien so grosse Opfer kostete.

Die Politik ist es also, die den Zweck des Krieges, das, weshalb er geführt wird, bestimmt. Dieser Zweck ist keineswegs kontinuirlich derselbe. Er modifizirt sich im Laufe des Krieges selbst nach den Erfolgen der kriegerischen Ereignisse, und während in dem einen Moment die höchsten Forderungen durch ein scheinbares Uebergewicht begründet und leicht erreichbar erscheinen, kann es sich im nächsten Augenblick vielleicht nur noch um die Fristung der Existenz des Staatslebens handeln (1805, 1806). Oder umgekehrt: während in dem ersten Augenblick nur Abwehr des Todesstreichs der Zweck der Schilderhebung ist, schlägt — sei es plötzlich, sei es langsam — die Waage um, und der Angreifende wird zum Besiegten (Carl der Kühne, 1792, 1812, 1859). In dieser Fähigkeit der Veränderung des Kriegszweckes liegt theilweise das grosse Uebergewicht der Feldherren, welche zugleich Herrscher sind, und mit eigener Hand den Krieg, die Mittel, handhaben, um den selbst vorgesetzten Zweck zu erreichen.

Der einfache nächste Zweck des Krieges ist das Niederwerfen, das Zwingen des Feindes, oder das Abwehren dieses Zwanges. Diese einfache Bestimmung müssen wir hier festhalten, welche Variationen auch in den Zweck des Krieges durch die Politik gelegt werden können. Nach dieser Seite hin ist es die Aufgabe der Strategie, den Zweck des Krieges oder der Politik zu erreichen; für den Taktiker ist der Krieg ein Akt der Gewalt, welche nur im Kampfe zur Erscheinung kommt.

Im Kampfe messen sich die geistigen und materiellen Kräfte an einander und durch einander ab, und es liegt daher in dem Kampfe selbst, dass er in Angriff und Vertheidigung zerfällt. — Während nun so jeder Krieg in seiner Totalität ein Vertheidigungskrieg und ein Angriffskrieg zugleich ist, fallen beide Seiten, je nachdem man den einen oder den andern streitenden Theil betrachtet, auseinander. Der Eine führt den Angriff, während der Andere sich vertheidigt. Oft aber wechseln die Rollen ganz oder theilweise, und oft ist es bei grossen Kriegen von Hause aus der Plan, auf dem einen Kriegstheater vertheidigungsweise zu verfahren, während auf dem andern der Angriff geführt wird (1813). Es kann auch der Fall eintreten, in welchem beide Theile angriffsweise verfahren wollen. Entweder wird eine kurze, schnelle Entscheidung erfolgen, oder die Wechselfälle des Krieges werden sehr bald den Einen oder den Andern in die Lage der Vertheidigung versetzen. (In dem Falle, wo beide vertheidigungsweise, abwartend, auftreten, kann es gar nicht zum Kampfe kommen.) Den Angriffskrieg unternimmt der physisch oder moralisch Stärkere; der Theil, welcher über die grössern Streitkräfte zu gebieten hat oder zu gebieten glaubt; oder der, der über das kriegstüchtigere Heer verfügt; oder der, welcher mit seinen Rüstungen zuerst fertig ist; oder endlich der, der ein bestimmtes, positives Ziel fest im Auge hat. Er dringt in das Gebiet des Feindes ein; er sucht die Streitkräfte des Gegners auf; er sucht das Gefecht, den Kampf mit ihnen.

Der Schwächere nimmt dagegen die Form der Vertheidigung für sich, und sucht das gestörte Gleichgewicht der materiellen Kräfte durch Zeitgewinn, durch geschickte Benutzung des Terrains, durch kleine Schläge mit stärkern Theilen seiner Macht gegen geringere der feindlichen Macht, herzustellen.

Dieses Doppelverhältniss findet sich auch im Kampfe wieder. Er ist aber niemals nur ein Kampf; sondern er bildet sich aus vielen einzelnen Kämpfen, die oft dicht neben einander liegen und kurz auf einander folgen; oft aber auch weit auseinander sind in Raum und Zeit.

Diese Kämpfe nun nennen wir im Allgemeinen Gefechte. In dieser Bedeutung umfasst das Gefecht die grösseren Kämpfe ganzer Heere, die wir sonst auch Schlachten nennen; so wie die kleinern Kämpfe, welche durch Theile eines Kriegsheeres geführt werden, und die gemeinhin Gefechte genannt werden. Sie sind also das Mittel für das Niederwerfen des Feindes und die Abwehr desselben. Die Lehre nun über die Anwendung

dieser Mittel zur Erreichung des allgemeinen Zweckes, nennen wir Strategie.

Es ist aber allerdings etwas Anderes, die Gefechte und die Resultate derselben an einander zu reihen, zu combiniren und diese Combination fortzuführen zur Erreichung des letzten Zweckes, des Krieges, und etwas Anderes, die Truppen, die Theile des Heeres, zu einem Gefechte in Bewegung zu setzen, für ein Gefecht aufzustellen, und sie im Gefecht zu führen, zum Gebrauch ihrer Waffen zu leiten. Dies Zweite nun ist die Taktik, die man, wie die Strategie die Lehre von der Kriegführung genannt wird, die Lehre von der Gefechtsführung nennen könnte. Taktik tritt überall ein, wo der Krieg als Bewegung, oder als wirkliche kriegerische Handlung, als Kampf sich zeigt.

Wir sehen also, dass die Kriegskunst in ihrer wesentlichen Bedeutung sich in Strategie und Taktik sondern lässt; in Kriegführung und Gefechtsführung. Beides sind Begriffe, die als solche neu und ein Resultat des vorigen Jahrhunderts sind, während die Worte alt sind und schon von den Griechen gebraucht wurden. (Bei ihnen war ein Taktikos das, was wir einen Exerzirmeister nennen würden, und Strategos zunächst der Anführer einer Phalanx.) Irrig aber ist offenbar der Gegensatz, den man stets zwischen Strategie und Taktik hineingeschoben hat, der durch die Gegensätze von Feldherrn und Truppen, von Anordnung und Ausführung, von höherer und niederer Sphäre entstanden ist, und durch den ein scheinbares Auseinanderfallen beider Seiten der Wissenschaft hervortritt. In der Praxis zeigt sich dies keineswegs; da sind Strategie und Taktik nur zwei verschiedene Seiten der allgemeinen kriegerischen Thätigkeit, die beide an jeder kriegerischen Handlung sich finden und zur Erscheinung kommen, und nur in der Weise auseinander fallen, dass bald die eine, bald die andere mehr und ausschliesslicher hervortritt. Das Strategische des Krieges ist die Combination, der Plan, die Abänderung oder Erneuerung desselben; somit mehr ein Geistiges, Intellektuelles, die Erfindung, Erreichung und weitere Benutzung; während das Taktische die ins Leben tretende Ausführung ist. Es ist daher schief ausgedrückt, wenn man von strategischen Punkten, Linien, strategischen Märschen, strategischen Aufmärschen spricht; es sollen damit nur bezeichnet werden Punkte, Linien von strategischer Wichtigkeit; oder die strategische Seite des Marsches, des Aufmarsches, der Bewegung. In dem Gefecht, welches allerdings vorherrschend taktisch ist, haben wir sogleich auch das strategische Element, die strategische

Seite; so wie wir dasselbe nach seiner Einleitung, seiner Verknüpfung mit den vorhergehenden, gleichzeitigen, oder nachfolgenden Gefechten oder Kriegsbegebenheiten, nach seiner Nothwendigkeit, betrachten. Eben so ist es mit der Strategie, die, wie bemerkt, vorzugsweise eine geistige Thätigkeit ist, zu ihrer Erscheinung in der Wirklichkeit aber unumgänglich der Taktik bedarf. Jeder Marsch, wesentlich strategisch, kann nur taktisch ausgeführt werden. Man hat dies Verhältniss vielfach durchgefühlt, und daher auch die Strategie höhere Taktik, und das, was wir hier Taktik nennen, die niedere Taktik genannt.

Im Wesentlichen ist der Streit über die Definitionen der Begriffe Taktik und Strategie ein unfruchtbarer, wie dies eine kurze Beleuchtung der von zwei berühmten Schriftstellern gegebenen zeigen mag. Clausewitz sagt »Taktik ist die Gefechtslehre, die Lehre vom Schlagen; Strategie die Lehre von der Leitung der Streitkräfte bis zum Eintritt des Gefechts u. s. w.«; Willissen erklärt »dass die Kriegskunst zerfalle in Strategie — die Lehre, welche zeigt, wie das Können in Bezug auf die Eigenschaft der Bedürftigkeit verfahren — und in Taktik — welche entwickelt, wie sich die Kunst in Bezug auf die Schlagfähigkeit verhalten solle«. Beide sind nicht erschöpfend. Bei Clausewitz fällt sogleich auf, dass die Strategie mit dem Eintritt des Gefechts aufhören solle — was unmöglich ist und den Gefechtszweck vollständig verschwinden lässt. Bei Willissen ist die Definition des Taktischen treffender als die des Strategischen; denn die Bedürftigkeit ist jetzt durchaus nicht mehr das einzige Criterium des Strategischen. Im Jahre 1813 nach dem Waffenstillstande war das Verhalten des schlesischen Heeres durchaus nicht durch die Bedürftigkeit, sondern lediglich durch das erschwerte Vorrücken der Hauptarmee über das Erzgebirge und das beabsichtigte Zusammenwirken aller drei verbündeten Armeen in den Ebenen Sachsens bedingt. Weder von einer Einwirkung auf die Verbindungen Napoleons noch von einer Rücksicht auf die eignen, war, vor der Hand, die Rede.

Dies tritt ganz besonders heraus in dem Elbübergang von Wartenburg und dem Marsch hinter die Saale. Blücher giebt seine eigenen Verbindungen rücksichtslos auf, und hat keineswegs die Absicht, die Napoleonischen Verbindungen mit dem Rhein zu bedrohen; er will nur den zögernden Kronprinzen von Schweden auf das linke Elbufer hinüberziehen, und später dort festhalten, damit der grosse Zweck, die Vereinigung aller drei Hauptheere zu einer Entscheidungsschlacht, erreicht werde.

Eben so wenig drehen sich die strategischen Bewegungen Napoleons in dieser Zeit um die eigenen Verbindungen, oder die der feindlichen Heere; er hat lediglich die Absicht, eines der drei Hauptheere mit überlegenen Kräften zu schlagen, während er die beiden andern mit geringeren Kräften beschäftigt, um so das Netz zu sprengen, das sich um ihn zusammenzieht. Ueberall ist es auf Schlagen abgesehen, nicht auf die Erhaltung oder Bedrohung von Verbindungen; nichts desto weniger nennen wir alle diese Bewegungen strategische.

Dasselbe gilt von den Bewegungen des Erzherzogs Carl im Jahre 1796. Er zieht seine beiden Gegner Jourdan und Moreau ins Innere von Deutschland herein; wirft sich dann mittelst einiger schnellen Märsche auf den Ersteren, schlägt ihn bei Amberg, bei Würzburg, und wirft ihn so über den Rhein zurück. Wir nennen dies mit Recht strategische Combinationen; und ähnliche finden sich in allen Kriegen. Die Verbindungen sind wichtig, aber hier sind sie nicht das Criterium.

Am Allgemeinsten und Bequemsten für die Anordnung des Lehrstoffes ist es, die Strategie als Lehre von der Erreichung des Kriegszweckes, die Taktik als die Lehre von der Erreichung des Gefechtszweckes hinzustellen, weil das Uebergreifen der beiden Disciplinen in einander hiermit nicht ausgeschlossen ist und die praktische Natur der Lehre sich hervordrängt; und weil es so unmöglich wie unnütz erscheint, in vollkommen logischer, wissenschaftlicher Weise die Kriegskunst zu entwickeln, wie man etwa die Logik, oder das Recht, oder die Glaubenslehre entwickeln kann. So lange es sich nur um die Diskussion des Werths taktischer Formen handelt, muss man zunächst vom Terrain und allen sonstigen Nebenumständen absehen, und so könnte man das Gebiet der Taktik eng begrenzen. Sie ist aber als solche nicht von praktischem Werth, denn die Formen können nur im Wechsel des Terrains und der Umstände wirksam werden. Abgesehen davon ist endlich die Taktik im weiteren Sinne das Resultat der Erfahrung eben so sehr als der Theorie, bedarf also der Geschichte zu ihrer Illustrirung, und es wird fast kein einziges historisches Beispiel geben, bei welchem nicht die strategischen Elemente, die Herkunft und der Zweck des Gefechts, ein wesentliches, durchgehendes Element der Entscheidung wären, und somit auch nach dieser Seite schon leicht nachzuweisen wäre, dass das Gebiet der Taktik, der Gefechtsführung nicht bestimmt zu begrenzen ist.

Die Kriegführung und die Ansichten darüber haben gleichsam einen Kreislauf gemacht. Alexanders Kriege, die Kriege der Perser, der Römer, der Karthager u. s. w. waren Vernichtungskriege. Die besiegten, niedergeworfenen Völker wurden dem siegreichen Lande einverleibt, oder mindestens Bundesgenossen, wie bei den Römern; sie gingen unter in den Weltreichen und verloren mehr oder weniger ihre Nationalität, selbst ihre Sprache. Carl der Grosse liess niederhauen, was sich nicht taufen liess. Die Kriegeszüge der Hunnen vernichteten alles und liessen nur ausgebrannte Schlacken hinter sich. — Die spätere Zeit des Mittelalters gab den Kriegen mehr den Charakter der Fehden, indem die Kriege sich um partikulare Interessen der Fürsten, der Städte u. s. w. drehten, und so nicht mehr der völligen Besiegung der Vernichtung des Gegners wegen, sondern um ein bestimmtes, oft ganz geringfügiges Interesse ausgefochten wurden. Mit der allgemeinen Ausbildung der Kriegskunst bildete sich gleichzeitig die Befestigungskunst aus, und so drehten sich denn ganze Feldzüge um einzelne Begebenheiten, um partikulare Zwecke, um eine Belagerung, oder den Entsatz einer belagerten Festung. — Zugleich organisirte sich immer mehr und mehr das europäische Staatensystem, in welchem jedes Glied ein von allen anderen anerkanntes ist, dessen Untergang, wenn er auch in dem Interesse des einen Theils liegt, eben so sehr die Interessen aller anderen Theile des grossen Systems verletzt. Wenn auch nicht auf diese Weise ein Schwert das andere ganz in der Scheide hielt, so wehrte es doch den tödtlichen Stoss ab, und liess unter Umständen nur eine grössere oder geringere Verletzung zu. Die Politik, die Staatskunst, wird absolute Herrscherin und die Kriegskunst erscheint nur als ihre Dienerin. Da sehen wir denn Kriege nur an den Grenzen geführt, Schlachten ohne Erfolge, Kriege, deren Ende oft erst nach langer Dauer eintritt, die fast nichts in den ursprünglichen politischen Verhältnissen der Staaten ändern. Der Friede wird selbst nach grossen Niederlagen durch die Abtretung eines fast unbedeutenden Länderbesitzes, einer Provinz, einer Stadt, von dem Besiegten erkauft. — Dies Verhältniss erreicht seinen Culminationspunkt in dem Kriege 1778, dem Feldzuge ohne Schlacht, selbst ohne Gefecht von einiger Bedeutung; der eigentlich nur eine Drohung, eine Demonstration war. Hier aber schlägt die Sache um. Das natürliche Verhältniss des Krieges, eben das im Kampfe und somit Sieg sein Zweck ist, hat sich in das unnatürliche verkehrt, dass man mit dem Kampfe nur droht, während es um denselben von keiner Seite mehr Ernst ist. Der

Kreislauf vollbringt sich, indem sich durch den französischen Revolutionskrieg von neuem der Vernichtungskrieg entwickelt. Hier tritt aber der Unterschied ein, dass der Krieg im Wesentlichen, nicht so wie früher, um materielle Interessen und damit nicht gegen Leib, Leben und Eigenthum Aller geführt wird. Es ist dies die Folge der fortgeschrittenen, im Christenthume begründeten Sittigung. Principien, Gedanken sind es, um deren Willen Tausende verbluten und Reiche stürzen. Aber der Druck, den die Uebermacht des einen Princips hervorbringt, ruft hervor und gebiert zugleich den Widerstand. Die Schmach der Unterwerfung, die tödtliche Verletzung der Nationalität lasten stärker, als Kriegssteuern und Erpressungen; und mit der Zunahme jenes Druckes gewinnt endlich der Widerstand die Kraft, vorherrschend die intellektuelle Kraft, die Last von sich zu werfen und sie endlich zu besiegen.

Wenn nun auch in der neuesten Zeit das Staatensystem Europas eine natürlichere Form gewonnen hat, so ist man doch noch weit davon entfernt, in den politischen Zuständen Bürgschaft für diejenige Stabilität zu entdecken, welche den Krieg als eine der Vergangenheit angehörige Form des Völkerverkehrs anzusehen erlaubt. Vielmehr sind wir alle noch immer in der Lage, täglich Rechte oder rechtliche Ansprüche vertheidigen zu müssen. Es muss daher jeder der grossen Staaten in der Lage sein, sich kräftig selbst schützen zu können; dies bedingt die Selbstständigkeit, die höchste Ehre der Staaten. Das Mittel hierzu ist das Heer, und dies muss deshalb zum Kriege bereit, ausgebildet sein; die Materialien müssen sich vorräthig finden, deren das Heer zum Kriege bedarf.

Die Kriegsbereitschaft des Heeres beruht, abgesehen von den Vorbereitungen des Terrains, der Festungen u. s. w., in seiner Organisation, seinem Ergänzungswesen, Ausrüstungswesen, in seiner Formation und seiner Ausbildung für den Kriegsgebrauch. Die Kriegskunst, und somit die Taktik als wesentlich integrirender Theil derselben, bedürfen dieser Voraussetzungen und finden darin ihr eigentliches Fundament. Das Schaffen, Aufstellen und Ausbilden eines Heeres muss dem Gebrauch desselben vorangehen, und dieser letztere wird vielfach durch die Art und Weise, wie jenes geschieht, modifizirt werden. Diese Seiten müssen wir daher als Voraussetzungen der Taktik selbst in unserer Vorlesung über die Taktik näher betrachten, wobei wir vorzugsweise das vaterländische Heer und seine Einrichtungen zum Grunde legen. Wir werden also zunächst von der Aufbringung der bewaffneten Macht, sodann von ihrer Ausrüstung sprechen.

Kann man nun die Taktik bezeichnen als die Lehre von der Gefechtsführung, wird aber das Gefecht, der Kampf mit Truppen geführt, so leuchtet ein, dass alle diejenigen Vorbereitungen und Einrichtungen der Truppen als Kämpfer, die sich auf das Gefecht beziehen, mit in unsere Betrachtung gehören. Truppen sind geordnete, gegliederte Haufen von Kämpfern, wir werden daher die Art und Weise zu betrachten haben, wie sie dem jedesmaligen Zweck gemäss zu ordnen, zu verwenden sind. Dieses wird die Abschnitte von den Formationen und den Evolutionen geben. Nachdem wir so die verschiedenen Truppenarten, die wir gewöhnlich Waffen nennen, isolirt betrachtet haben, gehen wir über zu ihrer gemeinsamen Verwendung, ihrem gleichzeitigen Gebrauch; wir haben also sodann die gemischten Waffen zu betrachten.

Um uns die Uebersicht der Masse des in der Taktik gegebenen Stoffs zu erleichtern, wenn nicht zu erhalten, abstrahiren wir zunächst bei allen diesen Betrachtungen von dem Terrain, von dem Grund und Boden des Gefechts, von seinem Einfluss auf die Taktik und die taktischen Anordnungen; so dass wir uns hier im ersten Theile vorzugsweise nur mit den taktischen Formen beschäftigen. Erst dem zweiten Theile der Vorlesungen muss es vorbehalten bleiben, die Taktik mit Beziehung auf das Terrain zu betrachten.

Nothwendig ist eine solche Zerreissung des Stoffes nicht; sie ist aber das beste Mittel zur Bewältigung desselben, und wir sehen dasselbe in allen Lehrbüchern angewendet. Die getrennten Theile der Taktik heissen bald: formelle — intellektuelle, niedere — höhere, elementare — angewandte Taktik. Wir wollen bei der sehr bezeichnenden Benennung: »elementare und angewandte Taktik« stehen bleiben.

Obschon in dem zweiten Theile das Gefecht den Hauptgegenstand abgiebt, so dürfen wir doch auch dort die taktische Seite der Momente der Ruhe und Bewegung zu betrachten nicht unterlassen, insofern sie zwischen den Gefechten liegen; dies giebt die Lehre von den Märschen, Stellungen, von den Vorposten u. s. w.

Die Taktik hat in ihrer Entwickelung vielfache Formen zu durchlaufen, und die Geschichte dieser Formen ist der wesentliche Gegenstand der Geschichte der Kriegskunst. Da in unserer Vorlesung häufig historische Momente der Taktik berührt werden, und da es für die Prüfung des Werths taktischer Formen wesentlich nothwendig ist, ihre Entstehung zu kennen, so erscheint ein Blick auf die Geschichte der Taktik hier gerechtfertigt und sogar nothwendig.

Historische Entwickelung des heutigen Zustandes der Taktik.

I. Die Taktik seit der Erfindung des Schiesspulvers bis ins sechszehnte Jahrhundert.

Die Geschichte der Taktik reicht hinauf in das graue Alterthum, denn die Geschichte der Kriegskunst ist so alt wie die Geschichte des Menschengeschlechts; die alte Geschichte ist sogar ausschliesslich fast nur Kriegsgeschichte.

Keine Kunst, keine Wissenschaft, keine Erfindung, überhaupt kein Erzeugniss des menschlichen Geistes steht isolirt da. Selbst wenn dies auf den ersten Anblick so scheinen sollte, so finden sich bei näherer Betrachtung Voraussetzungen und aus diesen Zusammenhänge, oft die engsten, mit den anderen Künsten, Wissenschaften und Produkten des menschlichen Geistes. So hat denn auch der Gang, den die Entwickelung des menschlichen Geistes nach anderen Seiten genommen hat, zu allen Zeiten wesentlich auf die Kriegskunst eingewirkt. Während auf der einen Seite Religion, Sitte, Politik, das Recht, und der Gang, den die Entwickelung der Völker in Bezug auf ihre Staatseinrichtungen genommen haben, auf die Art und Weise der Kriegführung einwirkten, sind es auf der anderen Seite vorzugsweise Physik und Chemie, welche auf die Taktik den bedeutendsten und durchgreifendsten Einfluss ausübten und noch behaupten. — Die Bearbeitung der Metalle, die Construktion der Waffen und Kriegs-Maschinen zeigen dies; und so sind es diese Wissenschaften gewesen, welche das Wesen der Taktik am meisten verändert und auf den Standpunkt gebracht haben, auf welchem wir uns jetzt befinden, und den wir nur in Folge irgend einer neuen Erfindung, eines neuen Fortschrittes verlassen können. Ganz besonders ist es die Erfindung des Schiesspulvers und seine Anwendung zum Kriegsgebrauch, die Erfindung der Feuerwaffen gewesen,

welche eine vollkommene, eine totale Umwandelung der Taktik, ihrer Regeln, ihrer Gesetze hervorbrachte. Die ganze Geschichte der Taktik spaltet sich selbst daher in zwei grosse Massen, zwei Perioden. Was in die Periode vor der Einführung der Feuerwaffen fällt, die Taktik der Griechen und Römer, des Ritterthums, des Mittelalters, hat zwar ein hohes historisches Interesse, und es lässt sich daran die Wahrheit und Unwandelbarkeit vieler taktischen, wie strategischeu Axiome prüfen und darthun; allein von einem praktischen Werth, von einem direkten Einfluss auf die gegenwärtigen Verhältnisse der Taktik kann nicht wohl die Rede sein. Von unserem Standpunkte aus können wir daher diese ganze Periode übergehen.

Keine Erscheinung im Gebiete menschlicher Erfindungen, Einrichtungen ist aber von Hause aus eine vollendete. Sie entsteht in einzelnen, oft unbedeutenden, oft lange Zeit übersehenen und unbeachteten Punkten; gewinnt nur nach und nach, bald schneller, bald langsamer an Kraft; erhält eine breitere Existenz, und tritt dann erst mit dem Bestehenden in Kampf und damit in die Feuerprobe ihres Werths, ihrer Zeitgemässheit. Das Bestehende aber hat ein grosses Gewicht für sich; es ist das Alte, Hergebrachte, Jedem Bekannte, ihm Vertraute, das Bewährte, was so lange vorgehalten. Dieser Kampf des Alten und des Neuen kann oft längere, oft kürzere Zeit dauern. Ist das Neue das wahrhaft Höherstehende, so wird das Alte endlich, der Kampf mag noch so lange dauern, von ihm besiegt und verdrängt. Die neue Form ist aber das Kind der älteren; sie ist aus ihr hervorgegangen; sie kann sich daher nur schwer und langsam ganz von dieser losmachen. Sie hat noch lange gegen die Mängel zu kämpfen, die ihr davon anhängen, und die sie oft sehr schwer, oft nie los wird. Dies ist der allgemein geltende Entwickelungsgang des menschlichen Geistes. In der Geschichte der Kriegskunst ist er sehr deutlich ausgesprochen, und wir können ihn dort bei der oberflächlichsten Betrachtung erkennen.

Auch in der Taktik finden wir diese Erscheinung wieder, und es stellen sich während des grossen Zeitraumes von fünf Jahrhunderten nur sechs bedeutende und wesentlich verschiedene Epochen heraus, in welche man den historischen Stoff gliedern kann.

Wie die Legion, diese gegliederte, gelenkige taktische Form der Römer, 200 Jahre gebrauchte, um sich von der tiefen, geschlossenen Form der Phalanx zu befreien, wie sie weitere 180 Jahre bedurfte, um die ältere Gefechtsform ganz

zu verdrängen, so bedurfte es auch nach der Erfindung des Schiesspulvers noch Jahrhunderte, ehe die neuen Formen sich von denen des Mittelalters losrissen. —

Von den Europäern wurden zuerst die Spanier mit den Feuergeschützen bekannt; später die Italiener, Engländer, Franzosen und Deutschen, so dass erst um das Jahr 1360 das Vorhandensein von Feuergeschützen bei den Kriegsheeren dieser Völker nachweisbar wird. Indessen besass 1372 die Stadt Augsburg bereits 20 metallene Steinbüchsen.

Obwohl die erste Erfindung zunächst nur auf das grobe Geschütz angewendet wurde, so blieb sie doch nicht lange bei den grossen, schweren, aus geschmiedeten Eisenstäben gefertigten, später aus Metall gegossenen Steinbüchsen stehen, sondern ging sehr bald, und zwar mit einem wunderlichen Sprung von den grössten zu den kleinsten Feuerwaffen über. Der Gebrauch dieser unförmlichen Geschütze war im freien Felde unmöglich. Schon 1364 liess die Stadt Perugia 500 Handbüchsen anfertigen, die nur eine Spanne lang waren, aber doch durch jeden Harnisch schossen, und die später zur Erfindung der Pistolen (wahrscheinlich von Pistoja in Toscana) führten. Bald darauf machte man längere, leichte Schiessgewehre, Handbüchsen, Handröhre genannt. 1381 stellte Augsburg bei dem Städtekrieg gegen den Adel bereits 30 solcher Büchsenschützen. Besonders aber wurde diese Erfindung in Italien ausgebildet und verbreitet. Ueberhaupt verallgemeinerte sich der Gebrauch der kleinen Feuergewehre viel schneller, als der der grossen Steinbüchsen, da die Anschaffung weniger kostete, sie einer geringen Ladung bedurften, und doch den Vortheil gewährten, dass kein Harnisch, keine Rüstung ihnen widerstand. Die allgemeine Einführung aber dauerte dennoch sehr lange. Schon 1447 waren die Bürger von Erfurt mit Handbüchsen bewaffnet, welche man Anfangs Bombardellen nannte.

Die ersten Feuergeschütze waren sehr unbehülfliche, schwere, grosse Maschinen, die auf hölzernen Gerüsten lagen, mit grossen Steinkugeln geladen wurden, und deren Bestimmung anfänglich nur die war, Mauern und Befestigungswerke einzustürzen. Um diesen Zweck sicher zu erreichen, mussten daher die Geschütze vor Einführung eiserner Kugeln ein sehr starkes Kaliber und damit eine sehr bedeutende Grösse haben. So liess Augsburg 1378 drei Kanonen giessen, welche Steinkugeln von 127, 60 und 50 Pfund schossen. 1381 hatten die Bürger von Gent eine Steinbüchse, welche mit dem Gestell 50 Fuss lang war; Ludwig XII. liess Geschütze giessen, welche

20 Fuss lange Röhren hatten und 100 Pfund Stein schossen. Zwar gab man bald auf, die Röhre aus eisernen Stäben wie anfangs zu schmieden; man goss sie vielmehr von Metall über einem Korn. Die Laffetten auf Rädern wurden jedoch erst gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts eingeführt, und damit erst die Möglichkeit des Gebrauchs und der Wirksamkeit der Artillerie in Feldschlachten und Gefechten gegeben, während sie bis dahin fast nur zum Angriff und zur Vertheidigung befestigter Städte diente. Die Franzosen waren die ersten, welche auf diese Erleichterung und Verbesserung der Geschütze verfielen. Das Heer Carls VIII., mit dem er 1494 nach Italien zog, hatte 36 von Pferden gezogene Kanonen bei sich. Diese waren so leicht und so gewandt, dass sie den anderen Waffen in allen Bewegungen folgen konnten, was indessen nicht sehr für die Beweglichkeit der anderen Truppen zu sprechen scheint. Die Kanonenröhre waren von Bronze und wurden mit eisernen Kugeln geladen. Die Bedienung war vortrefflich exerzirt und gut eingeschossen; sie nahm schnell Position und feuerte rasch, d. h. für jene Verhältnisse rasch, wo mit losem Pulver geladen wurde und das Richten noch mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die grössten dieser Geschütze hatten 8 Fuss lange Röhre, wogen 6000 Pfund und schossen Kugeln von der Grösse unserer Zwölfpfünder. Diese Artillerie Carls VIII. ist das erste taktisch gebildete Corps von Feldartillerie, welches in der Geschichte auftritt, obschon über seine eigentlich taktischen Verhältnisse, seine Eintheilung, Formation etc. nichts bekannt ist.

Zu bemerken bleibt indessen, dass auch schon früher Artillerie mit ins Feld geführt wurde, ohne jedoch so beweglich, noch so gut bedient und bespannt zu sein. So hatte Carl der Kühne in seinen Kriegen mit den Schweizern 1476 eine zahlreiche Artillerie, während die Schweizer anfangs nicht einmal Handröhre besassen. Diese Handröhre waren zu jener Zeit noch sehr schwer und von grosser Eisenstärke; sie konnten daher nur kurz gemacht werden und hatten deshalb nur eine geringe Schussweite. Sie wurden ihrer Schwere wegen auf einer Gabel abgefeuert, und zwar mit einer Lunte, die man jedoch bald in einen Hahn einschraubte.

150 Jahre waren nöthig, um den Gebrauch der Feuergeschütze allgemeiner zu verbreiten; ein Zeitraum, in welchem jedoch nur wenig oder doch nur wenig Wesentliches zur Vervollkommnung und weiteren Ausbildung der neuen Erfindung geschehen ist, während dieselbe doch, wie die spätere Zeit lehrt, so unendlicher Verbesserungen fähig war und noch ist.

Während die neuere Zeit bemüht gewesen ist, die Zahl der Geschützarten möglichst zu vermindern, war man in den älteren Zeiten bemüht, die Arten nach Möglichkeit zu vervielfältigen. Es mangelte lange an der wissenschaftlichen Behandlung der ballistischen Probleme, an einer genauen Beobachtung der einzelnen Wirkungen von Pulverkraft, Geschoss, Länge des Laufs. So z. B. ist das Pulver noch sehr schlecht; die Körner waren wie eine Bohne gross und mit der Hand gemacht; Frondsberg nennt es »Knollenpulver«. Carl V. ist der erste, welcher wenigstens bestimmte Versuche anstellen lässt; 1521 wird in Brüssel bei Versuchen über die zweckmässigste Länge der Röhre ermittelt, dass über 18 Kaliber Länge keine wesentliche Erweiterung des Schusses mehr stattfindet. Mehr noch thaten die freien Reichsstädte in dieser Beziehung. Die Praxis tappte daher umher und war bemüht, auf empirischem Wege, durch Versuche und Erfahrungen praktischer Natur, das günstigste Verhältniss jener Grössen aufzufinden, indem das Vorhandene nicht genügen konnte. Man kam jedoch bald darauf, die Geschütze nach ihrem Kugelgewicht zu unterscheiden. So finden wir denn Kanonen, die 120 Pfund schiessen und ein Gewicht von 13000 Pfd. haben; Doppelkanonen. Die einfache Kanone wog 4000 Pfd. und schoss 50 Pfd. bei einer Rohrlänge von 8 Fuss; die halbe Kanone hatte eine Rohrlänge von 7—8 Fuss, wog 2500 Pfd. und schoss 20 Pfd. Eisen, während das scharfe Tindlein nur etwa 100 Pfd. wog und ½ Pfd. Blei schoss.

Aehnlich ging es mit dem Handfeuergewehr. Die ersten Gewehre der Art wurden von den Deutschen Handbüchsen oder halbe Haken genannt und schossen 2 Loth Blei. Sie hatten Luntenschlösser, und obschon 1517 in Nürnberg die Radschlösser erfunden wurden, so fanden diese doch bis in das siebzehnte Jahrhundert bei dem Fussvolk wenig Beifall; die Steine wurden leicht stumpf, was dann Ursache des Versagens ward. Die Luntengewehre blieben daher noch lange im Gebrauch, und sind zum Theil erst durch die Feuerschlossgewehre verdrängt worden. Das Radschloss findet sich daher vorzugsweise an den Pistolen und den Gewehren der Reiterei bis zum Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Ausser den Handröhren hatte man Doppelhaken, Streubüchsen und Zielbüchsen. Erstere, 4 Fuss lang, schossen 8 Loth Blei und konnten daher nur auf einem Gerüst mit drei Füssen abgefeuert werden. Die Streubüchsen hatten 1½ Fuss lange Röhre mit 2 Zoll weiten Mündungen und schossen 12 bis 15 Laufkugeln. Die Zielbüchsen endlich waren gezogen; ihre Erfindung scheint um 1498 in Leipzig gemacht zu sein.

Am Allgemeinsten aber verbreitete sich der Gebrauch der Musketen, schwerer Handgewehre, die in der Folge die allgemeine Waffe des Fussvolks wurden. Sie wurden zuerst im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts und namentlich bei der spanischen Infanterie, im Heere des Herzogs Alba, eingeführt, und es ist wahrscheinlich, dass die, seit Erfindung und Anwendung der Handfeuerwaffen immer schwerer und stärker werdenden Brustharnische der schweren Reiter und Pikeniere darauf führten, ein Gewehr zu construiren, dessen Kugel eine grössere Perkussionskraft hatte, um so diese schweren Harnische zu durchbohren. Die Röhre wurden daher länger gemacht und das Gewehr, die Muskete, erhielt eine stärkere Ladung, so dass ihre Kugeln nunmehr jeden Harnisch durchdrangen. Frundsberg sagt von ihnen in Bezug auf die Schlacht von Pavia 1525:

»Die Hispanier hätten nicht gemeine Handrohr wie vor dem Brauch, sondern lange Rohr, die man Haken nennet, und haben in einem Schuss etlich Mann und Pferd erschossen.«

Ihrer Schwere wegen aber konnten auch diese Musketen nur auf einer Gabel, dem Haken, abgefeuert werden, den der Musketier mit sich führte. Diese Musketiere vertheilte man zu 10—15 Mann bei den Compagnien der Pikeniere; die Pike war nämlich immer noch die Hauptwaffe des Fussvolks.

Obschon nun das Feuergewehr allgemein bekannt und vielfach bei allen Heeren eingeführt wurde, so gewann dasselbe doch in dieser Zeit noch keinen wesentlichen Einfluss auf die Taktik und die Kriegskunst überhaupt.

Die Artillerie schoss langsam, brauchte viel Zeit zum Laden, Richten, hatte geringe Schussweiten, was besonders in der mangelhaften Anfertigung des Pulvers lag, und war schwer beweglich, daher eigentlich nur zur Defensive verwendbar und konnte raschen Angriffen wenig entgegensetzen. Aehnliches gilt von den Handröhren, obgleich diese Erfindung an die Stelle der Waffe treten musste, welche bis in die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts diejenige des zerstreuten Gefechts war, nämlich der Armbrust. Wir wissen, wie das Mittelalter die Kunst der Bogenschützen ehrte, wie die Kriegsherren sich solche aus fernen Ländern in Sold nahmen oder im eignen Lande einen Stamm fertiger Besitzer dieser Waffe zu bilden suchten. Die Städte pflegten diese Geschicklichkeit mit allen Kräften; der Rang des Schützen war nächst dem Ritter ein ehrenvoller; nichtsdestoweniger verschwand diese wahre leichte Infanterie in dem Maasse, als es gelang, in den Landsknechten, den compagnies d'armes oder den Schweizern eine mit Piken

bewaffnete schwere Infanterie zu erschaffen. Merdwürdigerweise behielten die Franzosen am längsten die Bogenschützen — 1520 etwa — während die Spanier und Deutschen diese Waffe schon lange aufgegeben haben, ohne sie, in gleicher Zahl, durch Musketiere zu ersetzen. Die Musketiere sind anfangs nur wenig zahlreich. Die Waffe ist noch lange unbehülflich, das Laden ist eine langsame Arbeit (Wallhausen giebt 91 Tempos an in seinem Buche von der Kriegskunst) und das Treffen bei dem Luntenschloss ein Kunststück. Neben der neuen Erfindung bleibt daher die ältere Bewaffnungsart in voller Geltung, und wenn auch auf den blutigen Feldern von Pavia und Marignano die ritterliche Fechtweise des Mittelalters ihr Ende erreicht, so finden wir doch neben den Haufen der Landsknechte und Schweizer bis zum sechszehnten Jahrhundert die Reiterei — schwere bewaffnete, gepanzerte Reiter — als die Hauptwaffe. In der aristokratischen Stellung der Waffen war durch die spanischen Schützen nichts geändert; der Halt der Heere ruhte auf den Reitern, wenn auch einzelne Feldherren der Zeit, wie Pescara, Carl von Bourbon, schon die Entscheidungen durch das Fussvolk versuchen, und zwar sowohl durch die Masse desselben, wie durch die Anwendung der zerstreuten Fechter. Das eigentliche Fussvolk ficht und zieht in dichten tiefen Haufen, bewaffnet mit Brustharnisch, Pickelhaube und Pike; nur die Armbrust und der Bogen werden zunächst durch die Hakenschützen und Musketiere verdrängt. Das Feuergewehr erscheint so zuert als die Waffe für die zerstreuten Fechter.

Die einzigen Veränderungen, die die Feuerwaffen im Laufe der beiden ersten Jahrhunderte hervorriefen, waren die Verstärkung der Schutzwaffen und die Eröffnung des Gefechts aus einer grösseren Entfernung, so dass auch die Aufmärsche zum Gefecht in grösserer Entfernung vom Feinde gemacht werden mussten.

II. Die Taktik seit den niederländisch-spanischen Kriegen.

Erst mit dem sechszehnten Jahrhundert und im Verlauf desselben tritt der Einfluss der neuen Bewaffnungsart mehr, wenn auch immer noch nicht das Alte besiegend, hervor. Es ist dies die Zeit der Superiorität der Spanier, welche nicht nur auf fast allen Kriegsschauplätzen Europas auftreten und über-

all für die Anderen die Lehrmeister sind, sondern auch den Continent von Amerika der Krone Spanien erobern und sich dort den stolzen Namen der Conquistadoren erringen. Zu diesem Rang schwingen sie sich nicht allein durch die intelligentere Benutzung der Feuerwaffen, sondern auch, und fast noch mehr durch die Schöpfung der eigentlichen militairischen Disciplin auf; den ersterbenden Geist des Mittelalters in den zunftmässig zusammenhaltenden Kriegsvölkern Europas ersetzen sie durch den römischen Kitt der schulmässigen Zucht.

Ihnen gegenüber zwingt die Noth der Selbsterhaltung auch germanische Völker zu einem ähnlichen Wechsel. Moritz von Oranien, an der Spitze der holländischen Truppen, ist es hier, welcher in schöpferischer Weise diese für den Krieg sonst wenig geeigneten Naturen einschult, um den Kampf für die politische Unabhängigkeit bestehen zu können. Für ein Jahrhundert haben so Holländer und Spanier dem gesammten Europa das Vorbild für kriegerische Thätigkeit gegeben.

Der Gebrauch der Feuerwaffen ist das Hauptziel aller Organisatoren. Obschon sie während dieser Zeit in taktischer Beziehung geringe, man kann sagen, fast gar keine Fortschritte machten, so bildeten sich dieselben doch in dieser Zeit und besonders in den Kriegen der Niederländer und Spanier von 1568—1609 technisch aus. Es sind besonders zwei Erfindungen, welche dieser Waffe und ihrer Wirkung auf geringeren Schussweiten, sowie in Bezug auf die Schnelligkeit des Feuers eine grosse Ueberlegenheit geben, und die in dieser Zeit gemacht wurden. Dies ist die Erfindung der Kartätschen, die 1602 zuerst gebraucht werden, und die der Cartouchen. Auch die Erfindung, Granaten aus Feldgeschützen zu werfen, fällt in diese Zeit. Durch diese kleinen Verbesserungen ward es aber doch möglich, in der Zusammensetzung der Heere einen entscheidenden Umschwung herbeizuführen. Diese Epoche ist im Ganzen als diejenige zu bezeichnen, in welcher die Heere den Kern ihrer Kraft in Schöpfung einer guten Infanterie suchten. Diese Waffe tritt fortan in den Rang ein, welchen früher die Reiterei hatte, um denselben bis zum heutigen Tage zu behaupten. Es ist daher die Epoche, welche die Ritterzeit von der neuen Zeit scharf abschliesst. Der Grund dieser Erscheinung liegt mehr als in allem Andern in dem Auftreten der Spanier auf allen Schlachtfeldern. Die armen spanischen Edelleute, welche, vom Glauben und Ruhmsucht getrieben, in die Infanterie traten und nicht verschmähten, als gemeine Soldaten eine

harte Schule zu machen, sind so die Werkzeuge zur Veredlung des Fussvolks geworden.

Zugleich ändert sich während dieser Epoche die Formation der Infanterie. Es wurden der Unterabtheilungen mehr und diese dafür schwächer an Mannschaft. Während bis dahin die Fähnlein in der Regel 4—500 Mann stark waren (also schwache Bataillone neuer Zeit), werden sie von jetzt an nur 150—200 Mann stark gemacht; ein Verhältniss, welches sich bis jetzt erhalten hat und daher in der Natur der Sache begründet zu sein scheint.

Zehn solcher Fähnlein, Compagnien, bildeten gewöhnlich ein Regiment. Das Heer des Prinzen Alexander von Parma, im Jahre 1582, war 56,500 Mann stark und bestand aus 304 Compagnien, die also im Durchschnitt 186 Mann gezählt haben.

Die Infanterie führte zweierlei Waffen, die Muskete und den Spiess. Beide Waffen blieben in der engsten Verbindung, so dass eine Compagnie aus Musketieren und Pikenieren bestand — oder, wie bei den deutschen Truppen es hiess, aus Schützen und Spiessen.

Anfangs waren die Spiesse vorherrschend; dann beide Waffen zu gleichen Theilen; nach und nach vermehrt sich die Zahl der Feuergewehre. In dieser Beziehung ist es Moritz von Oranien, welcher zuerst Feuergewehre in das vorderste Glied stellt, während man sie vorher auf den Flügeln der Schlachthaufen vertheilte. Die Compagnien erhalten je nach dem Vorherrschen der einen Waffe, die Namen Musketier- oder Pikeniercompagnien; jene bestanden dann in der Regel aus 100 bis 150 Schützen und 50 bis 100 Spiessen; diese aus 100 Spiessen und bis zu 100 Schützen.

Die Pikeniere behielten noch längere Zeit und bis in das siebzehnte Jahrhundert den Brustharnisch, die eisernen Handschuh und Pickelhauben bei, was aus der Art ihrer Verwendung, ihres Gefechts hervorging. Die Musketiere dagegen legten bald alle Schutzwaffen ab, so dass sie um 1598 nur noch Sturmhüte mit eisernen Kreuzen trugen.

Eine ganz neue Schöpfung dieser Zeit ist aber das eigentliche Exerziren, eine bis dahin den neuen Heeren völlig unbekannte Sache.

Wir finden allerdings schon bei den Römern das Exerziren, das Ueben der Truppen im Ganzen und in ihren einzelnen Gliedern. In der späteren Zeit bei den germanischen Völkern, und im Mittelalter war aber der Kriegsdienst, das Waffenhandwerk, die Beschäftigung und Pflicht jedes wehr-

haften Mannes. Es verschwanden jene Arten von Uebungen; man betrieb sie nur mit den Knappen oder für Turniere.

Mit dem Auftreten der Söldnerheere trat aber das Verhältniss ein, dass jeder Angeworbene durch sich selbst bewaffnet, ausgerüstet und im Gebrauch der Waffen unterrichtet, eintreten musste. Fehlte ihm der Unterricht, so musste er bei seinen Gefährten ihn suchen; der Kriegsherr nahm ihn nicht anders an, als vollständig ausgebildet.

Der blutige, 41 Jahre dauernde niederländische Krieg, der während dieser Zeit auf einem Herde brannte, verzehrte bald die ausgebildeten Soldaten; man musste zufrieden sein, immer noch Menschen zu finden, um die Compagnien vollzählig zu machen, abgesehen davon, ob sie ausgebildet waren oder nicht.

So entstand das Bedürfniss, die Soldaten abzurichten, und zwar durch die Offiziere, die Führer ausbilden, exerziren zu lassen.

Hierzu war eine gleichförmige Weise nothwendig, und wir verdanken dieser Nothwendigkeit und dem Genie des Prinzen Moritz von Oranien das erste Exerzir-Reglement (von ihm Compendium genannt, zunächst aber nur für die Pikeniere, nicht die Musketiere), womit denn auch zuerst der Gleichschritt bei der Infanterie eingeführt ward.

Einen ganz besonderen Einfluss hatte jedoch der niederländische Krieg auf die Bewaffnung der Reiterei. Die Niederländer waren nämlich ausser Stande, Lanzenreiter in vollem Harnisch, wie sie bis dahin gebräuchlich waren, in hinreichender Zahl zu stellen. Sie suchten daher Reiter zu werben und, obschon diese Werbungen in Deutschland sehr ergiebig ausfielen, so hatten diese geworbenen Reiter doch weder volle Rüstungen, noch Streitrosse, noch waren sie im Gebrauch der Lanze, des Streitkolbens und des Ritterschwerts geübt. Man bewaffnete sie daher mit Degen und Pistolen, und sie führten den Namen deutsche Reiter, unter welchem sie jetzt überall vorkommen. Die Franzosen nannten sie *Reitres*. — In diese Zeit fällt auch die Erfindung der Dragoner, einer reitenden Infanterie. Der Zufall führte zuerst darauf, Infanterie beritten zu machen, um sie schneller von einem Orte zum andern zu bringen und den Bewegungen der Reiter folgen zu können. Bald traten die Vortheile hervor; besonders bei der damaligen Kriegführung in kleinen Heeren, deren Zwecke oft nur Expeditionen gegen einzelne Orte, feindliche Quartiere etc. waren, und da sie dabei zugleich oft in die Lage kamen, als Kavallerie zu fechten, so gab man ihnen eine für beide Zwecke, Fuss-

Biblioteka Naukowa ASG

und Reitergefecht, bestimmte Ausrüstung und Bewaffnung: Musketen mit Luntenschloss, Seitengewehr, auch wohl Spiess, jedoch keine Schutzwaffen, keine schweren Reiterstiefel. Unter dem Namen Dragoner kommen sie zuerst in Frankreich unter Heinrich IV. um das Jahr 1570 vor. Er führt Büchsenschützen, zu 25, zuerst in seine Eskadrons ein (bei Coutras, als *arquebusiers de l'estrier*). Bekanntlich hat in einer späteren Zeit diese Waffe die eine Seite ihrer Bestimmung, als berittene Infanterie zu dienen, ganz aufgegeben; allein der Name hat sich erhalten, und in neuester Zeit versuchte man wieder dahin zurückzukehren, sie mehr für das Schussgefecht auszubilden. Besonders sahen wir in der grossartigen Schöpfung des russischen Dragonerkorps sie wieder aufleben, allerdings aber ist das Reiterelement derselben allein lebensfähig geblieben.

Eine weitere Veränderung war die Abschaffung der Lanzen bei der Kavallerie, welche ebenfalls von Moritz von Oranien ausging. Mangel an tauglichen Pferden, an geübten Leuten, da nur der Adel in dem Gebrauch der Lanze geübt war, führten dahin. 1596 im Treffen bei Tournhout war die ganze niederländische Reiterei ohne Lanzen; es waren Kürassiere mit Helm, Ring- und Halskragen, Brust- und Rückenstück, Armschienen und eisernen Handschuhen, langen Pistolen und dem Reiterschwert. Diese Kürassiere zeigten sich bald den spanischen schwachen Lanzenreitern überlegen, indem sie deren Pferde niederschossen, ehe diese wirklich einbrechen konnten. Die Franzosen und die Deutschen folgten den Niederländern bald nach; nur die Spanier behielten die Lanze noch längere Zeit. Endlich aber verschwindet sie auch hier, und so wird diese Waffe der Reiterei, — die ihr Jahrtausende gedient, die eben so lange für die erste und vorzüglichste Waffe derselben gehalten worden, — die erste, welche vor der Gewalt der neueren Waffe, dem Feuergewehr, verschwindet. Bei der Infanterie bleibt sie noch längere Zeit im Gebrauch. Bei der Kavallerie erscheint sie beinahe 200 Jahre später wieder; aber nicht als Waffe der schwergerüsteten, zum Einbruch und Durchbruch der feindlichen Massen bestimmten Reiterei, sondern als die Waffe der leichten Reiterei, und zwar erscheint sie in den deutschen Heeren wieder, als diese mit den Russen in Berührung kommen.

Gleichzeitig mit der Bewaffnung gingen aber auch in der Formation und Ausbildung der Reiterei grosse Veränderungen vor. Alba und Moritz von Oranien sind es, denen wir auch diese zu verdanken haben. Alba formirte die leichte Reiterei in geschlossenen Schwadronen und brachte diese Truppe, die

bis dahin nur zum Plänkern und Einzelgefecht zu brauchen war, dahin, geschlossen in Schwadronen, wie vordem die Gensdarmen, zu chokiren. Vorzüglich aber war es Moritz, der die Reiterei ausbildete. Er brachte sie erst dahin, im Treffen Evolutionen, Schwenkungen mit Schwadronen und kleinen Abtheilungen auszuführen; in den Gliedern und Rotten geschlossen zu bleiben, sowohl bei den Abmärschen, als beim Choc. Dennoch blieb die Stellung der Reiterei immer noch unnöthigerweise tief, und zwar in der Regel in 5 Gliedern.

Wichtig ist in der Anordnung der Streitmassen zur Schlacht in jener Zeit vor Allem die Absicht, die schwerfälligen gevierten Haufen zu vermeiden und statt ihrer kleinere, gefügigere Bataillone zu bilden. Demgemäss ist Moritz von Oranien als der Erste anzusehen, welcher die Aufstellung im Sinne der Tiefe gliedert, d. h. so, dass er eine Normalschlachtordnung vorschreibt, welche das Heer in Vorhut, mittlerer Zug, und Nachzug — und jede der 3 Abtheilungen wieder in sich nach 3 Treffen zerlegt. Ein ähnliches Bestreben findet sich bei den Kaiserlichen, oder Spaniern, welche zu dem Ende die Brigade einführen, welche in 4 Bataillonen sich ebenfalls in 3 Treffen formiren kann. Bei letzteren ist jedoch nicht so vollständig mit der alten Form der grossen Haufen gebrochen, da die Brigade sich in einem solchen soll zusammensetzen können.

Die Infanterie formirte sich in der Regel in Haufen von 8—10 Mann Tiefe; die Pikeniere geschlossen, — die Musketiere mit 3 Fuss Distance zwischen Gliedern und Rotten.

Die Musketiere waren mindestens in 5 Gliedern, da so viel nöthig waren, das Feuer zu unterhalten; denn das Glied, welches abgefeuert hatte, ging zurück, um zu laden.

In der Schlachtordnung nahm von jetzt an meistentheils die Infanterie die Mitte ein, während die Kavallerie auf die Flügel gestellt wurde. Doch finden sich auch Ausnahmen. Die Infanterie wurde dann gewöhnlich in grossen, 4—5000 Mann starken Bataillonen aufgestellt, bei denen dann die Musketiere vorgeschoben und auf die Flügel gestellt waren. Die Artillerie befand sich gewöhnlich vor der Infanterie aufgefahren.

Die eigentliche Kriegskunst, die Strategie sowohl, als die Taktik in Bezug auf die Bewegung der Heere und auf das Gefecht im Grossen, hat in diesen lange dauernden, blutigen Kämpfen wenig oder nichts gewonnen. Ein Fortschritt nach dieser Seite ist nirgend zu erkennen. Die Lokalverhältnisse und die politischen Umstände brachten dies hervor; es sind

immer nur einzelne Kriegszüge, die sich gewöhnlich um die Belagerung, die Einnahme irgend einer befestigten Stadt, um den Ueberfall eines Quartiers des Feindes drehen. Einige Male füllt eine Belagerung, wie z. B. die von Antwerpen, einen ganzen Feldzug aus. Dazu kommt, dass die Heere beider Theile in der Regel wenig zahlreich sind. Ist dies in einzelnen Fällen auch nicht, so zersplittern sie sich doch sofort in mehrfache Unternehmungen und sinken hierdurch, so wie durch den Mangel an Disciplin, bald wieder auf eine Zahl herab, die sie für grosse umfassende Unternehmungen unfähig machten.

Die kriegerischen Glanzpunkte in dieser ganzen Zeit sind immer Belagerungen, Seeschlachten und Ueberfälle; demnächst einige Treffen, die aber nur Interesse haben würden, wenn wir ganz genau den taktischen Hergang wüssten, was jedoch keineswegs der Fall ist. Man sieht, dass die Kräfte sich nicht so sehr auf offenem Felde als beim Angriff oder Vertheidigung örtlicher Gegenstände maassen, dass also das taktische Element unselbstständig, roh erscheint.

III. Entwickelung der Taktik im dreissigjährigen Kriege. Gustav Adolf und seine Zeit.

Dieser Krieg, reich an Thaten, wie an hochbegabten Individuen, ist von dem höchsten Einfluss sowohl auf die Bewaffnung, Formation und Taktik der Truppen, als auch auf die höhere Krieg- und Gefechtsführung gewesen. Diese gewinnt von nun an einen wissenschaftlicheren Charakter.

Es scheint nicht ohne Bedeutung zu sein, dass in der vorigen Periode, wie in der des dreissigjährigen Krieges, die wahren Schöpfer des Fortschritts auch zugleich die Führer des Protestantismus in seinem Kampfe um Unabhängigkeit waren. Moritz von Oranien und Gustav Adolf begründeten sicherlich den kühnen Sprung von der tiefen zur entwickelten Aufstellung der Infanterie, zur Brigade, nicht ohne in neuen moralischen Elementen ein Fundament zu erblicken, wenn dieses auch im Laufe des Krieges von den Schlingpflanzen allgemeiner Zerrüttung verdeckt ward. Das spricht sich deutlich in den Kriegsartikeln Gustav Adolfs aus, welche eine festere Mannszucht, ein sittlicheres Leben der Truppen bezweckten, während seine Gegner diese Seite wenig berücksichtigten.

Vorzugsweise sind es aber die schwedischen Heerführer, denen die Ehre dieser Fortschritte bleibt: Gustav Adolf,

Torstenson, Herzog Bernhard, Bannier, und Andere. Ihrem schöpferischen Geiste hatten sie hauptsächlich die glücklichen Erfolge zu verdanken, welche sie beinahe stets gegen die weit zahlreicheren, ihren Hülfsquellen näheren feindlichen Heere erlangten. Es ist an ihnen zu rühmen die Elasticität, mit der sie die Mittel und Formen, welche ihnen zu Gebote standen, den Verhältnissen in mannigfachster Weise anpassten; die geistige Freiheit, in welcher sie sich dabei bewegen, sowohl in taktischer, als strategischer und organisatorischer Hinsicht.

Beim Beginn des dreissigjährigen Krieges bestanden alle Heere, dem Fussvolk nach, noch aus Muketieren und Pikenieren (Spiessen), und zwar in dem Verhältniss von ein Drittel zu zwei Dritteln und bald von 1 zu 1, indem die letzteren, der theuren Rüstung wegen, selten vollzählig zu erhalten waren. Die Kaiserlichen Heere bestanden aus Regimentern von circa 3000 Mann in 10 Compagnien, halb Pikeniere, halb Musketiere. Gustav Adolf setzte seine Regimenter auf 8 Compagnien, deren jede aus 12 Unteroffizieren, 18 Gefreiten (Rottenmeistern) und 144 Gemeinen bestand; zwei Drittel Musketiere und ein Drittel Pikeniere.

Die Aufbringung der Heere geschah auf sehr verschiedene Weise. Die Kaiser liessen werben; der General musste dabei zugleich ein Kapitalist sein, wie Wallenstein. Auch Frankreich liess werben, aber zugleich ist Richelieu der Erste, der 1638 eine Aushebung anordnen lässt. Die schwedischen National-Regimenter, zuerst gleichförmig gekleidet, wurden stets durch Rekruten vom Lande vollzählig erhalten, und niemals Ausländer in dieselben eingestellt, was unstreitig auf den Geist derselben von den vorzüglichsten Folgen war. Ausserdem aber waren seine 20 Infanterie- und 8 Kavallerie-Regimenter nach den Provinzen getrennt, und jedes wurde aus einem besonderen Distrikt rekrutirt. Die schwedischen Regimenter bildeten so den eigentlichen Kern des Heeres Gustav Adolfs; indessen hatte er auch eine grosse Anzahl geworbener Truppen im Sold, z. B. 4 schottische Regimenter, auf welche er die strenge Disciplin und Dienstordnung übertrug. Er schuf in dieser Beziehung ein Heer, wie es bisher noch nicht vorgekommen.

a) Die Infanterie.

Die Muskete hatte, wie schon bemerkt, mit dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts den Haken verdrängt; jetzt verdrängte sie auch die Pike, wenn auch nicht ganz, doch so, dass sie die vorherrschende Waffe ward. Schon 1630 errichtete

Gustav Adolf Musketier-Regimenter, die gar keinen Pikenier mehr enthielten. Die 18 Fuss langen Piken aber, wo er sie noch beibehielt, liess er verkürzen und gab den Pikenieren 11 Fuss lange Partisanen, deren 2 Fuss langes Eisen unten $4\frac{1}{2}$ Zoll breit und zweischneidig war. Die Musketen aber hatte er bereits 1626 so viel leichter gemacht, dass die Gabeln zum Abfeuern unnöthig wurden und abgeschafft werden konnten. Diese Musketen aber hatten immer noch das unbequeme Luntenschloss, und das Radschloss fand, theils wohl wegen der complizirten Construktion, theils wegen des Mangels guter Steine, wenig Eingang. In der That hat es auch nur geringe Vorzüge vor dem Luntenschloss, da bei beiden die Zündung offen liegt. Gustav Adolph gab zwar einigen Truppen Musketen mit Radschlössern; allein diese Veränderung war nicht durchgreifend. Wichtiger und erfolgreicher war dagegen die Einführung der papiernen Patronen, die in eigenen Taschen mitgeführt wurden, wodurch das Laden sehr erleichtert ward. Erst 1644 nahmen die Franzosen diese Erfindung an. Jeder schwedische Musketier erhielt 1 Pfund Pulver, 6 Ellen Lunte und 30 Patronen. In Frankreich war es übrigens, dass in dieser Zeit das Bajonett und das Steinschloss, erfunden wurde. 1640 ist das letztere schon bei einzelnen Regimentern eingeführt, und die damit versehenen Truppen werden Füsiliere genannt. Das Bajonett wurde mit einem hölzernen Stiel auf das Gewehr gesteckt. Man nahm dabei als Regel, dass bei Tage das Luntenschloss, bei Nacht das Steinschloss gebraucht werde. Beide Erfindungen gaben der Pike den letzten Stoss. — Endlich finden wir auch im dreissigjährigen Kriege zuerst Jäger-Compagnien, aber nicht bei den schwedischen Truppen, sondern bei den Hessen, wo Landgraf Wilhelm 1631 drei Compagnien formirte, und in Baiern, wo 1645 bereits 3 Regimenter Jäger bestanden, die vorzüglich zum Vorpostendienst und zum kleinen Kriege gebraucht wurden.

Bei alle dem war aber die Muskete immer noch eine unbehülfliche Waffe, deren Handhabung eine Menge von Griffen und so viel Zeit kostete, dass der Musketier lange Zeit widerstandslos war, wenn er abgefeuert hatte. Es wird erzählt, dass 1636 im Gefecht von Winzingen, welches von Mittag bis Abend dauerte, der langsamste Musketier siebenmal gefeuert habe, weil die Truppen dreimal zum Treffen kamen. Dennoch war die Muskete wirksamer als die Pike!

Der grösste Fortschritt, den die Taktik der Infanterie Gustav Adolfs machte, war indessen des Aufgeben der nutzlosen tiefen Stellung. Gustav Adolf nämlich erkannte klar die

Nachtheile dieser Stellung, die einerseits die Verluste durch das Geschützfeuer verdoppelte, andererseits aber verhinderte, die Kräfte der Truppen zu entwickeln. Er war es, der daher zuerst die Infanterie nur 6 Mann tief stellte, und die Musketiere die Glieder zum Feuern doubliren liess, so dass sie also dann in 3 Gliedern stand und feuern konnte, ohne dass die vordern Glieder sich zurückzogen. Es standen im ersten Gliede Pikeniere, mit 3 Fuss Zwischenraum. Im zweiten Gliede standen Musketiere, im dritten wieder Pikeniere, und so fort; so dass die Musketiere sich bequem in den von den Pikenieren gelassenen Räumen bewegen konnten. Das erste Glied schoss knieend, das zweite und dritte gleichzeitig stehend, pelotonweise oder gliederweise. Die Pikeniere blieben 6 Mann tief, da es hier auf den Nachdruck der Masse ankam. Wie langsam aber solche neue Einrichtungen angenommen werden, sieht man daraus, dass, nachdem Gustav Adolf 1631 diese eingeführt hatte, 30 Jahre verliefen, ehe diese Stellungsart allgemein wurde.

Das Pelotonfeuer, welches späterhin besonders bei der preussischen Infanterie ausgebildet ward, wurde zuerst von den Schweden in der Schlacht von Leipzig 1631 angewendet. Indessen dauerte es sehr lange, ehe diese neue Einrichtung allgemein wurde.

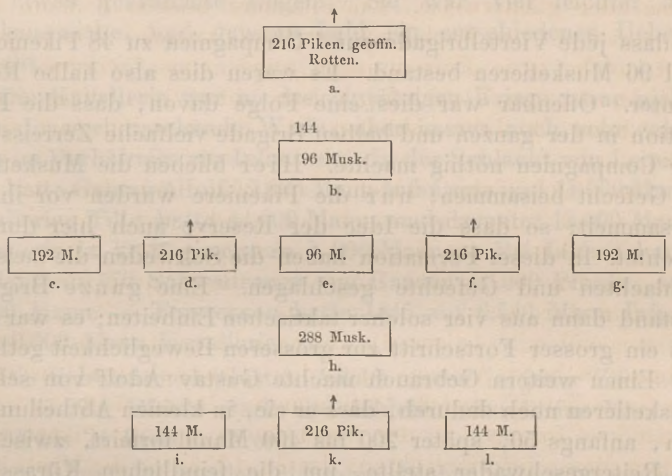
Gegenüber der schwedischen Ordonnanz oder Schlachtordnung steht im Anfange noch die spanisch-wallonische der Kaiserlichen, welche die Infanterie meist noch in tiefen Bataillonen formirt. In der Regel findet man die Pikeniere in dichter Masse im Viereck, auf dessen 4 Flügeln die Musketiere vertheilt sind. So war die Infanterie Wallensteins noch in der Schlacht von Lützen in Haufen formirt, die Quadrate bildeten, die Musketiere auf den Ecken. Oder sie stand compagnieweise, so das Pikeniere und Musketiere mit einander abwechselten. Auf diese Art hatten die Schweden auch ihre Gefechte in den Feldzügen mit den Polen, und anfangs in Deutschland, geschlagen. Jeder grössere Haufen dieser Art hiess Battaglia, Bataillon, ein Name, der von dieser Zeit an beibehalten ist. Bei den Deutschen und Spaniern waren diese Bataillone oft sehr stark. So bei Leipzig Tilly's Infanterie: im ersten Treffen 8000 Mann in 4 Bataillonen, im zweiten Treffen 10,000 Mann in 6 Bataillonen. Bei den Franzosen sind sie jedoch bedeutend schwächer und selten über 500—600 Mann stark. Waren die französischen Regimenter stärker, so bildeten sie 2 Bataillone. Allerdings sehen wir Wallenstein auch mitunter die spanische Brigade in seinen Schlachten anwenden,

wie z. B. bei Lützen, wo er eine solche im Centrum seiner Aufstellung hat.

Dieser, nach innen sehr unbeholfenen, unbeweglichen und ungelenkigen Masse gegenüber, führte nun Gustav Adolf eine neue Aufstellung der Infanterie ein, indem er 1631 aus 2 Regimentern eine Brigade bildete, und den Brigaden eine feststehende Normal-Gefechtsstellung gab.

Zwei vollständige Infanterie-Regimenter hatten damals im schwedischen Heere eine Stärke von 2016 Mann, nämlich 864 Pikeniere und 1152 Musketiere, während die Compagnie 54 Pikeniere und 72 Musketiere zählte.

Er stellte sie nun so:



Vorherrschend ist hier die Vermischung beider Waffen, ihre gegenseitige Unterstützung und die Gliederung in mehrere Treffen, so dass jede solche Brigade eine starke Reserve in sich hatte.

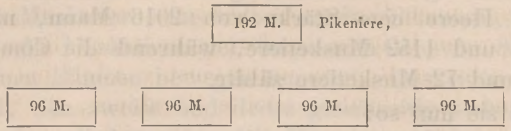
Man sieht jedoch, dass vor dem Treffen die organisatorischen Verbände der Compagnien aufhörten, und neue taktische Formen eintraten; eine sehr künstliche Formation. Zur eigentlichen praktischen Anwendung derselben im Grossen kam es jedoch nicht.

Im Verlaufe des Krieges ändern sich bei beiden Partheien die Ordonanzen. Wallenstein geht zur Brigadeaufstellung über und verlässt die tiefen Bataillone; die Schweden ihrerseits modifiziren ihre Aufstellung in Folge der Erfahrungen, welche sie an der künstlichen frühern Formation gemacht haben.

Die Verluste, welche die schwedischen Regimenter erlitten hatten, und welche schwer und spät zu ersetzen waren, so

wie die Rücksicht, dass so sehr viel Feuergewehr dem Gefecht entzogen ward, führte auf die zweite Formation, die Halbbrigade, bei welcher die Abtheilungen *h, i, k, l* fortblieben. In dieser Formation fochten die Schweden 1631 bei Leipzig; die Halbbrigaden waren ungefähr 1500 Mann stark.

Ausserdem aber hatte man noch die Viertelbrigaden, und zwar in dieser Form:



so dass jede Viertelbrigade aus 4 Compagnien zu 48 Pikenieren und 96 Musketieren bestand. Es waren dies also halbe Regimenter. Offenbar war dies eine Folge davon, dass die Formation in der ganzen und halben Brigade vielfache Zerreissung der Compagnien nöthig machte. Hier blieben die Musketiere im Gefecht beisammen; nur die Pikeniere wurden vor ihnen versammelt; so dass die Idee der Reserve auch hier durchleuchtet. In dieser Formation haben die Schweden die meisten Schlachten und Gefechte geschlagen. Eine ganze Brigade bestand dann aus vier solcher taktischen Einheiten; es war damit ein grosser Fortschritt zur grösseren Beweglichkeit gethan.

Einen weitern Gebrauch machte Gustav Adolf von seinen Musketieren noch dadurch, dass er sie, in kleinen Abtheilungen von, anfangs 50, später 200 bis 400 Mann formirt, zwischen die Reitergeschwader stellte, um die feindlichen Kürassiere niederzuschiessen und in Unordnung zu bringen, ehe sie zum Choc kamen. Die Schweden behielten dies auch nach seinem Tode bei, Wallenstein und Turenne ahmten es nach.

Besonders wichtige Dienste mussten von commandirten, aus den Compagnien ausgewählten Leuten geleistet werden.

b) Die Reiterei.

Die Reiterei war beim Beginn dieser Periode meist noch in tiefen Haufen geordnet; wo man wagte, hiervon abzugehen, hatte man sie immer noch 5 bis 8 Mann tief gestellt. Gustav Adolf machte auch hier einen grossen Fortschritt, indem er festsetzte, dass sie immer nur in drei Gliedern stehen sollte. Dies ist die Formation, die man noch über 100 Jahre nach ihm beibehalten hat. Zugleich bestimmte er, dass sie sich nicht

mit Schiessen aufhalten, sondern mit dem Degen in der Faust einbrechen solle; während bei allen andern Heeren die Pistole die Hauptwaffe der Reiterei war. Die Panzer hatte Gustav Adolf bei der Reiterei ganz abgeschafft, und diejenige Reiterei, welche er aus Schweden mit nach Deutschland nahm, so wie die welche er daselbst anwarb, bestand nur aus Kürassieren und Dragonern; letztere schon nicht mehr als berittene Infanterie, sondern vielfach zu Pferde fechtend und nur im Nothfall absitzend um einen Posten zu besetzen, oder zur Unterstützung der übrigen Reiterei im durchschnittenen Terrain zu dienen. — Die schwere Reiterei unter Gustav Adolf hatte nur noch Kürass und Pickelhaube, leichte Karabiner, 2 Pistolen und etwas gekrümmte Degen. Sie war viel leichter als die kaiserliche, und gewann bald ein entschiedenes Uebergewicht. —

Die Kavallerie war im dreissigjährigen Kriege zwar nicht mehr die vorherrschende Waffe, aber immer noch sehr zahlreich im Verhältniss zur Infanterie. In der Schlacht von Leipzig 1631 hatte Gustav Adolf 19,000 Mann Infanterie und 11,000 Mann Kavallerie; Tilly hatte 44,000 Mann, und darunter 13,000 Mann Kavallerie in 17 Regimentern à 800 Mann. — Bei Lützen hatte Wallenstein 170 Schwadronen, im Ganzen 16,000 Pferde, auf 40,000 Mann. — Torstenson hatte 1645 auf 6,540 Mann Infanterie 9,000 Mann Kavallerie.

Die Schwadronen Gustav Adolfs waren in jener Zeit ungefähr siebzig Pferde stark und bildeten also kleine Massen, von 20 bis 24 Pferden Front.

Im Jahre 1626 wurden die schwedischen Schwadronen auf 125 Pferde gesetzt. — Da die Vasallen nicht mehr zu Pferde erschienen, und lieber es vorzogen, als Offiziere bei der Infanterie zu dienen, so bestand die Reiterei fast ganz aus Angeworbenen.

Man sieht aber auch hier, wie Gustav Adolf den richtigen Grundsatz ins Leben rief, möglichst alle Kräfte wirksam zu machen und ihnen dies zu erleichtern; zu gleicher Zeit aber auch nicht alle Kraft mit einem Schlage zu verwenden, sondern sie nach und nach, in zähem Widerstand oder Angriff, zu verbrauchen.

c) Die Artillerie.

Seitdem man die Geschütze im Felde angewendet, war das Bedürfniss immer lebhafter hervorgetreten sie leichter zu machen.

Dies musste sich natürlich immer bemerklicher machen, je mehr die andern Waffen an Beweglichkeit und Manövrirfähigkeit gewannen.

Das Bestreben aller denkenden Artilleristen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts ging mithin darauf, die Geschütze leichter und damit fähig zu machen, im Felde gebraucht zu werden.

Nachdem hierin schon sehr viel, aber eigentlich doch immer noch nichts Durchgreifendes gethan war, war es Gustav Adolf, der auch diesen Uebelstand in das Auge fasste. Er liess anfangs metallene Kanonen giessen, die so leicht waren, dass die Sechspfünder durch vier Pferde bewegt werden konnten, während man bisher dazu immer acht Pferde gebraucht hatte. Sie waren jedoch immer noch zu schwer oder zu unbehülflich, namentlich um den Bewegungen der Kavallerie zu folgen. Gustav Adolf nahm daher die Erfindung des Obersten Wurmbrand auf, die ledernen Kanonen. Es waren dies Röhren, welche aus Eisenstäben — oder Blechröhren — bestanden, welche mit Seilen bewickelt, mit Leder überzogen und von eisernen Ringen zusammengehalten waren. Sie waren funfzehn Kaliber lang, wogen mit den Lafetten 90 Pfund und konnten daher von 2 Mann leicht gezogen und ins Gefecht gebracht werden. Sie waren 1 bis 4pfündig, schossen aber nur Kartätschen. Sie erhitzten sich jedoch sehr schnell, hatten eine sehr geringe Schussweite und Gustav Adolf war deshalb veranlasst, sie nach Beendigung des polnischen Krieges 1629 wieder abzuschaffen. Dagegen führte er eiserne Kanonen ein, die 4 Pfund schossen und deren Rohr 4 Fuss lang war. Die ganze Kanone wog 625 Pfund, und man konnte dreimal damit feuern, ehe ein Musketier feuern und wieder laden konnte. Sie wurden von 2 Pferden gezogen, und Regimentsstücke genannt, indem jedem Regiment 2 dergleichen zugetheilt wurden. Ueberhaupt findet sich diese Zutheilung eines Theils der Artillerie, und namentlich der leichten, zu den Abtheilungen der Infanterie vom Beginn des siebzehnten Jahrhunderts an, so dass sich gleichsam eine doppelte Artillerie bei den Heeren befindet: die Regiments- oder Bataillons-Kanonen, und die grosse Artillerie, Reserve-Artillerie. Eine Einrichtung, die sich in der preussischen Armee bis zum Jahre 1806 erhalten hat.

Mit der grössern Beweglichkeit nahm denn natürlich auch die Zahl der Geschütze bedeutend zu. So hatte Gustav Adolf 1631 bei Frankfurt a. O. auf 18,000 Mann 200 Geschütze. Beim Uebergang über den Lech hatte er allein 72 schwere Geschütze in Batterien. Torstenson hatte, als er 1645 mitten im Winter

aus Sachsen nach Böhmen einbrach (was zur Schlacht von Jankowitz führte), auf 16,000 Mann 80 Kanonen*).

Es bleibt uns noch übrig, eine Charakteristik der Schlacht in dieser Periode zu geben. Es ist hierbei fest im Auge zu behalten, dass selten die Armeen mehr als 20,000 Mann am Tage der Schlacht zählten. Dieses Verhältniss erleichterte die Aufstellung des Heeres, welches die freie Ebene suchen, die Dörfer vermeiden musste. Obwohl die Neigung zur entwickelteren Aufstellung der Infanterie vorhanden ist, zwingt die Beschaffenheit des Gewehrs und das langsame Feuer noch zur Beibehaltung einer gewissen Tiefe, um das Feuer der Front besser nähren zu können, und diese Tiefe ist eben der Grund des Mangels an Beweglichkeit im Gefecht; während Gustav Adolf und Torstenson in der strategischen Beweglichkeit Grosses geleistet, oft Märsche von 4 Meilen gemacht haben. Es war überhaupt die Stärke Gustav Adolfs, zur rechten Zeit zu detachiren und zu concentriren, oder nach modernem Ausdruck, getrennt zu marschiren und vereint zu schlagen. Der Vertheidiger suchte eine Stellung hinter einem Fronthinderniss zu nehmen, dessen Zugänge oder Flanken von auserlesenen kommandirten Musketieren geschützt wurden, wobei er aber sorgsam die bewohnten Ortschaften vermied und sie nöthigenfalls in Brand steckte. Auf besonders günstige Punkte vor der Front stellte man einige oder mehrere Stücke in Batterie; allemal aber war die Hauptmasse der Reiterei auf den Flügeln vertheilt, um den Angreifer in der Flanke anzufallen. Die Vorhut zog sich bei Annäherung des Angreifers nach einem der Flügel zurück. Dieser hatte einen Theil seiner Kavallerie vorausgesendet, um seinen Aufmarsch zu bewerkstelligen. Einige Geschütze suchen aus weiter Entfernung die feindlichen zum Schweigen zu bringen; wenn der Aufmarsch vollendet ist, rückt die Armee ohne weitere Einleitung des Gefechts vor. Die Reiterei des einen Flügels sucht die ihr gegenüberstehende zu werfen, und wenn ihr Angriff glückt, beginnt der Sturm der zunächst stehenden Infanterie. Eines der Bataillone wirft sich auf den Feind; ihm folgt zu einem Flankenangriff auf dessen erste Masse ein zweites, ein drittes — in kurzer Zeit entbrennt das wüthendste Gefecht, welches dann durch den Ausfall des

*) Zu bemerken ist, dass der General-Inspektor der schwedischen Artillerie, Torstenson, der sie zur besten in Europa machte, früher Infanterie-Oberst war. Unter Baner war er späterhin der beste, kühnste und schnellste Reiter-General.

Vergl. über diese Epoche Rüstow, »Geschichte der Infanterie,« Th. II.

Angriffs der noch disponibeln Kavallerie entschieden wird. Oft auch kommt es gar nicht zum Infanterie-Gefecht. Die Reiterschaaren ringen in einem stürmischen, lange hin- und herwogenden Kampf um die Palme; und der Feldherr, der die Seinen wanken sieht, will das Schicksal des Feldzugs nicht durch eine Niederlage auch seiner Infanterie kompromittiren. Er befiehlt den Rückzug. Von einer unmittelbaren Benutzung des Sieges durch Verfolgung kann bei dem innern Zustande der Truppen noch nicht die Rede sein. Der Geschlagene war in der Regel in der Lage, erst meilenweit vom Schlachtfelde seine Haufen sammeln zu können — und dies ist dann, abgesehen von allem Andern, der Haupterfolg, den der Sieger erringt. —

IV. Die Entwickelung der Taktik in den Feldzügen der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts.

Mit dem westphälischen Frieden 1648 trat indessen kein lange dauernder Friedenszustand für die grösseren Staaten Europas und so kein Stillstand für die Ausbildung der Kriegskunst ein. Einerseits dauert der Krieg zwischen Frankreich und Spanien noch bis 1659, bis zum pyrenäischen Frieden fort; andererseits bricht 1653 der Krieg zwischen Schweden und Polen und Russland aus, der bis 1660 dauert. In den letztern fällt die Schlacht vor Warschau, 18. Juli 1656, die wir hier nur nennen wollen, weil sie die erste That der brandenburgischen Waffen ist, die den Namen der Brandenburger in die Weltgeschichte einführt. Von 1658—59 dauert der erste schwedisch-brandenburgische Krieg (Belagerung von Stettin und Sturm von Greifswald). Oesterreich wird bereits 1661 wieder mit der Türkei in einen Krieg verwickelt, der bis 1664 dauert. 1667 beginnt der Krieg der Franzosen in Flandern mit den Spaniern; 1670 der der Oesterreicher, Holländer und des deutschen Reichs mit Frankreich, der am Rhein bis 1697 geführt wurde, und als dessen Episode der Feldzug von 1675 der Brandenburger gegen die Schweden erscheint. (Fehrbellin 18. Juni. Belagerung von Stettin 6. Juni — 14. Dezember.) Bis zum Jahre 1698 dauerte gleichzeitig der Krieg mit den Türken, in welchem diese 1683 zum letzten Male bis vor Wien gelangten. Endlich von 1701 bis 1715 der spanische Successionskrieg.

In diesem beinahe siebzigjährigen (mit dem dreissigjährigen Kriege hundertjährigen) Zeitraum fast unausgesetzter Kriege im

Breslau.

Herzen Europas, bildeten sich nun überall stehende Heere aus, deren erstes Erscheinen allerdings in einen viel frühern Zeitraum fällt. (Compagnies d'ordonnance 1445 von Carl VII. und Francs archers 1448.) Für die deutschen Fürsten gab hierzu besonders der Umstand Veranlassung, dass sie, als Mitstände des deutschen Reiches, in den Reichskriegen mit den Türken und Franzosen Hülfstruppen zu stellen hatten, daher stets Truppen unterhalten oder für jeden Fall von Neuem durch Werbung oder Aufgebote errichten mussten, wo sich denn bald zeigte, dass Ersteres leichter und mit geringeren Kosten auszuführen sei, als die fast jährlich eintretende neue Werbung. In dieser Lage befand sich auch Brandenburg. Während aber die andern Reichsstände kaum, und jedenfalls nur schläfrig, ihren Pflichten nachkamen, gaben diese schnell auf einander folgenden Kriege Brandenburgs grossem Kurfürsten Gelegenheit, während seiner 48jährigen Regierung den Grund zu den vortrefflichen Kriegs-Einrichtungen, zu dem ächt militairischen Geiste zu legen, welcher, fortgebildet in einer consequent verfolgten Richtung, das preussische Heer funfzig Jahre später zum unerreichten Muster und Vorbilde aller europäischen Heere machte. — Bei dem Tode seines Vaters Georg Wilhelm, 1640, bestand das brandenburgische Heer in 5 Regimentern Infanterie und 2 Regimentern Kavallerie; aus 4000 Mann Fussvolk und 2000 Reitern. Dies unbedeutende, schlecht bewaffnete und noch schlechter disziplinirte Heer musste ganz umgebildet oder vielmehr neu geschaffen werden. — Bis dahin hatte noch bei diesem Heere die Werbung auf das Risiko des Obersten bestanden, wie sich dies bei den deutschen Landsknechten ausgebildet hatte. Der Oberst hatte Contrakt mit dem Fürsten; er überliess grösstentheils die Werbung den Hauptleuten, die dann wieder zu ihm in einem Contraktsverhältniss standen, und hieraus folgte dann, dass das ganze Regiment von dem Obersten abhängig war, namentlich aber auch die Offiziere, die der Oberst anstellte. Das Regiment stand und fiel daher mit dem Contraktsverhältniss, dem Artikelsbriefe zwischen dem Obersten und dem Fürsten, welcher Letztere nur das, von den früher zum Aufgebot verpflichteten Städten und Ständen anstatt der Gestellung von Mannschaften gezahlte Geld hergab; obschon bei ausserordentlichen Gelegenheiten, wie z. B. bei dem Einfall der Schweden in Brandenburg 1675, in Preussen 1679 wieder auf das allgemeine Aufgebot zurückgegangen werden musste. Jenes Verhältniss also, das die Regimenter in völlige Abhängigkeit von den Obersten und diese zu einer Macht dem Fürsten gegenüber brachte, die sich auf die bewaffnete Schaar unter

ihrem Befehl stützte, hob der Kurfürst bald nach seiner Thronbesteigung auf. Die Werbung geschah fortan auf den Namen des Kurfürsten; die Regimenter traten in seinen unmittelbaren Dienst, in direkte Beziehung zum Landesherrn, der den Obersten ernannte, ihm die Führung und das Commando des Regiments übergab, der ihn aber auch entlassen konnte, ohne dass damit das Regiment aufhörte. Das Verhältniss zum Obersten wurde damit ein vorübergehendes, und sein früheres Eigenthumsrecht verwandelte sich in das Recht der Verwaltung nach den ihm gegebenen Bestimmungen; während ein festeres, inniges Band die Truppen an den Landesherrn knüpfte. Ausserdem aber behielt sich bald auch der Kurfürst die Ernennung aller Offiziere in den Regimentern vor, die bis dahin den Obersten zustand, womit dann zugleich auch die Käuflichkeit dieser Stellen wegfiel. Dadurch ward die Macht der Obersten gebrochen, denen es bis dahin leicht war, sich mit ganz ergebenen Creaturen zu umgeben; es wurde dadurch der nachtheiligen Willkür der Befehlshaber ein Ziel gesetzt und bei strenger Aufsicht über die Befolgung der erlassenen Vorschriften der Grund zu der Mannszucht gelegt, durch welche die brandenburgischen Truppen sich bald auszeichneten. Hierzu kam gleichförmige Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung, stete Vollzähligkeit der Truppen durch sorgfältige und stets wiederholte Musterungen erhalten; bestimmte Eintheilung der Infanterie-Regimenter in 2 Bataillone zu 4 Compagnien zu 150 Mann; der Reiter-Regimenter zu 3 Schwadronen zu 120 Pferden (1676); strenge Kriegsgesetze und grosse taktische Ausbildung — welches alles diesen Truppen einen hohen Werth gab. Die Zahl derselben wuchs von Jahr zu Jahr, und bei dem Tode des grossen Kurfürsten bestand das Heer aus

35 Bataillonen in 17 Regimentern Infanterie,
32 Schwadronen in 12 Regimentern Kavallerie,
8 Schwadronen Dragoner in 2 Regimentern,
20 Compagnien Garnison-Truppen in den Festungen,
300 Mann Artillerie;

im Ganzen 28—30,000 Mann wohlbewaffnete, kriegstüchtige und kriegserfahrene Truppen, die bereits vielfach die Feuerprobe bestanden hatten. Denn auf die 30 Jahre von 1656 bis 1686 kamen 20 Feldzüge, an welchen, wenn auch nicht die ganze Armee, doch bedeutende Theile derselben Theil genommen haben.

Im Allgemeinen kann man diese Epoche als das monarchische Zeitalter auch in militairischer Hinsicht charakterisiren. Die Gründung stehender Armeen ging von der Eroberungssucht

Ludwigs XIV. aus, unter dem dann auch mit Vauban eine neue Aera der Fortifikation, des Belagerungskrieges und der Ansichten über allgemeine Landesvertheidigung beginnt. Merkwürdiger Weise schritt die Artillerie nicht mit der Fortifikation vor, wie denn überhaupt die wirklich ausgeführten Verbesserungen erst der einen später die der andern hervorriefen.

In ebenso kriegerischer Bewegung blieb dies Heer unter Friedrich I. Unter dieser Regierung bildete es sich nach allen Seiten hin weiter aus. 1689 wurde die Bajonettflinte und das Steinschloss eingeführt, nachdem schon 1670 durch Vauban's Einfluss ein französisches Regiment mit Bajonettflinten bewaffnet worden war — das Gewehr der Infanterie ward nach seinem Ausdruck *une arme d'hast et de jet.* Nichts desto weniger erhielten sich bei den Franzosen die Luntenschlösser noch lange; sie empfanden den Nachtheil davon noch 1697 bei Steenkerken. Es wurde die Infanterie in 4, die Kavallerie in 3 Glieder gestellt, während erstere bis dahin bei den Brandenburgern in 6 Gliedern (die 2 ersten Musketiere, die 4 hintern Pikeniere) focht. Waren die Waffen getrennt, so standen bis dahin dessenungeachtet die Musketiere in 6 Gliedern und feuerten gliederweise mit Durchziehen.

Trotz der Steinschlösser war doch das Feuer selbst noch langsam; der Mann erhielt 24—36 Patronen und man glaubte nicht, dass er mehr verbrauchen könne.

Beim Tode Friedrichs I. war die preussische Armee stark:

38 Bataillone in 19 Regimentern,
32 Eskadrons Kürassiere in 10 Regimentern,
24 Compagnien Dragoner in 6 Regimentern,
20 Compagnien Artillerie,
18 Garnison-Compagnien.

Im Ganzen 40,000 Mann.

Obgleich unter der folgenden Regierung Friedrich Wilhelms I. eine langdauernde Ruhe eintrat (nach dem Feldzuge 1715 gegen Schweden, Belagerung von Stralsund und Landung auf Rügen), so wurde doch ununterbrochen und mit eiserner Consequenz auf dem vorhandenen Fundamente fortgebaut und so ein Heer gebildet, welches bald darauf fähig war, in der Hand des grössten militairischen Geistes die wunderbarsten Thaten zu verrichten und so das Muster für alle militairischen Einrichtungen in Europa zu werden.

Formation und Bewaffnung der Truppen erlitten gegen den Schluss dieser Periode fast durchgängig in allen Armeen folgende Veränderung:

Die Infanterie wird nach und nach überall in Bataillone von 4, 5, 6 und 8 Compagnien getheilt. Zu den Musketieren und Pikenieren kommen die Grenadiere, eine mit Musketen bewaffnete Truppe, die anfangs bestimmt war, Handgranaten zu werfen. 1670 wurden in Frankreich die ersten Grenadier-Compagnien gebildet, deren man bald, als eine Elite, jedem Bataillon eine gab. Friedrich I. formirte 1689 das erste Grenadier-Bataillon von 5 Compagnien zu 100 Mann. Diese Formation besonderer Grenadier-Bataillone gab man bald wieder auf und bildete dagegen Grenadier-Compagnien bei den Musketier-Bataillonen, die dann im Felde in Bataillone vereinigt wurden. Schon früher, 1674, hatte der grosse Kurfürst bei der Infanterie Schützen eingeführt, deren jede Compagnie einige erhielt; sie führten Büchsen; eine Einrichtung, die später wieder hervorgesucht ward und dann bis 1806 in der preussischen Armee bestanden hat. — Die brandenburgische Infanterie war per Regiment 1500 Mann stark. Bei den Franzosen findet sich schon früher die Neigung, schwache Bataillone von 4—500 Mann zu formiren; sie behalten diese Stärke auch in dieser Periode bei, höchst wahrscheinlich, weil die Administration eine betrügerische war. — Ausserdem finden wir in dieser Zeit ein leichtes Fussvolk, bei den Kaiserlichen die Panduren, bei den Niederländern und Franzosen Freicompagnien; im Allgemeinen aber ficht das Fussvolk überall geschlossen und die frühere grosse Tiefe entwickelt sich nach und nach in grössere Breite. In der Schlacht von Fleurus stand die französische Infanterie 6 Mann hoch, die Pikeniere in der Mitte jedes Bataillons. Die Zwischenräume zwischen den Bataillonsfronten waren gleich der Front eines Bataillons. Die Kavallerie stand in 3 Gliedern.

Wie schon bemerkt, verschwinden nun die Pikeniere und gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts legen die Oesterreicher die Spiesse zuerst ganz ab, indem sie in den Türkenkriegen die Erfahrung machten, dass die Türken diese Waffe nicht, wohl aber das Infanteriefeuer fürchteten. In Deutschland folgten alle Heere dem bald nach, und so war bei den deutschen Heeren mit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts die Pike ganz durch die Bajonettflinte verdrängt (Brandenburg 1689). Dies musste auch von Einfluss auf die taktische Formation sein, denn um die Flinte zu gebrauchen, kann man sich nicht mehr tief stellen.

Die Franzosen schafften die Pike erst 1703 ganz ab, die Russen sogar erst 1721. Bei den Franzosen behielt sie noch längere Zeit eifrige Vertheidiger; Folard Puysegür und der

Marschall von Sachsen*) hielten sie für die Königin der Waffen und dem Fussvolk unentbehrlich. Zugleich wurde statt des Luntenschlosses überall in der Zeit von 1680—1700 der Uebergang zum Feuerschloss, wie wir es noch bis in unsere Zeit führten, gemacht.

Die Stärke der Infanterie bestand bei dieser Art von Bewaffnung nicht mehr in dem Stoss, in dem Niederrennen des Gegners, worin die Landsknechte so sehr excellirten; sie bestand nunmehr darin, den Gegner in der Entfernung niederzuschiessen. Ein schnelles wohlunterhaltenes Feuer trat hierbei bald als ein Bedürfniss hervor, und alle Veränderungen in der Bewaffnung, wie in der taktischen Ausbildung und dem Exerziren haben fast nur den Zweck, die Schnelligkeit des Feuers zu vermehren. So wurde durch den Herzog Leopold von Dessau der eiserne Ladestock erfunden, den Friedrich Wilhelm I. bei seiner Infanterie einführte (1730), während die Oesterreicher noch im ersten schlesischen Kriege hölzerne Ladestöcke führten. Friedrich Wilhelm I., dieser grosse Haushalter, liess es seine unausgesetzte Sorge sein, das Heer zu vermehren und zu bilden. Bald aber fühlte er, dass das immer stärker werdende Heer nicht mehr allein durch Werbung zu kompletiren war, daher 1738 Kantoneinrichtung und System der Beurlaubten.

Ueber die Ausbildung der preussischen Infanterie in dieser Periode, und namentlich durch den Herzog Leopold, bemerkt Behrenhorst:

»Die Infanterie war in 3 Glieder formirt, und führte alle Bewegungen im Gleichschritt aus. Die Uebungen wurden mit einer solchen Genauigkeit gemacht, dass die Bewegungen eines Bataillons dem besten Uhrwerk gleich kamen. Der König konnte bei seinen Revüen die sämmtlichen Feuerarten, und deren waren nicht wenige, mit einer Schnelligkeit und Präzision durchmachen lassen, welche alles bisher für möglich Gehaltene übertraf, und nicht anders war, als wäre das Ganze ein Klavier, auf dessen Tasten er spielte.«

Die Taktik der Infanterie bestand, je länger je mehr, darin, sich schiessend dem Feinde in Ordnung zu nähern oder ihn schiessend zu erwarten. Dies spricht sich noch später aus.

In dem Reglement von 1743 sagt Friedrich II. sehr bezeichnend:

*) Es ist von Interesse, hierbei zu bemerken, dass der Marschall von Sachsen der Erste war, welcher für die Infanterie ein von hinten zu ladendes Gewehr wünschte. Er liess zu dem Ende auch Versuche anstellen, welche natürlich damals verunglücken mussten.

»Es muss jeder Offizier, Unteroffizier und Gemeine sich die feste Impression machen, dass es weiter auf nichts ankomme, als wie den Feind zu zwingen, von dem Platze, wo er steht, zu weichen. Deshalb die ganze Gewinnung der Bataille darauf ankommt, dass man nicht sonder Ordre stille haltet, sondern ordentlich und geschlossen gegen den Feind avancirt und chargiret. Und weilen die Stärke der Leute und die gute Ordnung die preussische Infanterie unüberwindlich machet, so muss den Leuten wohl imprimiret werden, dass, wenn der Feind wider alles Vermuthen stehen bleiben sollte, ihr sicherster und gewissester Vortheil wäre, mit gefälltem Bajonett in selbigen herein zu drängen — alsdann der König davor repondiret, dass keiner wieder stechen wird.«

Auch bei der Kavallerie gingen in dieser Periode einige wesentliche Veränderungen vor, besonders in Bezug auf ihre Bewaffnung und Fechtart.

Gleich der Infanterie wurde auch die Kavallerie in Hinsicht der Rüstung immer mehr erleichtert, und daher beweglicher. Schon 1675 hatte die französische Kavallerie den Harnisch ganz abgelegt. Die deutsche Reiterei behielt meist den Brustharnisch bei, so die österreichische und preussische. Carl XII. dagegen nahm seiner Kavallerie alle Schutzwaffen und formirte sie ganz als Dragoner in Regimenter von 1250 Mann.

Die Ueberzeugung von der Ueberlegenheit des Feuers war es, welche dahin führte, dass das Einbrechen der Kavallerie mit dem Degen in der Faust als etwas Ungewöhnliches angesehen wurde. Die Oesterreicher und ihre Bundesgenossen hatten sich vorzüglich in den Kriegen mit den Türken daran gewöhnt, den Feind stehend mit dem Karabiner, den jeder Reiter führte, im Anschlage zu erwarten. Man setzte so den wüthenden Angriffen der Türken die grösstmöglichste Ordnung, ungetrennte Glieder und ein lebhaftes Feuer entgegen; während im Einzelgefecht, der jedesmaligen Folge des Chocs, die grosse Beweglichkeit von Mann und Pferd, so wie die Geschicklichkeit im Gebrauch des Säbels den Türken eine grosse Ueberlegenheit gab.

Es kam so in dieser Periode dazu, dass der Gebrauch des Feuergewehrs die vorzugsweise, ja einzige Uebung der Kavallerie wurde. Man exerzirte sehr viel zu Fuss, wenig zu Pferde, um diese nicht anzugreifen, und schoss zuletzt zu Pferde, wie zu Fuss, glieder- und pelotonweise, wie man in den Reglements der Zeit dies auch findet. Das Gefecht der Kavallerie war also ein ähnliches Feuergefecht, wie das der Infanterie, und man glaubte viel zu thun, wenn man bis auf

25 Schritt an den Feind herantrabte, hier schoss, und dann mit dem Degen im Trabe angriff.

Die Franzosen waren die ersten, welche hiervon abgingen und mit dem Degen in der Faust, ohne zu schiessen, attakirten. Carl XII., dessen Kühnheit unbegrenzt war, liess seine Reiterei stets in voller Carriere, mit dem Degen und ohne zu feuern, angreifen. Er griff so nicht blos Kavallerie, sondern auch Infanterie, Batterien und selbst Feldschanzen an, und stets mit Erfolg. Dies war jedoch eine vorübergehende Erscheinung.

Die preussische Kavallerie hatte damals noch ganz die Eigenthümlichkeiten der österreichischen und sie war in Bezug auf ihre Ausbildung weit hinter der Infanterie zurückgeblieben.

Friedrich II. sagt selbst von ihr, wie er sie bei seiner Thronbesteigung fand:

»Die Reiterei kultivirte Niemand. Sowohl der König (Friedrich Wilhelm I.) als Leopold von Dessau hielten nicht viel von dieser Waffe. Der Erstere hatte in der Schlacht von Malplaquet die Kaiserliche Reiterei dreimal zurückwerfen sehen, und in den Belagerungen von Menin, Tournay und Stralsund, denen er beiwohnte, hatte sie keine Gelegenheit gefunden, sich auszuzeichnen. Leopold von Dessau konnte seinerseits es der Kavallerie des österreichischen Generals von Styrum nicht vergeben, dass durch sie das erste Treffen bei Höchstedt verloren gegangen war. Er bildete sich daher ein, dass diese Waffengattung variable sei, dass man gar keine Rechnung auf sie machen könne. Dies unglückliche Vorurtheil war unserer Reiterei so schädlich, dass sie ohne Mannszucht blieb und folglich, als man sie in der Folge nöthig hatte, nicht gebraucht werden konnte. Sie bestand, wie das Fussvolk, aus sehr grossen Leuten und ritt sehr grosse Pferde. Es waren Kolosse auf Elephanten, die weder sich gehörig zu bewegen, noch zu fechten wussten. Es ging kein Exerziren vorbei, bei dem nicht Reiter aus Ungeschicklichkeit stürzten. Sie waren nicht Herr ihrer Pferde; wurden auch mehr zu Fuss als zu Pferde exerzirt; feuerten aber auf beide Arten vortrefflich. Ihre Offiziere hatten keinen Begriff von dem Dienst zu Pferde, und waren von dem, was die Reiterei am Tage des Gefechts zu thun hat, weder durch Theorie, noch durch Praxis belehrt.«

Bis zur Zeit des Generals Seydlitz aber war die Kavallerie im Allgemeinen dennoch sehr zurückgekommen; während sie in den früheren Perioden die Hauptwaffe war, hatte sie jetzt diese Stelle der Infanterie eingeräumt, der sie diesen Rang fortan auch zur Zeit ihrer glänzendsten Thaten, ihrer gross-

artigsten Erfolge doch nicht wieder hat streitig machen können. Doch bleibt zu bemerken, dass Friedrich Wilhelm I. zuerst die Wichtigkeit einer gesicherten Remontirung der Kavallerie ins Auge gefasst, und in Ostpreussen den Grund zu Landgestüten gelegt hat.

Wie Friedrich II. namentlich in den ersten Jahren seiner kriegerischen Laufbahn von der feindlichen Kavallerie dachte, geht schlagend aus dem Infanterie-Reglement von 1743 hervor. Dort heisst es:

»Wenn ein Offizier was zu eskortiren hat, oder mit einem kleinen Commando nach einem abgelegenen Orte von der Armee marschiret, so muss er, wenn er auf das flache Feld kommt, sich gut umsehen, ob er von dem Feind etwas gewahr wird. Wird er ein Corps Kavallerie gewahr, was ihm superieur ist, so muss er suchen, den ersten Kirchhof in der Nähe zu gewinnen, dasjenige, was er zu eskortiren hat, bei sich auffahren lassen und ist alsdann im Stande, dem Feind zu resistiren, wenn selbiger ihm auch viermal überlegen ist. Kann er keinen Kirchhof erreichen, so muss er suchen, einen Busch oder einen Graben zu gewinnen, oder sich dergestalt postiren, dass er den Rücken frei habe. Bei Annäherung des Feindes muss er sein Feuer wohl menagiren, und es ist ihm nicht erlaubt, sich eher gefangen zu geben, bis er seine Patronen fast verfeuert und ihm von dem Feind so zugesetzet wird, dass es ihm nicht möglich ist, sich durchzuschlagen und kein Sukkurs zu hoffen ist.

NB. Dieses ist nur von kleinen Commando's, welche aus 30 bis 40 Mann bestehen, zu versehen. Ein preussisches Grenadier- oder Musketier-Bataillon kann aber, wenn selbiges ein Quarrée formirt hat, durch feindliche Husaren oder Kavallerie, welche ihnen den Marsch verhindern wollten, nur grade darauf marschiren, solche wegjagen und, ohngeachtet der Attacken vom Feinde, hinmarschiren, wohin ihre Ordre ist.«

Bei der Artillerie fallen die allgemeine Einführung der Cartouchen, bei denen aber noch die Kugel von dem Pulver getrennt war, so wie die der Kartätschen in diese Periode. — Was ihre Formation anbetrifft, so waren es die Franzosen, bei denen die Artillerie zuerst in Compagnien und 1697 in Regimenter formirt ward. Im Jahre 1740 bestand die französische Artillerie aus 5 Bataillonen zu 7 Artillerie- und 1 Train-Compagnie. Die preussische Artillerie war 1696 neun Compagnien stark; man pflegte also damals auf 1000 Mann ein Geschütz zu rechnen, obwohl die Zahl der Geschütze in der

Regel grösser war. So war bei dem brandenburgischen Heere am Rhein 1688 ein Artillerie-Train von 60 Kanonen, 5 Haubitzen und 6 Mörsern auf 28,000 Mann. Die schwere Artillerie wurde immer mehr, in grössere Batterien vereinigt, ins Gefecht gebracht. So sehen wir 1691 bei Peterwardein 80 Kanonen in eine Batterie vereinigt, was an die ungeheuren Artilleriemassen Napoleons erinnert.

Die eigentliche Heer- und Kriegführung bildete sich nun in dieser Zeit vorzugsweise in den Kriegen der Franzosen mit den Deutschen, Niederländern und Engländern aus. Es genügt, in dieser Beziehung die Namen eines Turenne, Eugen von Savoyen, Marlbrough, Ludwig von Baden und der Marschälle von Luxemburg und de Saxe zu nennen. — Künstliche Märsche, Ueberlistung des Gegners durch die Bewegungen, Wahl der Stellungen, Belagerungen, und festen Fuss auf dem Kriegstheater zu fassen, und Schlachten und Gefechte, weniger um damit die Niederwerfung des Gegners und damit den Frieden, als allgemeinen Zweck des Krieges, zu erreichen, als vielmehr zur Erreichung partieller kleiner Zwecke im Laufe der Operationen. In ähnlicher Weise lässt sich auch die Schlacht dieser Zeit charakterisiren. Die Reiterei verliert immer mehr ihren entscheidenden Charakter, nur Carl XII. gebraucht sie ihrer Eigenthümlichkeit gemäss; überall sonst aber legt man den Nachdruck auf das Infanteriegefecht und gewinnt mehr Geschicklichkeit in Benutzung des Terrains. Aber die Schlachten werden nicht entscheidend, weil der Gedanke der Gliederung in die Tiefe fehlt und die Reiterei die Früchte der Arbeit des Fussvolks nicht zu ernten versteht. So sind denn auch die langdauernden Kriege erklärlich, die dessenungeachtet nicht thatenlos sind, aber eigentlich erfolglos bleiben. Der Krieg geht den Staaten nicht an das Leben, er ist mehr nur an der Grenze, gleichsam an der Oberfläche, ohne tief einzugreifen, und namentlich ohne die Existenz zu bedrohen; höchstens geht er auf den Besitz einiger Landestheile. Erst später haben die Kriege diesen staatenvernichtenden Charakter angenommen und damit an Intensität, an Lebhaftigkeit gewonnen.

V. Die Taktik unter dem Einflusse Friedrichs des Grossen, — Lineartaktik, 1740 bis 1792.

Wir treten nunmehr in die Periode ein, welche die Zeit der höchsten Ausbildung des Infanteriefeuers grösserer ge-

schlossener Abtheilungen, aber auch zugleich die der grössten Thaten der Kavallerie gewesen ist. —

Beinahe 400 Jahre kann man von der Erfindung des ersten Feuergewehrs her als verflossen annehmen. So lange Zeit hatte die neue Waffe gebraucht, um allgemein anerkannt, eingeführt und ausgebildet zu werden. Wir haben gesehen, wie im Ende des siebzehnten und Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die Pike als Infanteriewaffe ganz verschwand und wir haben auch bemerkt, wie sehr von nun an das Feuer die Seite der Infanterietaktik wurde, welche sich ausbildete und vervollkommnete. Diese Seite der Taktik war es nun, welche, je länger je mehr, einen Einfluss auf die ganze Kriegs- und Gefechtsführung gewann, und die Umwälzungen veranlasste, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in der Gefechtsführung eingetreten sind.

Der Glanz der Reiterei, ihre vorherrschende Wichtigkeit verschwand vor dem Infanteriefeuer. Allein die Waffe war im Ganzen schlecht, ohne rationelle Einsicht konstruirt und mangelhaft gefertigt; der Soldat im Allgemeinen ungeschickt, — so zeigte sich denn, in der Hand des ungeschickten Schützen von einer schlechten Waffe ein sehr geringes Resultat. —

Um nun dies Resultat — also die Zahl der Treffer — zu verbessern und zu vermehren, verfiel man auf die Idee, es durch die Quantität der Schüsse, ihre Schnelligkeit innerhalb kurzer Zeit, zu erreichen und zugleich von möglich Vielen zugleich Feuer geben zu lassen. Dies führte auf natürlichem Wege auf das Feuer geschlossener grösserer Linien und auf die fleissigere Einübung der Ladungshandgriffe.

Alle Veränderungen der Waffe wurden ausschliesslich auf das schnelle Feuer gerichtet; demgemäss sehen wir auch Sachen vorkommen, die uns heute unglaublich erscheinen: der grade Kolben zum Beispiel. Indessen im Allgemeinen hat man wesentliche Vorzüge des Gewehrs, wie es als Steinchlossgewehr bis in die neuere Zeit bestand, dieser Periode zu danken: der eiserne Ladestock; das trichterförmige Zündloch.

Wie sehr Friedrich II. selbst auf das schnellere Feuer hinwirkte, zeigt das Reglement von 1743 (Seite 73):

»Es muss einem jeden Kerl recht gelernt werden, wie er geschwinde laden und sein Gewehr im Chargiren recht brauchen soll; absonderlich, dass er nicht mehr oder weniger Tempo's mache, als wie nöthig sind, und es muss geladen werden, wie folgt:

Die Kerls müssen sehr geschwinde, indem das Gewehr an die rechte Seite flach gebracht wird, den Hahn in die Ruh

bringen, hernach sehr geschwinde die Patrone ergreifen, und die Patrone muss kurz und recht zusammengedreht, auch umgekehrt, in die Tasche gesteckt sein. Sobald die Patrone ergriffen, müssen die Bursche selbige sehr geschwind kurz abbeissen, so dass sie Pulver ins Maul bekommen, darauf geschwinde Pulver auf die Pfanne schütten, die Pfanne geschwinde schliessen, das Gewehr hurtig zur Ladung herumwerfen, im Herumwerfen die Patrone nicht verschütten, worauf man wohl acht haben muss. — Nach diesem muss die Patrone geschwinde in den Lauf gebracht und rein ausgeschüttet, der Ladestock mit zweimahl auf das Allergeschwindeste herausgezogen, geschwinde verkürzt, geschwinde in den Lauf gestecket und stark heruntergeschmissen werden, dass die Ladung fest angesetzt wird. Worauf sämmtliche Offiziers gute Achtung haben und wohl observiren sollen, wann ein Kerl seinen Ladestock nicht stark herunterschmeisset. Hernach muss der Ladestock mit einem Ruck geschwinde herausgerissen, geschwinde verkürzt und geschwinde mit einem Mal an seinen Ort, und das Gewehr sogleich, ohne dass Einer auf den Andern wartet, in die Höhe gebracht werden. Es muss auf das Allergeschwindeste wie immer möglich geladen werden.«

So wurde denn in einer Minute fünf Mal geschossen. Im vollen Kontrast steht dagegen die Anleitung zum Zielen (Seite 72 ebendaselbst):

»Die Pelotons und Divisionen müssen sich im Anschlagen wohl nach der rechten Hand richten, das erste Glied (welches auf das Knie niederfiel) muss ganz grade aus und die zwei hintersten Glieder ein wenig vorne niedriger anschlagen, wobei die Kerls längs dem Lauf nach dem Korn und ins Feuer dreist hineinsehen müssen, denn ein Soldat wissen muss, wo er hinschiesset, nemlich nicht in die Luft oder in die Erde schiessen, worauf die Offiziers wohl Achtung haben müssen. Die Kolbe muss gleich der Schulter angesetzet werden und die Kerls sollen auch den Kopf sinken lassen um zu sehen, wo sie hinschiessen.«

Das Beispiel von Mollwitz zeigt, in welcher Weise sich die Infanterie bereits beim Beginn der schlesischen Kriege ausgebildet hatte. Der österreichische General Römer, der die Kavallerie des linken Flügels kommandirte, geht mit 36 Eskadrons Kürassiere zum Angriff vor, wirft die preussische Kavallerie vom rechten Flügel, welche mit Eskadrons rechts geschwenkt hatte, um ihm in die Flanke zu kommen, schlägt sie aus dem Felde, und greift nun die Infanterie an. Aber

alle Anstrengungen der braven Kavallerie sind vergeblich, Flanken- und selbst Rücken-Angriffe gelingen nicht; das dritte Glied der preussischen Infanterie macht Kehrt, Römer wird erschossen, seine Eskadrons müssen in Unordnung zurück. Schwerin lässt die Infanterie antreten und geht bis auf 150 Schritt an die feindliche heran; es entsteht ein heftiges Gewehrfeuer, — bei den Preussen in der grössten Ordnung pelotonweise —, die österreichische Infanterie kommt in Unordnung und wirbelt um die Fahnen. Die österreichische Kavallerie vom rechten Flügel will das Gefecht herstellen. Berlichingen greift die preussische Kavallerie vom linken Flügel an, wirft sie und attakirt nun die Infanterie. Aber alle Versuche sind vergeblich, er wird zurückgeschlagen, — oder vielmehr zurückgeschossen. Als auch dieser Angriff abgeschlagen ist, geht die preussische Infanterie zum Bajonettangriff vor; die österreichische Infanterie macht Kehrt, als die preussische auf 60 Schritt heran ist. Damit ist die Schlacht entschieden.

Bis zum Beginn der Revolutionskriege ist diese Linienstellung der Infanterie, mit gänzlichem Aufgeben des Einzelgefechts, für die eigentliche Infanterie (d. h. abgesehen von Kroaten, Panduren, Jägern) das Geltende geblieben, und hat so natürlich einen ganz entscheidenden Einfluss auf die Formation der Truppen zum Gefecht, ihre Aufstellung während desselben und endlich auf den Gang des Gefechts gewinnen müssen. Vorzugsweise ist es aber das preussische Heer gewesen, welches während dieser ganzen Zeit unter seinem grossen König das Musterbild für ganz Europa abgegeben hat, und welches näher zu betrachten hier angemessen ist.

Wir führen zunächst an, dass Friedrich der Grosse das ihm von seinem Vater in einer Stärke von circa 80,000 Mann hinterlassene Heer bis zu seinem Tode um das Doppelte vermehrt hatte. Die Stärke des stehenden Heeres war im siebenjährigen Kriege noch viel bedeutender gewesen. Friedrich hinterliess etwa 100,000 Mann Infanterie, 42,000 Mann Kavallerie, 10,000 Mann Artillerie und Pioniere, 30,000 Mann Garnisontruppen. Den Feldzug von 1757 hatte er aber eröffnet mit 152,000 Mann Infanterie und Kavallerie, 58,000 Mann in Besatzungen. — Die Infanterie war bereits seit 1730 in drei Gliedern aufgestellt, und geübt, alle Evolutionen im Gleichschritt zu machen, d. h. im langsamen Schritt unseres Exerzir-Reglements von 1812.

Ein Bataillon bestand aus 1 Grenadier- und 5 Musketier-Compagnien. Aus den 4 Grenadier-Compagnien zweier Regi-

menter wurde 1 Grenadier-Bataillon gebildet; unter Friedrich II. nur für den Gebrauch im Felde; erst späterhin (1800) als eine auch im Frieden bestehende Formation. Jede Compagnie war 150 Mann stark, 5 Compagnien mit 750 Mann; 1 Grenadier-Bataillon hatte nur 600 Mann.

Ein Bataillon zerfiel in 8 Pelotons; so dass dies die Formation sehr erschwerte, da 8 nicht durch 5 rational getheilt wird. Es hatte dies zur Folge, dass man öfter — wie z. B. in der Schlacht bei Prag — auch 10 Züge bildete. Das Bataillon hatte verschiedene Arten, das Feuer abzugeben. Der Einzelne lud in 23 Tempo's, nach dem Reglement von 1743. Das Bataillon gab Salven, oder feuerte mit Pelotons überspringend von den Flügeln nach der Mitte zu, oder von Flügel zu Flügel; endlich feuerte man auch in Divisionen, deren das Bataillon zwei hatte. — Ferner war für das Feuer im Avanciren oder im Retiriren das Heckenfeuer vorgeschrieben.

Die Evolutionen waren grösstentheils denen ähnlich, welche wir noch heute auf den Exerzirplätzen sehen, nur mit Hinweglassung alles dessen, was einer geschlossenen Kolonne ähnlich ist. Es wurde bei allen Gelegenheiten mit Distancen marschirt, die Aufmärsche waren also grösstentheils Alignementsmärsche mit Einschwenken oder Evantailliren. Deployements, obschon häufig geübt, wurden fast nie angewendet. Alignementsmärsche wurden fast in allen Schlachten des siebenjährigen Krieges — Prag, Rossbach, Leuthen, Kunersdorf, Zorndorf u. s. w. — ausgeführt. Das Deployiren kam nur bei Jägerndorf, Lowositz und Reichenberg vor. Vorzugsweise merkwürdig ist das Avanciren in langen Linien und die Echelonangriffe.

Gegen Kavallerie wurden hohle Quarrées formirt, jedoch auch nur, wenn Infanterie ohne Kavallerie marschirte, und befürchtete, von allen Seiten sich von solcher angefallen zu sehen. In der Schlachtlinie erwarteten die Bataillone den Angriff in Linie und schlugen ihn gewöhnlich in dieser Formation durch ihr Feuer ab. Von der Bildung eines vollen Quarrées, oder von der Bildung eines hohlen in der Schlachtlinie selbst, wie es die Engländer noch 1815 zeigten, war niemals die Rede. Allenfalls schwenkten einige Flügelzüge in einen Haken rückwärts, oder es wurden dem Flügel der Linie zum Schutz gegen Kavallerie ein oder zwei Grenadier-Bataillone angehängt, die dann beim Avanciren der Linie mit rechts- oder linksum in Reihen marschirten.

Da die Infanterie in der Schlachtordnung stets in zwei Treffen stand, so bekam das Ganze dadurch die Form eines hohlen, sehr langen Quarrées. Jedoch war das zweite Treffen

gewöhnlich etwas schwächer als das erste; in seltenen Fällen bestand es auch nur aus Kavallerie, so z. B. bei Breslau. Ein Ablösen der Treffen kommt selten vor; das zweite Treffen ist mehr dazu da, dem ersten den Rücken zu decken, und einzelne Lücken auszufüllen.

Für diese Formation war nun die preussische Infanterie auf das Trefflichste geübt, und diese, wie das schnelle Feuer, wurden in den Gefechten mit nie wieder erreichter Ordnung exekutirt. Für das Einzelgefecht fehlte jedoch jede Ausbildung; Friedrich II. vermied es, und hielt es eigentlich der preussischen Infanterie nicht für würdig. So bestimmt er in der Instruction für seine Generale 1748:

»Die Infanterie kann gebraucht werden, wie man will, nur verbiete Ich auf das Allerernstlichste, dass solche niemals in Häuser gesteckt werde, oder woraus nichts Anderes als Unglück erfolgen kann; dieselbe hinter Zäune zu legen, solches gehet an. Im Uebrigen ist das Genie von unsern Soldaten, zu attakiren; es ist solches auch schon ganz recht.«

Um jedoch den zerstreut fechtenden leichten Truppen des Feindes, den österreichischen Kroaten, etwas entgegensetzen zu können, — denn man war zuweilen genöthigt, sie mit ganzen Bataillonen anzugreifen — wurden einzelne Züge, in einem Gliede formirt gegen sie entsendet. Als dieses seine Unwirksamkeit gezeigt hatte, formirte der König 1756 vier Freibataillone, die zur Vertheidigung der Dörfer, der Wälder, für den Vorpostendienst im koupirten Terrain und für den kleinen Krieg im Allgemeinen dienen sollten. Sie bewährten sich bald und ihre Zahl wuchs bis 1762 auf 24 Freibataillone und 30 Freieskadrons. Der König, der indessen niemals etwas von diesen Truppen hielt, erachtete sie auch der Beibehaltung im Frieden nicht werth, und löste sie 1763 wieder auf. In der Schlachtlinie zählte er niemals besonders auf sie, und gewöhnlich finden wir sie mit einiger leichten Kavallerie in Reserve. In den Schlachten selbst kommt überhaupt ein zerstreutes Gefecht der Infanterie nicht vor, und wo es erscheint, ist es die aus mörderischen Gefechten immer nothwendig erfolgende Unordnung.

Eine besondere Erwähnung verdienen die preussischen Fuss-Jäger, welche mit gezogenen Büchsen bewaffnet waren. Diese schon vom grossen Kurfürsten eingeleitete Organisation wurde von Friedrich II. wieder aufgenommen, und wir finden 1756 ein Bataillon derselben von 400 Mann; 1786 ein Regiment von 10 Compagnien. Aus Forstbedienten gebildet, dienten sie

mit den Husaren wesentlich, ihrer Treue wegen, zur Lagerbewachung, hatten aber durch ihr sicheres Schiessen so viel den Oesterreichern zu schaffen gemacht, dass diese durch die Stiftung eines tyroler Scharfschützencorps diese Erscheinung nachahmten.

Bemerkt muss noch werden, dass 1774 die cylindrischen Ladestöcke und 1781 die conischen Zündlöcher eingeführt wurden, was dem Laden noch mehr Schnelligkeit gab; so wie dass schon in den ersten schlesischen Kriegen jedes Bataillon zwei dreipfündige Kanonen mit sich führte, welche in der Bataillonsintervalle standen. Im Jahre 1778 hatte man sogar zwei Kanonen und eine Haubitze bei jedem Bataillon.

Die Taktik der Infanterie blieb also in ihren Elementen während der langen und an Feldzügen reichen Periode Friedrichs II. unverändert; die Veränderungen, von denen sie berührt ward, betrafen mehr die höhere Taktik, die eigentliche Gefechtsführung. Die österreichische Infanterie focht bei Kollin zum letztenmal in vier Gliedern und hatte sich fast ganz nach der preussischen gemodelt. Indessen hatte sie nur die Nebendinge treu kopirt, sie schoss in vier verschiedenen Arten, allein das Wesentliche, die Schnelligkeit, mit der bei der preussischen Infanterie jeder Unterbefehlshaber gewöhnt war, in die Ausführung des Befehls einzugreifen, diese vollkommene Harmonie in der Ausführung der Bewegungen, gingen ihr noch ab. Dagegen war sie im kleinen Kriege, im Vorpostendienst und im zerstreuten Gefecht den Preussen überlgen und hatte vortreffliche Führer für diese Seite des Krieges, z. B. Laudon. Dies waren aber damals Nebendinge, die auf den Gang des Krieges fast gar keinen Einfluss hatten.

Was nun die Kavallerie anbetrifft, so haben wir gesehen, in welchem Zustande Friedrich II. sie vorfand, und wie richtig er ihre Mängel sogleich erkannte. Während bei der Infanterie fast nichts geändert wurde, fand bei der Kavallerie eine vollkommene Umwälzung statt, durch die denn in der Folge die preussische Kavallerie die erste Stelle unter den Reitern aller Zeiten eingenommen hat. Die preussische Reiterei des siebenjährigen Krieges steht noch heute unübertroffen da und wird in ihren Thaten schwerlich jemals wieder von irgend einer Reiterei der Welt erreicht werden. Besonders zeichnete sie sich aus durch treffliche Mannszucht, kühnes und schnelles Reiten, geschlossenes rasches Attakiren und schnelles Sammeln.

Seydlitz formirte zuerst bei Rossbach die Kavallerie in zwei Gliedern, was seitdem unverändert beibehalten worden ist.

Lehrerbibliothek Breslau

Bis dahin stand sie in drei Gliedern, die Glieder Schenkel an Schenkel geschlossen. Die Schwadronen, fast immer in der Normalstärke von 150 Pferden, hatten 12 Schritt Intervalle, und waren in vier Züge getheilt. Ueber ihr Exerziren sagt das Reglement von 1745 Seite 19:

»Alle Evolutions und Mouvements bei der Kavallerie müssen mit der grössten Geschwindigkeit, alle Schwenkungen im Galopp gemacht werden. Se. Majestät befehlen allen Kommandörs der Kürassier-Regimenter aufs Schärfste, dass ihr einziges Arbeiten, Tichten und Trachten dahin gehen soll, aus dem gemeinen Mann gute und tüchtige Reuters zu machen. Es sollen selbige zu Pferde so adroit wie die Husaren sein, ihre Pferde wohl kennen und mit dem Degen recht umzugehen wissen.«

So ist der König, nachdem er die Mängel seiner Reiterei einmal erkannt hat, auf alle Weise bemüht, diesen abzuhelfen, und seine Reiterei kriegstüchtig, kühn, dreist und schnell zu machen. Zunächst verlangt er vollkommenes Reiten und dringt auf alle Weise darauf; dann aber das Fechten zu Pferde. Alle Tage, Winter und Sommer, muss geritten werden; jedem Reiter ist gestattet, sein Pferd einzeln zu reiten und zu tummeln, um ganz darauf zu Hause zu sein. In der Exerzirzeit — des Sommers — wird wöchentlich fünfmal zu Pferde und einmal zu Fuss exerzirt; am letzten Tage muss aber doch, so wie den Sonntag, ausgeritten werden. Der Reiter soll mit seinem Pferde gleichsam verwachsen und stets bereit sein, zu Pferde zu erscheinen. Wenn ein Regiment in einer Stadt oder im Kantonnirungsquartier steht und Allarm geblasen wird, so muss das ganze Regiment, ohne dass Jemand fehlt, in 20 Minuten formirt vor dem Thore stehen.

»Wenn ein Regiment kampiret und Bouteselle geblasen, oder befohlen wird, dass die Reiters aufsitzen sollen, so muss in 12 Minuten das Regiment in Eskadrons formirt stehen.«

Das Feuern der Reiterei verbot der König aufs Strengste, und es wurde nur bei der Verfolgung gestattet.

Er sagt im Reglement:

»Den Reuters muss wohl imprimirt werden, dass das Schiessen, welches ihnen beim Exerziren gewiesen, nicht anders müsse gebraucht werden, als wenn sie das erste Treffen und das zweite Treffen vom Feinde mit dem Degen in der Faust übern Haufen geschmissen hätten, alsdann sie nachschiessen könnten, um den Feind, welcher schon in Confusion, dadurch in desto mehr Confusion und Consternation zu bringen.«

Weiter:

»Alle Eskadrons sollen, sobald sie avanciren, den Feind zu attakiren, mit aufgenommenem Gewehr und fliegenden Estandarten gegen den Feind marschiren und alle Trompeters sollen Marche blasen. Daher kein Commandör von einer Eskadron bei Ehre und Reputation sich unterstehen soll zu schiessen, sondern die Eskadrons sollen den Feind mit dem Degen in der Faust attakiren. Wovor die Generals von den Brigaden repondiren sollen. Wann der Feind attakirt wird, so soll solches geschehen, wie es in denen Evolutions vorgeschrieben ist, nämlich zuerst im starken Trabe und zuletzt im vollen Galopp, jedoch recht geschlossen. Wenn man solchergestalt attakiret, so sind seine Königl. Majestät versichert, dass der Feind allezeit geschmissen werden wird.«

Endlich Seite 204:

»Bei der Attake vom Feinde müssen die Offiziers allezeit dahin trachten, dass sie zum ersten attakiren und sich nicht attakiren lassen. Imgleichen müssen sie ihren Leuten wohl imprimiren und recht einschärfen gute Contenance zu halten, auch ihnen beibringen, dass sie sich den Feind viel schlechter, als wir sind, vorstellen. Ferner müssen die Offiziers den Leuten aufs Schärfste befehlen, den Feind nicht zu schonen, sondern so viel todt und nieder zu machen wie nur möglich ist, und wenn der Feind übern Haufen geworfen ist, ihn nicht so hitzig zu verfolgen, sondern gleich wenn Appell geblasen wird, sich hurtig an ihre Esquadrons anschliessen sollen, weilen einzelne Reiters nichts, hingegen eine formirte Esquadron vieles ausrichten kann.«

»Sobald das erste Treffen vom Feinde übern Haufen geworfen ist, so müssen die Kommandeurs der Eskadrons Appell blasen lassen, die Esquadrons so geschwinde wie möglich wieder formiren, und ohne Zeit zu verlieren das zweite Treffen vom Feinde attakiren.«

»Das zweite Treffen muss grade auf die Interwallen vom ersten gerichtet stehen und wenn etwa eine Eskadron aus dem ersten Treffen sollte repussirt werden, so muss die nächste Eskadron aus dem zweiten Treffen hurtig vorrücken, den Feind attakiren, sich mit ihm meliren und standhaft zurücktreiben. Wenn aber das ganze erste Treffen viel gelitten hätte, so muss sogleich das zweite vorrücken.«

»Es muss aber ein jeder Offizier von der Kavallerie sich fest imprimiren, dass es nur auf zwei Sachen ankomme, den Feind zu schlagen: Nemlich vor's Erste, ihn mit der grössten Geschwindigkeit und Force zu attakiren, und

Zweitens zu suchen, selbigen zu überflügeln. Ein jeder Offizier von der Kavallerie muss auch sich niemals aus dem Gedanken kommen lassen, dass er suche den Feind in die Flanke zu attakiren, um ihn desto eher über den Haufen zu werfen.« —

Dies war das einfache Rezept, was wir denn auch so häufig im Kleinen wie im Grossen, und mit so herrlichen Erfolgen angewendet sehen von Seydlitz bei Rossbach und Zorndorf, von Ziethen bei Prag, von Driesen bei Leuthen. Der Angriff der preussischen Kavallerie war stets en muraille.

Der König sagt in der Instruktion für seine Generale: »Wenn nicht recht geschlossen attakirt wird, so können sich die Eskadrons meliren, und alsdann decidirt der gemeine Mann die Sache, weilen solches aber journalier ist, so müssen die Eskadrons so geschlossen attakiren, als es sich nur immer thun lässt, weshalb das erste Treffen fast ohne Intervalle bleiben muss.«

In dieser Formation machte das Dragoner-Regiment Baireuth (das jetzige 2. preussische Kürassier-Regiment), damals freilich zehn Schwadronen stark, am 4. Juni 1745 jene berühmte Attake auf die österreichische Infanterie des linken Flügels, ritt 21 Bataillone nieder, nahm 66 Fahnen und 5 Kanonen, und machte 4000 Gefangene. Von Kolonnen-Attaken, diesem Erzeugniss der Napoleonischen Kriegführung, war nie die Rede, und Seydlitz würde sich wundern, wenn er Kavallerie in einer Formation anreiten sähe, die drei Viertel der ganzen Stärke nicht zur Entwickelung kommen lässt.

Die Vorbereitung der Kavallerie-Angriffe durch Artillerie geschah selten, und dann meist nur zufällig; so bei Rossbach. Die reitende Artillerie war noch in ihrer ersten Kindheit. Wir werden später hierauf zurückkommen.

Ausser der Veränderung in der inneren Ausbildung geschahen nun auch grosse Veränderungen in der Formation, besonders nach dem ersten und zweiten schlesischen Kriege; wir führen hier nur summarisch an:

1741—43 werden alle Dragoner-Regimenter auf 10 Schwadronen gesetzt, und neue Regimenter formirt.
1741 werden 4 neue Husaren-Regimenter formirt.
1743 werden neue Reglements für alle Waffen gegeben.
1771 wird das Bosniaken-Regiment — mit Lanzen — aus 10 Schwadronen gebildet.

Wir wollen hier noch daran erinnern, dass in dieser Periode zum ersten Male der Säbel, und zuletzt auch die Lanze, als Reiterwaffe erscheinen, nachdem so lange der gerade Degen

allein dazu gedient hatte. Der Säbel wurde durch die ungarischen Husaren eingeschleppt und von den preussischen nachgeahmt.

Die Kavallerie hatte nun in der Schlachtordnung ihre Stelle gewöhnlich auf beiden Flügeln, indessen werden wir sie auch zuweilen hinter der Mitte als drittes Treffen, oder wie bei Breslau als zweites Treffen finden. Das erste Treffen bestand stets aus Kürassieren, das zweite Treffen in der Regel aus Dragonern; die Husaren standen zuweilen als drittes Treffen in einer Art von Reserve. Manchmal wurden die Husaren auch zur Eröffnung des Gefechts benutzt, wie bei Leuthen; dies ist jedoch eine Ausnahme. Das zweite Treffen musste dabei das erste stets überflügeln, selbst wenn es schwächer war, wogegen dann in der Mitte eine Lücke blieb; es wurde dadurch die Flanke des ersten Treffens gesichert. 1756 bei Lowositz standen so im ersten Treffen 41 Eskadrons Kürassiere, im zweiten 20 Eskadrons Dragoner, im dritten 10 Eskadrons Husaren. Wir werden hierauf noch später, bei der Erörterung der Formation und des Gefechts der grösseren Kavalleriemassen, zurückkommen und enthalten uns deshalb des weiteren Details.

Die Infanterie wie die Kavallerie wurde zu jener Zeit in Brigaden getheilt, die gewöhnlich aus 4 bis 8 Bataillonen oder 10 bis 12 Eskadronen bestanden. Zwei solcher Brigaden bildeten eine Division. Beide Formationen hatten indessen keine Aehnlichkeit mit denen der neuen Zeit; sie waren eigentlich nur ein Mittel, die Einheit des inneren Dienstes und die Genauigkeit in der Ausführung der Befehle zu sichern und nebenher die Generale in einem ihrem Range entsprechenden Wirkungskreise zu verwenden. Diese Eintheilung ging aber nicht durch die Treffen hindurch, sondern die Truppen einer Brigade und einer Division standen neben einander in einem Treffen. Dies entspricht ganz der Ansicht, die Truppen nicht im Sinne der Tiefe, sondern zur Entwickelung ihrer Feuerwirkung zu gliedern; es lässt sich aber auch nicht leugnen, dass die Aktion des Treffens leichter zu übersehen war und die Gesammtwirkung gesichert ward. Wir finden merkwürdigerweise noch heute bei den Franzosen eine ähnliche Anordnung in so fern, als die Divisionen und Brigaden eines Corps sich in einem Treffen aufstellen, d. h. das jedes Treffen von einer solchen Einheit gebildet wird und nicht diese sich in Treffen sondert. Ausserdem ist auch keine Mischung der Waffen vorhanden, das Charakteristische der Divisionen unserer Zeit; jede Division besteht nur aus einer Waffe. Detachements und kleinere Corps wurden für den jedesmaliger Zweck aus beiden Truppenarten

zusammengesetzt. Jedoch finden wir, dass gegen das Ende des Krieges die Noth zu der Eintheilung in diskrete Haufen hindrängt. Am deutlichsten zeigt sich dies nämlich bei der Armee des Erbprinzen von Braunschweig, welche in einem schwierigen Terrain zu operiren hatte und in den letzten Feldzügen immer in Divisionen gegliedert ist, welche aus allen Waffen gebildet werden. Dieser wesentliche Fortschritt hatte wohl eine Nachwirkung in den ersten Revolutionsfeldzügen; er war aber in einer aus verschiedenen Contingenten combinirten Armee gemacht worden und konnte sich deshalb im folgenden langen Frieden nicht deutlich fortpflanzen. — Ausser den Brigade- und Divisions-Commandeuren hatte jedes Treffen für jede Waffe noch einen besonderen Ober-Befehlshaber, einen General der Infanterie oder der Kavallerie. Es lässt sich über die Wirksamkeit dieser Generale als *solcher* in taktischer Beziehung, der Natur jener Schlachten gemäss, nicht viel sagen. Sie haben hauptsächlich durch ihr persönliches Beispiel und in der Fortpflanzung des Befehls, der immer nur von dem Einen Punkte, dem König, ausging, gewirkt.

Die *Artillerie* ist während dieser Periode in einem beständigen Schwanken in Bezug auf Stärke und Gattung gewesen. Es hat sich zwar die Eintheilung in Kanonen, Haubitzen und Mörser vollständig durchgebildet, jedoch der Kampf zwischen *Wirkung* und *Beweglichkeit* bleibt ungeschlichtet. In allen Wechseln behielt man aber das Eine bestimmt bei, die Geschütze in Bataillons- und Positionsgeschütze einzutheilen und beide Arten in grosser Zahl mitzuführen. Das allgemeine Streben nach Verstärkung des Infanteriefeuers führte zu dieser beständigen Zutheilung von 2 bis 3 leichten Geschützen zu jedem Bataillon. So geschah es bei den Preussen wie bei den Oesterreichern, Franzosen und Russen. Friedrich II. vermehrte im Laufe der Kriege seine Artillerie in demselben Maasse, wie die innere Güte seiner Infanterie natürlich abnehmen musste. 1762 hatte er auf 67,000 Mann 275 Geschütze, also schon 4 Geschütze auf 1000 Mann. Noch höher stieg die Zahl im Feldzuge von 1778, in welchem sie freilich wenig oder gar nicht gebraucht wurden. Bei seinem Tode sehen wir das *Kammergeschütz* ganz verschwinden, und nur schwere Kanonen ohne Kammern, neben vielen schweren Haubitzen.

Die Epoche ist aber dadurch ausgezeichnet, dass man anfängt, über die Artillerie wissenschaftlich nachzudenken und die Theorien in Systeme zu bringen; man suchte nach Kräften die Fortschritte der Mathematik seit Leibnitz und Newton zu nutzen. Allerdings schwanken die Theorien, selbst in derselben

Armee, noch bedenklich hin und her. So in Frankreich, wo erst nach längerem Tasten das System von Gribeauval, auf Beweglichkeit der Geschütze gerichtet, den Sieg über das von Vallière davon trägt; so in Oesterreich, wo es erst dem Fürsten Wenzel Lichtenstein gelingt, bestimmte Grundsätze in Laffetirung und Rohrstärke durchzuführen. In Preussen sehen wir dasselbe Schauspiel. Friedrich II. musste seine Erfahrungen auf dem Schlachtfelde machen und war vielleicht auch zu wenig geneigt, wahrhaft wissenschaftlichen Erörterungen Gehör zu geben. Deshalb versucht auch er die verschiedenartigsten Mittel, ohne zu einem Abschluss gelangen zu können.

Die taktische Eintheilung der Artillerie und ihre Verwendung in den verschiedenen Schlachten lässt kein bestimmtes Princip durchblicken, wenn auch hier Friedrich der Grosse zu einer wesentlichen Verbesserung gelangte. Dies war die allmälig eintretende Zutheilung der Artillerie nach Batterien zu 10 Geschützen (meist schwere 12ℳder) zu den Infanterie-Brigaden. Der Wunsch, in der Bedienungsmannschaft und den Stückknechten (Fahrern) die gehörige Disciplin zu erhalten, und der schweren Artillerie ebenso wie den Bataillonsstücken gleich beim Aufmarsch der Linie ihren Platz anzuweisen, führte zu dieser Maassregel, welche dann später zu der auch organisatorischen Eintheilung in Batterien verhalf. So sehr auch Friedrich im Allgemeinen das Terrain zu benutzen suchte, so gelang dies doch nicht für die Artillerie. Es fehlte den Offizieren derselben noch an der dazu nöthigen taktischen Bildung; sie waren nur Geschützmeister. Die Batterien waren nicht als solche emanzipirt, sondern an ihre Stelle in der Ordre de bataille gefesselt. Endlich war die Bespannung nicht genügend und die Fahrbarkeit der Geschütze eine höchst geringe. In den verschiedensten Grössen finden wir Batterien, von 6 bis zu 20 Stück; in der Regel 10. Eigentliche Artillerie-Manöver finden sich fast gar nicht. Die Bataillons-Geschütze mussten beim Vorgehen wenigstens 50 Schritt vor den Intervallen bleiben und wurden dabei durch die Artilleristen gezogen. Erst auf 350 Schritt sollten sie mit Kartätschen feuern, welche damals noch bei den Preussen aus Musketenkugeln bestanden; dann gingen sie vor bis ins kleine Gewehrfeuer. Eine Folge davon war dann aber auch, dass bei einem unglücklichen Ausgange des Gefechts sehr viel Geschütz verloren ging. Das Positions-Geschütz suchte sich beim Beginn des Gefechts günstige Aufstellungspunkte, beschoss von da aus den Feind, avancirte beim Vorrücken des Infanterietreffens auch wohl in eine zweite Stellung, blieb dann aber in der Regel ziemlich

unbeweglich, obschon die Geschütze für die Schwere ihrer Geschosse nur leicht waren. So wogen im siebenjährigen Kriege die schweren 12ℒder 2092 Pfund, die leichten 12ℒder 780 Pfund, die 6ℒder 668 Pfund. Die im Jahre 1759 abgeschafften leichten 24ℒder wogen nur 1563 Pfund. In der Schlacht von Kunersdorf konnte die schwere Artillerie der Infanterie nicht folgen, was wesentlich zum Verlust der Schlacht beitrug.

So wurden denn die Batterien nicht etwa nach dem Terrain aufgestellt, sondern sie blieben an ihre Stelle im Treffen gefesselt. Mitunter, wie bei Leuthen, Rossbach, Zorndorf, Kunersdorf, bildete der König eine grössere Batterie, um seinen Aufmarsch zu decken und auch den Angriff vorzubereiten, und stellte diese Batterie gewiss sehr vortheilhaft auf, um die erste Erschütterung hervorzubringen. Alles übrige Geschütz aber blieb an seiner Stelle, gleichviel ob das Terrain zufällig seine Wirkung begünstigte oder nicht.

In die Zeit des siebenjärigen Krieges fällt die Einführung der reitenden Artillerie. Schon bei dem Zuge des grossen Kurfürsten gegen die Schweden waren der brandenburgischen Kavallerie Geschütze beigegeben, welche durch doppelte Bespannung in den Stand gesetzt wurden, den Bewegungen der Kavallerie zu folgen. In ähnlicher Art war bei den Russen mehrfach der Kavallerie leichte Artillerie beigegeben. Friedrich war indessen der Erste, welcher die Bedienungsmannschaften beritten machte, was sehr bald der ganzen Waffe eine charakteristische Eigenthümlichkeit gab, die jeder leichten oder fahrenden Artillerie abgeht. 1759 wurde die erste Batterie berittener Artillerie im Lager zu Landshut in Schlesien, 1760 schon eine zweite errichtet. Bis zum Jahre 1778 war die reitende Artillerie bereits auf sieben Batterien vermehrt.

Die Oesterreicher hatten im Gegensatz zu Friedrich II. das Prinzip der stehenden Vertheidigung. Sie mussten damit nothwendig auf die Wahl und Behauptung fester günstiger Stellungen und Positionen einen Hauptwerth legen, wobei denn natürlich die Artillerie eine grosse Rolle spielte, und gleichsam die Hauptwaffe ward. Aber von einem eigentlichen Manöver der Artillerie im Gefecht findet sich auch bei ihnen keine Spur. —

Die Beweglichkeit der Heere nahm bei Preussen und Oesterreichern in dieser Epoche zu, trotzdem dass sich von ihr die Einrichtung datirt, die Soldaten ihr Gepäck tragen zu lassen — was früher nie geschah und deshalb zu jenem ungeheuern Trossgefolge Anlass gab, durch welches sich die Heere an die Scholle so leicht banden. Ebenso finden wir

auch hier zuerst, dass man die Pferde der Reiterei belastet. Für eilige Märsche sehen wir jedoch öfters die preussische Infanterie das Gepäck ablegen. Daher die Langsamkeit der Oesterreicher und Franzosen, und eben daher die beständige Jagd der leichten Truppen auf die Bagagen.

Die Märsche der Heere zur Schlacht, zum Gefecht, also die eigentlichen Aufmärsche, wurden entweder treffenweise oder flügelweise, im ersten Falle in zwei, höchstens drei Kolonnen, im andern in vier bis fünf Kolonnen, ausgeführt. Alles war dann in Zügen abmarschirt.

Der Treffenabmarsch geschah durch rechts oder links Abschwenken der Treffen in sich, worauf beide dann in derselben Reihenfolge der Truppentheile, wie sie in dem Treffen standen, abmarschirten. Beide so gebildete Kolonnen marschirten, unter Benutzung der Wege, sehr nahe neben einander, so dass sie höchstens $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Meile von einander entfernt waren. Die Husaren und Freibataillons deckten die dem Feinde zugekehrte Seite, wenn man in dieser Formation, wie es gewöhnlich geschah, einen Flankenmarsch machte, während die schwere Artillerie dem Heere folgte, und ihm eine aus einigen Grenadier-Bataillonen und Husaren gebildete Avantgarde vorausgeschickt war. Diese Art des Abmarsches fand in der Regel statt, wenn man den Feind umgehen wollte und Flankenmärsche machte. Ging man dagegen gerade auf den Feind zu, oder vor ihm zurück, so wurde der Flügelabmarsch gewählt. Er wurde so ausgeführt, dass die Infanterie des rechten Flügels links, die des linken Flügels rechts abmarschirte, und beide so in zwei Kolonnen, die Treffen hinter einander, abmarschirten, während die Kavallerie des rechten Flügels die äusserste rechte, und die des linken Flügels die äusserste linke der so gebildeten vier Kolonnen ausmachte. Eine Modifikation konnte hierin so angebracht werden, dass die Kavallerie, ganz vorgezogen, entweder die Avant- oder Arrière-Garde bildete, und nun die Infanterie des linken Flügels die beiden linken Marschkolonnen, die des rechten Flügels die beiden rechten Marschkolonnen, jede Kolonne aus einem Treffen gebildet, formirte.

Dieser Flügelabmarsch konnte durch eine einfache Rechts- oder Linksschwenkung jeder Kolonnen-Tête zum Treffenabmarsch gemacht werden, wie wir dies bei Leuthen sahen, wo man aus einem Frontabmarsch in einen Flankenmarsch überging. Die Aufstellung des Heeres wurde beim Treffenabmarsch durch einen Alignementsmarsch und successives oder resp. gleichzeitiges Einschwenken, beim Flügelabmarsch hingegen

durch Herausziehen, manchmal auch durch Deployiren, bewerkstelligt.

Die Kolonnen marschirten in der Nähe des Feindes nie weiter als $\frac{1}{4}$ Meile von einander; gab es keine Wege, so musste man querfeldein gehen. Die Armee war auf diese Weise stets bereit, zum Gefecht aufzumarschiren, sich schnell zu entwikkeln. Sie konnte wie eine Brigade unserer Zeit kommandirt und geführt werden, da das Ganze stets im engsten Zusammenhange blieb. Es ist hiebei aber nicht zu übersehen, dass nur in den weiten Ebenen Sachsens und Schlesiens sich eine solche Ordnung durchführen liess, und dass ein schwierigeres Kriegstheater, wie der Westen Deutschlands, unfehlbar auch den König zum Aufgeben dieser Formen gezwungen haben würde. Wir haben oben schon des Fortschritts erwähnt, welchen der Erbprinz von Braunschweig in dieser Beziehung that.

Charakteristik der Schlacht in dieser Periode.

Avantgarden wurden in der Regel gebildet, jedoch weder in der Stärke noch in der Formation wie heute. Sie hatten den Zweck, die leichten Truppen des Feindes zu verjagen, die Aufstellung desselben blos zu legen und der dicht nachfolgenden Armee so den Raum und die Zeit zum Aufmarsch sicher zu stellen; eine Einleitung des Gefechts, eine Verbergung der eigenen Maassregeln wurde nur zum Theil beabsichtigt und bewerkstelligt. Sie bestand sogar bei den Märschen oft nur aus Husaren und ging nur dem Flügel voraus, der den Hauptangriff machen sollte.

Fast allen Schlachten Friedrichs des Grossen lag nämlich die Absicht zum Grunde, den Feind in der sogenannten schiefen Schlachtordnung anzugreifen: den einen der feindlichen Flügel zu umgehen, zu umfassen, mit Ueberlegenheit anzugreifen und zu schlagen, bevor er gehörig unterstützt werden konnte. Die Möglichkeit eines Gelingens lag einerseits in der ungemein ausgebildeten Manövrirfähigkeit der preussischen Truppen, andererseits in der Schwerfälligkeit der Gegner und der Unfähigkeit der feindlichen Generale, den Punkt zu erkennen, gegen welchen der Stoss des Königs gerichtet war. Um einem solchen Angriff (den die Infanterie gewöhnlich in Echelons mit 50 bis 100 Schritt Abständen ziehend ausführte) zu begegnen, musste die gemeinhin schon mit Mühe eingenommene Stellung des Feindes ihre Front ändern, was dann in der Regel nur durch Entziehung von Truppen aus den nicht bedrohten Theilen und in Eile und Hast geschah.

Dieser Moment wurde dann der verderbliche. Gegen die zusammengeschobenen Massen richtete sich der Angriff des preussischen Feuers, ohne dass sie dieses hätten erwiedern können, und die Folge davon war, dass die Schlachten in dieser Zeit keine lange Dauer hatten. Dies schloss jedoch nicht aus, dass sie nicht äusserst blutig waren, denn die Entscheidung musste fast immer durch das Infanteriefeuer gegeben werden; und jedes Gefecht wird um so blutiger sein, je mehr das Feuer der geschlossenen Infanterie zur Entscheidung beigetragen hat. Die Artillerie hatte — auf grössere Entfernung als die des Kartätschschusses — nicht so bedeutende Wirkung; ihr Ziel war nicht tief genug, die Treffen standen zu weit von einander ab; und nur der rücksichtslose Angriff der Infanterie, wie bei Prag, Torgau, Kunersdorf, verschaffte der Artillerie Gelegenheiten, sich wirksamer zu zeigen; Gelegenheiten, die sie selbst nicht so sehr aufsuchen konnte. War der Angriff in der schiefen Schlachtordnung geglückt, wie z. B. bei Leuthen, selbst bei Rossbach, so fand die preussische Artillerie ein wirksames Feld in der durch die Ueberraschung herbeigeführten Anhäufung von tiefen Massen an der bedrohten Stelle; man hatte keine Zeit mehr, auch keinen Raum, die herbeigeführten, aber in der Regel zu spät anlangenden Verstärkungen regelrecht zu entwickeln, Auf der andern Seite, wenn der Angriff des Königs missglückte, d. h. wenn der Feind, durch das Terrain unterstützt, sich vor seinem Feuer verbarg, in festester Stellung stand, so blieb den Preussen nichts als Rückzug im Angesicht des Feindes, und zwar gewöhnlich noch bei Tageslicht unter der vollen Wirkung seines Feuers, übrig. Deshalb kann man dreist behaupten, dass alle vom grossen Könige gewonnenen Schlachten auch entscheidende Siege, die von ihm verlornen aber nur abgeschlagene Angriffe und nicht eigentlich Schlachtverluste waren. Denn der Nachstoss folgte nicht; der Feind begnügte sich in der Regel mit dem passiven Widerstande. Da die Heere jener Zeit nicht sehr zahlreich waren, so wird man finden, dass der durch dieses Niederschiessen durch Infanterie und gelegentlich durch das Niederreiten herbeigeführte Verlust ungeheuer ist, und dass die Schlachten dieser Zeit die blutigsten sind, welche je geliefert wurden. Die Schlacht von Kollin dauerte nur vier Stunden; die preussische Infanterie verlor von 18,000 Mann 12,000. Die Schlacht von Kunersdorf dauerte nicht ganz acht Stunden; die Infanterie verlor in dieser Zeit und in der Verfolgung 17,000 Mann von 30,000. Beide Male also ist über die Hälfte verloren gegangen. Man kennt eben

so die entsetzlichen Verluste, welche die siegreichen Schlachten von Prag, Torgau, Zorndorf kosteten. Wenngleich sich wohlfeilere Siege finden, so rührt dies von Zufällen her, die, wie bei Rossbach, der Schlacht eine leichtere Wendung gegeben haben. Dort versuchten die Franzosen nämlich zum ersten Male den Angriff mit den Kolonnen des Folard, welche, eben erst in die Armee eingeführt und gegen die gäng und gäbe Ansicht streitend, vielleicht auch mangelhaft eingeübt, nicht gegen den überraschenden Angriff von Seydlitz Stand hielten, in Unordnung geriethen und so die Ursache des Verlustes der Schlacht ohne Infanteriegefecht wurden.

Die Schlachten der neueren Zeit sind dagegen im Vergleich zu den genannten weniger verlustreich; die blutigsten waren z. B. Aspern, wo die Oesterreicher 22,000 Mann von 75,000, und die Franzosen etwa die Hälfte ihrer Armee, aber in anderthalb Tagen, verloren; ferner Borodino, wo in zwei Tagen die Russen fünf Dreizehntel ihrer Stärke, und Waterloo, wo die Engländer in neun Stunden nicht ganz ein Viertel einbüssten.

Dahingegen fehlt eben den Schlachten jener Zeit das, was die heutigen erst erfolgreich macht, die Verfolgung. Allerdings hat Friedrich der Grosse seine Siege verfolgt, wogegen die Oesterreicher oder Russen fast immer auf dem Schlachtfelde stehen blieben. Aber diese Verfolgung war keine an sich wirksame, und die Trophäen des Sieges bestanden entweder in dem, was unmittelbar auf dem Schlachtfelde gefunden wurde, oder in dem, was strategische Verhältnisse, ohne Hinzuthun der Verfolgung, mit sich brachten. —

Ein Hauptmoment bei den Operationen war in dieser Periode die eigenthümliche Verpflegungsweise der Armeen, welche sie von ihren Magazinen abhängig machte und bis in ihre taktischen Funktionen wirkte. Sie ist denn auch die Veranlassung zu dem Parteigängerkriege, welcher im 7jährigen Kriege auf allen seinen Kriegsschauplätzen, namentlich aber im Westen Deutschlands, eine bedeutende und ihn charakterisirende Rolle gespielt, und die hervorstechende Gelegenheit zur Bildung und zum Gebrauch einer leichten Infanterie gegeben hat. Und da den Führern dieser leichten Corps eine grössere Selbständigkeit gegeben werden musste, sind ihre Namen denn auch später in bedeutenderen Stellungen berühmt geworden. Nachdem schon Moritz von Sachsen hierin glückliche Versuche gemacht hatte, folgte ihm Maria Theresia in der Verwendung ihrer Croaten und Panduren, denen Friedrich der Grosse die von ihm geschaffenen Husaren und seine Frey-Bataillons entgegenstellte; ebenso der Erbprinz von

Braunschweig und die unter ihm fechtenden Offiziere. Aber mit dem Aufhören des 7jährigen Krieges hörten im Wesentlichen auch diese Organisationen auf. Gegen das Ende seiner Laufbahn versuchte zwar auch Friedrich, auf die amerikanischen Ereignisse aufmerksam geworden, eine neue Schöpfung leichter Infanterie, aber die Traditionen des leichten Krieges waren in der Armee verschwunden, und es war ihm nicht mehr vergönnt, dieser Schöpfung eine Seele einzuhauchen. —

Wir wollen zu mehrerer Uebersicht nochmals das Ergebniss der historischen Entwickelung der Taktik in dieser Periode zusammenfassen.

Die Infanterie hat die tiefe Stellung aufgegeben und die Linienstellung in drei Gliedern angenommen, möglichste Ausbildung des Feuers in diesen Linien erzielt, das zerstreute Gefecht als einen Missbrauch aus der Schlacht verbannt und auf das feste Zusammenhalten der Mannschaft, auf die grösstmöglichste Exerzir- und Evolutionsfähigkeit hingearbeitet.

Die Kavallerie, die eigentlich der Infanterie in solcher Stellung überlegen sein sollte, ist dies nur da, wo überlegenes Talent, wahres Genie des Führers sie fortreisst; wo mit scharfem Blick der rechte Moment erspäht und mit Blitzesschnelligkeit benutzt wird. Die Reiterei ficht im Ganzen mehr mit der Reiterei, und wird bei Versuchen auf die dünnen langen Linien der Infanterie oft von dieser durch das regelmässige Feuer, durch die eiserne Haltung zurückgewiesen. Sie hat ihre Präponderanz verloren, obschon sie gerade in dieser Zeit die herrlichsten Siege erfochten hat. Die Infanterie schlägt fortan die Schlachten.

Die Artillerie gewinnt immer mehr an Einfluss auf den Gang der Gefechte; sie fängt an, sich im Gefecht zu bewegen, sie wird mehr und mehr leichter, und ihre wissenschaftlichen Grundsätze beginnen ihre Entwickelung. Es darf nur an die Namen Wenzels von Liechtenstein, Robins, Hutton, Gribeauvals und Tempelhofs erinnert werden.

In der Verbindung der drei Waffen sehen wir die ersten, äusserlichen, schwachen Anfänge, jedoch ohne dass sie dem Bewusstsein als solche klar wird. Noch immer sehen wir die ganze Armee als ein grosses Corps de bataille, dem die Kavallerie in Masse einfach angereiht wird; die Armeen sind noch nicht in taktische Körper, Organismen, gegliedert.

Dies abstrakte Resultat wurde denn auch in der langen Friedensperiode bis zum Jahre 1792 in jener andern Erfindung Friedrichs des Grossen dargestellt, welche dazu diente, die Erfahrungen des Krieges auch im Frieden festzuhalten und

weiter zu lehren. In der preussischen Armee sehen wir nämlich schon unter Friedrich Wilhelm I. alljährlich regelmässige Revüen über den Zustand der Truppen abhalten; eine Pflichterfüllung eines in jedem Betracht ordnungsliebenden, gegen sich selbst strengen Monarchen, welche ihm in dem Grade Keiner seiner Zeitgenossen, merkwürdig genug, nachahmte, da sie doch schon im Frieden den Kriegsherrn und die höhern Führer mit der Armee aufs Genaueste bekannt machte.

Diese Pflicht übernahm Friedrich der Grosse im vollsten Maasse auch auf sich; er that aber darin den Schritt weiter, dass er auch alljährlich grössere Truppen-Abtheilungen nicht zu Lustlagern, sondern zu anstrengenden Uebungen, Manövern, versammelte, bei denen Führer und Truppen von ihm systematisch geschult wurden. Allerdings lag es in der Natur der damaligen Taktik, dass in solchen Manövern leicht über der Form der wahre Inhalt, das Wesen vergessen ward und die Führer den Formen mehr Werth beizulegen anfingen als gut war.

VI. Periode der Revolutionskriege, Entwickelung der Taktik in der Zeit Napoleons.

Mit geringen Abweichungen war der taktische Zustand aller europäischen Armeen beim Beginn der Kriege mit der französischen Republik so, wie wir ihn eben schilderten. Alle hatten die preussische Form ganz und strenge angenommen, nur in der französischen Armee hatte sie, wie schon früher durch den Marschall von Sachsen, so jetzt durch Folard und Menil-Durand entschiedene Gegner gefunden. Diese Gegner stützten ihre Vorschläge zum Theil auf gelehrte Studien der alten Schriftsteller und wollten theils die Legionseinrichtung, theils die tiefe Kolonne bei der Infanterie wieder einführen. Leider war eine gelehrte Form den Franzosen nicht angemessen — so viel Gutes ihr auch an Gedanken zu Grunde lag; es kam nach langem und lebhaften Streit endlich 1773 zur Annahme der preussischen Taktik.

Nichtsdestoweniger brachten die bekannten historischen Ereignisse es dort auch zu taktischen Fortschritten, welche den französischen Heeren ein Uebergewicht gaben. Gleichwie wir also in der vorigen Periode die preussische Armee vorzugsweise betrachteten, weil sie das Muster der übrigen in

vielen Dingen war, so werden wir jetzt aus demselben Grunde vorzugsweise in unseren Betrachtungen von der französischen ausgehen.

Zunächst sehen wir die Wiedergeburt des Grundsatzes, dass jedem Bürger des Staats die Verpflichtung zu der Vertheidigung desselben als eine persönliche Pflicht aufliegt, dass somit die Gesammtbevölkerung die grosse, fast unerschöpfliche Quelle an Menschen für jenes Gefecht wird; und endlich sehen wir das Wiederaufnehmen des uralten Lehrsatzes, dass der Krieg den Krieg ernähren muss, womit denn alle die lästigen, beengenden Rücksichten auf die Verpflegung fortfallen. Diesen Umständen, und demnächst dem Hervortreten grosser kriegerischer Geister, die eben nur in Revolutionen sich jung hervorarbeiten können, so wie dem längeren Festhalten der Gegner an dem Alten und der grossen Mittelmässigkeit aller der Heerführer, die ihnen gegenübergestellt wurden, hatten die Franzosen lange Zeit hindurch ihre überraschenden und Alles zertrümmernden Siege zu verdanken. Von dem Augenblick an, wo ihre Gegner sich ihre Fechtart, ihre Art der Kriegführung angeeignet hatten, sank ihre Waage nach und nach. Ihr Uebergewicht lag, von da an, nur noch in dem Genie des einen Mannes, der alleinherrschend an ihrer Spitze stand, dessen grosser Geist sich nie durch Nebendinge ablenken liess, sondern der unaufhaltsam auf ein grosses Ziel hinstrebte, gegen welches er, auf nie geahnte Weise, alle Kräfte in Bewegung und Thätigkeit zu setzen wusste.

Vor dem Beginn der Revolutionskriege bestand die französische Armee, und zwar 1789 nach Dammertins Angaben, aus

131,620 Mann Infanterie,
10,000 » Artillerie,
32,270 » Kavallerie,

in Summa aus 173,890 Mann.

Hierunter waren 4000 Garden und 12,000 Schweizer, welche auswanderten oder aufgelöst wurden, so dass das stehende Heer, nach Jomini, 1792 nur 114,000 Mann Infanterie und 27,000 Mann Kavallerie stark war. Diese Truppen waren demoralisirt durch die Entfernung der meisten Offiziere, und durch die überall ausgesprochenen Grundsätze von Freiheit und Gleichheit alle Bande der Subordination und Dienstordnung erschlafft.

Dass ein solches Heer, weder nach Aussen noch nach Innen, zur Abwehr des Feindes wie zur Erhaltung des Gehorsams gegen die Obrigkeit nicht ausreichen konnte, wurde

von den Machthabern bald erkannt. Bereits 1790, also schon zwei Jahre vor dem Ausbruch des Krieges, wurde eine Nationalgarde, ein in Frankreich noch bestehendes Institut, errichtet, was jedoch gegenwärtig nichts mit unserer Landwehr gemein hat, obschon die erste Formation sehr ähnlich war. — Die Landwehr geht aus dem stehenden Heere hervor und hat in diesem ihre Wurzeln; die Nationalgarde dagegen besteht aus den begüterten Bürgern, von denen die wenigsten je Soldat waren. Sie steht und stand häufig dem Linienmilitair schroff gegenüber. Dieses ist das Heer der Krone, die Nationalgarde war oft das Heer des souverainen Volks.

Jene erste Nationalgarde vom Jahre 1790 bestand aus drei Klassen. Die erste umfasste alle unverheiratheten Männer von 18 bis 45 Jahren und sollte jährlich einen Monat zusammen sein; sie bildete etwa 600 Bataillone, jedes von 6 Compagnien, und eine halbe Compagnie Artillerie mit 2 Geschützen; zusammen etwa 550,000 Mann. Die zweite Klasse begriff die verheiratheten Männer dieses Alters in Compagnien von 100 Mann, die dritte Klasse wurde aus den 45 bis 60jährigen Männern gebildet, die nur innerhalb des Landes dienen sollten. Ursprünglich sollte die Nationalgarde nur im Lande selbst dienen; man zog daher diejenigen aus ihr heraus, welche freiwillig dem stehenden Heere sich beigesellen und in Feindes Land dienen wollten, und bildete aus ihnen Nationalvolontair-Bataillone; 1791 schon 83, 1792 120 Bataillone.

Diese Freiwilligen-Bataillone, durch ihre Organisation von den Linientruppen getrennt, ohne alle Disciplin und Ausbildung, erlagen vielfach den Ereignissen des Krieges; sie wurden 1794 den Linientruppen einverleibt und zwar so, dass man 1 Bataillon Linie und 2 Bataillons National-Freiwillige zusammenwarf und dem neuen Körper den Namen Halb-Brigade gab; sie erhielt als Beigabe 6 vierpfündige Kanonen. Das Bataillon hatte 800 Mann. Auf diese Weise wurden 196 Halb-Brigaden Linien- und 14 Halb-Brigaden leichte Infanterie gebildet, mit 630 Bataillonen, in der Stärke von 500,000 Mann; isolirte Bataillone hatte man 230, ferner 440 Eskadrons Kavallerie und 20,000 Mann Artillerie. Frankreich konnte 799,000 Mann ins Feld stellen, wenngleich diese Zahl aus leicht begreiflichen Gründen nie, zu derselben Zeit, erreicht wurde.

So zeigten sich denn, von Jahr zu Jahr steigend, die Wirkungen sehr bald, welche die allgemeine Verpflichtung zum Dienst, die Conscription, hervorbringen kann. Gleiche Ursachen haben unter gleichen Umständen gleiche Wirkungen hervorgebracht (Preussen 1813).

Jene Stärke des französischen Heeres ist sehr wechselnd. Im Jahre 1796 soll es gehabt haben: 991 Bataillons à 800 Mann, 501 Eskadrons à 140 Pferde; 1797 bestanden hiervon nur noch 107 Halb-Brigaden mobiler Infanterie. Dagegen hatte man 1799 wieder

110 Halb-Brigaden Linien-
30 » leichte } Infanterie à 3200 Mann,

76 Regimenter Kavallerie à 800 Pferde,

also 448,000 Mann Infanterie und 60,800 Mann Kavallerie.

Im Jahre 1802 hatte man in

379 Bataillonen 408,000 Mann Infanterie; die Bataillone zu 8 Compagnien.

Kavallerie: 302 Eskadrons à 150 Pferde oder im Ganzen 45,000 Pferde.

Die Artillerie war in 8 Regimenter à 20 Compagnien zu Fuss und 6 reitende Regimenter à 6 Compagnien formirt.

Die Etats sind sich in keinem Jahre gleich geblieben.

Beim Beginn des Krieges von 1792 bestand das französische Heer also aus den alten, aber völlig demoralisirten Linientruppen und einer Masse ungeübter, eben aufgebotener Truppen, Nationalgarden, Auxiliar-Bataillone, Volontair-Bataillone u. s. w. Die Ober-Offiziere waren grösstentheils entweder frühere Subaltern-Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine, oder Leute, die bis dahin sich in bürgerlichen Verhältnissen befunden und gebildet hatten, nun aber dem Rufe des Vaterlandes folgten. Beiläufig ist zu bemerken, dass die Zahl der letzteren, welche im Militair ihr Glück gemacht haben, kleiner ist, als man glaubt. Die bei weitem grössere Mehrzahl der Generale sind Personen, die, von Hause aus dem Soldatenstande gewidmet, sich beim Beginn der Revolution aber allerdings noch in ganz niederen Sphären befanden, oder aber eine gute Erziehung und Bildung besassen, und dann das Avancement vom Lieutenant bis zum Brigade- und Divisions-General in 2 bis 4 Jahren machten. Dies wurde nur möglich, indem man die Unfähigeren nicht etwa in ihrer Stellung verbrauchte, sondern sofort wegjagte. So wurden 1794 4000 Subaltern-Offiziere und Stabs-Offiziere reduzirt, d. h. ohne Weiteres entlassen, und zwar vorzugsweise die, welche zu jung, zu unerfahren, oder ohne Talent waren. Dennoch waren 1795 wieder 74 Generale und 217 Stabs-Offiziere zu viel, so dass Ende 1795 noch 300 entlassen wurden.

Neulinge, mit wenigen Ausnahmen, waren die Führer, und Rekruten die grosse Masse des Heeres. So waren denn die ersten kriegerischen Thaten des französischen Heeres, wo sie

mit den alten geübten Truppen ihrer Gegner zusammentrafen, Niederlagen und fluchtähnliche Rückzüge. So flohen unaufhaltsam 10,000 Mann unter General Biron, als sie bei Jemappes, am 29. April 1792, von 3500 Mann unter Beaulieu angegriffen wurden. An demselben Tage rückte General Dillon aus Lille mit 3000 Mann gegen die österreichischen Vorposten vor; er stiess auf 2 Bataillons und 4 Eskadrons, und seine Truppen liessen ihre Artillerie im Stich, flohen bis Lille zurück, und ermordeten ihn. Die Nothwendigkeit, den taktisch geübten und ausgebildeten Gegnern eine neue Gefechtsweise entgegenzusetzen, trat unabweisbar hervor, und so kam man denn französischer Seits zunächst darauf, jede entscheidende und regelmässige Schlacht, die nach damaliger taktischer Sitte in aufmarschirten Treffen geliefert wurde, zu vermeiden, und dagegen den Krieg auf das Lebhafteste durch vielfache, einzelne kleine Gefechte, die ohne wesentliche Nachtheile täglich wiederholt werden konnten, zu führen.

Eine solche Kriegführung setzt, wenn sie mit Aussicht auf Erfolg getrieben werden soll, einmal einen Ueberfluss an Menschenmaterial voraus; denn der Verbrauch desselben ist bei vielfach wiederholten kleinen Gefechten und den damit verbundenen Märschen und Bivouaks viel grösser, als der Verbrauch in grossen entscheidenden Schlachten. Zweitens erfordert sie ein geeignetes, durchschnittenes Terrain. Menschen aber lieferte Frankreich genügend, theils Freiwillige, theils solche, die den Tod im Felde dem unter der Guillotine vorzogen. So flossen also dem Heere Massen auf Massen aus dem Innern zu, und es kam nur darauf an, diese Massen zweckmässig zu verwenden. Diese Massen waren für den Dienst in der Linie, für taktische Evolutionen völlig unvorbereitet. Es bildete sich eine Art von System der Gefechtsführung, der die Ueberzahl und rücksichtslose Verwendung der Truppen zum Grunde liegt.

Dieses System beruhte nun vorzugsweise darauf, den Feind unaufhörlich zu beschäftigen, zu necken, ihn in einzelnen Gefechten zu bestürmen, täglich zu tirailliren und durch zerstreute Truppen ihn in steter Beschäftigung zu erhalten; während die Ueberzahl erlaubte, immer von Neuem das Gefecht mit frischen Truppen zu eröffnen.

Aber es war durch zwei sehr wesentliche Umstände auch schon seit langer Zeit vorbereitet.

Zunächst hatte die französische Infanterie schon 1777 ein neues Gewehr erhalten; dasjenige, welches später bei den andern Armeen eingeführt und bis in die neuesten Zeiten

beibehalten wurde, wenigstens in seinen charakteristischen Eigenschaften. Diese sind: geringeres Kaliber, geringerer Spielraum, geschweifte Kolbe, so dass man damit zielen, ja sogar auf einzelne Menschen schiessen und sie treffen konnte. Eine solche Waffe war daher das erste Mittel, das zerstreute Gefecht zu führen; sie liegt ihm als erste Voraussetzung zu Grunde.

Sodann hatte der nordamerikanische Freiheitskrieg auch französischen Truppen Gelegenheit gegeben, sich, der Lineartaktik der Engländer gegenüber, der Vortheile der zerstreuten Fechtart bewusst zu werden, wie sie von den Amerikanern gebraucht wurde. Unter Rochambeau's Führung hatten sich viele strebsame und aufgeweckte Offiziere versucht und bei ihrer Rückkehr die Lehren und Erfahrungen dieses Krieges populair zu machen gesucht. Die politischen Sympathien fehlten ihnen nicht, und so kam es denn, dass bald in dem so praktischen Volke solche Lehren Wurzel schlugen.

Der erste Sieg der Ueberzahl war der in der Schlacht von Jemappes bei Mons. 80,000 Franzosen unter Dumouriez fochten gegen 20,000 Oesterreicher unter dem Herzog von Sachsen-Teschen. Das, worauf im Jahre 1792 das Bedürfniss gleichsam unbewusst geführt hatte, kam ein Jahr später zum vollen Bewusstsein, und zwar durch Carnot.*) In seinem Bericht an den Wohlfahrtsausschuss über das in der Kriegführung zu befolgende System sagte er:

»Die Zahl der Soldaten muss verdoppelt werden, so dass man, ohne die wahrscheinlichen Verluste in Rechnung zu bringen, oder ohne genöthigt zu sein, auf ihren sofortigen Ersatz zu denken, allen Anstrengungen der Kriegskunst unserer Gegner die Masse entgegensetzen kann. Das einfachste Mittel ist also, den Krieg in Masse zu führen, d. h. wir müssen auf allen Angriffspunkten die grösstmöglichste Menge Mannschaften und Artillerie aufstellen; wir müssen aber den Krieg stets angriffsweise führen. Den Generalen ist als die heiligste Pflicht vorzuschreiben, stets an der Spitze der Kolonnen zu fechten, um den Soldaten ein Vorbild von Muth und Hingebung zu sein; diese gewöhne man, niemals die Zahl der Feinde zu berechnen, sondern sie mit dem Bajonnet lebhaft anzugreifen, ohne sich lange bei dem Schiessen und Manövriren aufzuhalten. Denn unsere Soldaten, wie sie gegenwärtig sind, sind darauf nicht genug

*) Ueber denselben s. u. A. Duc d'Aumale: Les institutions militaires de la France. Paris 1867. S. 43 ff. Eine kurze aber geistvolle und inhaltreiche Schilderung der organisatorischen Schicksale der französischen Armee.

exerzirt, ja sie sind nicht im mindesten darauf vorbereitet. Diese Art Krieg zu führen, ist ganz dem Charakter, der Gewandtheit und Lebhaftigkeit des französischen Volks angemessen und muss uns den Sieg verschaffen, schon weil sie die fremden Heere durch ihre Neuheit aus der Fassung bringen wird.«

Es kam hier darauf an, sich bei der Gefechtsführung alles taktischen Details, wie es bis dahin in den Heeren gebräuchlich war und die eigentliche Kraft der Gegner ausmachte, zu entschlagen, da man dasselbe selbst nicht besass, und keine Zeit hatte, es zu erlernen. Denn statt zu üben, musste hier sofort gehandelt werden.

Eine weitere Folge der sich drängenden Ereignisse war dann die völlige Umwandlung, welche mit dem Verpflegungssystem des Heeres, so wie mit seiner Ausrüstung vor sich ging.

Bataillone, die entstanden, wie aus dem Boden gestampft, hatten natürlich weder Wagen, noch Gepäck, noch alle die grösstentheils zur eigentlichen Kriegführung unnöthigen Impedimente. Gewehre, Patronen und Patrontaschen, das war das einzig Nöthige. Alles Uebrige schafften glückliche Ereignisse oder versagten Unglücksfälle. Ohne Zelte, ohne Kochgeschirr und Gepäck, ohne Lebensmittel, oft ohne Kleidung, musste dem französischen Soldaten das Land, auf dem er Krieg führte, Alles gewähren, was nicht zu entbehren war. Die schwere Kunst, die Armee aus Magazinen zu ernähren, und Lebensmittel, Fourage u. s. w. auf Wochen mit sich zu führen, hatte sich in den leichten Behelf verwandelt, zu nehmen wo man etwas fand, zu entbehren wo nichts war.

Die Wirkung gerade dieses Fortschritts gegenüber einem Gegner, der beim alten System stehen bleibt, oder doch stehen bleiben möchte, ist unberechenbar. Denn während dieser sich schwächt, je weiter er sich von seinen Hülfsquellen entfernt, wird jener stärker, je weiter er in des Feindes Land vordringt, und dessen Hülfsmittel und Magazine kommen ihm zu Gute. Die Folge von der Leichtigkeit der französischen Heere, in Bezug auf Belastung und Verpflegung, war dann die mögliche Beschleunigung ihrer Bewegungen. Eine weitere Folge war die Möglichkeit von Bewegungen und Operationen in und durch Terrain-Formationen, welche man bis dahin grösseren Heeren, und selbst grösseren Abtheilungen von Truppen für völlig unzugänglich hielt, die eben nur dadurch möglich wurde, dass nicht, wie wir so zu sagen pflegen, Gepäck u. s. w. auf das Nothwendigste beschränkt waren, sondern dadurch, dass selbst das Nothwendigste nicht gegeben wurde.

Der Krieg gewann so im Grossen wie im Kleinen an Beweglichkeit; und das Gefecht selbst, das in der Lineartaktik wesentlich ein stehendes war, wurde beweglich. Man sieht in diesen Gefechten der Republikaner ganze Bataillone oder Halb-Brigaden sich in Tirailleurschwärme auflösen; Kolonnen ziehen als dichte Haufen dahinterher, und die ganze Infanterie ficht in der Weise der leichten Infanterie, unterstützt durch leichte Artillerie, die die Franzosen *artillerie volante* nennen. Ebenso verwandelt sich die ganze Kavallerie in leichte und die etwa noch vorhandenen schweren Regimenter wurden wie leichte Kavallerie verwendet.

Obschon also das Gefecht vorzugsweise in der zerstreuten Ordnung geführt wird, treten doch schon früh die geschlossenen Massen, die Kolonnen, als entscheidend darin auf. Ist der Feind durch stundenlanges Tirailliren mürbe gemacht, so sehen wir plötzlich Infanterie in dichten Haufen, in lebhaftestem Marsch, sich auf die schwachen Punkte der feindlichen Stellung werfen, und durch den Druck der Menge, oder durch das Bajonnet den Gegner durchbrechen. Oder dichte Massen bewegen sich gegen die Flanken und den Rücken der feindlichen Stellung und drohen mit gänzlicher Umwickelung, was dann den Rückzug zur Folge hat.

Also Durchbrechen der feindlichen Stellung mit Kolonnen, oder Umgehen, das ist das taktische Rezept der Kriege der Franzosen gewesen, und fast alle ihre Schlachten, von Jemappes bis Belle-Alliance, sind auf das Eine oder das Andere, oder auf Beides gerichtet gewesen. Die Kräfte stossen aufeinander, messen sich; während des Gefechts der Vortruppen sucht man die schwachen und starken Punkte des Feindes zu erkennen; es werden mehr Truppen ins Gefecht gebracht, um den Widerstand des Feindes auf einzelnen Punkten zu besiegen. Er verstärkt die Vertheidigung. Neue Angriffe erfolgen; der schwächere Gegner bringt endlich seine letzten Kräfte in Thätigkeit; und nachdem auch diese in das Gefecht verwickelt, nachdem auch sie aus der Hand des Oberbefehlshabers gegeben sind, erscheinen die starken Reserven der Franzosen, sich gegen den längst erkannten schwachen Punkt der Stellung dirigirend. Die dünn und locker gewordenen Bataillone des Gegners weichen, die Massen dringen durch und das Gefecht wird durch die nacheilende starke Reiter-Reserve vollendet. Oder aber es dirigiren sich, nachdem des Gegners Truppen alle, oder doch der grössere Theil, engagirt sind, die starken Reserven gegen die Flügel der feindlichen Stellung, diese umfassend. So ist die Anlage fast

aller siegreichen Gefechte der Franzosen; es ist das natürliche Benehmen des Stärkern gegen den Schwächern; d. h. da, wo die Ueberlegenheit aus der Zahl der Streiter entspringt. Man kann jede Stellung, und zwar ohne Gefahr, umgehen, sobald man stark genug ist, um gleichzeitig die Front derselben hinlänglich zu beschäftigen. Man wird fast jede Stellung durchbrechen können, wenn man Kräfte genug daran setzen kann, dieselbe auf vielen Punkten zu attakiren, so dass der Gegner über Zeit und Ort des entscheidenden Angriffs in Zweifel bleibt, bis es zu spät ist, dagegen noch wirksame Maassregeln zu ergreifen. Beides kann so nur der an Zahl Ueberlegene. Der Schwächere, wenn er dergleichen unternimmt, würde bald in die übelste Lage gerathen. Auf seine Umgehungen passt vollkommen die alte Regel, dass, wer umgeht, umgangen ist; und sein Durchbrechen würde ihn dahin bringen, dass seine Durchbruchs-Kolonnen in der Situation wären, als seien sie von beiden Seiten umgangen; sie würden zwischen zwei Feuer genommen werden.

Für diese von den Franzosen angenommene Art der Gefechtsführung passt nun die taktische Form der innigen Verbindung der Kolonne und des zerstreuten Gefechts auf das Vortrefflichste, und man kann sagen, jene wird erst durch diese Form möglich. Die Erfolge aber mussten um so grösser sein, je länger ihre Gegner bei der alten Form beharrten, und die Franzosen daher mit Tirailleurs und Kolonnen gegen Linien fechten konnten. Als ihre Gegner die Lineartaktik aufgaben und das neue System ebenfalls annahmen, blieb ihnen nur noch der Vortheil des günstigeren Zahlenverhältnisses, der allerdings immer noch ein grosser und meistens entscheidender ist. Als aber endlich das Zahlenverhältniss gleich ward, da wurde die Zahl ihrer Niederlagen so gross, wie die ihrer Siege; und als zuletzt die Ueberzahl auf die Seite ihrer Gegner trat, da war der Sieg von den französischen Adlern gewichen.

Das eigentliche Schulexerzitium, das Reglementarische, blieb in dieser ganzen Zeit der Revolutionskriege unverändert, und die Tirailleurbanden wurden, wo Zeit dazu war, nach dem Reglement von 1791 exerzirt. Aber gerade so, wie wir noch vor Kurzem auf unsern Exerzirplätzen in langen Linien avancirten, wie zur Zeit der Schlacht von Mollwitz, oder evantaillirten und auf der Axe mit Bataillonen schwenkten, Alles

nur zur sogenannten Uebung, nie zum wirklichen Gebrauch: so wurden die französischen Rekruten und Compagnien nach allen Formen und Forderungen der Lineartaktik gedrillt. Natürlich blieb aber fast niemals Zeit dazu, das Exerziren, als solches, zum Zweck der Uebung zu machen; es war nur ein Mittel zur Aufrechterhaltung der Ordnung, Hervorbringung einiger Uebereinstimmung in den Bewegungen der Truppen, und um den Soldaten an Gehorsam und gleichmässige und gleichzeitige Bewegungen und Gebrauch seiner Waffe zu gewöhnen.

Bei der Infanterie reichte dies für die neue Gefechtsform ziemlich aus. — Schlimmer war es bei der Kavallerie, wo zu den taktischen Forderungen noch das Reiten als eine Kunst hinzukommt, die erlernt, und zwar gründlich erlernt sein will. Die Kavallerie liess sich nicht improvisiren, und zwar in Frankreich um so weniger, als der dortige Pferdeschlag wenig oder fast gar nicht zum Reiten geeignet war, und der Bauer — die Masse des Volkes überhaupt — kein Reiter ist, wie z. B. in Preussen, England, Ungarn. Die Kavallerie war daher in den ersten Revolutionskriegen sehr schlecht; wo sie sich zeigte, wurde sie geworfen. Dies führte zunächst dahin, sie in Reserve zu halten. So finden wir eine Kavallerie-Reserve zuerst 1794 bei der Sambre- und Maas-Armee, in der fast alle Kavallerie der Franzosen sich befand. Späterhin, namentlich seit dem Jahre 1796, wo zuerst Divisionen aus gemischten Waffen als taktische selbstständige Körper vorkommen, wird der grösste Theil der Reiterei den Divisionen zugetheilt, und nur einige schwere Kavallerie focht in der Reserve. Im Verlaufe dieser Zeit wurde sie besser durch die Siege der Infanterie, die ihr gute Pferde verschafften, und dadurch, dass der Abgang an Mannschaften bei der Kavallerie geringer ist, also nach und nach mehr alte Soldaten dabei vorhanden waren, endlich dadurch, dass die jungen Leute von guter Familie es vorzogen, bei der Kavallerie zu dienen. Die eigentliche Taktik der Kavallerie änderte sich durch die ersten Revolutionskriege gar nicht.

Die französische Artillerie stand schon beim Beginn der französischen Revolution auf einer hohen Stufe der wissenschaftlichen Ausbildung; die eigenthümlichen Forderungen, welche diese Waffe an das Individuum macht, bildeten auch zugleich ein festeres Band des Zusammenhanges. Die eigentlichen revolutionairen Elemente drangen nie in der Weise in die Artillerie ein, wie in die anderen Waffen, obschon sie selbst vorzugsweise der Revolution anhing. Sie behielt daher auch fast ganz ihre Formatien, Organisation und Taktik bei.

Die Zahl der Geschütze stieg mit jedem Jahre. Man hatte 6—4Ždige Kanonen bei jeder Halb-Brigade. Die 6Žder, 8Žder, 12Žder bildeten die Positions-Batterien von 12 Geschützen; 1803 hatte man im Ganzen 160 Fuss-Batterien. — Bald nahm man auch die Erfindung der preussischen reitenden Artillerie auf, und schon 1791 formirte man in Douai 9 Compagnien reitender Artillerie; 1802 hatte man 6 Regimenter à 6 Compagnien; sie führten 8Ždige Kanonen. — In der Kriegsgeschichte kommt die Regiments-Artillerie der Franzosen unter dem Namen der *artillerie légère*, die reitende als *artillerie volante* vor. Eine Verbindung der letzteren mit der Kavallerie fand nicht in der Formation, sondern nur zufällig statt.

Das Fundament der meisten organisatorischen Einrichtungen hat so eigentlich Napoleon vorgefunden und an ihnen auch anfänglich nichts geändert. Die wichtigste derselben war offenbar die Eintheilung der Armee in selbstständige, diskrete Haufen aus allen drei Waffen (wenn auch Kavallerie und Artillerie nur schwach vertreten) unter einem Führer; die Divisionen, in der Stärke, wie wir sie noch heute sehen. Die Eintheilung in Corps war keine kriegsministerielle; sie machte sich aber auf manchen Kriegstheatern der Republik von selbst; so 1795 und 1796 am Unterrhein, wo unter Jourdan fast beständig 2 Divisionen unter einen Commandeur gestellt wurden. Napoleon that dies in Italien nicht, aber er adoptirte es später in praktischer Art.

Wesentliche Veränderungen konnte er erst nach seiner Thronbesteigung vornehmen; dass solche aber nöthig waren, hatte er längst erkannt. Der General Foy sagt darüber sehr treffend:

»Napoleon war nicht der Mann, um sich über die Ursachen des Erfolges unserer Waffen zu täuschen. Sein Geist blieb nicht auf der Oberfläche der Dinge; er kannte zu gut das menschliche Herz und war sich seiner eignen Pläne zu gut bewusst, um fernerhin auf die Wunder zu rechnen, welche bisher der republikanische Aufschwung hervorgebracht hatte. Die absolute Macht musste bald die Vaterlandsliebe ersticken, die Hingebung sich abnutzen; die Muthigsten und Tüchtigsten gehen zuerst darauf; die, welche nach ihnen kommen, sind schwächer an Energie, wie an Talent; denn die Revolution war vorbei und geregelte Verhältnisse bringen keine ausserordentlichen Menschen hervor. Zugleich war es einleuchtend, dass, ohne Nachlass Kriege führend, die Gegner, wenn auch heute geschlagen, vom Sieger selbst lernen mussten, morgen zu widerstehen. So musste denn Napoleon selbst den Sieg

abhängig machen von dem vorausberechneten Gebrauch der Kräfte, und Frankreich musste zur Feststellung von Formen und Methoden zurückkehren, um das Glück ferner an seine Fahnen zu fesseln.« —

Die Ordonnance vom Jahre 1805 gab die nöthigen Zusätze und Veränderungen zum Reglement von 1791, und vorzugsweise die Küstenläger, namentlich das von Boulogne-sur-mer und Ostende, waren es, in welchen die taktischen Formen festgestellt und unter den Augen des Kaisers vom Morgen bis zum Abend geübt wurden. Hier wurde die Formation des Quarrées, der Angriffskolonne (nur auf die Flügel-Compagnie), das Gliederfeuer, das geordnete Feuer deployirter Linien, die allmälige Verwendung der Tirailleurs, das Gefecht der Linie in zwei Gliedern geübt, aber zugleich auch viel unnützes Zeug, z. B. alle möglichen Evolutionen in der Inversion. Wie denn Napoleon selbst ein grosser Freund vom Detail-Exerziren war und seine Truppen an jedem Ruhetage exerziren mussten.

Napoleon schaffte ferner die republikanische Bezeichnung der Halb-Brigaden sofort ab und nannte sie wieder Regiment. Die Bataillone waren damals 9 Compagnien stark. Napoleon gab ihnen eine zweite Eliten-Compagnie, Voltigeur-Compagnie. Es war, wie Foy sagt, eine glückliche Idee, in der allgemeinen Meinung die kleinen Leute zu heben, die in der Regel die gescheutesten und die aufgewecktesten sind. Diese Voltigeurs wurden bald die eigentliche leichte Infanterie der Franzosen: in der Art, dass man sie vorzugsweise zum Tirailliren gebrauchte. Die leichten Infanterie-Regimenter hatten nur den Namen, in der That waren sie ebenso gebildet, bewaffnet und exerzirt, wie die andere Infanterie, und Napoleon hob sie daher auf, da überdies, wie Foy sagt, dieselbe Infanterie für jeden Dienst gut ist. Im Jahre 1808 änderte Napoleon diese Formation in der Weise, dass 6 Compagnien 1 Bataillon ausmachten und 5 Bataillone ein Regiment. Die Zahl der Compagnien wurde also nicht vermehrt, wohl aber die Zahl der Eliten-Compagnien, denn während bis dahin bei einem Regiment 6 Eliten-Compagnien waren, wurden es nun ihrer 10, und sie verloren an innerem Werth, zugleich aber noch mehr die Füsilier-Compagnien, die ihre besten Leute stets an die Eliten-Compagnie abgeben mussten. Sein Zweck war jedoch, mehr Cadres zu bekommen, und dieser wurde erreicht.

Bei der Kavallerie liess er dagegen die alte Eintheilung und bildete nur aus den Regimentern Brigaden, und aus diesen Divisionen; endlich vereinigte er mehrere Divisionen in ganze Kavallerie-Corps, von denen er sich zwar Ausserordentliches

versprach, für die auch noch gar viele Meinungen sind, die aber nicht viel geleistet haben. Wir werden später auf diese unglückliche Idee der Verwendung der Kavallerie zurückkommen. Den Infanterie-Divisionen wurden Brigaden leichter Kavallerie beigegeben, die fest dazu gehörten. Die innige Verbindung beider Waffen tritt hier zuerst hervor, aber sie leidet späterhin durch die Formation der Kavallerie-Corps. Denn um möglichst starke Kavallerie-Corps zu haben, konnte nur möglichst wenig Kavallerie den Divisionen beigegeben werden. So sehen wir 1812 bei den Infanterie-Corps nur sehr unzulängliche Kavallerie eingetheilt; z. B. bei dem vierten Corps des Vice-Königs von Italien, welches aus 4 Divisionen in Stärke von 38,000 Mann Infanterie bestand, finden wir nur 2 leichte Kavallerie-Brigaden von 2400 Pferden, und noch unverhältnissmässiger ist dies beim ersten Corps von Davoust, wo auf 5 Divisionen, 65,000 Mann Infanterie, nur 2 leichte Kavallerie-Brigaden, 2400 Pferde. Das hatte dann zur Folge, dass ganze Kavallerie-Corps aus der Reserve den Armee-Corps zugegeben werden mussten, wenn diese selbstständig auftreten sollten. In derselben Zeit, wo in der französischen Armee immer mehr und mehr das Princip des Gebrauchs der Kavallerie in grossen Massen sich ausbildete, verfiel man bei ihren Gegnern auf das Entgegengesetzte. Bei den Oesterreichern ist es in der Schlacht von Würzburg (3. September 1796) das letzte Mal, dass eine imponirende Kavallerie-Masse, als solche vereinigt, auftritt; indessen sind es von 120 Eskadrons doch nur 59, die zusammen fechten und deren Wirkung gegen ein Ziel gerichtet ist, und in letzter Instanz sind es sogar nur 12 Kürassier-Eskadrons, die das Kavallerie-Gefecht, von dem das Schicksal des Tages hauptsächlich abhing, entscheiden. Dagegen ist in diesem Feldzuge, und schon früher, eine überall sichtbare Mischung der Waffen bei den Oesterreichern eingetreten. Diese Mischung geht dann aber so weit, dass eine Reserve-Kavallerie bei ihnen ganz verschwindet. Erst im Jahre 1809 treten Reserve-Corps auf, die aber auch aus gemischten Waffen bestehen. Das erste Reserve-Corps bestand aus 12 Bataillons, 36 Eskadrons; das zweite aus 5 Bataillons, 24 Eskadrons, während die 6 Armee-Corps in Deutschland jedes aus 27 bis 31 Bataillons und 16 bis 24 Eskadrons bestehen. Eine sachgemässe und vernünftige Eintheilung, deren Folgen denn auch sich bald darin zeigten, dass jedes dieser Corps eine grosse Widerstandsfähigkeit zeigt, so dass aus einer ganzen Reihe von unglücklichen Gefechten, von Abensberg bis Wien, keine eigentliche Niederlage wird. Dies

muss um so mehr als eine Folge dieser Formation, der innigen Verbindung beider Waffen, angesehen werden, als die Mehrzahl der österreichischen Truppen aus neuen Organisationen bestand.

Die Zersplitterung der Reiterei bei den Preussen ging in dieser Periode noch viel weiter, was um so unbegreiflicher ist, als man die Ueberlegenheit der feindlichen Infanterie-Taktik fühlte, wenn auch nicht erkannt hatte, und gerade in der Reiterei das Mittel gefunden zu haben glaubte, das Gleichgewicht im Kampfe wieder herzustellen. Nicht allein, dass man die Kavallerie ganz bei der Infanterie eintheilte, man ging auch von der Aufstellung in geschlossener Linie ab und stellte die Kavallerie in Eskadrons mit grossen Intervallen. Die Idee, den schwachen Schützenlinien dadurch eine Unterstützung zu gewähren, die sonst nicht im Stande sein würden, den Tirailleurschwärmen der Franzosen zu widerstehen, scheint hierauf geführt zu haben. Sie hatte dann aber auch zur Folge, dass die schwächere feindliche Kavallerie diese in Eskadrons zersplitterte preussische mehrfach über den Haufen warf. So hatte das unglückliche Gefecht von Saalfeld einen so schmähligen Ausgang, weil 8 Eskadrons französischer Husaren, in zwei dicht aufeinanderfolgenden Treffen (nachdem sie von einem sächsischen Infanterie-Regiment zurückgeschlagen worden waren), 10 vereinzelte Eskadrons preussische und sächsische Husaren über den Haufen warfen. — Diese Nachtheile einer solchen Zersplitterung traten indessen so fühlbar hervor, dass man in der Nacht vor der Schlacht von Auerstädt 20 Eskadrons wieder zusammenwarf und unter den Befehl des Generals von Blücher stellte. Freilich war aber damit wenig gewonnen, da eine solche Formation nicht im Augenblick des Gebrauchs vor sich gehen kann.

In Bezug auf die Artillerie ist nur zu erwähnen, dass sich ihre Manövrirfähigkeit immer mehr entwickelte, was besonders von der reitenden Artillerie ausging, der dann die Fussartillerie nacheifert. So trugen z. B. im Gefecht von Castiglione am 5. August 1796 4 reitende Batterien, welche Bonaparte im Centrum vereinigte, entschieden zum Siege für ihn bei. Es ist wesentlich die taktische und organisatorische Gliederung in Batterien und die Eintheilung der Batterien bei den Divisionen, die ihre Entwickelung und ihren Gebrauch nach dem Terrain erleichtert und worin die Franzosen allen übrigen Nationen Beispiele geben. Vorzugsweise ist es ferner aber die Kunst, Artilleriemassen vereinigt zu einem Schlage zu führen, welche sich in dieser Zeit besonders durch Napoleon

bemerklich macht. In dieser Beziehung ist besonders lehrreich das Studium der Schlachten von Austerlitz, Aspern, Friedland und Borodino. Die Verbindung der Fussartillerie mit den Infanterie-Divisionen und der reitenden Artillerie mit Kavallerie-Divisionen, endlich die Bildung einer Reserve-Artillerie, zu entscheidenden Schlägen, sind ein Resultat dieser Zeit. Freilich darf man hierbei nicht übersehen, dass diese enge Verbindung abhängig war von der Harmonie in der Wirkungsweise der Feuerwaffen, das heisst, dass die wirksamste Aeusserung jeder der drei Waffen nahezu in dieselbe Periode des Gefechts gelegt werden konnte. Auf die Entfernung von 200—150 Schritt war das Gewehrfeuer, auf 2—400 Schritt das Kartätschfeuer, auf demselben Raum der Choc der Kavallerie des kräftigst möglichen Erfolgs fähig, und nach diesen räumlichen Bedingungen entstanden denn auch die Regeln für das Zusammenwirken der 3 Waffen; Regeln, welche wesentlich modifizirt werden müssen, sobald die Entfernungen sich wesentlich ändern, in denen die Feuerwaffen wirken können. Weil der Kartätschschuss der Artillerie die entscheidendere Wirkung derselben in nächster Entfernung war, und diese wenig von derjenigen differirte, in welcher die Infanterie zum Bajonettangriff übergehen konnte, ist er nicht mit Unrecht die blanke Waffe der Artillerie genannt worden.

Es ist hier der Ort, auf den Zusammenstoss der alten und neuen Form zu blicken, der jene für immer zertrümmerte. Wir haben schon früher einmal berührt, wie stets das Neue sich aus dem Alten entwickelt, mit diesem in Kampf kommt, und es langsamer oder schneller besiegt. In der Geschichte der Kriegskunst zeigt sich dieses Verhältniss nirgend so schlagend und so von allen Nebendingen entkleidet, als gerade hier.

Während die französische Armee die neue Taktik ausgebildet und, bei den gegebenen Mitteln, den höchsten erreichbaren Punkt der Vollendung erreicht hatte, war die preussische Armee bei der einseitigen sterilen Form der Lineartaktik, völlig blind gegen jeden Fortschritt, stehen geblieben. Dass man 1787 in sehr beschränktem Maasse Schützen eingeführt, dass man bei einigen Regimentern auch angefangen hatte, das dritte Glied ausschwärmen zu lassen, dass man endlich auch Füsilier-Bataillone (24 in 8 Brigaden) formirte, änderte in der eigentlichen Taktik gar nichts. Der Gebrauch der Tirailleurs und der Kolonne waren eigentlich ganz unbekannte Dinge geblieben. Bei Saalfeld war es nicht möglich, ein vorgezogenes Peloton vor der Front des Bataillons aufzulösen, man musste den Versuch aufgeben; bei Jena schoss man mit Pelotonsalven

auf die feindlichen Schützen, deren man sich auf keine Weise erwehren konnte.

Man wird mit einigem Gewicht hier einwerfen können, dass Wellington mit den ebenso in der starren Form der Lineartaktik geschulten englischen Truppen in Spanien völlig der französischen Taktik gewachsen sich gezeigt habe, und somit das Uebergewicht der letztern historisch nicht vollkommen schlagend erwiesen sei.

Aber abgesehen davon, dass dort die Aufgaben des leichten Dienstes, des zerstreuten Gefechtes bei Wellingtons Armee den hierzu sehr geeigneten Spaniern oder deutschen Hülfstruppen zufielen, ist daran zu erinnern, dass er seinen Feldherrnruhm wesentlich der Geschicklichkeit verdankt, durch welche er die taktische Defensive mit der strategischen Offensive zu vereinigen, und mit welcher er seine gesammelte Kraft stets in Stellungen auszunutzen wusste, welche der Fechtweise und Waffenwirkung seiner eigentlichen (englischen) Kerntruppen entsprachen. Seine Gefechtsformen und seine Gefechtsführung entsprachen dem Geiste und Charakter seiner Truppen, und seine Kriegführung dem Geiste der Strategie, während bei Jena die preussische Armee-Führung nach diesen beiden Seiten hin gerade das Gegentheil von dem that, was hätte geschehen sollen. Abstrahirt von der schon vor der Schlacht manifestirten strategischen Niederlage, von der untauglichen Generalität, von der numerischen Schwäche des preussischen Heeres, von der Zerstückelung, in welcher es an den Feind geführt ward, entsprach die Zusammensetzung, Ausbildung und der geistige Zustand desselben nicht mehr der Entwickelung, welche das Bewusstsein der Völker genommen hatte. Die Truppen schlugen sich fast überall mit der grössten Hingebung und Tapferkeit; ihre enormen Verluste beweisen das; aber ebenso wie im Volke, war auch in der Armee schon der Glaube sowohl an die Zulänglichkeit der friedericianischen Formen, wie an die Fähigkeit derjenigen zerrüttet, welche sie gebrauchen sollten. Wie alles Andre in der Welt, so gelten auch die Postulate, auf welche sich die Einrichtungen eines Heeres gründen, nur für eine bestimmte, endliche Zeit, während die damalige preussische Armee auf den Lorbeern und in den Ansichten beruhte, welche 50 Jahre früher erworben, nun aber, jene welk, diese veraltet waren. Die taktischen Niederlagen erschienen daher nur als ein partielles Symptom eines tiefer liegenden Schadens. Dass sie in völlige Auflösung ausarteten, lag nicht allein in der Natur der Lineartaktik selbst, welche ein Abbrechen, Hinhalten des Gefechts und somit auch, einem Feinde wie Napoleon und

seiner Armee gegenüber, den geordneten Rückzug unmöglich machte; sondern auch, weil der Geist des Heeres nicht mehr derjenige war, welcher die Schaaren Friedrichs zum Siege befähigt hatte.

So schmälich die Niederlage der preussischen Waffen hier aber war, so ehrenvoll ist es auch, dass von jenem Augenblick an alles Bestreben des Landes dahin ging, sich von Grund aus zu regeneriren und die Mängel abzuwerfen, die so schwer gebüsst wurden. Man bemächtigte sich des Neuen, um daraus am eignen Herde sich eine Waffe gegen den Ueberwinder zu schmieden, und dies ist in einer ausserordentlich kurzen Zeit, unter den ungünstigsten Umständen und vollständig gelungen; und zwar theoretisch und praktisch zugleich. Theoretisch zeigte es das preussische Reglement vom Jahre 1812; praktisch bewiesen es wenige Jahre später die zahlreichen eben erst gebildeten Bataillone und Schwadronen. »Denn ein Engel fuhr herab zu seiner Zeit und bewegte das Wasser« und Preussen war der Erste gewesen, hineinzusteigen und sich darin gesund zu waschen. —

Die innige Verbindung des zerstreuten Gefechts mit dem Gefecht der Linie und der Kolonne ist also jetzt das Mittel geworden, die Verbindung der verschiedenen Waffen zu selbstständigen Theilen zur Geltung zu bringen. Es sind feste Abtheilungen gemischter Waffen entstanden; und indem die Kolonne die eigentliche Fundamentalstellung geworden ist, aus der die anderen Formen hervorgehen, gewinnt man in ihr das Mittel, sich dem Wechsel des Bodens schnell anzupassen, schnelle Marschbewegungen zu vollziehen, um sich dem übermächtigen Gegner vor dem Entscheidungsschlage zu entwinden oder diesen selbst unerwartet zu führen. Die Arbeit der nun folgenden Periode ist es, das Instrument zu schärfen, mit dem der Schlag geführt wird.

VII. Die Einführung der Präcisionswaffen.

Die lange Dauer der Befreiungskriege hatte natürlich einen ausserordentlichen Verbrauch an Waffen zur Folge gehabt, und es war die Aufgabe der Administrationen geworden, dieses Material zu ersetzen. Dies führte unmittelbar zu neuen Untersuchungen über die zweckmässigste Einrichtung desselben. Obgleich man fürs Erste noch das Steinschlossgewehr und die Geschützeinrichtungen beibehielt, gab doch die stetig fortschreitende Wissenschaft bald Mittel zu entscheidenden Ver-

besserungen. Die schon 20 Jahre alten Entdeckungen Bertholets und Howards verhalfen zunächst, zwischen 1830 und 1840, zur Einführung der Perkussionszündung. Die in den Freiheitskriegen sporadisch hervorgetretene Wirkung der gezogenen Büchse war schon zu Napoleons Zeit Ursache eingehender Constructionsversuche für neue bessere Infanteriegewehre geworden: Pauly hatte in Paris ein Hinterladungsgewehr erfunden, welches aber nicht den Ansprüchen an eine Kriegswaffe genügte. Seine Schüler Gronau und Dreyse verfolgten seine Gedanken weiter, und dem letzteren gelang es 1828, einer damals »barock« genannten Erfindung nähere Würdigung zu erkämpfen. Es wird immer ein Verdienst der Männer bleiben, welchen damals die Verwaltung des preussischen Heeres anvertraut war, diese Erfindung sogleich in ihrer vollen Bedeutung erfasst und gefördert zu haben, wenn ihre Bemühungen auch erst langsam sich einem bestimmten Ziele annäherten. Während der langwierigen Anstrengungen, diese Waffe zu vervollkommnen, gingen andre Staaten, namentlich Frankreich, einen andern Weg. Die Schrift des preussischen Obersten von Gumtau über die Jäger und Schützen des preussischen Heeres hatte dort Aufsehen und den Wunsch erregt, etwas Aehnliches zu schaffen. War schon im Jahre 1828 Capitain Delvigne (in Deutschland geboren und erzogen) mit einem sehr brauchbaren gezogenen Gewehr hervorgetreten, so lenkten sich nach 1830 die Bestrebungen, besonders französischer Constructeurs, mit grösserer Kraft auf dieses Feld, und bald entwickelte sich seine grosse Fruchtbarkeit. Unter den mehr oder weniger gelungenen Versuchen, ein Gewehr darzustellen, welches nach dem classischen Ausdruck des Obersten Berner »sich als Mus»kete laden und als Büchse abschiessen liesse,« gewann das Modell des Obersten Thouvenin den Vorrang. Wir können hier nicht näher auf die geschichtliche Entwickelung des hier zu erwähnenden Kampfes zwischen Expansions- und Kompressionsgeschossen eingehen; es genüge hier die Namen Pontcharra, Thierry, Minié, Nessler, Lorenz, Podewils, Wilkinson, Withworth als der verdienstvollsten Erfinder zu bewahren.

In Preussen verschloss man die Augen nicht gegenüber diesen Erscheinungen, wenngleich das Zündnadelgewehr alle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In reiflicher Erwägung aller dabei mitsprechenden Umstände führte man Thouvenins Erfindung bei der Jägerwaffe ein, während am 4. December 1840 der Befehl zur Anfertigung von 60,000 Zündnadelgewehren erlassen wurde, und während in Frankreich die Bewaffnung der

neugebildeten Chasseurs de Vincennes mit der Thouvenin'schen Büchse stattfand. Zeigte man darin die Kraft, Fremdes neben Eigenem richtig zu würdigen, so hatte man aber auch nicht vergessen, dass die Güte der Waffe mit der taktischen Befähigung der Truppe und der individuellen Ausbildung des Soldaten in Harmonie stehen müsse, um das Werkzeug nach seinem vollen Werth auszunutzen.

Während man nämlich fast überall im Taktischen auf dem Standpunkte von 1815 stehen geblieben, ja noch hinter denselben zurückgegangen war, leuchtete in Preussen das unablässige Bestreben hervor, die Erfahrungen der Feldzüge festzuhalten, zum dauernden Besitz zu machen, die Gefechtsbefähigung der grössten wie der kleinsten Organismen des Heeres in alljährlich wiederkehrenden Lehrkursen zu entwickeln und zu vermehren.

Sehen wir augenblicklich von dem Einflusse der wissenschaftlichen Einrichtungen des Staats, von der Art, wie er den Geist der modernen Kriegsführung durch alle Grade zu leiten suchte, und wie die Arbeiten grosser Schriftsteller, wie Clausewitz, Valentini, Rühle und Andre in der Weise ihres unsterblichen Vorbildes Scharnhorst dabei gewirkt haben, ab, und fassen wir nur das auf, was in reglementarischer Weise bei dem Truppengebrauch hervortritt, so fällt uns sogleich die Erscheinung der Compagnie-Kolonne ins Auge. Sie ist in dem langen Zeitraum, von 1815 bis heute, hier Mittel, dort Zweck, und umgekehrt, gewesen, um das zerstreute Gefecht auszubilden, und die Neigung zu demselben, sowie sein Verständniss durch die abschwächende Macht der Friedenseinflüsse hindurch zu erhalten und immer wieder neu zu erzeugen. Es lohnt der Mühe dies in Kürze nachzuweisen.

Wo nämlich in den Gefechten der Freiheitskriege preussische Infanterie zum Schützengebrauch schreiten sollte, hatte sie sich der vier Schützenzüge des Bataillons bedienen müssen. In der Natur der Sache lag, dass diese Abtheilung — die Schützendivision — während der Wechselfälle des Gefechts oft vom Bataillon getrennt, sogar verhindert wurde, den Anschluss an dasselbe wieder zu erreichen. In sehr vereinzelten Fällen hatte dieses Missverhältniss, schon in den letzten Stadien des Krieges, zur Anwendung der Compagnie-Kolonne geführt — es werden zwei derselben in der Geschichte des Leib-Regiments aufgeführt.

Die ersten Friedensjahre sahen allmälig die Anwendung dieser Formation häufiger; sie wurde selbst Gegenstand einer reglementarischen Vorschrift 1825, aber nichts desto weniger

kam man noch nicht weit über den Formalismus hinaus, weil die Begriffe von der Kraft des so organisirten Gefechts erst im Entstehen waren.

Die »militairischen Betrachtungen aus den Erfahrungen eines preussischen Offiziers« vom General von Holleben gaben 1838 der jüngeren Generation zuerst ein treues und lebendiges Bild des Infanteriegefechts, und entwickelten aus der Natur desselben heraus die Stärken und Schwächen seiner verschiedenen Formen. Indem er, literarisch zuerst, die Gefechtskraft eines in Compagnie-Kolonnen manövrirenden Bataillons nachwies, kann man ihn als den Erfinder derselben bezeichnen, und das Reglement vom Jahre 1847 sanctionirte zur rechten Zeit diese Ideen, indem es in vortrefflicher Weise auf sie die Vorschriften für das Verhalten des Bataillons im Gefecht begründete. Wenn dem Individuum dabei ein weiter Spielraum für die Combinationen des Gebrauchs gelassen wurde, so diente gerade diese Freiheit dazu, mitten im Frieden jene Schnelligkeit des Entschlusses und Elastizität des Urtheils zu üben, welche das moderne Gefecht in allen seinen Stadien verlangt. — Auch diese Neuerung fand in andern Armeen geringe Würdigung, allerdings zum Theil deswegen, weil nur die preussische Compagnie auf dem Friedensstande die genügende numerische Stärke besass, um verschiedenen Gefechtsübungen gewachsen zu sein.

Wir sagten eben »zur rechten Zeit«, denn zwei Jahre nach der Einführung des neuen Reglements war die preussische Infanterie zu einem Drittel ihrer Stärke mit dem Zündnadelgewehr bewaffnet. War der Forderung der Harmonie zwischen Güte der Waffe einerseits, und taktischer Befähigung der Truppe andererseits durch die Einführung der Compagnie-Kolonne genügt, so geschah nun für die individuelle Ausbildung des Soldaten in dem Erlass einer »Schiess-Instruction« wiederum in treffender Weise das, was nöthig und der Waffe würdig erschien. In dem richtigen Maasshalten, Nichts zu wenig und Nichts zu viel geben, sehen wir das Hauptverdienst dieser meisterhaften Arbeit. Wir machen uns nicht der Ueberhebung schuldig, wenn wir behaupten, dass keine andere Armee den hohen Anforderungen genügt haben würde, welche eine solche Waffe und die ihr entsprechende Gebrauchsanweisung an die Thätigkeit des Lehrpersonals stellen müsste. Der Zwang, den das Landwehrsystem und die kurze Dienstzeit der Mannschaft auf die geringe, kaum genügende Zahl von Offizieren und Unteroffizieren legten, hatten in der Armee schon frühzeitig den Geist energischer und pünktlicher Pflichterfüllung wach erhalten,

die ihr aus der Zeit des grossen Königs überkommen war; Jeder war daran gewöhnt, bei der Ausbildung die ganze Lebenskraft an die Erreichung des Zwecks zu setzen. Die peinliche Durchführung der Vorschriften der Schiess-Instruction hat, mehr als alles Andre, allmälig in das ganze Volk jenes feste Vertrauen auf seine Waffe und mit ihm auf seine Führer eingeflösst, welches später der Hebel zu grossen Erfolgen wurde. Und wenn der schwerste Vorwurf, den in andern Armeen die Anhänger des Alten dem Zündnadelgewehr machten: »der Soldat werde im Gefecht seine Munition verschwenden, aus der Hand der Führer kommen und im Moment der Entscheidung rathlos sein«, auf allen Gefechtsfeldern zu Schanden geworden ist, so hat man diesen Erfolg jener Arbeit zu danken.

Gegen das Ende des vierten Decenniums begann die Meinung sich geltend zu machen, dass auch die Artillerie die Vervollkommnung des kleinen Gewehrs und seiner Wirkung tiefer erwägen müsse. Sie hatte schon vielfältige Verbesserungen ins Werk gesetzt. Auf die Untersuchungen Rumfords, Huttons und Robins, Shrapnels und Congreve's, Pioberts und Didions, Otto's und Timmerhans, Breithaupts und Bormanns waren die Veränderungen der Rohrlängen und des Spielraums, die Shrapnelgeschosse und Raketen, die excentrischen Granaten und das Polen der Geschosse, die Verbesserung der Zünder, die Erleichterung der Fahrzeuge und Laffetten begründet, und namentlich in der preussischen und französischen Artillerie 1842 eine vollständige Umwandelung der Affutage der Feldartillerie bewerkstelligt. Viele und wesentliche Fragen aber schwebten noch in der Discussion, wie der Streit über kurze und lange Haubitzen, und die Artillerie wäre wahrscheinlich die conservativste der Waffen geblieben, hätten nicht politische Ereignisse in diese Stagnation eine kräftigere Bewegung gebracht, als es die noch stille und langsame Arbeit der Wissenschaft thun konnte.

Kaiser Louis Napoleon, in seinen jüngeren Jahren mit Vorliebe und Verdienst artilleristischen Studien zugewendet, ergriff gleich in den ersten Jahren seiner Regierung die Initiative der Reformen. Aengstliche finanzielle Sorgen, welche bei artilleristischen Schöpfungen so schwer in die Wagschale fallen, beunruhigten ihn nicht, als er den »schönen Traum des Einheitsgeschützes« zu verwirklichen suchte. Obgleich die Versuche Cavelli's und Wahrendorfs, gezogene Geschütze herzustellen, auch in der französischen Armee, wie in der preussischen, schon bekannt waren und gepflegt wurden, stellte er

seiner Artillerie die Aufgabe, ein glattes 12pfündiges Geschütz zu construiren, welches die bis dahin gebräuchlichen drei Arten vertreten und doch den Gebrauch aller drei Projektile gestatten, übrigens aber — zur Schonung der Geldmittel — die Verwendung der Laffette des 8pfünders erlauben sollte.

Diese Aufgabe wäre, mit gleichzeitiger Erzielung einer brauchbaren Wirkung, nicht zu lösen gewesen, hätte nicht Piobert*) schon früher auf die Hutton'sche Erfahrung aufmerksam gemacht, dass ein 12pfünder mit ¾ Linien Spielraum und ¼ kugelschwerer Ladung eben so grosse Anfangsgeschwindigkeit gebe, wie mit ⅓ kugelschwerer Ladung und 2 Linien Spielraum. Ebenso war die Frage der passenden Rohrlänge in Bezug auf Hohlgeschosse günstig durch Versuche gewendet, und da eine geringere Ladung die Anwendung einer leichteren Laffette gestattet, schritt man im Jahre 1853 dreist zur Einführung des canon obusier (de l'empereur) als einziges Geschütz der französischen Feldartillerie.

Die hierbei entscheidenden Versuche scheinen »arrangirte« gewesen zu sein. Wenn diese Vermuthung richtig ist, so sind die französischen Artilleristen zur Unzeit Höflinge gewesen, denn ihr neues Geschütz entbehrte des Schutzes der heiligen Barbara in dem Maasse, dass schon im Krimfeldzuge es als unzuträglich befunden wurde. Auf unangenehme Weise aus dem Einheitstraum aufgerüttelt, wollte man nun wenigstens keinen Schritt mehr zurückthun, und dem Streben nach Fortschritt quand même ist die Einführung des gezogenen Vorderladers (la Hitte) im Jahre 1859 zuzuschreiben. Freilich hat hierbei die Inferiorität der Bewaffnung der französischen Infanterie und der Wunsch, dieselbe durch die Güte des Geschützes auszugleichen, mitgewirkt.

Während nämlich in diesen Jahren eine gezogene Vorderladungswaffe fast überall bei der Infanterie angenommen war, sträubte sich die französische Infanterie hartnäckig dagegen, und begnügte sich mit ihrer Einführung bei einigen Elite-Truppen. Ganz abgesehen von technischen Detailfragen über die Vorzüge der verschiedenen Vorderlader-Systeme — welche heute zum Theil antiquirt sind — waren ihre Entscheidungsgründe nicht unpraktisch und der Ausgang des Feldzuges 1859 hat augenscheinlich nicht von dem Unterschied in der Bewaff-

*) Cours d'artillerie, 2e. édition. Metz 1846. P. 220. Martin de Brettes giebt an, österreichische Versuche hätten dargethan, dass die alte Ladung des 12pfünders von ⅓ Kugelschwere um ¼ ihres Gewichts vermindert werden könne, ohne die Anfangsgeschwindigkeit um mehr als $\frac{1}{17}$ zu verkürzen. Ob das Historische seiner Behauptung richtig ist, lasse ich dahingestellt.

nung der beiden Heere abgehangen, ebenso wie die Resultate des Feldzuges für Oesterreich nicht des Verlustes an Land und Leuten, sondern der falschen Folgerungen wegen unglücklich wurden, welche es aus seinen taktischen Erfahrungen zog. Es war an die Beantwortung der Waffenfrage mit vorgefassten Meinungen getreten,*) und als nun auch das Lorenz-Gewehr nicht den Sieg über das glatte davon getragen, folgerte man, dass die Güte der Waffe im Infanterie-Gefecht weniger zur günstigeren Entscheidung verhelfe, als der ungestüme Stoss der Masse. Die im Jahre 1866 angewendete sogenannte »Stosstaktik« entspringt dieser Ideenreihe, der schon von Jomini gerügten »funeste tendance même des meilleurs esprits à vouloir reduire tout système de guerre à des formes absolues et à prétendre jeter dans un même moule toutes les combinaisons tactiques qu'un général peut former.«

Der an und für sich schon mangelhaft ausgebildete Schütze verlor das Vertrauen auf die ihm noch nicht geläufigen Eigenschaften seiner Waffe in eben dem Augenblicke, wo sie anfangen sollte, am wirksamsten zu werden; sein Feuer wurde dann gerade langsamer und unsicherer als das des französischen glatten Gewehrs, und die Franzosen benutzten diesen Umstand mit so viel Umsicht, Energie und Glück, dass man das sich ihnen darbietende augenblickliche Mittel des ungestümen Nähergehens als das Arcanum für den taktischen Sieg ansah und einige Zeit glaubte, das Feuer der Infanterie nicht achten zu sollen. Verhängnissvoller Irrthum! Oesterreich pries seiner Armee die »Stosstaktik« als dies Mittel an. Schon das Wort ist einseitig und geeignet, ungeordnete und dunkle Begriffe hervorzurufen und die natürliche Präcision des Gedankens zu verwischen. Der Ausdruck »Vorstosstaktik oder »Nachstosstaktik« konnte dem Gedanken wenigstens eine bestimmtere Richtung auf den Zweck verleihen; beispielsweise hätte eine gut angewendete Nachstosstaktik 1866 dazu führen müssen, in den von der Natur gebotenen guten Aufstellungen hinter Flusslinien das Feuer des Feindes abzulenken, die relative Schwäche des Zündnadelgewehrs im Angriffe zu erfahren und den Gefechten somit einen günstigeren Verlauf zu geben. Aber trotz der blutigen Erfahrung von Oeversee 1864 fasste man auch schon das einfache Wort »Stosstaktik« ein-

*) Siehe »Das beste Hinterladungsgewehr, Krnka, von Beneke. Wien 1869.« Im Jahre 1856 präsentirte Krnka ein Hinterladungsgewehr (im Wesentlichen das heute von der russischen Infanterie angenommene), welches ihm mit dem Bescheide zurückgegeben wurde, »dass Hinterladungsgewehre als Kriegswaffen vollkommen unbrauchbar seien«.

seitig dahin auf, dass in dem Stoss mit dem Bajonnet die letzte taktische Entscheidung zu suchen sei, während es doch immer noch die (richtigere) Auffassung zuliess, dass durch schrittweises Vorstossen der einzelnen Abtheilungen auf näheren Abstand vom Feinde diesem das Feuer entgegen zu tragen sei.

Der Feldzug von 1866 ist also für Oesterreich nicht allein wegen der Inferiorität seiner Bewaffnung, sondern hauptsächlich durch die grossen taktischen Missgriffe der Führung verderblich geworden, welche unter Anderem das Moment der Feuerwirkung fast lediglich der Artillerie anheimgab. Die bis dahin so kultivirte Reiterei hatte keine andere Gelegenheit, wirksam zu werden, als im letzten Moment der Entscheidungsschlacht; auch dann noch wurde sie nicht mit aller Kraft ins Gefecht geführt; ein Fehler, der schon 1859 die Wirkung dieser Waffe beeinträchtigte. Ihr wie ihrer Gegnerin war es nicht gegeben, zur rechten Zeit einzugreifen; in zu grossen Massen zusammengehalten versäumten beide den immer sich nur flüchtig darbietenden Moment. Die Möglichkeit, eine günstige Gelegenheit schnell auszubeuten, ist für die Reiterei jetzt mehr als je Bedingung, sich erfolgreich geltend zu machen.

Nach dem Kriege endlich hielten es doch alle übrigen Staaten für nothwendig, die Hinterladungsgewehre anzunehmen. Hierbei kann es nun nicht überraschen, dass die von der fortgeschrittenen Wissenschaft so mächtig unterstützte, fortgeschrittene Technik im Stande war, kriegsbrauchbare Gewehre hervorzubringen, welche das Zündnadelgewehr in ihren Leistungen hinter sich liessen. Das von den Franzosen adoptirte Chassepotgewehr beispielsweise zeichnete sich durch grössere Tragweite und rasantere Bahn vor der preussischen Waffe aus, und die sonstige Gewandtheit des Franzosen würde diesen Vorzügen sicher zu entscheidenderer Geltung verholfen haben, wenn nicht auch im Kriege von 1870—71 die Ueberlegenheit der politischen und strategischen Führung der deutschen Macht, ihre Kriegsbereitschaft, sowie ihr numerisches Uebergewicht evident geworden wären. Die französischen Taktiker waren erst durch das Jahr 1866 von der einseitigen Ueberzeugung ergriffen, dass die Entwickelung des überlegenen Feuers ihre erste Aufgabe sei, und da sie deutliche Beweise von der Unzulänglichkeit des französischen Geschützsystems besassen, sollte zunächst die Mitrailleuse seine Nachtheile ersetzen. Ebenso durchschaute Louis Napoleon die Schwächen und Mängel der Organisation seiner Armee; aber was für Oesterreich 1866 eine so eindringliche Lehre ward, konnte freilich der französischen

Eitelkeit nicht so leicht einleuchten. Die Erfindung der Mobilgarden war nur ein schwächliches Wollen und noch matteres Vollbringen des Versuchs, die Landwehrverfassung nach Frankreich zu importiren. Das mechanische Staatswesen Frankreichs, welches in der fast chinesischen Abgeschlossenheit des Volks geges alles Fremde die Ursachen seines Bestehens und Zerfallens hat, konnte denn auch nur eine mechanische Armeeverfassung hervorbringen, die bei »lokalisirten« Kriegen Genügendes leistete (und zwar ebenso mechanischen Produkten gegenüber), aber der vollen Kraftentwickelung eines Volks nicht gewachsen war. Man hatte die Macht und Tiefe der Gedanken des Landwehrsystems nicht verstanden oder nicht begreifen wollen. Wenn die Taktik an sich in allen Armeen dieselbe war, kam es nur darauf an, das Institut, welches sich ihrer bedienen und die Waffen, welche wirken sollten, ebenso elastisch, ebenso zähe, ebenso scharf und rein zu erhalten. Hierzu war der Wunsch wohl da, aber alle übrigen Bedingungen fehlten. Im Jahre 1870 zeigte sich noch frappanter als 1866, welche Macht die strenge Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht einem Lande verleiht. Allerdings verlangt das Landwehrsystem grosse Opfer von der Bevölkerung, namentlich und besonders die dauernde Hingebung und Stimmung, welche seinen Schöpfungen das Leben eingehaucht haben. Aber an dieser Erfüllung der Wehrpflicht stählt sich die moralische Kraft des ganzen Volks in allen seinen Schichten, wie an jeder Pflichterfüllung, und die hingebendste Tapferkeit konnte die Söhne Frankreichs nicht vor der Strafe der politischen Sünden retten, die ihre Väter an ihnen begangen hatten.

Nicht allein diese Mängel der militairischen Verfassung Frankreichs, sondern auch die innern Zustände seines Heeres, die durch den Volkscharakter und die moralischen Zustände gegebenen Verhältnisse derselben offenbarten sich in dem Aufeinanderstoss von 1870. So interessant nun aber die hierauf bezüglichen Untersuchungen wären, so müssen wir uns doch ein näheres Eingehen auf dieselben hier versagen und uns lediglich daran halten, eine allgemeine Vorstellung von dem Gefecht der modernen Taktik, zum Verständniss des weiter Vorzutragenden, zu gewinnen.

Im Allgemeinen gilt für die Charakterisirung der Schlacht an sich immer noch das, was Clausewitz in der Lehre vom Kriege, Theil I. S. 282, gesagt hat. Die Massen ordnen sich in ihrer Fundamentalstellung, der Kolonne, in diskrete Haufen aus allen drei Waffen gebildet, und aus dieser Grundstellung gehen dann die beiden andern Formen der Linie und des

zerstreuten Gefechts hervor oder in sie zurück, um den Phasen des Gefechts sich anpassen zu können. Jede Waffe für sich hat also die drei Formen, in denen sie fechten kann, aus der Zeit Napoleons bewahrt, aber der Gebrauch derselben ist ein veränderter. Diese Veränderung ist durch die Tragweite und Präzision der Feuerwaffen entstanden; Einleitung und Ende der Schlacht sind sehr wesentlich durch diese gesteigerten Eigenschaften der Feuerwaffen modifizirt. Die Entwickelung aus der tiefen Massenstellung geschieht frühzeitiger und muss in der Regel frühzeitiger geschehen, weil man die Truppen in ihr nicht der verdoppelten Wirkung der Geschosse aussetzen und ihren moralischen Halt wie ihr taktisches Gefüge vorzeitig lockern lassen darf. Hier findet sich nun sehr leicht der Umstand ein, dass leichtfertig geschulte oder mangelhaft kommandirte Truppen vorzeitig, auf zu grosse Entfernung, dem Gegner durch übereiltes Feuer ihre Anwesenheit verrathen, ehe die physische Wirkung desselben eine bemerkenswerthe ist, und ihm so den Weg weisen, seinen Angriff durch weitgreifende Umgehung vorsichtig einzuleiten, — und je frühzeitiger die diskreten Haufen (Corps, Divisionen) unter sich haben getrennt, je früher die Entwickelung, die Umfassung oder Umgehung hat eingeleitet werden können, desto schneller wird der Angreifer sein Feuer zur Geltung bringen. Die strategische Natur des Gefechts, die treffende Disposition der Truppen vor der Schlacht wird also noch mehr als früher einen nachhaltigen Einfluss auf ihre Entwickelung und ihr Resultat haben. — Im Feuergefecht der Artillerie hat nun die absolute Ueberlegenheit des Hinterladers sich so geltend gemacht, dass er mit grosser Sicherheit die wirksame Einleitung des Gefechts, die Fixirung der Brennpunkte übernehmen kann, auf welche sich demnächst die Anstrengung der Infanterie richtet. Diese ringt sich in stundenlangem Schützengefecht, welches durch systematisches Vorstossen kleiner geschlossener Massen unterbrochen und vorwärts getrieben wird, mit dem Gegner; ihre Verluste treten schnell und in bedeutendem Maasse ein; es wird aber an ein Durchbrechen der feindlichen Stellung selten gedacht werden können, weil hierzu die sichere Möglichkeit vorhanden sein muss, noch geschlossen und mit Kraft in die Linie derselben einzudringen, und diese Möglichkeit selten vorhanden ist.

Die Entscheidung wird durch die Erwägung herbeigeführt, dass das Wehren gegen den an irgend einem Ort — sei es innerhalb der Linie oder auf einem ihrer Flügel — überlegenen Gegner bis auf die Grenze der Möglichkeit nur dazu führen

kann, die feindlichen Feuerwaffen zu immer mehr ungehinderter Wirkung kommen zu lassen und so die furchtbarsten Verluste zu erleiden. Dass diese Erwägung frühzeitig genug eintritt, ebenso wie die Erscheinungen, welche sie hervorrufen, geht aus den immer noch verhältnissmässig geringen Verlusten in den neuesten Schlachten hervor, die trotz der Wirkung der modernen Waffen noch immer nicht die relativen Verluste der Schlachten des siebenjährigen Krieges aufweisen. Und wie man bei einer auf das Aeusserste getriebenen Vertheidigung oder bei einem zu leidenschaftlichen Angriffe aus allem ordnungsmässigen Abbrechen oder Rückzug kommt, das zeigen Jena und Belle-Alliance ebenso, wie Langensalza und Königgrätz, Wörth und Sedan. Die Tapferkeit im gewöhnlichen Sinne des Worts, die des einzelnen Individuums, entscheidet wenig, sondern nur die Gewohnheit des Trupps, ordnungsmässig zu fechten und seine Gewandtheit geltend zu machen, immer den Zusammenschluss wieder zu gewinnen. Das moderne Gefecht reisst zu schnell und zu tief in das Gewebe der Ordnung tiefe Risse ein, als dass sie nicht immer wieder neu genährt werden müsste. Das rechtzeitige Abbrechen des Gefechts ist also eben so wichtig geworden, wie das feste Aushalten, und es wird die Aufgabe der Lehre sein, das Abwägen von Zweck und Mitteln des Gefechtes gründlich zu erörtern, zu zeigen »wie man erst wägen und dann wagen solle«.

ERSTER ABSCHNITT.

Aufbringen und Organisation der bewaffneten Macht.

A. Aufbringen der Menschen.

Die Aufbringung des Heeres findet ihre Vorbedingungen in den Mitteln des Staates, und zwar nicht bloss in den Geldmitteln, sondern auch in dem lebendigen Material an Menschen und Pferden, über welche er gesetzlich verfügen kann.

Das Hauptbedürfniss, die Menschen, bestimmt sich nun sogleich näher dahin, dass nur solche Menschen ihm genügen, welche nach Grösse und Stärke geeignet sind, die Waffen zu handhaben und die Beschwerden des Kriegsdienstes zu ertragen.

Diese körperliche Tüchtigkeit wurde früher mit einem andern Maasse gemessen als jetzt. Friedrich II. hat seine Schlachten, namentlich die der beiden ersten schlesischen Kriege, grösstentheils mit Soldaten geschlagen, die wir jetzt sämmtlich für Halbinvalide erklären würden; die Art der Kriegführung gestattete das. Auch Napoleon hatte viele solche alte Soldaten; und die russische Armee hat bis in unsere Tage hinein eine sehr lange Dienstzeit festgehalten.

Aber auch abgesehen hiervon, richtet sich die Quantität der Menschen, über die ein Staat verfügen darf, nach Gesetzen, welche Geldkräfte und Naturbedingungen gleichmässig berücksichtigen.

Kein Staat war je so reich, im Frieden das Heer in der zur Erhaltung seiner Unabhängigkeit oder seines Dominats nöthigen Stärke voll erhalten zu können. Schon die Römer, bei denen allgemeine Wehrpflicht bestand, haben doch die Mannschaft der Legionen entlassen, oder, wie wir heute sagen würden, beurlaubt, wenn sie nicht mehr an den Grenzen nöthig waren; und dasselbe Verhältniss ist wieder bei der Einführung der Heere im 15. und 16. Jahrhundert hervorgetreten.

Anfänglich suchte man sich durch Reductionen zu helfen, indem man Offiziere und eine kleine Anzahl Soldaten beibehielt und die Formation bewahrte. Diese Art der Verminderung war dann eben so leicht als die Wiederaufbringung der früheren Stärke schwierig. Auch ging mit diesem Schwanken in der Ausübung das uralte Recht der Fürsten, die Lehnsmänner, den Heerbann oder wie sonst die Institutionen der Feudalzeit hiessen, aufzubieten, fast vollständig verloren, und während zuletzt die deutschen Kaiser lediglich durch die Werbung ihre Heere zusammenrafften, haben die brandenburgisch - preussischen Fürsten allein die Heeresfolge als eine Pflicht aller Wehrfähigen bewahrt. Dadurch konnte dann Friedrich Wilhelm I. sie zu dauerndem Bestande in seinem Canton - und Beurlaubungssystem bringen, welches, neben der Werbung, die Heere Friedrichs des Grossen genährt hat, in welchem der Keim des Landwehrsystems lag und das bis 1807 zureichend war. Aber auch das auf diese Weise gebildete Heer, in welchem etwa die Hälfte der Mannschaft während 20jähriger Dienstpflicht jährlich nur 4 Wochen bei der Fahne sich befand, während die andere Hälfte, die Geworbenen namentlich, immer in der Truppe blieb, reichte für den Krieg selten aus, in welchem man dann zu den sogenannten Freitruppen griff, welche der Frieden dann auch wieder verschwinden sah. Es gab zu viele Exemtionen, um das Cantonalsystem zu genügender Ergiebigkeit zu steigern. Erst als durch die Revolutionskriege allmälig das Lebensprincip der Staaten direkter in Leidenschaft gerieth, die Gleichheit der Pflichten und Rechte Grundsatz des öffentlichen Rechts wurde, belebte sich auch die Ansicht, dass allen Bürgern die Vertheidigung des Landes gleichmässig obliege.

Die allgemeine Dienstpflicht und die Stellvertretung.

Die modernen Verhältnisse drängen zu schnellen und entscheidenden Schlägen in der Kriegsführung; eine ihr entsprechende Kraftentwickelung verlangt daher Armeen, welche aus entwickelten und vollkräftigen Individuen bestehen, welche einmal noch nicht durch schwere Arbeit oder das Alter ihre Kräfte verbraucht, oder noch nicht Gelegenheit gefunden haben, sich durch Heirath oder Erwerbsthätigkeit zu eng mit den Interessen des Friedens zu verbinden. Demgemäss beginnt die Dienstpflicht fast überall mit dem 20. oder 21. Jahre und dauert bis zum 30. ungefähr. Die Dauer wird einerseits nach der Stärke des Heeres im Frieden, nach der Fähigkeit des Volksstammes sich die soldatischen Fertigkeiten anzueignen, andrerseits von

nationalen Eigenthümlichkeiten bedingt, welche das Gesetz schonen muss, und so sind Eintritt und Austritt verschiedenartig geregelt.

Dass neu Eintretende die Austretenden ersetzen, scheint sehr einfach, ist aber dies in Wirklichkeit nicht und verlangt besondere Erwägungen, um es zur wohlbedachten Grundlage des Heeresbestandes zu machen.

Die Statistik zeigt nämlich das fast allgemein europäische Verhältniss, dass von der gesammten Einwohnerzahl eines grösseren Staates die grössere Hälfte durch das weibliche Geschlecht gebildet wird, welches im Alter von 20—24 Jahren sogar besonders vorherrschend ist, und von der übrigen männlichen Bevölkerung zwei Drittel Kinder oder ältere Männer sind. Hiernach darf es nicht überraschen, wenn auf 100 Seelen nur etwa 4 Männer von 20—24, nur etwa Einer von 20 Jahren sich befinden; ein Verhältniss, welches durch lange Jahre dasselbe geblieben ist und die numerische Norm für die Heeresstärke gegeben hat.

Hiezu treten noch andere Umstände, welche die Zahl der jährlich Einzustellenden verringern. Die Jünglinge entwickeln sich in sehr verschiedener Weise zur genügenden Kräftigkeit, hier frühe, dort spät; sehr viele bleiben unter dem für den Waffendienst nöthigen Grössenmaass; die Controle über ihren Aufenthalt ist schwierig zu führen; viele sind körperlich für immer unbrauchbar. In Preussen waren auf 1000 Militairpflichtige (im Durchschnitt von den Jahren 1838—54)

dauernd unbrauchbar 64
zeitig » ..... 536 } 758.
mit oder ohne gültigen Ausweis abwesend 158

Berücksichtigt man nun noch, wie dies überall geschieht, die Pflicht der gerechten Vertheilung dieser Last des Dienstes, so wird es nicht überraschen, dass nur etwa 40—45 Procent der Pflichtigen brauchbar und zum wirklichen Dienste 35—40 Procent herangezogen werden.

Einen sehr wesentlichen Einfluss hat besonders in der neuesten Zeit der Bildungs-Zustand der Pflichtigen gewonnen, da von ihm besonders die Abmessung der Dienstzeit bei den Fahnen und die Möglichkeit abhängt, binnen kurzen Zeitraums Soldaten zu bilden, welche den Anforderungen des Gefechts entsprechen. Nach Kolbs Statistik konnten lesen und schreiben:

1864 in Preussen von 63,000 Eingestellten 94 % (59,561),
1865 » Oesterreich » 80,800 » 30 % (25,000),
1864 » Frankreich » 325,127 Pflichtigen 68 %,
1866 » Italien 29,70 %.

Weder lesen noch schreiben konnten in Frankreich 26 %, in Italien 64,27 %. Nach anderen Angaben waren in Oesterreich von den im »Grundbuch« Eingeschriebenen circa 500,000 Mann 54,000 des Schreibens kundig, im Mittel 11 %, welche sich natürlich sehr ungleich auf die Waffen vertheilen.

Der Zustand der Schuleinrichtungen und der Volksbildung kommt nicht nur unmittelbar in der Ausbildung und in der Verwendung des gemachten Soldaten zur Geltung, sondern es ist sogar absolut unmöglich, bei kurzer Dienstzeit die Mannschaft zum vernünftigen Gebrauch der modernen Waffen und des zerstreuten Gefechts auszubilden, wenn sie nicht schon durch den Schulunterricht geübt ist, fremde Gedanken in sich aufzunehmen und zu verarbeiten. Es ist unmöglich, in kurzer Zeit einem ganz ungebildeten und aus ungebildeter Familie herstammenden Soldaten die Grundsätze der Disciplin beizubringen. Durchdringt ein gewisser Grad von Erziehung die untersten Volksschichten, so wird durch ihn den wirklich gebildeten Ständen nicht allein die Wehrpflicht erleichtert, sondern sie können auch einen kameradschaftlichen Verkehr mit der Masse eingehen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihr erlangen; es entsteht das gegenseitige Vertrauen, dessen mächtige Wirkungen man in unseren Tagen erprobt hat. Wo diese Bedingung also nicht erfüllt wird, muss die allgemeine Wehrpflicht entweder zu kurz bemessen werden, und bleibt für den Wohlhabendern nichts destoweniger eine Last, der er sich mit ungesetzlichen Mitteln zu entziehen sucht — oder sie muss einen längeren Zeitraum umfassen und für die Reicheren durch Stellvertretung gemildert werden.

Selbst die Energie und Macht der revolutionairen Regierung Frankreichs, selbst die Kraft Napoleons konnte nicht dauernd gegen die menschlichen Sitten und Schwächen ankämpfen; er musste den gebildeten Ständen die Concession des Remplacements bieten, die schon zur Zeit der Republik durch das »Jourdan'sche Gesetz« eingeleitet war; und dieser Zustand ist nicht nur nach 1815 in Frankreich, sondern auch in deutschen Staaten lange Zeit rechtsgültig geblieben. Marschall Gouvion St. Cyr, der Kriegsminister Ludwigs XVIII., hatte wohl durchschaut, dass die Armee für Kriegsfälle zu schwach sein werde, wenn nicht auf eine disponible Reserve schon fertiger Soldaten zurückgegriffen werden könne; es war ihm aber nicht gelungen, die Organisation solcher Reserven gesetzlich zu fixiren, noch weniger, dem Cantonsystem Eingang zu verschaffen, weil der französische Geist sich gegen diese Art »de discipliner le pays« beharrlich sträubte.

Die anfängliche Form der Stellvertretung in Frankreich war die, dass Unternehmer — in jeder Form, einzeln, und in öffentlichen Handelsgesellschaften, bei welchen hochgestellte Personen betheiligt waren, — die Stellvertreter schafften, einen förmlichen Handel mit ihnen trieben und deshalb auch bald den Namen »Marchands de chair humaine« erhielten. Es wurden so in ein Heer von etwa 3 — 400,000 Mann 60 — 70,000 Menschen gebracht, die für Geld die persönliche Pflicht Anderer leisteten, den wenigst guten Volksklassen angehörten, vielfältig von ihren Verkäufern selbst betrogen wurden, und schliesslich wegen ihrer schlechten Führung (sie lieferten zu einem gewissen Zeitraum drei Viertel aller kriegsrechtlich Verurtheilten) verachtet wurden. Man fühlte dies Verhältniss in Frankreich selbst tief, wie sich das in den Verhandlungen der National-Versammlung im Jahre 1848 gezeigt hat. Aber es war der Regierung unmöglich, hierin Wesentliches zu ändern, da die gesammte Geldaristokratie an der Aufrechthaltung der Stellvertretung ein Interesse hatte. Erst dem Kaiser Napoleon gelang es, durch die Stiftung der Caisse d'exoneration 1855 die Aufbringung der Stellvertreter jenen Händlern zu entreissen und zu einem Staatsgeschäft zu machen. Danach bestimmte die Regierung den Loskaufspreis, welcher natürlich verchiedene Course hatte: 1855 zu 2,800 Francs, 1858 auf 2,000, 1859 zu 2,800, 1860 zu 2,300, 1861 zu 2,500, 1863 zu 2,200, 1866 zu 2,100, 1867 aber zu 3,000 Francs stieg. Die Zahl der Loskaufungen schwankte 1859 bis 1865 zwischen den 18,000 und 23,000. Dass bei einem voraussichtlichen Kriege der Preis höher, die Zahl der Remplaçants geringer wurde, sollte durch den immer noch wachen kriegerischen Geist der Nation equilibrirt werden. Denn die Zahl der freiwilligen nicht auf Stellvertretung beruhenden Eintritte, welche in gewöhnlichen Jahren gering ist, vermehrte sich in der Regel sofort bei einem populairen Kriege. Man hatte

1853 — 8,600,	dagegen	1854 — 16,676	}
1857 — 6,828,		1855 — 21,955	} Krimkrieg,
1858 — 11,845,		1856 — 19,546	}
1860 — 2,192,		1859 blos 2,244,	
1861 — 4,102,		1864 — 10,023 (Krieg g. Dänemark).	
1862 — 3,599,			
1863 — 5,168,			

Die Zahl der im Heere dienenden Remplaçants, welche 1853 noch 93,462 betrug, war 1864 allerdings auf 47,872 gesunken; aber ihre Eigenschaften waren um Nichts besser geworden.

Nach den beredten Schilderungen des Generals Trochu *) war aus dem frühern sorglosen Söldner ein um seine Ersparnisse besorgter Eigenthümer geworden, der noch nebenbei alle die übeln Eigenschaften des alten Garnisöners zeigte.

Das Bedürfniss, sich durch Loskauf dem Dienst zu entziehen, wird aber hauptsächlich hervorgerufen durch den Modus des Conscriptionssystems, die Dienstpflichtigen längere Zeit bei der Fahne zu erhalten, um ältere Soldaten zu besitzen, so dass viele Stände und Gewerbe vollständig die Fähigkeit verlieren, nach ihrer Entlassung aus dem Dienst sich mit Erfolg ihrer Arbeit zu widmen. Wir kommen hierdurch auf die Frage, wie die Dienstzeit der Mannschaft bemessen sein muss, um unbeschadet ihrer genügenden Ausbildung und unverhältnissmässigen Verbrauch an dem Material ihrem bürgerlichem Gewerbe, entfremdet zu werden.

Wehr-Verfassungen.

Eine für den Bestand der Staaten so wichtige Institution wie die regelmässige Heeresunterhaltung ist natürlich überall Gegenstand der Gesetzgebung und eine schwere Aufgabe der Verwaltung derselben, da die Kräfte der Nationen nicht willkürlich angespannt werden sollen, alles Betreffende aber genau bestimmt sein muss, wenn aus zerstreuten Elementen ein lebensfähiger, kräftiger Organismus geschaffen werden soll. Die Aufgabe der Wehrverfassungen lässt sich dahin formuliren, dass das durch sie gebildete Heer im Frieden eine treue Stütze des Thrones, der Wächter der öffentlichen Sicherheit und in sich stark genug sein soll, um nicht nur den Nachwuchs heranzubilden, sondern auch ausser dieser mehr sedentairen Aufgabe schon ausgebildete marschfähige Theile darzubieten, welche in jedem Augenblick bereit sind, die bedrohte Staatsordnung an den verschiedenen Theilen des Landes zu sichern (Grenzsperren, Aufruhr u. s. w.); — dass es aber im Kriegsfalle sofort und mit aller ersinnlichen Energie die gesammte Staatskraft zur Anwendung zu bringen gestattet.

Von diesen zwei Seiten ist es natürlich die letztere, der sich die andere unterordnen muss. Keinem Staat kann damit gedient sein, im Fall der Gefahr die blosse Möglichkeit der Aufstellung eines Heeres zu besitzen; er muss wirklich streitbare Kräfte disponibel haben. Nord-Amerika hatte beim Ausbruch des Krieges 1861 alle Möglichkeiten, aber keine genü-

*) L'armée française en 1867. 16ième édition. Paris 1867. S. 50—56, 59, 63 — 80.

gende Wirklichkeit des Heeres, und diesen Umstand hat die Union nicht nur schwer gebüsst und noch zu büssen, sondern der Tag von Bull-run würde sie in den Abgrund gebracht haben, an dessen Rand sie sich schwindelnd zu halten suchte, wenn die Conföderation nicht wesentlich an denselben Mängeln gelitten hätte. Die blosse Ausstellung eines Wechsels auf ein in der Stunde der Gefahr zu realisirendes Heer führt in der Regel dazu, dass er dann nicht honorirt und der Inhaber bankerott wird.

Natürlich muss die materielle Gesetzgebung den physischen und geistigen Bedingungen, in denen die Volksstämme und Staatenindividuen leben, Rechnung tragen, wenn sie ein tüchtiges und solides Heer schaffen will; und die hierin obwaltenden Verschiedenheiten sind der Grund, warum auch die Heere so viel organische Differenzen darbieten. Eines schickt sich nicht für Alle, und was für die Schweiz passend erscheint, würde für Russland als unbrauchbar gelten. Ueberall aber zwingt die Noth — hier an Geld, dort an Menschen — sich mit dem Minimum der Mittel zu begnügen. Diese Umstände haben denn den verschiedenen Wehrverfassungen einen Stempel aufgedrückt, den wir näher besehen und dabei prüfen wollen, ob das Geleistete den eventuellen Anforderungen entspricht.

Wenn wir von England und Amerika, in welchen die Armee sich durch Werbung bildet, absehen, so fällt uns zunächst die Schweiz in das Auge, in welcher der Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht ohne Zulassung der Stellvertretung am schroffsten durchgeführt und zugleich gar kein stehendes Heer vorhanden ist, sondern nur durch einige Berufsoffiziere und eine militairische Erziehungs-Anstalt, im Verein mit kurzen alljährlichen Uebungen, für die dringendsten Bedürfnisse der Vorbildung der waffenfähigen Mannschaft Sorge getragen ist. Dieses System ist noch zu einer Zeit entstanden, in welcher die Schweiz nach andern Ländern (Frankreich bis 1830, Kirchenstaat und Neapel bis 1848) sehr viele ihrer Söhne als Soldtruppen schickte, welche nach Vollendung ihrer Capitulationen mit ihren militairischen Kenntnissen immer noch dem Vaterlande einen Stamm erfahrener und sehr tüchtiger Soldaten geben konnten. Dieses Mittel, militairische Traditionen und namentlich gut vorgebildete Offiziere zu besitzen, ist seitdem verloren gegangen, und wenn in einem historischen Falle es auch leicht gelang, schnell (1846) ein starkes Heer in dem »Auszuge« aufzustellen, so ist dies Heer doch nicht in der Lage gewesen, sich entscheidenden Schlägen gewachsen zeigen zu müssen. Man muss daher zur Beurtheilung dieses Systems

sich zunächst an analoge historische Verhältnisse halten, wie z. B. die Wehrkraft der Union im nordamerikanischen Kriege 1860 und Andre, und demgemäss annehmen, dass die Wahrscheinlichkeit des vollkommen genügenden Funktionirens desselben gegenüber der Schlagfertigkeit eines stehenden Heeres sehr gering ist. (Um dieses sichere Funktioniren im ersten Moment handelt es sich aber in europäischen Conflicten.) Abgesehen hiervon existirt die Schweiz in so günstiger politischer Lage und erfreut sich einer taktisch und strategisch so günstigen Gestaltung ihrer Grenzen und innern Oberfläche, wie kein anderes Land. Wir können ihre militairischen Einrichtungen daher nicht als ein Element der Diskussion der hier schwebenden Frage benutzen.

Das Bedürfniss mit gegebenen geringen Mitteln ein möglichst zahlreiches Heer in einem gewissen Grade stets disponibel zu erhalten, mit der Rücksicht, einen möglichst geringen Theil der Bevölkerung auf längere Zeit dem bürgerlichen Leben zu entziehen, hat zuerst in Preussen seit dem Jahre 1808 sich geltend gemacht und hier anfangs auf das sogenannte Krümpersystem geführt. Es war dies ein vorübergehendes Auskunftsmittel, um, ohne Aufsehen zu erregen und ohne den Schein von Rüstungen zum Kriege zu gewinnen, eine möglichst grosse Masse einigermassen ausexerzirter Leute im Lande aufzuhäufen, und sich so auf den Kampf auf Leben und Tod vorzubereiten, der früher oder später gegen den Unterdrücker ausgefochten werden musste. — Man musste daher bei einer vertragsmässig vorgeschriebenen geringen Heeresstärke und einer geringen Zahl von Stämmen jenes Ziel dadurch erreichen, dass unausgesetzt Monat für Monat ausgebildete Leute entlassen und Rekruten zur Ausbildung eingezogen wurden. Die Thätigkeit der Truppenstämme machte es so von 1810—1812 möglich, im Jahre 1813 zunächst 51 Bataillone aus exerzirten Leuten aufzustellen. Da dabei gar nicht für die Heranbildung von Offizieren gesorgt, auch für Artillerie und Kavallerie dieses System nur im beschränkten Maasstabe angewendet werden konnte, so leuchtet ein, wie dieses System, das nur ein Nothbehelf war, im Jahre 1813 verlassen und zu dem Landwehrsystem geschritten werden musste.

Das Charakteristische des Landwehrsystems tritt erst in dem Gesetz vom 3. September 1814 und entwickelter in der Landwehr-Ordnung vom 21. November 1815 hervor. (Man muss hierbei von dem Nothbau während des Krieges selbst absehen.) Es beruhte besonders darin, dass sich im Frieden nur ein verhältnissmässig kleiner Theil des ganzen Kriegs-

heeres dauernd bei den Fahnen befand, der aber doch so gross sein musste, dass die für die Completirung des Heeres bei ausbrechendem Kriege nöthige Zahl von Mannschaften vorhanden war. Zweitens mussten die im stehenden Heere gebildeten Soldaten in ein zweites Heer, die Landwehr, übertreten, in welchem sie während des Krieges in die Heimath beurlaubt waren und nur zu kurzen jährlichen Uebungen in eigenen Stämmen zusammengezogen wurden. Dieses zweite Heer aber war ebenso vollständig organisirt, formirt, bekleidet und ausgerüstet und nahezu auch mit derselben Zahl von (Landwehr-) Offizieren versehen, wie das stehende Heer selbst.

Bei dieser Einrichtung muss natürlich die Dienstzeit in beiden Abtheilungen des Heeres in einem richtigen Verhältniss stehen. Ist die Dienstzeit im stehenden Heere von langer Dauer, so entlässt dasselbe jährlich — bei der einmal feststehenden Organisation — nur wenig ausgebildete Mannschaft; der Zufluss zur Landwehr ist daher nur spärlich. Zu kurz darf die Dienstzeit aber auch nicht sein, da in dem Heere die gründliche Ausbildung des Soldaten nach allen Richtungen hin erreicht werden soll, wozu denn doch auch die Gewinnung einer Gewohnheit gehört, und weil es im Kriege den eigentlichen Kern der Kriegsmacht bildet, wozu es durch Offiziere und Unteroffiziere befähigt erscheint. Nach den ursprünglichen Anordnungen des Gesetzes vom 3. September 1814 sollte der Soldat 3 Jahre im stehenden Heere (bei der Fahne), 2 Jahre bei der Reserve (beurlaubt), dann 7 Jahre in der Landwehr 1. Aufgebots und 7 Jahre im 2. Aufgebot dienen. Er blieb also 19 Jahre dienstpflichtig.

So lange nun die Offiziere, und namentlich die Compagnieführer und Escadronchefs, der Landwehr zum grössten Theile noch kriegserfahrene und somit ihrer Stellung gewachsene Männer waren und die Mannschaft ihnen von Hause aus die Achtung und den Gehorsam entgegenbrachte, — so lange die Massen noch die Gesinnungen der Freiheitskriege frisch zu bewahren vermochten und der Geist der Kritik nicht lebendig wurde, — so lange konnte dieses reine Landwehrsystem als ausreichend betrachtet werden. Aber während hierin schon der allmälig zersetzende Einfluss der Zeiten sich sichtbar machte, trat noch ein Umstand hinzu, welcher das ganze System wesentlich alteriren musste. Bei der einmal nach wohlerwogenen Gründen angenommenen Anzahl von Stämmen musste ein festes Verhältniss der Friedensstärke derselben bestehen, um die Landwehr mit genügendem Zufluss zu versehen. Aus finanziellen Gründen aber sah man sich bald genöthigt, die

Friedensstärke zu verringern, und um nun die Landwehr in ihrer Stärke zu erhalten, griff man anfänglich zu dem Mittel, eine Anzahl von Rekruten für dieselbe jährlich auf sehr kurze Zeit einzuberufen und ihr demnächst einzuverleiben. Man sieht, dass dieses Auskunftsmittel schon an sich sehr kümmerlich war und den Werth der Landwehr alterirte, dass es heute aber absolut ungenügend wäre, um dem Manne nur eine Ahnung vom Gebrauch des Zündnadelgewehres beizubringen. Es wurde also zur zweijährigen Dienstzeit gegriffen, welche allerdings das Mittel bot, die Landwehr genügend mit ausgebildeten Mannschaften zu alimentiren.

Je mehr aber nun die alten Offiziere aus der Landwehr verschwanden, je mehr der Geist der Zeiten die alte Hingebung lähmte, den Gehorsam untergrub, je mehr die sich entwickelnde Nationalwohlfahrt allen Schichten der Bevölkerung die Gründung einer Häuslichkeit erlaubte und die Interessen des Friedens sie von kriegerischer Beschäftigung abwendeten, desto mehr mussten solche Verhältnisse sich auch im Zustande der Landwehr reflektiren. Es fand sich z. B. 1850, dass im 1. Aufgebot über 50,000 Verheirathete waren, welche bis zu einer allgemeinen Einberufung nicht nur die Steuerkassen des Staats, sondern auch Familien zu ernähren hatten, und nun beides, die Existenz ihres ganzen Hab und Gutes aufgeben mussten. Ausserdem war die Bevölkerung in 45 Jahren um 70 Procent gestiegen und wenigstens ein Drittel der Wehrpflichtigen konnte nicht mehr zum Dienste gelangen. Die Bedeutung eines Staates und die Anforderungen an seine Macht und Wirksamkeit wachsen in demselben Verhältniss, wie seine Bevölkerung; daraus folgen auch gesteigerte Ansprüche an seine Kriegsmacht, namentlich an ihre augenblickliche Verfügbarkeit. Ist eine Armee aber in ihrem Friedensstand so klein angelegt, dass man in jedem Ernstfalle nicht nur auf die Reserven, sondern auch auf die Landwehr recurriren muss, so führt dies Störungen der gesammten Nationalwohlfahrt mit sich, welche sich in dem Geist der Mannschaft reflektiren und auch sonst zu ernsten Bedenken Veranlassung geben. Endlich bleibt zu erwägen, dass nach der ursprünglichen Landwehr-Verfassung die Landwehr einen gewissermaassen nur defensiven Charakter erhalten hatte, und dass sich so der Gedanke, in einem Kriege erst in zweiter Linie zum Gebrauch zu kommen, als der vorwaltende in der Ideenwelt der Mannschaft geltend machte. Das ist namentlich bei Menschen natürlich, welche eine Häuslichkeit und Familien besitzen, — aber nichtsdestoweniger ist es ihrer kriegerischen Thätigkeit gefährlich, besonders aber

in einem Zeitalter, welches Erwerb und Genuss überall hervorsucht, und in welchem die Kritik immer mehr und mehr die Fundamente der gewohnten Staatsordnungen in Frage zu stellen sucht und den ruhigen und festen Glauben an das Bestehende in Bewegung setzt, zersetzt und schliesslich verflüchtigt.

Von allen andern Betrachtungen augenblicklich absehend, sind schon die hier angestellten vollkommen genügend gewesen, um das alte Landwehrsystem auch seinerseits einer Kritik zu unterwerfen. Das Resultat konnte und durfte kein andres sein, als es sich in der preussischen Gesetzgebung seit 1860, später in den Einrichtungen des Norddeutschen Bundes und jetzt in denen des Deutschen Reiches Geltung verschafft hat.

Nach den Gesetzen des Norddeutschen Bundes ist die allgemeine Wehrpflicht, ohne Stellvertretung, das Grundprincip seiner Kriegsmacht. Die aus 30 Millionen Menschen bestehende Bevölkerung liefert jährlich etwa 100,000 Felddienstfähige. Wenn wir von relativ geringfügigen Abweichungen absehen, kann also ein Procent der Bevölkerung unter den Waffen gehalten, die stehende Armee auf 300,000 Mann gebracht und in der vorhandenen Anzahl von Stämmen lange genug geübt werden, um die Gewohnheiten des Dienstes auch in das Reserve- und Landwehr-Verhältniss mitzunehmen. — Jeder Wehrfähige gehört vom vollendeten 20. bis zum 28. Lebensjahre dem stehenden Heere (und zwar die 3 ersten Jahre bei der Fahne, die letzten in der Reserve), während der 5 folgenden Jahre aber der Landwehr an. Diese Fundamentalbestimmung hat nun ihr wesentliches Correlat darin, dass das Bundesgebiet in 206 Bataillonsbezirke getheilt ist, von denen die Hauptzahl zu je 2 ein Landwehr-Regiment bilden, während eine geringere Zahl, welche die grössten Städte mit fluctuirender Bevölkerung umfassen, als Reserve-Bataillone zur Ausgleichung numerischer Verhältnisse dienen. Nächstdem ist die Armee provinziell in Corps, das Land in Corpsbezirke getheilt, innerhalb welcher der ganze Organismus der Heeresbildung sich darstellt. Da die Truppen des stehenden Heeres meist in ihrem Corpsbezirk stehen, ist die Versetzung des Corps oder der Armee vom Friedensfuss auf den Kriegsstand schnell und leicht zu bewerkstelligen, die Ergänzung und Controle eben so leicht zu handhaben. Das Problem, eine nicht territorial eingetheilte Armee, deren Truppen auch nicht in ihren Ergänzungsbezirken stehen, schnell auf den Kriegsfuss zu bringen, wenn dieser von einer Berufung von Reservemannschaften abhängig ist, ist noch nicht gelöst und wahrscheinlich auch

nicht lösbar, ohne das Land mit einer starken Friedensarmee zu belasten.

Je 2 solcher Bataillonsbezirke liefern den Ersatz für 1 Infanterie-Regiment und enthalten die Reserven und Landwehrmannschaften, um das Infanterie-Regiment auf den Kriegsfuss zu setzen und 2 Landwehrbataillone zu bilden. Ausserdem geben sie, mit den andern Landwehrbezirken des Corps zusammen, die Mannschaften für die Kavallerie, Artillerie, Pioniere und den Train desselben.

Während der Dauer ihres Verhältnisses sind die Reserven zur Theilnahme an zwei Uebungen bei den Truppen verpflichtet, welche die Dauer von 8 Wochen nicht überschreiten dürfen. Um den gebildeten Ständen die Ableistung ihrer Dienstpflicht zu erleichtern und sie in ihrem Bildungsgange nicht zu lange zu unterbrechen, hat die Bundesverfassung das Institut der Einjährig Freiwilligen aus der preussischen ältern Verfassung adoptirt. Junge Leute, welche den gesetzlich festgestellten Criterien der höheren Bildung genügen, haben das Recht, in einer gewählten Waffe durch einjährige Dienstzeit bei der Fahne ihre Pflicht zu erfüllen, wonächst sie in das Reserve-Verhältniss übertreten. Es ist ihnen die Möglichkeit geboten, sich zu Unteroffizieren und Offizieren der Landwehr und Reserve auszubilden, ohne dass die Erreichung dieser Qualitäten die Zeitdauer ihrer Dienstpflicht alterirt.

Für den Kriegsfall ist ein grösserer Abgang an Mannschaften, als der durch Absolvirung der gesetzlichen Dienstzeit verursachte vorauszusehen. Dieser Abgang muss ersetzt werden; es ist also bei ausbrechenden Kriegen nothwendig, Ersatz-Abtheilungen zu formiren, welche stärker sein müssen, als der gewöhnliche jährliche Bedarf es erheischt. Diesem verstärkten Bedürfniss wird einerseits durch Einreihung der ältesten Reservemannschaften, der augenblicklich nicht ganz Marschfähigen, der stehenden Armee, und eine verstärkte Aushebung andererseits abgeholfen. Die Mittel hierzu finden sich in der sogenannten Ersatz-Reserve, einer den preussischen Verhältnissen eigenthümlichen Einrichtung. Wo nämlich, wie z. B. in Frankreich, dem Staate gesetzlich nur alljährlich eine bestimmte Altersklasse zur Aushebung offerirt wird, gehen die nicht Eingestellten ihrer Dienstpflicht ledig. Das deutsche Gesetz verpflichtet aber alle Männer innerhalb eines Zeitraums von mehreren Jahren zum Dienst, ist nicht auf alljährlich zu bewilligende Ersatzcontingente beschränkt; der Staat kann also junge Leute, welche er heute nicht zur Ausfüllung der Stämme braucht, unter der Bedingung vom Dienste entlassen, für ausser-

gewöhnliche Fälle innerhalb ihres Alters-Intervalles sie zu demselben nachträglich heranzuziehen. Die Zahl dieser Mannschaften wird aus Rücksicht für die Nationalwohlfahrt nicht klein genommen und sie bilden die für den Krieg immer bereite Reserve, welche dann sofort den Ersatztruppen einverleibt wird. Selbstverständlich, dass jede Waffe für sich Ersatzabtheilungen formirt.

Auf diese Weise ist der Bestand, die regelmässige Erneuerung des Heeres und die Entlassung der Ausgedienten dauernd in einer Weise geregelt, dass unvorhergesehenen Zufällen abgeholfen, im Falle der Noth der Menschenreichthum in kräftigerer Weise ausgenutzt und dem Individuo alle mögliche und erlaubte Rücksicht bewiesen werden kann. Bayern, Württemberg, Baden haben ihre Einrichtungen fast genau nach diesem Muster angelegt, und man kann in Rücksicht des oben Angegebenen wohl sagen, in Deutschland sei die Armee das Volk, und zwar die Blüthe des Volks in Waffen.

Oesterreich hat durch das Gesetz vom 5. December seine militairischen Einrichtungen den preussischen nachgebildet: Wehrpflicht ohne Stellvertretung, Dienstzeit bei der Fahne 3 Jahr, 7 Jahr Reserve, Uebungspflicht der Reserven, 2 Jahr in der Landwehr. Letztere nimmt auch die nicht zur Fahne einberufenen und unausgebildeten Dienstpflichtigen auf die Dauer von 12 Jahren auf. Man sieht, dass auf Landwehrtruppen und ihr schnelles Functioniren wenig gerechnet ist. Ersatz-Reserve unter ähnlichen Bedingungen wie in Preussen gebildet. Das Institut der Einjährig-Freiwilligen mit der Absicht, daraus Reserve- und Landwehr-Offiziere zu bilden. Territorial-Eintheilung in Landwehr-Bataillonsbezirke. 80 Infanterie-Regimenter haben so ihren eigenen Ergänzungsbezirk. Zu 5 Bataillonen formirt, sollen 3 von diesen als der bewegliche, bei der Fahne befindliche Theil, 2 aber unter einem »Reserve-Commando« vereinigt, als der im Frieden sedentaire Theil betrachtet werden. Die Reserve-Bataillone sollen jedoch im Kriege ebenfalls für den Feldgebrauch ausgebildet und zusammengesetzt werden. Ein sechstes, das Ergänzungs-Bataillon, befindet sich ebenfalls im Bezirk, um die Controlgeschäfte zu versehen. Die Reserve-Bataillone haben die Uebungen der Urlauber auszuführen, sind daher mit schwachen Cadres (14 Offiziere, 101 Mann) versehen, während die 3 ersten Bataillone (zu 14 Offiziere, 354 Mann) nur den Zwecken der militairischen Besetzung des Landes neben der Ausbildung der Rekruten dienen.

Das Land ist in 17 Territorialbezirke Behufs der Ergänzung

der anderen Waffen und der höhern Leitung und Controle eingetheilt. Man sieht, dass taktische und organisatorische Gliederung nicht zusammenfallen, was für den schnellen Uebergang aller Waffen vom Friedensfuss auf Kriegsfuss Hemmungen mit sich bringen muss. Bei der numerischen Schwäche der Cadres ist die Ausbildung einer für die beabsichtigte Stärke der Armee genügenden Anzahl von Reservemannschaften kaum zu erreichen, die Präsenzzeit der Fahne müsste denn (wie dies auch wirklich der Fall ist) eine sehr kurze sein. Oesterreich hat nämlich sich vorgesetzt, eine Armee von 800,000 Mann auf dem Kriegsfuss zu haben. Während Preussen die Stärke der Kriegsarmee also nicht fixirt, sondern sie von der Arbeit des Friedensstandes abhängig macht und durch feste und gleichmässige Normen nur die Ausbildung der wehrfähigen Mannschaft in den Stämmen so regelt, dass die Kriegsarmee aus gleichmässig ausgebildeten Leuten besteht, deren Dienstzeit nur differirt, modifizirt Oesterreich — wie es scheint — die Ausbildung der Armee im Frieden nach dem Grundsatze, 800,000 Mann im Kriege zu haben. Sind also bei einem Infanterie-Regiment bei dreijähriger Dienstzeit nur 1274 streitbare Mann im Etat, so wird es jährlich nicht ganz 400 Mann ausbilden (vorausgesetzt, dass die beiden Reserve-Bataillone ebenso viel Rekruten bilden, wie die Feldbataillone). Um auf den Kriegsstand von 5585 Mann zu kommen, braucht es über 4000 Mann an Reserven. Eine zehnjährige Periode kann also, um den nöthigen Vorrath derselben zu schaffen, wenn man den inzwischen eintretenden Abgang abrechnet, nicht genügen. Demgemäss wird die Dienstzeit abgekürzt. Zugleich aber auch scheinen die Reserve-Regimenter nur Rekruten zur Aushilfe (also das, was vom jährlichen Contingent nicht in den drei Feldbataillonen Platz findet) auszubilden (auf 8 Wochen), und im Uebrigen sich mit der jährlichen Uebung der von der Linie entlassenen, und der eignen Reserven zu befassen. Ob nach allem diesen, abgesehen von den Specialwaffen, der Krieg eine genügend ausgebildete Armee von 800,000 Mann auf den Beinen sehen wird, ist sehr fraglich.*)

Ausserdem besitzt Oesterreich in den »Grenztruppen« ein besonderes Militair-Institut, welches aber seiner gänzlichen Umwandlung entgegensieht und deshalb hier nicht weiter betrachtet werden soll.

Ausser der Linien-Infanterie will Oesterreich noch das Tyroler Kaiserjäger-Regiment und 33 Feldjäger-Bataillone auf-

*) Vergl. v. Kummer, Grundsätze der Heeresorganisation etc. Berlin 1870, versch. Aufsätze in der österr. mil. Zeitschr. und preuss. Mil. Wochen-Bl. 1869.

Biblioteka Naukowa

stellen. Jenes ist die alte Form der Streitmacht von Tyrol, also ein Festes, und mit ihr kann Oesterreich im Ganzen 40 Jäger-Bataillone aufbringen, welche taktisch alle auf dieselbe Weise organisirt sind, und deren Reserve (1 Compagnie per Bataillon) im Kriege zu 10 Reserve-Jägerbataillonen zusammengestellt werden soll. Auch hier sind Ergänzungstruppen vorhanden.

Auch Preussen formirt Jägerbataillone, jedoch nur 18.

Von der Kavallerie wird weiter unten die Rede sein.

Frankreichs Wehrverfassung vom Jahre 1832 hat durch das Gesetz vom 1. Februar 1868 sehr bedeutende Abänderungen erlitten.

Es hatte sich in den Kriegen von 1854 und 1859 gezeigt, dass die Armee trotz einer Etatsstärke von 400,000 Mann und mehr kaum im Stande war, mehr als 150,000 Mann für das Feld disponibel zu machen. Ganz abgesehen von den schwierigen Verhältnissen, welche der Besitz Algeriens und der politische Zustand des Landes selbst zeigten, war man durch einfache Consequenz der gesetzlichen Zustände bei diesen beiden Gelegenheiten genöthigt, die für den Feldzug bestimmten Truppentheile durch Abgaben von andern zurückbleibenden zum Ausrücken vollzählig zu machen. Die siebenjährige Dienstzeit und das Stellvertretungswesen, sowie der fast gänzliche Mangel an Reserven, die Existenz vieler sedentairen Truppen und nonvaleurs (Kranke, Halbinvalide, Gendarmen u. s. w.) waren eben der Grund dieser Erscheinung, wobei noch zu rechnen ist, dass das, was von der jährlichen Altersklasse nicht zu den Truppentheilen einberufen wurde, keine Ersatzreserve bildete, sondern der Dienstpflicht überhaupt ledig war. Diesem Verhältniss sollte durch das Gesetz vom Jahre 1861 abgeholfen werden. Alle diese Nichteinberufenen (deuxième portion der Altersklasse, deren dienender Theil première portion hiess) sollten während der siebenjährigen Dienstdauer einen auf 3 Jahre zu vertheilenden Cursus von 5 Monaten in der Ausbildung durchmachen und im Falle eines Krieges zur Verstärkung des Heeres dienen. In dieser den alten preussischen »Krümpern« ähnlichen Einrichtung hoffte man in jedem Jahre etwa 12,000, in 6 Jahren also 70,000 Mann zur Verstärkung der Armee zu gewinnen. Wie diese Einrichtung functionirt hat, wissen wir nicht anzugeben; genug, dass das Jahr 1866 aufs Neue dazu führte, Veränderungen der Wehrverfassung vorzunehmen. Das Gesetz vom Jahre 1868 hat nun die Dienstzeit auf 5 Jahre reduzirt, dagegen für die so Ausgedienten noch die Verpflichtung eines 4jährigen Reserve-Verhältnisses hinzugefügt, ausserdem aber nach wie vorher Stellvertretung und freiwilligen Eintritt gestattet. Die

Stellvertretung kann durch Rengagirte (welche ihrer eigenen Dienstpflicht schon genügten) oder durch Remplaçants administratifs (welche noch nicht gedient haben) bewirkt werden. Die Rengagirten gewinnen ausser dem ihnen zufallenden prix d'exonération noch höheren Sold und bei längerer Dienstzeit auch Pensions-Ansprüche. Das Verhältniss der deuxième portion bleibt wie oben angegeben.*)

Ausser diesen Vorkehrungen sollte nun noch eine neu zu formirende garde nationale mobile die Kriegsmacht verstärken. Nach dem Gesetz von 1831 sollte die Besetzung der grossen Städte und Festungen hauptsächlich durch die garde nationale im Kriegsfalle geschehen. In ihrer Constitution wesentlich im Jahre 1851 alterirt, konnte sie von dem kaiserlichen Regime nicht mehr zu diesem Dienst gebraucht werden. Es musste eine jüngere, mehr disponible Kraft hierzu geschaffen werden. Alle diejenigen jungen Leute, welche nicht dem jährlichen Armee-Contingent einverleibt wurden, sollten fortan im Frieden in der Nähe ihrer Heimath an 15 Tagen des Jahres in den Waffen geübt und so organisirt werden, dass sie im Falle des Krieges bekleidet, bewaffnet und in Bataillone formirt als garde nationale mobile den Dienst im Innern des Landes versehen, aber auch der Feldarmee als Unterstützung dienen könnten, wenn der Feind sich dem Lande näherte. Im Uebrigen sollte dieses Heer von der Armee in jeder Art unabhängig sein und bleiben.

Nach Corbins Berechnungen hoffte man es auf 500,000 Mann zu bringen. Jedoch hatte diese Schöpfung keinen rechten Fortgang; es fehlten ihr auch die wesentlichen Elemente der Lebensfähigkeit dadurch, dass sie in der kurzen Zeit ihrer Uebung eben nur das Bewusstsein der Unvollkommenheit ihrer militairischen Bildung erwarben und es wahrscheinlich an Personal mangelte, um sie in allen Theilen des Landes gleichmässig zu organisiren.**)

*) Den Werth dieser Art von Reserven kann man mit Trochu's Worten dadurch bezeichnen, dass es lediglich »des hommes en réserve« sind; »dont l'éducation entière est à faire.« Siehe Seite 56 und 57 l. c. Wo der Friedensstand der Armee schwach ist, muss die Kriegsreserve solide Garantien ihrer Brauchbarkeit und somit ein Maximum fertiger und jeden Augenblick marschbereiter Soldaten bieten. Wo der Friedensstand stark ist, kann man ohne grosse Gefahr die Reserven aus jungen Leuten zusammensetzen, welche nicht ausgebildet sind, aber doch eine Anschauung vom Kriegswesen haben. — Hiernach lässt sich der relative Werth der österreichischen und französischen Reserven, sowie der der preussischen abschätzen.

**) Corbin, conférence sur la garde nationale mobile. Paris 1869.

Nach den Anschauungen des Volkes ist eine militairische Cantonalverfassung, wie sie den preussischen, deutschen und österreichischen Einrichtungen zu Grunde liegt, in Frankreich etwas Unerwünschtes. Man liebt die damit verbundenen Controlen nicht, will nicht den Geist der Landschaft, sondern nur den der Unität des Reiches erhalten sehen. Daher wird man wahrscheinlich nicht darauf eingehen, die Regimenter auf bestimmte Ergänzungsbezirke anzuweisen, sondern vorziehen, die Menge der verschiedenen provinziellen Charakterschattirungen in einen allgemeinen französischen homogenen Charakter zu verschmelzen. Gegen diese Anschauungen lässt sich nicht streiten; sie haben tiefen Grund in der ganzen Geschichte dieses Jahrhunderts. Jedoch wird man damit auch aufgeben müssen, die Armee schnell marschfähig zu machen. Jedes Regiment hat zwar seinen fest bestimmten Depotort, wo die Rekruten ausgebildet werden, die ihm überwiesen sind; die Feldbataillone stehen aber oft weit von demselben entfernt. Paris, Lyon, Strassburg, Lille, Algerien sind die Centren, in denen sich die Massen schon im Frieden zum grossen Theile vereint sehen, während die Depots ihrer Regimenter sich in Toulouse, Caen, Grenoble etc. befinden. Es leuchtet ein, wie schwierig und langsam, trotz eines guten Eisenbahnnetzes, die Einberufung der Reserven und die Mobilmachung vor sich gehen muss. — Es ist nicht Aufgabe dieser Arbeit, eine vollständige Uebersicht aller Wehrverhältnisse Europa's zu geben. Da dies ihre Grenzen weitaus überschreiten würde, müssen wir uns begnügen, wegen Russland und Italien, Spanien, Schweden und England auf die betreffenden Quellen zu verweisen. Wir haben nur eine vergleichende Uebersicht der Wehreinrichtungen der drei grössten Staaten Central-Europa's geben wollen, um daraus ein Urtheil über die wahrscheinliche und mögliche Kraftäusserung derselben im Kriege zu gewinnen. Diese hängt nun aber auch sehr wesentlich davon ab, wie das Führerpersonal gebildet und zusammengesetzt ist, wie dieses zur Leitung der Massen im Gefecht functionirt und schon im Frieden sich darauf vorbereitet. Eine Betrachtung hierüber wird also nicht unerwünscht sein.

Bildung des Offiziercorps, des Unteroffizier-Personals.

Vor der Revolution von 1789 war in den Armeen die Besetzung der Offizierstellen ein sogenanntes Adelsvorrecht, wenigstens seit dem Anfange des Jahrhunderts. Friedrich Wilhelm der Erste hatte dem preussischen Offizierstand da-

mit eine neue Existenz und einen geistigen Inhalt gegeben, dass er die Söhne des Adels ausschliesslich in denselben aufnahm. Er wollte in dem Kriegerstande die Traditionen des Ritterthums fortpflanzen und verlangte, dass der Offizier ein Mann von Ehre sei; rechnete sich selbst zu den Offizieren und betrachtete sich in gemüthvoller Consequenz als primus inter pares im Verkehr mit ihnen. Obgleich die Franzosen wie das Wort so auch die Sache zuerst gehabt haben (schon unter Ludwig XIV.), so war sie bei ihnen doch auf anderen politischen Einrichtungen begründet und die Monarchen Frankreichs haben diese Identifizirung mit ihrem Offiziercorps nie gekannt und nie beabsichtigt. Die Gesetze der ritterlichen Ehre haben in Preussen den Monarchen und alle Glieder dieser Genossenschaft mit gleicher Kraft umfasst und sie sind die Erklärung und Ursache der Ergebenheit und Treue, welche das preussische Offiziercorps unverbrüchlich seinem Kriegsherrn widmet.

Obgleich Friedrich der Grosse in einzelnen Fällen von dem Grundsatz der ausschliesslichen Verwendung des Adels im Offizierstande abging, hat doch erst die Zeit nach dem Jahre 1806 hierin eine Aenderung in Preussen hervorgebracht, wie sie anderwärts schon früher bemerkbar wurde. Und seit dem Jahre 1808 sind im Wesentlichen in Deutschland die noch heute geltenden Grundsätze ins Leben getreten, nach welchen die Beförderung zum Offizier Jedermann möglich ist, der ein gesetzlich bestimmtes Maass von Kenntnissen, ehrenhafte Gesinnung und militairische Brauchbarkeit zu beweisen im Stande ist. Das Offiziercorps des deutschen Heeres ergänzt sich daher im Wesentlichen nur aus den gebildeten Ständen; dadurch ist es im Stande, seine Autorität auch da aufrecht zu erhalten, wo der rein dienstliche Verkehr mit der Mannschaft aufhört und nicht blos die Strenge des Gesetzes, sondern die rein mehr menschliche Achtung vor überlegener Bildung und Erziehung vorwalten soll. Unzweifelhaft ist ein solches Offiziercorps ein nothwendiges Correlat der in ihrer Reinheit durchgeführten allgemeinen Wehrpflicht, und das Mittel, die Armee und den Dienst in derselben zu einer Bildungsschule für die Nation zu machen. Die Gleichmässigkeit der Anforderungen an den Offizierskandidaten und die Bürgschaft einer wesentlich auf das Praktische gerichteten Bildung desselben werden durch die Kriegsschulen unterhalten, denen allein und ausschliesslich die militairwissenschaftliche Bildung des Offiziers obliegt.

Diese Zustände, diese Elementar-Einrichtungen finden sich in solcher umfassenden Weise in keiner Armee wieder. Oesterreich hat seit 1867 allerdings festgesetzt, dass alle Offiziers-

kandidaten sich einer kriegswissenschaftlichen Prüfung unterwerfen sollen, es hat aber nicht den vorherigen Nachweis der Erlangung eines bestimmten Grades allgemeiner Bildung verlangt, wie er in Preussen festgesetzt ist und als unerlässlich betrachtet werden muss, wenn der Offizierstand sich mit der Nation Eins fühlen und dem Streben der gebildeten Welt ein Verständniss entgegenbringen soll. Wir wollen damit dem österreichischen Offiziercorps durchaus nicht den Vorwurf mangelnder Bildung machen. Seine Fachschulen und technischen Anstalten leisten Alles, was von ihnen zu verlangen ist, und wir sind auch überzeugt, dass die Kadettenschulen des 25. September 1869 in der militairischen Ausbildung des Offiziers genügen werden; wenn man aber die gebildeten Stände verpflichtet, den Waffendienst kennen zu lernen, muss es dem Offiziercorps selbst wünschenswerth sein, den Ansprüchen an allgemeine Bildung in derselben gesetzlichen Weise genügt zu haben, wie diese Stände. Frankreich lässt seine Offiziere zum Theil aus einer Bildungsanstalt (welche junge Leute nach Absolvirung einer Zulassungsprüfung annimmt), zum Theil aus dem Unteroffiziersstande nach längerer Dienstzeit (ohne diese Prüfung) hervorgehen. Dieser Umstand ist Ursache, dass der Offizierstand nicht einmal allen Anforderungen an seine militairische Brauchbarkeit entspricht, dass er als solcher nicht die gesellschaftliche Stellung des Offizierstandes anderer Staaten, wie namentlich auch Englands, besitzt und der Homogenität ermangelt, welche die Basis der Kameradschaft ist. Würde Frankreich sich entschliessen, die allgemeine Wehrpflicht ohne Stellvertretung einzuführen, so müsste es auch hierin eine Aenderung vornehmen, wie sie selbst Russland zu bewerkstelligen sucht, welches so unendliche Schwierigkeiten zu überwinden und doch gerade in Förderung seines Offiziercorps so Ausgezeichnetes geleistet hat. Die aus Russlands höheren Bildungsschulen hervorgegangenen Offiziere sind durch ihre Leistungen der Gegenstand des Neides geworden.

Die unteren Grade des Offiziercorps, die Subalternoffiziere, sollen nun den Mannschaften nicht nur ein Vorbild in der Uebung des Gehorsams sein, sondern sich auch in der viel schwereren Kunst des Befehlens heranbilden — und zwar näher in der Kunst der Erziehung und Leitung der Mannschaft, der Anordnung ihrer militairischen Beschäftigung — ehe sie zu einer wirklich verantwortlichen Stellung mit einer gewissen Selbstständigkeit gelangen. Je früher sie Gelegenheit finden, sich in dieser Weise zu beschäftigen, je bestimmter und constanter der ihnen angewiesene Wirkungskreis ist, je leichter

werden sie sich auch der Aufgabe gewachsen zeigen, die ihrer Führung anvertrauten taktischen Elemente vollständig zu beherrschen, denn dies soll der letzte Zweck ihrer Bestrebungen sein. Es ist daher günstig, wenn die taktischen Elementarkörper (Züge, pelotons) mit den organisatorischen zusammenfallen und eine constante Zusammensetzung des Personals haben, wie dies in der österreichischen Armee nahezu der Fall ist und der Fall sein muss, weil es ihr an älteren Unteroffizieren mangelt und der Offizier viele von den Obliegenheiten derselben übernehmen muss, die in anderen Armeen bis jetzt noch dem Unteroffizier zufallen können. Wo man aus finanziellen Rücksichten nur eine relativ geringe Anzahl von Offizieren hat und bei der einmal bestehenden Dienstordnung diese nicht lediglich mit dem inneren Truppendienst beschäftigen kann, muss für ältere Unteroffiziere gesorgt werden; das Eine muss das Andere ergänzen; und ist es nicht möglich, genug Unteroffiziere zu haben, darf man an Offizierstellen nicht sparen. Sie sind beide zusammen die Träger des Geistes der Armee und der Kitt, der die Mannschaft zusammenhält.

Es sind allerdings nicht blos finanzielle Rücksichten, welche, namentlich in Preussen, dazu führen, sich im Frieden mit einem verhältnissmässig schwachen Offiziercorps zu behelfen. Da das Bedürfniss eines starken Personals vornehmlich in den unteren Graden hervortritt, würde das Avancement derselben sehr langsam sein, wenn man sie sehr zahlreich werden liesse. Aus diesem Grunde sucht man in Preussen und Oesterreich die Institution der Einjährig Freiwilligen zu der Bildung einer Reserve an Offizieren für Linie und Landwehr zu benutzen, und denselben durch die Verpflichtung längerer und öfterer Uebungen die für die Befehlshaberschaft nöthige Praxis anzueignen. Frankreich ersetzt den Mangel dieser immerhin reichen Hülfe durch die stets vorhandene Neigung der Söhne seiner gebildeten Stände, im Falle eines Krieges sich freiwillig zu engagiren und so zu einer schnelleren Beförderung zu gelangen. Seine Offizier-Etats sind aber schon im Frieden sehr stark, und der Uebergang aus dem Frieden in den Krieg bietet nach dieser Seite sehr wenig Schwierigkeiten.

Während überall das Offiziercorps die Aufgabe hat, dem Heere einen bestimmten Geist einzuhauchen, seine Ausbildung im höheren Sinne zu leiten und zu vollenden, in allen Fällen, die einer höheren Intelligenz bedürfen (Rechtspflege, Verwaltung u. s. w.) entscheidend einzutreten, und während ihm gleichzeitig eine taktische Bedeutung in der Führung der geordneten Massen beigelegt ist, fällt dem Unteroffizierstande

die Verpflichtung zu, den Neulingen das lehren, was man das militairische Handwerk nennen darf, und die für den Kriegerstand nöthigen moralischen Elemente ihnen zum Bewusstsein zu bringen; ferner kleinere Abtheilungen der Mannschaft bei bestimmten Dienstleistungen zu befehligen und in disciplinarischer Form zu halten. Eine eigentliche taktische Bedeutung, die Führerschaft etwa des kleinsten taktischen Organisations-Elements, ist dem Unteroffizier in keiner Armee beigelegt, dagegen erscheint er überall als der eigentliche Träger und Vermittler von Lehre und Zucht, also der Disciplin im weitesten Sinne.

Bei der durch Werbung gebildeten oder doch Stellvertretung zulassenden Armee von längerer Dienstzeit wird es immer für diese Stellung die genügende Anzahl geeigneter Personen geben. Wo aber die allgemeine Wehrpflicht in ihrer vollen Strenge durchgeführt ist, finden sich grosse Schwierigkeiten in der Ergänzung der eintretenden Lücken. Man wünscht einerseits nicht zu viel ältere Mannschaft, um die Zahl der jährlich Auszubildenden nicht zu verringern; andererseits aber zerreissen auch die Fäden nie, welche das Individuum mit der Heimath verbinden; es fühlt sich fort und fort zu ihr hingezogen; die täglich sich mächtiger entwickelnde Industrie nimmt jeden einigermassen tüchtigen Arm und Kopf in Beschlag und bietet ihm eine behaglichere Existenz; — so ist es natürlich, dass sich wenige Menschen zu einem Amt drängen, welches stündlich und täglich seinen Mann beschäftigt und fortwährende Selbstverleugnung verlangt.

Dieses Verhältniss hat sich frühzeitig in Preussen zu erkennen gegeben, und man hat dem Mangel an Unteroffizieren zunächst durch die Hoffnung abzuhelfen gesucht, dass nach 12jähriger Dienstzeit eine Versorgung im Civildienste gegeben werde. Obgleich dieses Mittel sich als ein kräftiges erwiesen hat, genügte es doch nicht, und man hat daher schon seit längerer Zeit zu der Stiftung von Unteroffizier-Schulen schreiten müssen. Dieses Preussen eigenthümliche Institut ist darauf gegründet, dass wehrfähige junge Leute schon im 17. Jahre, also frühzeitiger als die Wehrpflicht es von ihnen verlangt, zum Dienste eintreten, in den Instituten nicht blos das militairische Handwerk lernen, sondern auch eines guten Elementar-Unterrichts theilhaftig und somit fähig zur späteren Verwaltung bürgerlicher Aemter werden, aber sich für jedes Jahr der Erziehung zwei weitere in der Armee zu dienen verpflichten. Auf diese Weise gewinnen sie nicht blos mit dem besseren Unterricht eine gewisse geistige Sicherheit und Autorität, sondern auch die schnellere Beförderung zum Unteroffizier,

nnd erhalten ihren praktischen Werth durch die Aneignung der wirksamsten Lehrmethode. In einer Armee, welche auf das kürzeste Mass der Dienstzeit beschränkt ist, kommt es aber auf die richtige Lehrmethode wesentlich an. Hier kann man sich nicht darauf verlassen, dass die Jahre bringen, was im Anfang nicht vorhanden ist; hier muss gleich im ersten Jahre das Nöthige zweckentsprechend gelehrt werden, und der Rest der Dienstzeit dient zur Vollendung des Mangelhaften, zur Wiederholung und Befestigung des Gelernten, zur Probe, ob der Soldat auch im Reserve-Verhältniss das Gelernte im Gedächtniss behalten werde. Bleibt es hiernach nicht blos wünschenswerth, sondern nöthig, der Vollzähligkeit des Unteroffizier-Etats immer die grösste Sorgfalt und selbst Opfer zu widmen, so darf man sich doch nicht verhehlen, dass er in der Weise, wie er in der Bundesarmee und auch in Oesterreich existirt, nicht so sehr das kriegerische als das disciplinarische Element der Truppe bilden werde. Dieses kriegerische Element wird nur durch Personen vertreten werden können, welche ihren ganzen Lebensberuf dem Kriegerthum widmen, vom Soldatenstande ihr Wohl und Wehe abhängig machen. Kann dies von Leuten, welche nur eine kurze Frist diesem Stande angehören wollen, um nach deren Verstreichen nur friedlichen Beschäftigungen sich hingeben zu können, nicht erlangt werden, so bleibt dem Offiziercorps allein die Erfüllung der schweren Aufgabe, ein Wächter und Bewahrer der kriegerischen Tugenden des Volks zu sein, das »heilige Feuer« zu nähren, dessen immer brennende Flamme die Herzen durchglühen soll, welche zur Vertheidigung des Vaterlandes berufen werden. Und diese Ansicht veranlasst uns, noch einen Blick auf das in diesem Capitel Gesagte zurückzuwerfen und die Summa der angestellten Betrachtungen für die deutsche Wehrkraft zu ziehen.

Erfahrungsmässig ist in einer durch die allgemeine Wehrpflicht gebildeten Armee der Einfluss des Offiziercorps auf die Truppe bedeutend mächtiger, als da, wo (wie in Frankreich) die Stellvertretung und längere Dienstzeit gilt, der Charakter des Volks aber kriegerischer Expansion mehr geneigt zu sein scheint, als der ruhigen Entwickelung des Friedens. Dieses ist wohl eine unbestrittene Thatsache. Man darf aber nicht übersehen, dass sie ihr Correlat hat, ihr unvermeidliches Gegengewicht. Wo der Unteroffizier und der Offizier immer nur mit Neulingen oder mit eben zur Noth fertigen Soldaten zu thun haben, wie dies bei dem in Deutschland augenblicklich bestehenden System der Fall ist, kann sich absolut nicht jenes

Vertrauen entwickeln, mit welchem in andern Lagen und Ständen der Lehrer den fertigen, durchgebildeten Zögling und Schüler aus der Lehre entlässt, jenes Vertrauen, welches sich in der Schlussperiode des Unterrichts entwickelt und die Hoffnung in sich schliesst, dass derselbe nunmehr ein selbstständiger Mensch geworden sei. Aus dieser durch die kurze Dienstzeit bedingten Situation, dass im Frieden der Führer fast ganz hinter dem Lehrer zurücktritt, entspringt leicht ein Mangel an Vertrauen und zwar nicht der menschlichen, aber der militairischen Achtung des Vorgesetzten vor dem Untergebenen, welcher in vielen Fällen unerspriessliche Folgen haben kann. Das Bestreben nicht nur der Demagogie, sondern auch selbst sonst wohlgesinnter Menschen geht nun vielfältig dahin, die kurze Dienstzeit der deutschen Truppen noch zu verkürzen, wobei denn allerdings die Demagogen noch nicht einmal das Gegengewicht einer vermehrten Massenausbildung, welches allein unter glücklichen Umständen den innern Werth der Armee ersetzen könnte, dem Staate zugestehen wollen. (Kolb in Baiern.) Ueber die solchergestalt entstehenden Fragen zu streiten, in der Hoffnung eine vernünftige Ueberzeugung zu erringen, ist gar nicht möglich. Was in solcher Discussion sonst entscheidet, die logische Beweisführung, reicht hier nicht aus, wo Erfahrungssätze zur Geltung gebracht werden müssen, welche Jeder in Zweifel zieht, wenn er keine Erfahrung gelten lassen mag. Nur mit denjenigen lässt sich eine Compromiss bei mangelnder Verständigung eingehen, welche in der Absicht, die Staatskraft zur höchsten Potenz zu bringen, bei Bewilligung der genügenden Anzahl reichhaltig mit Führer- und Unteroffizierstellen versehener Stämme, die zweijährige Dienstzeit verlangen. Aber auch in diesem Falle wird es noch von dem Gelingen der Bildung solcher Stämme abhängen, dieselbe zu Ehren zu bringen.

Wir gehen gar nicht auf den gäng und gäben Vorwurf ein, dass die Ausbildungszeit des Soldaten noch mit zu vielem Parade- und Formenwerk complicirt sei, welches seiner taktischen Ausbildung nicht nütze. Abgesehen von der Frage, was denn davon fortgelassen werden könne, eine Frage, welche schon an sich nicht leicht zu beantworten ist, ist hier zu bemerken, dass dem Soldaten nicht nur Fertigkeiten, sondern Gesinnungen und Charakter angebildet werden sollen. Das Soldaten-Handwerk ist ein ritterliches, welches seinen Werth nur durch die Gesinnung erhält, mit der es betrieben wird, aus der dann alle die Tugenden fliessen sollen, welche man von einem Kriegsmanne verlangt: Hingebung des

Einen für die Andern, treues Festhalten an Wort und Pflicht, Selbstverleugnung, Zuverlässigkeit auch da, wo nicht das Auge des Vorgesetzten ihn sieht, festes Zusammenhalten in Noth und Gefahr. Ob diese Tugenden in zwei, geschweige denn in einem Jahre (wie man das in Württemberg und Bayern glaubt) geübt und erlangt werden können, kann sich ein Jeder selbst beantworten, denn für alle Menschen gilt das uralte Wort, dass »die Tugend eine lange Gewohnheit ist«.

Die moderne Bewaffnung verlangt aber, dass der Soldat sie nach jeder Richtung hin auszunutzen lernen müsse, wenn sie nicht eine ganz unnütze Verschwendung grosser Geldkräfte sein soll. Will man aber jährlich nicht nur Einzelne, sondern Tausende zu guten Schützen bilden, so muss bei unserm Clima die Zeit eines Jahres hierzu verlangt werden, wenn nicht die Gesundheit von Lehrern und Schülern in geradezu grausamer Weise beansprucht werden soll. Die Staatsordnung braucht aber immer auch eine jederzeit disponible, marschfähige Macht zur Erhaltung der innern Ordnung. Diesem Zweck genügen aber nicht die Neulinge des ersten Jahres, welche noch mit sich selbst kämpfen; schon hieraus fliesst, abgesehen von der militairischen weiteren Ausbildung, die Nothwendigkeit eines zweiten Dienstjahres.

Hat sich der Soldat zwei Jahre im »Stahlbade des Gehorsams« gekräftigt und seine jugendliche Kraft daran gesetzt, so darf man hoffen, dass er in Lehre und Zucht genüge und seinen jüngern Kameraden ein Vorbild sei. Sehr häufig ist er aber weder durch natürliche Anlage noch durch Erziehung zur Erlangung der nöthigen Gesinnung und Kenntniss geeignet. Trägen und stumpfen Gemüthern kommt man nur durch den Zwang fortgesetzter Uebung an das innere Leben, und so ist denn sehr glücklich in Preussen den Vorgesetzten ein gutes Mittel väterlicher Disciplin in der facultativen Anwendung des 3. Dienstjahres gelassen. Unter sonst gleichen Umständen verspricht ein Bataillon in der Stärke von 675 Köpfen bei 3jähriger Dienstzeit nicht nur die beste Ausbildung der Mannschaft, sondern auch den schnellsten und sichersten Uebergang auf den Kriegsfuss und damit den meisten innern Halt und die Gewähr, vollzählig und mit genügender Gefechtskraft an den Feind zu kommen. Diese grosse Friedensstärke verlangt aber auch ein grösseres Personal an Offizieren und Unteroffizieren, und die Schwierigkeit, solches vollzählig zu erhalten, zwingt zu numerisch schwächeren Stämmen und dem Nothbehelf der theilweisen zweijährigen Dienstzeit. Dieser Nothbehelf ist aber unter den gegenwärtigen Umständen das Minimum dessen, was eine zuverlässige Armee bedarf.

Wir müssen es uns versagen, noch näher auf diese Angelegenheit einzugehen, da wir keine Polemik, sondern wesentlich Lehre halten sollen. Wenn diejenigen, deren Existenz in letzter Instanz auf den Bestand eines treuen und gehorsamen allzeit gewärtigen Heeres sich gründet, nicht für diese Bedingung ihres politischen Daseins Sorge tragen, wenn sie kein Interesse daran haben, dass dasselbe nicht fortwährend in Frage gestellt werde — wer sonst könnte es thun? Begünstigen sie aus andern Absichten, auch nur vorübergehend die Bestrebungen derer, welche die bestehenden Verhältnisse auflösen wollen; vergessen sie, dass Deutschland, im Herzen Europa's, auch mehr als jede andere der Grossmächte nach allen Seiten gerüstet sein soll — und dass das Wohl des Einen auch das des Andern im Lande ist — so lassen sie sich den Boden unter den Füssen fortgraben und »wenn der Bau zusammenbricht, ist es zu spät, um am Fundament zu bessern«.

B. Von der Aufbringung der Pferde.

Das zweite nothwendige Element bei der Aufbringung des Heeres sind nun die Pferde. Sie sind schwieriger zu schaffen als die Menschen, denn ihnen kann kein moralischer Zwang aufgelegt werden; auch sind sie nicht so zahlreich vorhanden, und von ihrer Qualification gilt fast noch mehr, was hierüber schon bei der Gestellung der ersteren angeführt wurde. Das Alter der kriegsbrauchbaren Pferde reicht vom 5. bis zum 10. Jahre, von denen aber noch vielleicht ein Drittel bis ein Halb ausfällt, weil sie zu klein sind, Fehler haben oder dem Karrengaulschlage angehören. Zu allen Zeiten hat die Remontirung des Heeres daher besondere Massregeln nöthig gemacht, die natürlich andere waren, als die Pferdezucht im Inlande noch in ihrer Kindheit sich befand, und die andere sind, seitdem die Züchtung durch die Landgestüte einen höheren Grad der Entwickelung erreicht hat. Dieser ist bereits so weit gediehen, dass das Inland allen Forderungen des Heeres in Bezug auf die Pferde genügen kann. — Bis zum Jahre 1806 stand die Kavallerie im Frieden auf derselben Etatsstärke, wie im Kriege; höchstens fanden für den beginnenden Krieg, oder im Laufe desselben, einige Augmentationen statt; neue Formationen lagen nicht in der Organisation. Der Pferdebestand wurde mithin im Allgemeinen im Frieden complet erhalten, und es durften nur bei der Mobilmachung die Pferde für die Trains, die Artillerie und die Bagage geschafft werden; also Zugpferde oder Packpferde, die sich im Lande fanden.

Die Kavallerie remontirte sich nun in dieser Zeit durch Kauf aus dem Auslande. Es wurde jährlich ein Zehntel der Pferde ersetzt. Die schwere Kavallerie bezog ihre Pferde durch Lieferanten, die sie in den Grenzorten der Priegnitz und Altmark an die Remonte-Kommandos übergaben, aus Holstein und Mecklenburg. Die Kürassier-Pferde mussten 5 Fuss bis 5 Fuss 3 Zoll gross, darunter nur ein Drittel Stuten und zwei Drittel Wallachen, vierjährig, endlich lauter Rappen sein, und wurden 1753 mit 61 Thlr. pro Stück bezahlt, 1806 mit 14 Frd'or = 77 Thlr.*). Die Husaren und Dragoner kauften dagegen ihre Pferde in den wilden Gestüten der Ukraine, in Podolien und Volhynien; sie wurden mit 15 bis 20 Dukaten bezahlt und mussten 4 Fuss 10 Zoll bis 5 Fuss gross sein. Sie wurden getrieben und erst bei den Regimentern aufgestellt. Natürlich gingen auf dem weiten Marsch und durch die Dressur dieser wilden Pferde sehr viele verloren. Im Jahre 1804 oder 1805 ist es vorgekommen, dass sich ein ganzer Transport in die Weichsel stürzte und zum grössten Theil darin ertrank.

Dieses Verhältniss hat sich total umgewandelt. Preussen war damals, in Bezug auf seine Kavallerie-Pferde, vollkommen abhängig vom Auslande. Jetzt ist es nicht allein völlig unabhängig, sondern im Stande, selbst noch Pferde auszuführen. Dies ist allein als die Frucht der Landgestüte anzusehen, eines Ergebnisses der Regierung Friedrich Wilhelms II., der zuerst drei Hauptgestüte in Neustadt, Trakehnen und Friesdorf im Anspachschen und dann vier Landgestüte (das Kurmärkische, Litthauische, Westpreussische und Anspachsche) anlegen liess. In diesen wurden jährlich von 800 Hengsten 24,000 Stuten gedeckt. Wir ernten jetzt von einer Saat, die bis zum Jahre 1806 wenig oder noch gar keine Früchte getragen hatte.

Gegenwärtig haben wir eine doppelte Art der Remontirung, die des Friedens und die des Krieges.

Während des Friedens wird nur die Kavallerie und die Artillerie auf die Friedensstärke remontirt, und zwar die Kavallerie zu $\frac{1}{11}$, die Artillerie zu $\frac{1}{9}$ jährlich. Mit der Veredlung der Pferdezucht stiegen auch sehr bald die Preise, und während man im Jahre 1806 noch für vierjährige Pferde 77 Thlr. bezahlte, steigt jetzt der Preis für dreijährige auf 120 Thlr. und mehr. Dieser Umstand, mehr aber noch die üble Gewohnheit der kleinen Pferdezüchter, ihre jungen Pferde schon drei- und vierjährig einzuspannen und zu gebrauchen,

*) Wir finden hierüber eine sehr detaillirte Vorschrift in dem Oekonomie-Reglement, welches der König den Kavallerie-Regimentern 1753 gab.

so wie der enorme Preis, der für volljährige ungebrauchte Pferde gefordert wird, führte auf die Errichtung der Remonte-Depots, deren jetzt zwölf vorhanden sind. Diese Depots fassen den einjährigen Bedarf der Armee an Pferden 6,500 im Frieden und werden jährlich mit dreijährigen, auf den Remontemärkten gekauften Pferden besetzt. Die Pferde bleiben ein Jahr in denselben (die für die schwere Garde-Kavallerie und Artillerie zwei Jahre) und werden dann im Herbst resp. als 4½ und 5½jährige Pferde den Truppen überwiesen. Da sich jedoch allmälig der Preis der Pferde ausserordentlich gesteigert und der Verkauf ins Ausland sehr zugenommen hat, so ist es nöthig geworden, die Remonte-Depots und auch die Stämme der Kavallerie-Regimenter zu vermehren, um die Mobilmachung der Kavallerie überhaupt möglich zu machen.

Natürlich reicht diese Einrichtung für den Krieg nicht zu. Während jetzt nämlich das Heer auf dem Friedensfuss jährlich etwa 7,000 Pferde bedarf, werden zur Erreichung des Bedarfs im Felde bei einer Mobilmachung, ausser den vorhandenen, auf einmal noch über 90,000 Pferde nothwendig, also vielleicht die Hälfte, mindestens aber ein Drittel aller im Lande befindlichen dienstbrauchbaren Pferde, nämlich die für die Artillerie und die Trains erforderlichen. Die Mittel hierzu sind im Lande vorhanden, wenngleich sich die Pferde nicht so gleichmässig und nicht so rasch wie die Menschen vermehren. Preussen hatte

1816: 1,243,261,
1840: 1,400,000,
1846: 1,614,840,
1856: 1,550,800,
1867: 2,313,817 (1,878,000 in den alten Provinzen).

Von den 1867 vorhandenen Pferden waren

Füllen bis zum 3. Jahre .. 382,691,
geboren 1864 und früher .. 1,931,926,

davon Hengste 8,817,
Zucht-Stuten 73,589,
Lastpferde 83,067,
zu landwirthschaftlichen und anderen Zwecken .. 1,606,142,
Luxus- und Gebrauchspferde ..... 160,311.

Man kann also in einer Million Pferde sich den Bedarf für Artillerie und Trains aussuchen. Bei einer Mobilmachung musste früher jedes Kavallerie-Regiment die unausgebildeten Remonten zu der neu zu bildenden Ersatz-Eskadron abgeben und dafür vom Lande Pferde einstellen, welche aber trotz ihrer sonstigen Brauchbarkeit nicht genug an den Dienst gewöhnt

waren, um dem Zweck zu entsprechen, und meist sehr bald den Dienst versagten. Diesem Mangel ist durch die Bildung der 5. Schwadronen abgeholfen, welche im Kriege zu Ersatz-Eskadrons dienen und ihre thätigen Pferde an die vier andern abgeben sollen.

Von dem Ankauf aus freier Hand oder durch Lieferung kann bei einer Mobilmachung natürlich nicht die Rede sein, da sich auf diesem Wege die Preise sofort auf das Unerschwingliche steigern würden. Es ist daher nichts übrig geblieben, als die allgemeine Verpflichtung zum persönlichen Kriegsdienst, die für die Unterthanen besteht, auch auf die Pferde auszudehnen. Da diese Verpflichtung natürlich aber nur die Pferdebesitzer trifft und also den Charakter einer allgemeinen, gleichgerechten verlieren würde, so tritt hier Entschädigung ein. Brauchbare Pferde muss also bei einer Mobilmachung Jedermann, der nicht selbst mit seinen Pferden im Heere dient, hergeben; er erhält dafür aber eine billige, bis zu 100 Thlrn. steigende baare Entschädigung, die durch Taxatoren festgesetzt wird. Hierbei tritt dann wieder der Unterschied ein, dass die Entschädigung für die Pferde der Landwehr von den Kreisen aufgebracht wird, während sie in Bezug auf die anderen Truppen aus der allgemeinen Staatskasse fliesst.

Obschon nun der Pferdebestand in den einzelnen Provinzen höchst verschieden ist, so ist dennoch der Pferdebedarf des Heeres auf diesem Wege vollständig gesichert und stets disponibel, ohne dass der Staat im Frieden mehr als etwas über ein Drittel der ganzen Pferdemasse zu erhalten hat. Bedenkt man, dass ein Pferd dieses Schlages in einem Jahre an Unterhaltungskosten beinahe so viel bedarf, als es werth ist, so leuchtet die Unmöglichkeit ein, mehr zu thun.

Uebrigens hat es sich noch im Jahre 1866 gezeigt, dass die Pferdezucht des Landes sowohl wie die Ausbildungsmethode in Preussen im Ganzen zweckentsprechend erscheinen, denn die Kavalleriepferde haben selbst ausserordentlichen Anforderungen genügen können. Die 4. Eskadron des 2. Dragoner-Regiments machte am 25. Juni einen Ritt von Warmbrunn über das Riesengebirge nach Reichenberg, wobei sie 10 Meilen in 15 Stunden zurücklegte. Eine Eskadron des Litthauischen Dragoner-Regiments machte vom 29. Juni früh 3 Uhr bis zum 30. Juni Abends 9 Uhr 23 Meilen, wovon speziell 20 Meilen in 24 Stunden und hatte alle Pferde am 3. Juli zur Schlacht. Oberst-Lieutenant von Langermann machte am 15. Juni mit 150 Pferden 13½ Meile in 17 Stunden. Das Blüchersche Husaren- und Pommersche Ulanen-Regiment machten ohne Schaden für

ihre fernere Brauchbarkeit bei der Eröffnung der Campagne in 2 Tagen 16 Meilen. Die Ausdauer der Pferde im Ertragen hat sich beim 2. Garde-Dragoner-Regiment gezeigt, welches in der Zeit vom 29. Juni 4 Uhr Nachmittags bis 1. Juli 7 Uhr Morgens (39 Stunden) 30 Stunden gesattelt war, $12\frac{1}{2}$ Meile zurückgelegt und nur 2 Pferde unterwegs gelassen hatte.

Werfen wir nun einen Blick auf das Remontirungswesen der anderen grossen Armeen.

In dieser Beziehung fällt zunächst wegen Pferdereichthums Russland ins Auge. Ausser einem Theile seiner Bevölkerung, den Kosaken, welcher nur zu Pferde dient, ist die ganze übrige, der grossen Entfernungen wegen, schon zur Pferdezucht gezwungen und das Halten einer zahlreichen Kavallerie hatte keine Schwierigkeiten. Indessen hat das Land eine so bedeutende Reform in allen Zweigen der Armee-Verwaltung erfahren, dass wir nicht für die Geltung der in den früheren Auflagen dieses Buches gegebenen Notizen einstehen, sondern sie nur unter Vorbehalt hier reproduziren können.

Die Pferde wurden Seitens der Regimenter in den pferdereichsten Provinzen des südlichen und westlichen Russlands grösstentheils von jüdischen Händlern en bloc gekauft, die schlechten wieder verkauft, und da bei den Russen die Spielerei herrschte, nach der Farbe die Regimenter beritten zu machen, nach diesem Umstande Seitens der Regimenter umgetauscht. Die Pferde waren gleichsam Eigenthum des Regiments-Commandeurs; er erhält Remontegelder, hat allerhand Vortheile durch die Fouragegelder, muss aber die Truppen gut beritten erhalten. Er hält sich dann wieder an die Remonte-Offiziere, zu denen deshalb in der Regel die wohlhabendsten ausgesucht werden und die gleichsam in die Stelle eines Lieferanten treten. Die Dauer der Pferde ist auf acht Jahre angenommen. Die Remontirung aus den wilden Gestüten hat man, der Schwierigkeiten der Abrichtung wegen, ganz aufgegeben. Vorbereitungen für eine allgemeine Mobilmachung sind nicht getroffen. So mussten z. B. im Jahre 1837 die Linien-Eskadrons jede 22 Pferde leihweise hergeben, um bei der Revue zu Wosnessensk die 53 Eskadrons Beurlaubten à 116 Pferde beritten zu machen. Dieses liess sich thun, da man hier 292 Eskadronen Linien-Kavallerie zusammengezogen hatte. Wo man das kann, wo man im Frieden 41,000 Mann Kavallerie auf einen Punkt zusammenziehen kann, da findet sich dann schon im Kriege das Uebrige.

Ganz verschieden sind nun die Verhältnisse in Frankreich. Bis zu den Revolutionskriegen zog Frankreich, welches bei der geringen Zahl brauchbarer Pferde im Inlande wohlfeilere Preise im Auslande fand, einen grossen Theil seiner Remonten aus Deutschland im Wege des Handels. Es fand damals Pferde genug, da die vielen kleinen deutschen Staaten überall mehr hatten, als sie gebrauchten.

Frankreich hat schon sehr frühe auf die Verbesserung seiner sehr verschiedenen Racen durch die Einführung arabischen Blutes hingewirkt. Diese Bestrebungen erhielten eine kräftige Leitung unter Ludwig XIV. durch den grossen Minister Colbert, welcher 1665 Gestüte gründete und hierbei wesentlich die Züchtung eines tüchtigen Kriegspferdes im Auge hatte. Die Gestüte kamen aber, wie dies zu jener Zeit nicht anders sein konnte, im Wesentlichen nur den grossen Grundbesitzern zu Gute, und es ist daher erklärlich, dass sie in der Revolution aufgehoben wurden. Im Jahre 1790 hatte das Land 1,500,000 Pferde.

In den ersten Revolutionskriegen remontirte sich das Heer ohne alle Rücksicht aus dem Lande, selbst die Zuchtstuten wurden genommen und somit der Mangel für die Folge noch vergrössert. Nichtsdestoweniger war die französische Kavallerie schlecht, oft regimenterweise gar nicht beritten, z. B. 1797 beim Beginn des Feldzuges in Italien mehrere Dragoner- und Chasseur-Regimenter. Vom Jahre 1795 bis 1812 war jedoch ganz Deutschland mehrmals von den französischen Heeren überzogen, und Italien von ihnen unausgesetzt besetzt. Deutschland und Italien lieferten dem französischen Heere, was es brauchte. In dieser Zeit verschlang dasselbe ausserdem fast dreimal die gesammte Masse der Pferde der österreichischen Kavallerie, einmal die der preussischen Kavallerie und ebenso die Pferde der ganzen spanischen, hessischen, hannoverschen, sardinischen, sächsischen Armee, und es konnte daher nicht fehlen, dass bis zum Jahre 1812 die französische Armee ohne andere künstliche Mittel und ohne Geldaufwand gut beritten war. Die Kaiserlichen Garde-Dragoner tauschten so 1806 massenweise ihre schlechten Pferde in Potsdam gegen die guten um, die durch das Gefecht von Zehdenick und die Capitulation von Prenzlau den Franzosen in die Hände gefallen waren. Mit dem Rest wurden mehrere Dragoner-Regimenter beritten gemacht, die zu Fusse bis dahin der Armee gefolgt waren. Nichtsdestoweniger liess Napoleon, dessen scharfem Blick so leicht kein Verhältniss entging, im Jahre 1805 Gestüte anlegen, wohin er die auserlesensten Beschäler aus den eroberten Ländern sandte. Aber

die Feldzüge von 1812 bis 1815 vernichteten nicht allein das ganze Pferde-Material des Heeres dreimal hinter einander, sondern kosteten Frankreich auch ausserdem noch 60,000 Pferde, und beschränkten dasselbe ganz auf seine eigenen Hülfsquellen.

Der Zustand der französischen Kavallerie, wie der französischen Pferdezucht überhaupt, war daher nach dem Kriege lange Zeit sehr traurig, da auch die Wirkungen der Bodenzertheilung mit hineinspielten und das Interesse für die Züchtung geschwunden war. Die einzelnen Racen fielen in ihre constanten Eigenthümlickeiten zurück, welche meist auf die Production eines sehr guten Arbeits- und Lastpferdes hinweisen, aber der Beschaffung eines guten Reitpferdes ungünstig sind. Auch wurden die Gestüte Napoleons unpraktisch verwaltet, und erst der Regierung des 2. December 1851 blieb es vorbehalten, hierin eine kräftige Aenderung zum Besseren vorzunehmen. Es ist eine der Lieblingsaufgaben Louis Napoleons gewesen, den Ertrag und Nutzen dieser Gestüte und Depots zu heben, welcher anfänglich unter der Juli-Dynastie sehr gering war und immer zu theueren Ankäufen aus dem Auslande zwang. Seine Initiative hat die Landbesitzer allmälig in Thätigkeit gesetzt und es ist ihr nach langjährigen Bemühungen gelungen, die Pferdezucht Frankreichs so zu fördern, dass die Kavallerie ihren Bedarf zum grössten Theile aus dem Inlande entnehmen konnte. Hierbei kommt aber auch zu Statten, dass die arabische Bevölkerung Algeriens, von Natur Pferdeliebhaber, durch die vortheilhafte Verwerthung ihrer Produkte ebenfalls angeregt wurde und einen grossen Theil der leichten Kavallerie zu remontiren im Stande ist. Für schwere Kavallerie freilich ist Frankreich, wie es scheint, immer noch auf das Ausland angewiesen, obgleich sein Pferdebestand jetzt 2,500,000 Pferde aufweist. Es existirt kein Gesetz, welches den Pferdebesitzer zur Gestellung oder zum Verkauf im Falle des Krieges verpflichtet. Um daher nicht immer in Besorgniss wegen der Beschaffung von Pferden im Fall eines Krieges zu sein, hat man zuerst 1859 das Mittel gebraucht, die nach dem Feldzug disponibel gewordenen Pferde den Landwirthen gegen besondere Bürgschaften zu leihen. Mit dieser Maassregel hat man dem kleinen Ackerwirth bei der Bestellung und Behufs Züchtung zu Hilfe kommen wollen. Wenn nun auch diese Maassregel kostspielig und dem militairischen Interesse nicht sehr förderlich ist, so belebt sie doch das Interesse des Landes für diesen Zweig des Nationalreichthums und kann indirekt daher auch von Werth für die Armee werden.

Was nun endlich Oesterreich betrifft, so gleichen die dortigen Einrichtungen den preussischen, insofern durch Beschäl- und Remontirungs-Kommissionen die Pferde für die ganze Armee angekauft und an die Truppen vertheilt werden. Der bei weitem grössere Theil der Pferde wird indessen von den grossen Militairgestüten gezogen. Solcher Remonte-Departements giebt es gegenwärtig sieben, unter denen zugleich die grossen Gestüte stehen. Die bedeutendsten sind von solchem Umfange (Mezöhegiesz und Babolna in Ungarn und Radautz in der Bukowina), dass der erstgenannte Ort 1000 Mutterstuten enthält, und Radautz ein Areal von 29 Quadratmeilen einnimmt. Neben der eigentlichen Gestütswirthschaft, welche den Zweck hat, die Pferdezucht des Landes zu heben, haben die Remontirungs-Kommissionen zugleich die Remonte für das Heer zu beschaffen. Die Kavallerie erhält jährlich 12 Procent aller Pferde ersetzt, die in den Jahren von 1848 fast ganz aus Staatsgestüten entnommen worden sind. Für den Fall einer Mobilmachung ist der Kauf vorzugsweise durch Lieferanten vorbehalten, und dies ist in Oesterreich ausführbar, da dort ein bedeutender Reichthum an Pferden vorhanden ist und die Armee ihren Pferdestand nicht so bedeutend vermehren muss, wie z. B. Frankreich und Preussen. Das Produkt der österreichischen Gestüte ist ein kleines, rasches und ausdauerndes Pferd, nur für leichte Kavallerie geeignet; die schwere Kavallerie war verhältnissmässig viel schlechter remontirt, und diesem Umstande ist es nächst den dort herrschenden Ansichten über die zukünftige Brauchbarkeit der Kavallerie überhaupt zuzuschreiben, dass die österreichische Kavallerie fortan zum grössten Theile aus leichten Pferden gebildet wird.

C. Von der Vorbereitung und Aufbringung des Kriegsmaterials.

Dies dritte Erforderniss für das Heer umfasst eine unendliche Masse Materials und die vielfachsten Gegenstände, lässt sich indessen in drei verschiedene Gruppen zusammenfassen:

a) Vorbereitungen der Lokalität des Landes, Behufs der Vertheidigung desselben, Festungen, verschanzte Lager, Sperrpunkte u. s. w.

b) Bewaffnung, Bekleidung, Ausrüstung.

c) Anhäufung der Vorräthe zur Kriegsführung, Feldfuhrwesen u, s. w,

Man sieht sofort, dass der Stoff so unendlich, so vielfacher Art ist, dass sich eine ganze Literatur darüber schreiben liesse; es kann daher hier nur auf einige orientirende Bemerkungen ankommen.

a) Vertheidigungsanstalten in Bezug auf die Landeslage.

In den letzten hundert Jahren ist in dieser Beziehung unendlich viel verändert. Ganz abgesehen von der neueren Geschützwirkung mussten die Festungen früher bei kleinen Heeren, bei einer langsameren Kriegführung und der Sitte, die Heere während des Krieges aus Magazinen zu verpflegen, eine eigenthümliche und hohe Wirkung haben. Sie wurden so das Objekt, um dessen Besitz sich ganze Feldzüge drehten. Dies Verhältniss änderte sich schon bedeutend mit der Kriegführung Napoleons, der zuerst lehrte, dass man mit allen vorhandenen Mitteln die absoluteste Entscheidung in der Schlacht, im freien Felde suchen müsse. Von da an hatten die Festungen nur noch einen relativen Werth, der sich einerseits durch ihre Grösse und damit durch ihre Besatzung, andererseits durch die Kriegslage und politische Situation bestimmte; unter Umständen konnten sie daher sogar in einen Nachtheil umschlagen, indem sie Zersplitterung der Streitkräfte veranlassten und nach ihrem Fall den Feind in den Besitz zahlreicher Vorräthe brachten.

Vorzugsweise sind es Frankreich und Preussen, die an einen Ueberfluss an Festungen leiden. In Frankreich hat die Idee, durch Festungen das Land schützen zu wollen, zu dem Bau derselben schon zur Zeit Ludwigs XIV. geführt. In Preussen sind die meisten Festungen Erbstücke, welche man aus der Zeit der Erwerbung beibehalten hat, weil sie einmal vorhanden waren und man glaubte, dass eine Festung immer besser sei wie keine. (Solche Erbstücke sind Saarlouis, Minden, Erfurt u. s. w.) Aber auch abgesehen hiervon, von der durch die Veränderung des Territoriums abhängigen allmäligen Aenderung der Wichtigkeit der Festungen, hat sich in unserer Zeit die Meinung oft gegen die Festungen gekehrt, insofern sie die Expansivkraft ihrer bürgerlichen Bevölkerung lähmen. Viele derselben sind im Laufe der Zeit zu hoher commerzieller Bedeutung gelangt, und es ist nicht zu verwundern, wenn die Einwohner sich jedes Zwanges hierin zu entledigen und alle möglichen, selbst militairischen Gründe für solche Bestrebungen suchen. Auf diese Weise ist man denn in unsern

Tagen auf den Gedanken der »reinen Armeefestung« gerathen und ihm durch die Erwägung ein Fundament zu geben bestrebt gewesen, dass eine grosse Bevölkerung im Fall der Belagerung dem Commandanten unverhältnissmässige Schwierigkeiten bereiten werde.

Wir brauchen gar nicht auf die neusten Erfahrungen zu blicken, um dem Gedanken der reinen Armeefestung den Boden zu nehmen. Der moderne Krieg mit seinen Massen-Operationen kann sich nur auf und neben grossen Strassenverbindungen (denen sich denn auch grosse Eisenbahnlinien fast immer angeschlossen haben) bewegen, da die Armeen, abgesehen von ihrem Tross, fortwährende regelmässige Nachschübe aller Art nöthig haben und diese auf guten Strassen bewerkstelligt werden müssen. Diese grossen Strassenzüge und Eisenwege sind aber etwas durch eine lange Geschichte, durch internationale Beziehungen, seit Jahrhunderten für Jahrhunderte schon Gemachtes, und besonders da, wo sie grosse Ströme überschreiten oder Häfen mit dem Binnenlande verbinden und wo sie in die Nervenknoten des Verkehrs zusammenlaufen.

Man kann sie nicht anders wohin legen, und nur an den bezeichneten Knotenpunkten solcher Strassen würde doch eine »Armeefestung« einen Sinn, einen Zweck, eine Wirkung haben; nun finden sich aber meist an ihnen schon grosse befestigte Städte, das Gewünschte fällt also meistens mit dem Gegebenen zusammen und lässt sich nicht mehr davon trennen. Eine Armeefestung im leeren Felde ohne Strassenverbindung ist geradezu ein Monstrum. Die grosse Festung soll Hülfsquellen aller Art für den Ersatz des im Kriege so schnell eintretenden ausserordentlichen Abganges an Material aller Art liefern, welches sich auf dem billigsten und einfachsten Wege nur in grossen Städten findet, die in der Regel da entstanden sind, wo der natürliche Reichthum der Umgegend solche Produkte im Ueberfluss hervorbringt oder zusammenfliessen lässt. Hier sind auch die Centra der Eisenbahn-Systeme, wo der Vorrath an Locomotiven und Waggons vor Streifparteien sicher gestellt werden soll, was in der reinen Armeefestung erst möglich wird, wenn man auf kostspielige Weise sie mit solchen Punkten in Verbindung setzt.

Endlich sollen die grossen Festungen die Möglichkeit gewähren, bedeutende Heerestheile in sich aufzunehmen, um dem überwältigenden oder überraschenden Stosse des Gegners für einige Zeit sich zu entziehen. Wir brauchen Zeit, um aus dem Friedensstand in den Kriegsstand überzugehen und mit grossen Heeren an den Grenzen aufzutreten; wir sind nicht immer

sicher, ob wir blos mit einem Feinde zu thun haben, und somit unsicher über die Concentrationspunkte unserer Massen. Deshalb bedarf man der Festungen in der Nähe der Grenzen nicht allein, sondern selbst weiter rückwärts, wo die Natur dem Vorlande günstige Punkte zur Anlage von Festungen versagt hat, wohin sich aber die natürlichen Strassen aus dem Lande des Nachbarn gelegt haben. — Bei Festungen jener Kategorie (Grenzfestungen) spricht man dann leicht von ihrer »offensiven Wichtigkeit«. Ein Ausdruck, so geeignet, leere und dunkle Anschauungen hervorzurufen, dass man ihn eigentlich perhorresciren müsste. Denn Festungen an sich sollen nur Defensivzwecken dienen; der unternehmendste Commandant wird selbst bei einer sehr starken Besatzung nur in der günstigsten Lage einen Theil derselben auf kurze Zeit zu detachiren wagen. Offensiv kann man nur durch Heereskörper werden, welche zur Operation im freien Felde ausgerüstet — mobil — sind; eine Festung gewinnt daher erst offensive Wichtigkeit, wenn man solche mobile Corps sicher in ihrer Nähe unterbringen kann, also wenn sie mit einem verschanzten Lager verbunden sind.

Das »verschanzte Lager« ist eines der Hauptschlagworte der strategischen Dilettanten und der Advokaten für die Abschaffung der Festungen gewesen. Allerdings wird es sehr kostspielig werden, Festungen alten Tracés den Wirkungen des modernen Geschützes gegenüber umzuformen, den vorhandenen Ortsbefestigungen die heute nöthige Widerstandskraft zu verleihen. Diese einfache Erwägung giebt militairischen Referenten (u. a. der Kölnischen Zeitung vom 7. Mai 1870) das Fundament, »unwiderleglich« zu beweisen, »dass in neuerer Zeit »in immer zunehmender Progression die Bedeutung der Festun»gen zu schwinden beginnt, und ihre frühere Wichtigkeit für »die Entscheidung eines ganzen Feldzuges unwiderbringlich ver»loren ist«. Ganz abgesehen von der zwei Monate später durch die Thatsachen erfolgten Widerlegung dieser kühnen Behauptung, ist zu sagen, dass sie eine zu allgemeine und an concretem Inhalt zu leere ist, um nicht eben so viel unnützen Lärm als möglich zu machen. Es handelt sich nicht darum, ob die Bedeutung der Festungen zu schwinden »beginnt«, sondern ob die Bedeutung gegebener, namhaft zu machender Festungen schon geschwunden ist; nicht darum, ob die frühere Wichtigkeit unwiderbringlich verloren ist, sondern welche gegenwärtige sie noch haben.

Für die Abschaffung von Festungen wird man dann auf die »günstige Position« oder das »verschanzte Lager« im

Allgemeinen angewiesen. Zu ihrem Glück sind die Wortführer derselben nie in der unangenehmen Lage genau angeben, und nachweisen zu müssen, wo ihre verschanzten Lager angelegt werden sollen; denn in diesem Falle würden sie höchst wahrscheinlich glänzende Schiffbrüche erleiden. Es ist eben eine sehr schwierige Aufgabe, für neue verschanzte Lager den Ort und den Modus zu finden. Die Anforderungen, die man an eine solche Position machen muss, sind so gross, dass sich nur wenige Fleckchen Erde finden, um sie zu befriedigen. Ganz abgesehen von ihrer allgemeinen strategischen Lage sollen darin die mobilen Truppen mit allem Tross sichere Unterkunft finden; die Verbindungen sollen nach Aussen und im Innern zahlreich sein; Front, Rücken und Flanken sollen durch gute Hindernisse und deren Zugänge durch Befestigungen leicht zu decken sein; kurzum, wenn man etwa Metz oder Coblenz, oder im grösseren Styl das Viereck der Lombardei oder das Dreieck im Herzen Polens als solche Normalpositionen ansieht, so wird es schwer sein, ähnliche Situationen in wichtiger Lage aufzufinden.

Hiermit soll nicht bestritten werden, dass es noch viele kleinere Festungen giebt, deren Existenz gegenwärtig nicht so nöthig erscheint, um die auf sie verwandten Erhaltungsmittel nicht für bedeutendere Punkte aufzusparen. Die an sich unbedeutende Bevölkerung derselben wird nicht gegen ihre Conservation agitiren; aber auch abgesehen davon, wird es im concreten Falle immer ernster Erwägungen des pro und contra bedürfen. Der untergeordnete Werth selbst kleiner, veralteter Festungen kann unter besonderen historischen Umständen ein sehr hoher werden, wenn die Vertheidiger derselben in der Lage sind, dem vorschreitenden Angreifer die Mittel des Nachschubs, der Subsistenz abzuschneiden, seine Verbindung mit seiner Basis zu unterbrechen, Insurrectionscentra zu bilden. Welchen Nutzen in Spanien von 1808—13 Almeida, Ciudad-Rodrigo, Badajoz, Murviedro und Tarragona hatten; ob Vitry und Soissons 1814 ohne Werth waren; ob Josefstadt und Königgrätz unter andern Verhältnissen 1866 nicht sehr unangenehm ins Gewicht fallen konnten u. s. w. u. s. w., das kann sich ein Jeder selbst sagen, wenn die »Abrüstungsfrage« etwa wieder aufgeworfen werden sollte.

b) Bewaffnung. Feuerwaffen.*)

Durch die Bewaffnung nun erhält der Soldat das Mittel

*) Der Raumersparniss wegen enthält sich der Herausgeber des Besprechens der blanken Waffen, über welche die Meinungen im Allgemeinen ausgeglichen sind.

in die Hand, den Feind unschädlich zu machen. Er kann durch sie der Aufgabe genügen, welche man mit den Worten »tuer le maximum de gens dans le minimum de temps« auf den einfachsten Ausdruck gebracht hat.

Die Wirkung der Waffen erscheint direct als physische, indirect als taktische und als moralische Wirkung.

Die physische Wirkung soll so viel feindliche Personen (und Pferde) ausser Gefecht setzen und tödten als möglich ist, und zwar je eher je besser. Erfahrungsmässig aber ist es nicht nöthig, dem Feinde erst Mann für Mann zu tödten, um zur Erreichung des taktischen Zweckes zu gelangen. Die Besinnung über diesen extremen Fall tritt oft sehr frühzeitig, selten sehr spät ein, und so wird die physische Wirkung auch zunächst zur taktischen. Je schneller eine relativ grosse physische Wirkung durch den Einen erreicht wird, desto eher wird sie auf die taktische Ordnung des Andern wirken und ihn um so früher unfähig machen, seine Absichten mit der Uebereinstimmung in allen Theilen durchzuführen, welche zur Erreichung taktischen Zwecke nöthig ist. In dieser Beziehung ist namentlich also die physische Vernichtung der Führer wichtig. Es ist auch nicht immer nöthig, die unter gegebenen Umständen mögliche physische Wirkung auf alle zur Erreichung eines bestimmten taktisches Zweckes disponirte Truppen des Feindes zu verbreiten; vielmehr wird es oft der Concentrirung dieser Wirkung auf einen besondern Theil derselben nur bedürfen, um den Feind zur Aufgabe seiner Absicht zu bewegen.

Meistens ist mit der physischen auch eine moralische Wirkung verbunden. Sie kann definirt werden als eine früher oder später eintretende Erschütterung der Seelenkräfte, durch welche Führer und Truppen in der gewohnten Ordnung zusammengehalten werden müssen und deren ungestörtes Gleichgewicht, deren ungebrochenes, entschlossenes Funktioniren sie zum geduldigen Ausharren in der Vertheidigung wie zu zäher Consequenz im Angriffe befähigt. Diese moralische Wirkung kann eintreten und taktisch sichtbar werden, noch ehe die physische Wirkung sichtbar ist (Gefecht von Hünfeld z. B.); es sind aber historische Beispiele vorhanden, dass auch nach Auflösung der ursprünglichen taktischen Ordnung Truppen ihre moralische Kraft bewahrt haben. In keinem Falle ist es möglich, sie in systematische Grenzen zu fixiren. Für uns und im vorliegenden Falle ist die taktische Wirkung der Waffen das Wesentliche. Sie kann schon, jeden Reflex auf die Gemüther ausgeschlossen, bemerklich werden, wenn ein Führer ausser Gefecht gesetzt ist, da mit ihm auch der leitende Gedanke

seiner Truppe für den Augenblick wenigstens abhanden kommt; sie kann zu Tage treten, wenn die blosse Ortsveränderung von Truppen durch Verluste gehindert wird, wie in Defileen, durch Verlust der Artilleriebespannung u. s. w. Man sieht also, wie Zeit und Raum hierbei mitsprechen. Wenn durch die Wirkung der Geschosse eine tief aufgestellte Division im Verlauf einiger Stunden einige hundert Mann verliert, so hat dies keinen merklichen Einfluss auf ihre taktische Verfassung; concentriren sich dieselben Verluste auf ein Bataillon oder ein Kavallerie-Regiment im Verlauf einer Viertelstunde, so können beide dadurch aus der Reihe der taktischen Einheiten für längere Zeit gestrichen werden.

Ohne dass wir solche Gedankenreihe näher ausführen, ist klar, dass für den Taktiker es darauf ankommt, seine Waffenwirkung den taktischen Absichten gemäss dirigiren, auf ein bestimmtes, sichtbares Objekt und in einer annähernd angebbaren Zeit ausüben zu können. Diese beabsichtigte Wirkung tritt natürlich nach Maassgabe der Trefffähigkeit der Waffen ein; nach der Wahrscheinlichkeit des Treffens und der aus ihr resultirenden taktischen Wirkung muss der taktische Calcul angesetzt werden; der Erfolg der taktischen Maassregeln soll nicht von dem Zufall abhängen, sondern der Spielraum desselben in möglichst enge Grenzen gebracht werden.

Bei den glatten Feuerwaffen war die Wahrscheinlichkeit des Treffens so gering, dass der taktische Calcul nur auf sehr unzuverlässigen Grundlagen beruhen konnte. Wenn heute von dem Erreichen einer beabsichtigten Wirkung als etwas Berechenbarem gesprochen werden kann, so gab es dies zur Zeit der napoleonischen Kriege kaum; selbst die schwersten Caliber der Geschütze wirkten mehr durch zufälliges Treffen. Obgleich Scharnhorst in seinem Handbuch der Artillerie und in seinem Büchlein »über die Wirkung der Feuerwaffen 1813« (einer für Nichtartilleristen meisterhaft eingerichteten Uebersicht) einen Anhalt hierüber gegeben hat, ziehen wir es doch vor, einen Auszug aus einer viele Jahre später publizirten Uebersicht*) der Schiess-Resultate von Artillerie und Infanterie in Preussen hier zu geben, weil sie denjenigen der andern Armeen sehr ähnlich sind und ein genaueres Bild der Sache liefern. Auf eine Scheibe von 40 × Breite 6′ Höhe gaben

*) Archiv für Art. u. Inf. Off. Bd. 24, nach den Resultaten der Jahre 1832—1848.

Schritt.	Rollschuss			Bogenschuss		Schritt.	Kartätschschuss											
							alle Treffer						7 ℔ H.			durchgeschlagen		
	6 ℔	12 ℔	7 ℔ u.	6 ℔	12 ℔		6 ℔			12 ℔						6 ℔			12 ℔		
							2	3	6	3	6	12	3	6	8	2	3	6	3	6	12
800	—	—	—	50	55																
900	—	—	—	45	52	200	45	—	—	61	—	—	—	—	—	43	—	—	60	—	—
1,000	—	—	41	42	47	300	35	—	16	48	—	17	—	20	—	31	14	—	44	—	16
1,100	—	—	—	37	42	400	29	18	13	39	—	14	—	16	—	20	12	15	33	—	14
1,200	21	19	33	32	36	500	23	17	12	35	22	14	—	12	—	10	10	12	23	17	12
1,300	24	25	33	25	33	600	—	12	10	—	19	11	13	10	8	—	7	6	—	13	10
1,400	24	24	29	21	29	700	—	12	8	—	15	10	11	7	—	—	5	4	—	8	8
1,500	23	25	26	16	25	800	—	—	—	—	13	9	—	5	—	—	—	—	—	6	6
1,600	20	22	22	—	—																
1,800	24	—	22	—	—																

Alle Zahlen sind hier Procente, namentlich sind die Treffer des Kartätschschusses als Procente der Füllung angegeben.

Obgleich der später für den 6- und 12pfünder eingestellte kurze 12pfünder mit excentrischen Granaten eine bessere Wirkung erwies, namentlich einen grösseren bestrichenen Raum auf den weiteren Entfernungen besass, so war doch noch Vielerlei vorhanden, um diese Wirkung im Gefecht zu beeinträchtigen. Wir können für unseren Zweck die ihn betreffenden Zahlenangaben ausser Ansatz lassen.

Nach derselben Quelle gab das glatte Perkussionsgewehr im Einzelschiessen auf

150 Schritt (Scheibe 6′ h. 4′ br.) von 100 Kugeln 68,
200 » (» 6′ h. 8′ br.) » » » 66,
300 » (» do.) » » » 34.

Im Tirailliren auf eine mannsbreite Scheibe 6′ h. 25%. Die Resultate des Ring- oder Fleckschiessens wären dahin zu charakterisiren, dass von 100 Kugeln 0,50 ins Centrum, 1 in No. 11., $1\frac{1}{3}$ in No. 10. trafen.

Scharnhorsts Angaben, welche etwas grössere Zahlen zeigen, beruhen auf kleineren Versuchsreihen. Dies beweist nur, dass die Wahrscheinlichkeit des Treffens damals durch ein einfaches Zahlenverhältniss gar nicht zu bestimmen und eine grössere Uebung der Truppen im Schiessen mit glatten Waffen ohne sichtbaren Nutzen war. Die Correctur der Richtung garantirte bei keiner der glatten Waffen einen proportionalen Erfolg, abgesehen davon, dass im Gefecht auf weitere Entfernung die Vollkugel z. B. fast gar keine Beobachtung der Wirkung zuliess. Ruft sich der Leser alle sonstigen Umstände des Schiessens mit glatten Waffen und namentlich den Umstand ins Gedächtniss zurück, dass von den obigen Zahlen 20 — 25 % abgezogen werden können, um die Gefechtswirkung zu haben, so werden ihm die stundenlangen Kanonaden

und Tirailleurgefechte ohne erhebliches Resultat, die oft unwahrscheinlichen und unerklärlichen Zufälligkeiten der Gefechte jener Zeiten begreiflich. So musste den älteren Taktikern die Totalität der zufälligen Wirkung der Geschosse mehr gelten als die beabsichtigte; wir begreifen, wie sie zu dem Massengebrauch der Artillerie geführt worden sind. Ein Terrain unsicher zu machen, galt als ein wesentlicher Zweck des Gebrauchs der Artillerie. Dass dies jede Berechnung der Zeit, in welcher eine Wirkung auf sichtbare oder unsichtbare Ziele eintreten konnte, fast von vornherein fehlerhaft machte, dass man in diesem wichtigen Punkt durch Schätzungen, auf die subjective Erfahrung gegründet, sich bestimmte Ansichten bilden musste, führte dann öfter zu grausamen Täuschungen, als zu einem gründlichen Vorbereiten der Angriffe anderer Truppen. Ein Fall wie der Gebrauch der Artillerie Napoleons bei Waterloo — wo im Centrum 80 Zwölfpfünder eine stundenlange Kanonade fast ohne Wirkung ausübten, während sie gegen Hougoumont das sicherste und ergiebigste Feld gefunden hätten — welchem sich noch viele andere anreihen lassen, erläutert nur, dass die mangelhafte Schätzung immer — hier in eine Ueberschätzung, dort in eine grundsätzliche Vernachlässigung ausarten musste.

Diese Schätzung des Effekts, deren Werth und Sicherheit dann nothwendig auf einer grösseren oder geringeren Kriegserfahrung beruhte, konnte in einer Zeit fortwährender Feldzüge ein gewisses Fundament gewinnen, verlor es aber vollständig, sobald in langen Friedensperioden diese Erfahrung selten und mehr ein Ausnahmezustand wurde.

Die moderne Zeit braucht deswegen Waffen, deren taktische Wirkung man, so viel dies überhaupt im Frieden möglich ist, schon zeitig annähernd berechnen und fixiren darf; eine bedeutende Masse wissenschaftlicher Hülfsmittel setzt sie dazu in Thätigkeit; sie schliesst das subjective Meinen aus und will es mit Positivem zu thun haben. Aus diesem Bedürfniss der Gegenwart ist denn auch die noch neuerdings so leidenschaftlich wie ungerecht angefochtene Einführung der gezogenen Waffen entstanden. (Arcolay u. A.)

Das Charakteristische der gezogenen Waffen ist im Allgemeinen ihre Trefffähigkeit; im Besonderen differiren die sonstigen von ihnen geleisteten Dienste, ihre Kriegsbrauchbarkeit, ihre Feuerschnelligkeit in oft erheblichem Grade. Den Taktiker interessirt namentlich und zuerst die Treff-

fähigkeit, so wie sie sich in den Händen des gewöhnlichen Soldaten herausstellt, weil dabei nicht nur die rein ballistische Construktion, sondern auch bei der Infanterie die praktische Handlichkeit, die Lage des Schwerpunkts der Waffe, die Güte der Munition, die Solidität der Ausbildung sich geltend machen, während bei der Artillerie erst durch die Trefffähigkeit die anderweitigen Geschosswirkungen zur Sprache kommen.

Man kann nun bei der Trefffähigkeit unterscheiden eine absolute und eine relative. Durch die mehr oder minder gestreckte Flugbahn der Geschosse werden nämlich im Gefecht die so leicht vorkommenden Fehler der Schätzung und des Abkommens neutralisirt. Die absolute Trefffähigkeit, die Wahrscheinlichkeit ein gegebenes Ziel zu treffen, wird je nach der Rasanz der Flugbahn vermehrt. Eine Waffe kann eine grosse absolute Trefffähigkeit, aber geringe relative (wenig Rasanz) haben, und umgekehrt kann bei sehr rasanter Flugbahn durch Mängel der Munition, der Zielvorrichtungen, des Abzuges u. s. w. geringe absolute Trefffähigkeit vorhanden sein. Wir müssen diese Unterscheidungen bei der näheren Besprechung der Waffen festhalten, um dadurch Kürze des Ausdrucks und der Bezeichnung zu gewinnen.

1. Das Hinterladungsgewehr.

Bekanntlich hatte man schon vor 1866 in der schweizerischen Jägerbüchse und dem bayerischen Podewils-Gewehr Kriegswaffen von kleinerem Caliber für Vorderladung hergestellt, deren Leistungen alles bisher Erreichte in Präzision übertrafen. Die Wahl des kleinen Calibers war, abgesehen von ihrer constructiven, ballistischen Wichtigkeit, schon deswegen entscheidend, weil mit der Annahme desselben das Gewicht der Munition und somit die Belastung des Mannes verringert, oder umgekehrt die letztere durch grössere Patronenanzahl taktisch werthvoller gemacht werden, die Waffe aber auch an sich leichter werden konnte. Auf diese Qualitäten haben denn auch seit 1866 alle Neuconstructionen mit Recht ein entscheidendes Gewicht gelegt.

Wir versuchen in folgender Tabelle eine vergleichbare Uebersicht der Beschaffenheit der gebräuchlichen Gewehre nach den ersten Anforderungen der Kriegsbrauchbarkeit zu geben, welche verlangen, dass das Gewehr, unbeschadet der möglichen ballistischen Leistung, möglichst leicht und nicht zu kurz sei, während die Patrone die Mitführung einer möglichst grossen Quantität Munition und die handliche Bergung derselben in bequemen und dichten Taschen gestatten soll.

	System	Gewehr ohne Baj.		Caliber	Patrone	
		Länge m.	Gewicht Kilo.	in mm.	Länge in mm.	Gewicht milligr.
Preussen	Dreyse $\frac{M}{41}$	1,43	4,98	15	56,5	41
»	» $\frac{M}{62}$	1,37	4,68	15	dito	dito
Frankreich	Chassepot	1,29	4,05	11	67	31,25
Oesterreich	Remington	1,22	4,45	11	50,5 ältere	30 — 33
»	Werndl	1,26	4,48	11	dito	dito
Bayern	Podewils umgeändert	1,30	4,64	14,6	61,28	33,2
»	Werder	1,31	4,34	11	64	35,20
Baden	Büchse m. 63	?	4,88	13,9	57,6	32,6
Schweiz	Milbank umgeändert	?	4,15	11	56,4	30,5
Dänemark	Remington	1,24	4,41	11	50,5	32
England	Henri Martini	1,28	? —	11	95	46

Bemerk. Die Zahlen sind alle auf metrisches Maass reducirt, und die Caliber ohne Bruchtheile gegeben.

Auch von dem Gewehr verlangt man absolute und relative Trefffähigkeit, demnächst aber noch Feuerschnelligkeit, oder seine Gefechtseigenschaften sollen sich als absolute Trefffähigkeit, Rasanz und Schnellfeuer manifestiren.

Bei dem heutigen Zustande der Technik involvirt zwar jede dieser Eigenschaften auch in einem gewissen Grade die andere; ihre Verwerthung ist aber eine höchst verschiedene.

Das Maximum der Leistungsfähigkeit jeder Waffe nach den drei Richtungen hin wird durch ballistische Versuche und praktische Proben ermittelt; es ist aber Sache der Uebung, der Genauigkeit und Pflichttreue, während der Dienstzeit den Einzelnen auf die Höhe dieser Leistungsfähigkeit gelangen zu lassen. Dass also hier trotz grosser Vorzüge einer Waffe dem sie führenden Manne immer noch sehr viel fehlen kann, um sie wirksam zu machen, und dass dort durch den Zustand ihrer individuellen Ausbildung eine Armee mit relativ schwächeren Waffen sehr wohl im Stande sein kann, einer anderen mit

besseren im Gefecht unter sonst gleichen Umständen das taktische Gleichgewicht zu halten, ist einleuchtend.

Um von vorn herein den Leser deutlich zu orientiren, rangiren wir die drei Eigenschaften nach ihrem Werthe, wie dies oben geschehen ist, wir stellen also die absolute Trefffähigkeit, das Fleckschiessen, als die erste der Gefechts-Eigenschaften hin.

Hiermit treten wir der Meinung vieler Autoren, wie Jomini, Trochu, selbst Cäsar Rüstow und v. Plönnies gegenüber, welche entweder behaupten, der Soldat ziele im Gefecht gar nicht, oder doch annehmen, die Masse sei nicht zu dem Gebrauch des Fleckschiessens im Gefecht heranzubilden; für sie genüge eine praktische Visirvorrichtung mit Abkommen auf die Mitte des Leibes und das feinere Fleckschiessen müsse besonders ausgewählten Truppentheilen überlassen bleiben.

Zum Theil findet jene Meinung ihre natürliche Erklärung in der früheren Ausbildung des Soldaten und in der damaligen Bewaffnung. Mit glatten Waffen konnte nichts gelernt und nichts geleistet werden, was einer besonderen Mühe der Ausbildung gelohnt hätte. Fasst man aber nun den besonderen taktischen Einfluss ins Auge, den jener Zeit die Büchsenschützen überall gehabt haben, erinnern wir uns, dass ja diese Erscheinung zur Vervollkommnung der Infanteriewaffe geführt hat, so werden wir jener Behauptung das ihr zukommende Gewicht geben. Die andere Meinung fällt schwerer in die Wagschale der Entscheidung. Gewiss wird es für die grosse Masse der Infanterie, namentlich beim Reserve-System, schwer halten, sich eine erhebliche und dauernde Fertigkeit im Schiessen zu erwerben und zu erhalten; dass man aber mit dem bestehenden Uebungssystem viel geleistet hat und mit mehr Mitteln noch mehr leisten könnte, wird Niemand bestreiten.

Es ist sehr leicht, für den Fall der Noth auf Elitetruppen, wie Jägerbataillone u. s. w. zu verweisen. Abgesehen von unserer Meinung über die Frage, ob das Material der Jägerbataillone in den Reihen der Infanterie nicht nützlicher verwendet werden könnte, lässt sich leicht nachweisen, dass fast überall, wo man solche nöthig gehabt hätte, sie nicht zur Hand gewesen, wo sie aber disponibel waren, nicht nach ihrem inneren Werth gebraucht worden sind, noch gebraucht werden konnten.

Der Fälle, wo eine gewöhnlich organisirte Infanterie in der Lage war, nur von der Präzision des Schusses Nutzen ziehen zu können, sind so viele, dass das Citiren

unnöthig ist. Das wesentlich dabei hervortretende Moment ist immer die in dem Vertrauen auf den eigenen taktischen Werth und in der früheren Ausbildung wurzelnde feste, sichere, moralische Haltung. Denn unzweifelhaft möchte doch endlich der Satz sein, dass eine Truppe gemäss der ihr im Frieden zu Theil gewordenen Erziehung sich auch im Gefecht benimmt, dass sie aber im Gefecht auch nur das Kapital verwerthen kann, welches ihr mitgegeben ist und nichts weiter. Der Soldat muss heute im Frieden schon mehr begreifen lernen, als den Formalismus des Gefechts, worauf sich die frühere Ausbildung so oft beschränkte; er soll das Wesen der Sache, die Waffenwirkung, beurtheilen können.

Das Fleckschiessen ist nun, sagen wir es gerade zu, das erste, wesentlichste (ja strenge genommen einzige) Mittel, die Truppen schon im Frieden individuell, systematisch und gleichmässig für das Feuergefecht zu disciplíniren, ihnen die feste Ueberzeugung einzuflössen, dass sie gute Leistungen mit der Waffe erringen können, wenn sie schon im Frieden lernten, die eigenen Sinne zu beherrschen und die dem Schusse förderlichen oder hinderlichen Umstände zu beurtheilen.

Die zu dieser Schulung nöthigen moralischen und physischen Anstrengungen bilden Lehrern und Schülern Tugenden an, deren kriegerischer Werth nicht zu unterschätzen ist. Bei der Abschätzung des taktischen Resultats der Kriege vernachlässigt man oft über dem unmittelbar Sichtbaren, ins Auge Fallenden, das unsichtbar Waltende und Wirkende mit Unrecht; und so geschieht es auch mit dem mehr moralischen Gewinn unserer auf das Fleckschiessen gerichteten Friedens-Uebungen.

Insofern nun sehr vielen Naturen und Individuen es schwer fällt, sich dieses taktische Erforderniss so anzueignen, dass es zur kräftigsten Gefechtswirkung des Gewehrs genüge, soll dieses noch in der Eigenschaft der Rasanz ein Mittel finden, wenigstens der relativen Treffähigkeit desselben Geltung zu verschaffen. In sehr vielen Gefechtslagen auch der besten Truppe, in dunklem Wetter, bei weiterer Entfernung u. s. w. kann diese die absolute Treffähigkeit der Waffen nicht verwirklichen, daneben ist das Schätzen der Distanzen eine Sache der steten, langen Uebung; dies wesentliche Element des Fleckschiessens ist oft nicht mit der nöthigen Schärfe auszuüben. Eine gestreckte Flugbahn hilft diese Schätzungsfehler neutralisiren und dies ist der Punkt, in welchem ganz evident die neueren Hinterladungswaffen ein Uebergewicht über das Zündnadelgewehr gewonnen haben.

Bestrichene Räume vor und hinter dem Ziel 1,80 Meter hoch.

	100		200		300		350		400		500		600		700		800	
	Schritt zu 0,73 Meter.																	
	v.	h.	v.	h.	v.	h.	v.	h.	v.	h.	v.	h.	v.	h.	v.	h.	v.	h.
Schweizer Jäger-G.	100	171	200	125	300	90	350	78	148	69	71	45	47	40	36	31	28	25
	271		325		390		428		217		116		87		67		53	
Werndl-Gewehr. . .	100	160	200	117	300	85	350	74	114	64	65	45	45	38	34	30	27	24
	260		317		385		424		178		110		83		64		51	
Remington-Gewehr. (österreichisch wie dänisch).	100	164	200	119	300	87	350	75	126	65	67	46	46	39	36	32	28	25
	264		319		387		425		191		113		85		68		53	
Zündnadel-Gewehr.	100	100	200	80	66	100	350	?	50	70	48	39	30	50	29	28	20	40
	200		280		166				120		87		80		57		60	
Chassepot-Gewehr.	—	—	—	—	450?		—	—	200		150		90		—	—	60	
Werder-Gewehr . .	—	—	—	—	460		400		80	120	50	70	35	55	32	25	60	
									200		120		90		57			

H. Kropatschek hat in seiner vortrefflichen Abhandlung über das Werndl-Gewehr ermittelt, wie sich die bestrichenen Räume vor und hinter niedrigeren Zielen stellen, und erlangt für ein Ziel auf

	100		200		300		350		400		500		600	
	Schritt													
	v.	h.	v.	h.	v.	h.	v.	h.	v.	h.	v.	h.	v.	h.
von 40″	100	120	200	82	300	57	76	49	57	42	36	30	25	27
	220		282		357		125		99		66		47	
von 20″	100	77	200	47	41	31	31	26	25	22	18	16	13	12
	177		247		72		57		47		34		25	

Es leuchtet aber ein, dass diese relative Trefffähigkeit mit ihrer mehr zufälligen Wirkung nur der wirklich beabsichtigten in die Hände arbeitet, und dies auch nur, wenn die Uebungsmethode der Mannschaft ihr dies klar gemacht hat. Namentlich kann nur dann die sogenannte moralische Wirkung auch von nicht direkt treffenden Kugeln erreicht werden. Zielt man auf einen schlecht und recht gedeckten Schützen, trifft aber in das weiter hinter ihm stehende Soutien, so thut man physischen Abbruch, vertreibt aber dem feindlichen Schützen weder Muth noch Ruhe, seine Schüsse gut abzugeben. Er wird nur durch nahe neben und um ihn einschlagende Geschosse alterirt werden. Die Rasanz ersetzt im Schützengefecht also das Fleckschiessen nur in einem gewissen Maasse; namentlich für den taktischen Angreifer

welcher immer nur auf kleine Schussobjekte hoffen darf. Dagegen ist sie für den Vertheidiger von grösserer Wichtigkeit. Der relative Werth beider Qualitäten wird in dieser Weise noch besser ins Licht gesetzt durch die Erwägung, dass bei dem Schiessen im Liegen und Knieen der bestrichene Raum der weniger rasanten Waffe sich (um 2—3 Fuss Ordinatenhöhe) relativ mehr vermehrt. Wird auch die Bodenkultur (durch Getreide, hohes Gras u. s. w.) das Schiessen im Liegen sehr oft erschweren, so wird es doch auch sehr oft mit Nutzen angewendet werden, sofern nur die Mannschaft schon bei Zeiten genügende Erfahrung darin gewonnen hat. — Was nun die Präzisionsleistungen betrifft, so hat nach von Plönnies und Kropatschek der Radius für die Hälfte

	auf 200	300	400	500	600	800 Meter
das Chassepotgew.	29 cm.	30 cm.	46 cm.	—	59 cm.	102 cm.
	auf 200	300	400	500	600	800 Schritt
das Werndlgew.	3,5″	5,5″	8″	8,5″	11,5″	16″ für die Hälfte,
das Zündnadelgewehr	6,5 cm.	9,9 cm.	15,6 cm.	21 cm.	31 cm.	58 cm.
	oder 3″	4,5″	7″	10,5″	15,5″	29″

Welche Sicherheit diese Zahlen auch besitzen mögen, die Mangelhaftigkeit der Chassepotpatrone spricht sich darin vollkommen aus. Für das Zündnadelgewehr wird es im Schützengefecht darauf ankommen, schnell die Distance von 300 Schritt bis 250 Schritt zu absolviren, um nicht mit dem Standvisir oberhalb des Zieles abkommen zu müssen; sich auf weitere Entfernungen nicht in ein Schützengefecht (gegen Schützen) einzulassen, wobei freilich nicht gesagt sein soll, dass einzelne Abtheilungen zuverlässiger Schützen mit der Büchse oder dem M. 62. nicht auch Schiessgefechte auf 350—400 Schritt eingehen könnten. Da übrigens über die Entfernung von 350 Schritt das Zielen auf einen stehenden Menschen, geschweige denn auf einen sich bewegenden oder halb sichtbaren sehr schwierig ist, so wird die in obigen Zahlen enthaltene Differenz zu Gunsten des Zündnadelgewehrs ausgeglichen, und es würde nur geringer Modifikationen an Munition, Abzug und Visir bedürfen, um seinen sehr geschlossenen Streuungskegel zur kräftigsten Geltung zu bringen. Bei grösseren Entfernungen und zugleich grösseren Zielen haben andere Waffen dagegen grössere Wirkung, weil die gestrecktere Flugbahn dort mehr zu Einfluss gelangt. Das Weitere über die Anwendung der speciellen Schiessfertigkeit wird seinen Platz in der formellen Taktik finden.

Die stetig getriebene Schiessübung an sich ist nun das Mittel, die Individuen sowohl, als die Massen in der gefährlichsten der Künste auszubilden.

War früher die Schiessübung mit dem glatten Gewehr nur eine Gelegenheit, dem Manne zu zeigen, dass er bis auf 200 Schritt eine unsichere, über 300 Schritt gar keine Wirkung habe, dass jede besondere Mühe, seine Waffenwirkung zu fördern, eine vergebliche sei, so ist sie jetzt das eigentlichste und wesentlichste Substrat seiner militairischen Entwickelung, und alle und jede sonstige körperliche und taktische Uebung kommt bei ihr zur Geltung und zum deutlichen Verständniss. Es kann dem Neuling durch ältere und gute Schützen jede ballistische Eigenschaft der Waffe thatsächlich und konkret bewiesen werden, es bedarf nicht der durch Autorität hervorgerufenen abstrakten Einsicht oder Glaubens, und nach dieser Seite hin erscheint die Schiessübung als das wirksamste Mittel der nachhaltigen Disciplinirung. Demgemäss aber enthält sie auch, abgesehen von anderen Erfordernissen, das Maass der Dienstzeit, denn man kann und muss verlangen, dass der Soldat so lange diene, bis er, mit den durch Finanzen, Clima und sonstige Umstände gebotenen Mitteln, seine Leistungen im Schiessen nahezu auf die Höhe der technischen Vollkommenheit der Waffe geschraubt hat.

Das System dieser Ausbildung, ihre Methode, das stufenweise Fortschreiten derselben kann nun verschieden aufgefasst werden, wird sich aber am erfolgreichsten zeigen, wenn es — wie dies in der preussischen Schule geschah — auf das Fleckschiessen im Wesentlichen basirt ist. Und da der Soldat die sogenannte Hauptübung mit nahezu voller Ausrüstung treibt, so werden die Resultate derselben im Vergleich mit der Vorübung dazu dienen, die Gefechtsmässigkeit der Ausrüstung prüfen zu können. (Siehe hierüber weiter unten.)

Niemand kann darüber im Zweifel sein, dass die Waffenwirkung im Gefecht eine geringere sein wird, als wie sie vor der Scheibe erscheint. Die Mittel, eine Friedensausbildung bis zu alle den Umständen fortzuspitzen, welche die Thätigkeit des Schützen im Gefecht compliziren, sind nach Zeit und Geld unerschwinglich. Darum handelt es sich aber auch nicht, und dieser Einwurf trifft auch nicht das Verlangen einer hoch gesteigerten Kunstfertigkeit wenigstens bei einem Theile der Mannschaft. Körperliches und geistiges Geschick werden sich hierbei immer unterscheiden lassen; mittelmässige Friedensschützen werden durch Kaltblütigkeit und feste Nerven im Gefecht manchen erregbaren Scheibenvirtuosen übertreffen. Daraus darf man aber nicht schliessen, dass alle Scheibenvirtuosen im Gefecht als laterinische Schützen erscheinen und dass der ungeschickte, kaltblütige Phlegmatiker nicht durch Zwang und

die Geduld der Uebung ein brauchbarer Schütze werden könnte. Was Jeder von ihnen schon im Frieden, und nur bei der im Frieden allein möglichen ruhigen, gerechten Prüfung der erreichten Thatsache erlangen kann, ist die Kunst, sein Abkommen zu beurtheilen und mit ihr das Vertrauen, zu treffen, wenn er die Thatumstände richtig beurtheilt, und wenigstens in einigen Momenten seine, auch vor der Scheibe vorhandenen, moralischen Affekte beherrschen lernt.

Einen unmittelbaren praktischen Nutzen und Anhalt fürs Gefecht schaffen die Uebungen aber auch in Vergleichen verschiedener Methoden der Wirkungsweise untereinander, im Feststellen des relativen Gefechtswerthes der taktischen Formen, durch welche Feuerwirkung erreicht werden soll. Ob und welche bessere Wirkung in einem gegebenen Falle ein Zug oder eine Compagnie durch kleine Salven, durch Schnellfeuer oder durch ein nach Patronenanzahl bestimmtes Schützenfeuer ausüben werden, lässt sich nur durch Versuche im Frieden approximativ ermitteln. Dass die Feuerwaffe der Infanterie im Gefecht nicht die Präzision der Wirkung haben kann, liegt, abgesehen von allen anderen bekannten Ursachen, in der Schwierigkeit, die Wirkung zu beobachten, was deshalb auf weiteren Entfernungen mehr hervortritt. In dieser Beziehung ist die Artillerie durch das Platzen der Granaten und durch das weit sichtbare Wölkchen derselben besser daran, ein ähnliches Geschoss, welches (ohne die durch die Petersburger Convention verpönte Sprengwirkung zu haben) beim Anprall an feste Gegenstände Rauch verbreitete, würde ein brauchbarer Distancenmesser, eine Hülfe für das Abkommen auf unbekannte Distancen sein. Die Nothwendigkeit einer besonders studirten und geübten Beobachtung der Wirkung, und die schon im Frieden angelernten Mittel und Regeln dazu werden im künftigen Gefecht dringender werden, wenn auf beiden Seiten weittreffende, rasante Hinterlader zur schnellen, künstlichen Verstärkung des Terrains leiten und zwingen, und mit dem primitiven und (man verzeihe uns den Ausdruck) rohen Schnellfeuer nur Lärm und Rauch erzeugt werden könnte.

Unsere Blicke lenken sich hier natürlich auf

das Schnellfeuer.

Die Zahl der mit einem einschüssigen Gewehr in einer bestimmten Zeit abzugebenden Schüsse wird erstens durch die Handgriffe bestimmt, welche zum Laden und Fertigmachen nöthig sind, zweitens durch die Zeit, welche zum Anschlagen

und Abfeuern erforderlich ist. Hierbei tritt nun noch die Variation ein, dass man entweder das Gewehr in den gewöhnlichen Anschlag bringt und abdrückt, ohne zu zielen, oder dass man vor dem Abdrücken wenigstens einigermaassen das Ziel mit Visir und Korn fasst, oder dass etwa die Patronen bequemer zur Hand sind als dies in der Patronentasche der Fall sein kann. Rechnet man zu jedem Ladegriff 1 Secunde, zum Ergreifen und Einlegen der Patrone (bei gleich gut construirten Taschen) 3 Secunden, zum Anschlagen und ungezielten Abfeuern 1 Secunde, zum gezielten Feuer 3 Secunden, so stellt sich die möglicher Weise zu leistende Schnelligkeit des Feuers für einen Schuss (bei feldmässig gerüsteter Mannschaft): beim

Zündnadel-Gewehr	auf	10	Sec.	gezielt,	8	Sec.	ungezielt,	also	6	— $7\frac{1}{2}$,
Chassepot-	»	»	9	»	»	7	»	»	»	$6\frac{2}{3}$ — $8\frac{1}{2}$,
Wänzl-	»	»	10	»	»	8	»	»	»	6 — $8\frac{1}{2}$,
Werndl-	»	»	8	»	»	6	»	»	»	$7\frac{1}{2}$ — 10,
Remington-	»	»	8	»	»	6	»	»	»	$7\frac{1}{2}$ — 10,
Werder-	»	»	8	»	»	6	»	»	»	$7\frac{1}{2}$ — 10,
Snider-	»	»	9	»	»	7	»	»	»	$6\frac{2}{3}$ — $8\frac{1}{2}$,
Henry Martini-	»	»	7	»	»	5	»	»	»	$8\frac{1}{2}$ — 12

Schüsse in der Minute. Bei sehr geübten Leuten hat es Werndl zu 14—17, Werder zu 14—15, Henry Martini zu 20 Schüssen in der Minute gebracht; doch leisten auch die anderen Systeme unter solchen Bedingungen etwas mehr, und namentlich wird sich in der obigen Berechnungsart die Zahl der Schüsse erhöhen, je nachdem das Einbringen der Patrone in den Lauf und die Verschlussgriffe leichter sind. Bei einem Versuche in Spandau gaben

7 Chassepot-Gewehre auf 400 Schritt 79 Schuss 22% Treffer,
(11,3 Schuss pro Mann und Minute)

1 Snider-Gewehr	auf	400	Schritt	10	Schuss	3%	Treffer,
1 Remington-	»	»	»	»	14	»	9	»
1 Schweizer-	»	»	»	»	13	»	9	»
1 Wänzl-	»	»	»	»	10	»	8	»
1 Werndl-	»	»	»	»	6	»	6	»

7 Zündnadel-Gewehre auf 400 Schritt 84 Schuss 47% Treffer,
(12 Schuss pro Mann)

pro Minute, im Liegen, die Patronen seitwärts zur Hand, auf Scheibe 6′ hoch 8′ breit. Beim Werndl-Gewehr war durch einen Zufall die Geschwindigkeit gehindert.

Das Werder-Gewehr gab beim Laden aus der Tasche durch ganz ungeübte Leute 14—15 Schuss; das Werndl-Gewehr aber durch sehr geübte 14—17 Schuss mit gutem Treffresultat. Dieses Treffresultat auf eine weitere Entfernung ist aber gerade das Criterium der Uebung und muss genau

verglichen werden können, ehe man daran entscheidende Betrachtungen knüpfen kann. Untersuchen wir nun etwas näher, welchen Werth diese Feuerschnelligkeit gewinnen kann.

Werden alle übrigen Umstände als gleich vorausgesetzt, so hat im Kampf des Einzelnen gegen den Einzelnen derjenige den Vortheil, welcher mit den Ladegriffen Zeit erspart, um sie zum Zielen und zur Abgabe eines ruhigen Schusses zu benutzen: also der, welcher sich schneller in Schussbereitschaft findet. Die mehr oder mindere Hantirung beim Laden verursacht mehr oder minder Unruhe; subjektive Wahrscheinlichkeit des Treffens ist also mehr bei dem rasch und leicht zu ladenden Gewehr vorhanden, aber nicht durch die grössere Anzahl von Schüssen, welche abgegeben werden, sondern durch die lediglich der Aufmerksamkeit auf das Ziel erübrigte Zeit.

Nun sind aber nicht immer alle übrigen Umstände, wie eben angenommen wurde, einander gleich. Die physische Kraft des Schützen zunächst wird ein sehr wesentliches Moment bei der Verwerthung der Feuerschnelligkeit und zwar hauptsächlich deswegen, weil bei ihrem früheren oder späteren Nachlassen auch der Moment früher oder später eintritt, wo der Schütze den Anschlag vernachlässigt, ihn überhaupt gar nicht mehr beachtet und so dem Schusse das Wenige an der Güte raubt, die er noch hätte äussern können. Diese Kraft wird aber constant da mehr in Anspruch genommen, wo der Verschlussmechanismus und das grössere Waffengewicht ihre Anwendung erfordern: und es ist dieser Umstand immer gegenwärtig, nicht nur bei der Anwendung der Feuerschnelligkeit, sondern auch bei langsamem Feuer. Denn bei letzterem tritt das Gewicht der Waffe bei jedem Anschlag in die Wagschale. Nach dieser Seite hin haben die Hinterladungsgewehre neuerer Erfindung einen unbestreitbaren Vortheil gegen das Zündnadelgewehr gewonnen. Wenn die Anhänger des Zündnadelgewehrs in achtbarer und wohlverdienter Pietät für dasselbe anführen, dass die preussische Armee trotz des in Tragweite, Rasanz und Feuerschnelligkeit überlegenen Chassepot gesiegt habe, und der Träger der Zündnadel im näheren Feuergefecht sich dem Franzosen gegenüber habe behaupten können, so übertragen sie die am Tage der Schlacht hervortretenden Verdienste der politischen und strategischen Führung ebenso ungerecht auf das Instrument, wie sie vergessen, dass im Gefecht zunächst das Vorarbeiten des dem französischen an Güte doppelt überlegenen preussischen Geschützes, sodann die moralische Kraft des gut geführten Soldaten und vor Allem, das Resultat einer ausgezeichneten Schule, der preussischen

Schiessübung, gegenüber einer höchst mangelhaften zur Geltung kam. Ein begeisterter Anhänger und gründlicher Kenner des Zündnadelgewehrs, J. Neumann,*) der dasselbe wegen seiner ausgezeichneten Mechanik technisch über alle Nebenbuhler stellt (äussere Obturation), giebt selbst diesen Nachtheil der Grösse und Schwere der Mechanik zu. Ob es möglich ist, ihre Vorzüge bei einem kleineren Caliber und längerer Patrone beizubehalten, ebenso die billigere Papierpatrone statt der theuern Metallpatrone, möge hier dahingestellt sein und der deutschen Industrie überlassen bleiben. Niemand aber wird uns abstreiten, dass die preussische Schiessübung mit einem leichteren, schneller zu ladenden Gewehr von rasanterem Schuss auch der preussischen Infanterie in jedem Feuergefecht das Uebergewicht verleihen würde. —

Wir kehren aber wieder zu dem Gange der Untersuchung über den eigentlichen Werth des Schnellfeuers zurück.

Wenn im Einzelkampf und bei sonst ganz gleichen Umständen der Vertheidiger, welcher steht und seine Zeit nicht zum Gehen verbraucht, seine Schützen-Qualität gegen die Quantität der Schüsse vertauschen wollte, würde er einige Minuten angestrengter Arbeit und geringerer Aussicht auf Treffen, vielleicht auch den besten Theil seiner Munition, gegen die grosse Wahrscheinlichkeit hingeben, im letzten Moment des Kampfes die Chancen des Schusses gegen sich zu haben. Unter gleichen Umständen aber vollzieht sich das Gefecht der Schützenlinien; nur dass hier noch der durch übereiltes Schiessen vermehrte Dampf den Schnellfeuernden noch mehr im Zielen hindert, das Getöse den Soldaten taub für die Stimme des Führers macht. Da wo die Linien auf weitere Entfernung erst in Contakt gerathen, findet auch noch ein Hin- und Herschieben derselben und ihrer Soutiens statt; mit einer dem Schnellfeuer anheim gefallenen Linie ist dies so nöthige Zurechtrücken kaum noch zu bewerkstelligen. Freilich soll nicht bestritten werden, dass bei einem Ziel von grosser Höhe oder Tiefe, woselbst bei grösserer Entfernung der Einfluss von Höhen- und Seitenstreuung verschwindet, die Feuerschnelligkeit und Rasanz nicht in ihr Recht träten; in solchen Lagen hat die Geschwindigkeit des Zündnadelschusses bisher noch vollkommen genügt. Grösserer physischer Effekt würde unter solchen Umständen vielleicht durch grössere Feuergeschwindigkeit erreicht werden, wenn das Ziel grosse Breite und Tiefe hat (z. B. bei Kavallerie-Angriffen, beim Defiléegefecht, bei Ueberraschungen von Kolonnen, Batterien u. s. w.), aber auch

*) Das Wesen der Hinterladungsgewehre. Weimar 1867.

nur in verhältnissmässig günstiger, nicht zu hohes Visir erheischender Entfernung und wenn die physische Kraft der Leute auch noch zur Abgabe eines solchen anstrengenden Feuers ausreicht. Sehr richtig sagt Hauptmann Kropatscheck, dass eine Truppe, welche, sobald sie mit dem Feinde in Contakt kommt, alsbald ein Schnellfeuer beginnt, sich selbst wie ihren Führern ein eben so wenig schmeichelhaftes Zeugniss ausstellt, wie jene, welche in näherer Berührung mit dem Feinde ein Minuten lang dauerndes Schnellfeuer abgiebt.

Was die Anwendung des Schnellfeuers durch den geschlossenen Trupp betrifft, so werden wir davon seiner Zeit beim »Salvenfeuer« zu sprechen haben. Hier wollten wir nur nachzuweisen versuchen, dass die Differenzen der Feuergeschwindigkeit der verschiedenen Gewehre zu einer proportionalen Anwendung im Schützengefecht nicht kommen werden und sollen, dass vielmehr die Leichtigkeit und Schnelligkeit des Ladens durch die »Schussbereitschaft« und die bei der Uebung erlangte Umsicht und Fertigkeit meistens viel kräftiger zur Wirkung kommen, und so indirekt die Truppe mehr in der Hand des Führers halten helfen werden.

Dass dies auch annähernd bei dem Trupp der Fall ist, wird sich später noch nachweisen lassen. Im Gefecht von Hinterlader gegen Hinterlader, und bei der voraussichtlich dabei erscheinenden Reichhaltigkeit der taktischen Mittel und Formen, wird das Schnellfeuer, in seiner Maximalleistung ausgebeutet, wie eine blanke Waffe, aber eine zweischneidige sein, mit dem Notabene, dass die gegen den Freund gerichtete Schneide beinahe ebenso gefährlich ist, als die gegen den Feind gewendete.

2. Das Geschütz.

Die gebräuchlichen Caliber der grösseren Armeen sind in metrischen Zahlen (Centimeter und Kilogramm) mit ihren üblichen Benennungen folgende:

	Caliber.	Geschossgewicht.	Ladungsverhältniss.	Bespannung.
Preussen: Vierpfdr.	7,86 Cm.	4,25 K.	1 : 8,5	6 Pferde
Sechspfdr.	9,17 »	6,90 » (der gel. Granate)	1 : 11,5	6 »
Oesterreich: Geb. Dreipfd.	7,31 »	—	1 : 13,5	— »
Vierpfdr.	7,06 »	3,63 »	1 : 5,4	4 »
Achtpfdr.	10,01 »	6,58 »	1 : 5,1	— »
Frankreich: Vierpfdr.	8,67 »	4,053 »	1 : $7\frac{3}{11}$	4 »
Zwölfpfdr.	12,13 »	11,5 »	1 : 12	— »
Geb. Vierpfdr.	8,67 »	4,035 »	1 : $13\frac{1}{3}$	— »
England: Neunpfdr. (reit.)	7,59 »	4,09 »	—	6 »
Zwölfpfdr. (Fuss)	8 »	5,28 »	—	— »
Russland: Vierpfdr.	8,70 »	5,94 »	—	4 »
Neunpfdr.	? »	? »	—	— »

Die deutschen Staaten haben das preussische Hinterladungssystem angenommen; Oesterreich, Frankreich haben Vorderlader; Russland hat Hinterlader; England will, wie man sagt, vom System der Hinterladung, nach welchem obige Angaben sind, zu den Vorderladern übergehen.

Zunächst fällt auf, dass bei den verschiedenen Armeen ein schweres und ein leichtes Geschütz in Gebrauch ist. Insofern es nicht möglich zu machen ist, gegen feste, widerstandsfähige Ziele anders als mit schweren Geschossen die für den Feldkrieg genügende Wirkung auszuüben, ist die Construktion auch eines schweren Geschützes begreiflich; es würde sich dann nur um die numerische Stärke, in welcher es vertreten ist, handeln, und diese in solchem Falle bedeutend geringer sein müssen, als die des leichten Calibers. Gleicher Ansicht scheint man hierüber denn auch fast überall zu sein, nur wie sich in Frankreich im Feldgebrauch das Verhältniss des leichten Calibers zum schweren stellen wird, ist noch nicht ermittelt. Das preussische schwere Caliber ist construirt und festgestellt, noch ehe man an die allgemeine Einführung der gezogenen Geschütze dachte. Es hat in der strengen Durchführung des Hinterladungssystems den Sieg über alle schweren Vorderlader errungen. Von ihnen ist der österreichische, der Führung des Geschosses wegen, als das gelungenste anzusehen.

Wie wir früher schon erwähnten, hing zur Zeit des glatten Geschützes das eigentliche, praktische Urtheil über die Wirkung der Artillerie von der Kriegserfahrung oder Mangels derselben doch von der täglichen Beschäftigung mit dem Geschütz ab. Man konnte als Nicht-Artillerist recht gut wissenschaftlich vollkommen dem Artilleristen gewachsen sein, ohne doch taktisch über den Gebrauch der Geschütze ein dem seinen ebenbürtiges Urtheil zu besitzen, eben weil das glatte Geschütz so unregelmässig in seiner Wirkung, je nach der Ausbildung der Batterie wie nach Beschaffenheit der Rohre war. Mit dem unbestimmten Ruf »Artillerie vor« war dann, in den meisten Fällen, dem Artillerie-Offizier seine Direktive gegeben, und sowohl Zersplitterung der Wirkung, wie Ungeduld beim Abwarten derselben von vorn herein gesetzt. Mit dem gezogenen Geschütz ist hierin eine wichtige Aenderung eingetreten. Die geringere Zahl der Geschoss- und Wirkungsarten, aber auch zugleich die stabilere und sicherere Bethätigung derselben macht es dem Nicht-Artilleristen leichter, ein sicheres Urtheil über ihre Anwendung zu gewinnen. Der General, der höhere Führer, braucht nicht mehr von dem Commandeur seiner Artillerie abhängig zu sein in seinem

taktischen Calcul; ein Punkt, der bei der Verwendung der gezogenen Waffe wesentlich ist, der nicht ausser Acht gelassen werden darf, sobald man über allen inneren Frictionen der taktischen Maschinen und Organismen zu einem in den Zweck des Führers passenden, entscheidenden, prompten Nutzeffekt derselben gelangen will. Ohne dass wir die hierbei auftauchenden zarten Fragen, welche meist in der Beschaffenheit der Individuen ihren Grund und ihre Lösung finden, näher berühren, wird es daher verstanden werden, wenn wir das über die Wirkung Ermittelte hier in kurzen Zügen beibringen, zunächst in einem Vergleich des österreichischen Achtpfünders und des preussischen Sechspfünders.*)

Die absolute Trefffähigkeit der Geschütze wird am sichersten durch die Treffer dargestellt, welche mit blinden Granaten im flachen und im hohen Bogen erzeugt worden sind, weil die Wirkung der scharfen Granate, wie des Shrapnells (die beiden hauptsächlichsten Geschosse, abgesehen von den Brandgranaten und Kartätschen) durch ihre Sprengladung, durch die modifizirbare Gestalt und Schwere der Geschosskörper und die Zündung immer erst auf diese Treffer der blinden Granaten basirt ist. Zwei österreichische und zwei preussische Geschütze gaben gegen Anschussscheiben von 16′ im Quadrat

a) mit blinder Granate im flachen Bogen
auf 1200× der 8ℓ der 73 Procent, der 6ℓ der 88,8 Procent Treffer;
„ 2000× „ „ 35,5 „ , „ „ 47 „ „

b) mit der blinden Granate im hohen Bogen
auf 1600× der 8ℓ der 63⅓ Procent, der 6ℓ der 73⅓ Procent Treffer;

c) mit der scharfen Granate gegen drei 40× lange Scheiben von 9′, 6′, 6′ hintereinander
auf 2000× der 8ℓ der 6 scharfe Treffer, der 6ℓ der 12 scharfe Tr. pr. Schuss;

d) ebenso gegen Zielgeschütze (Bed. u. Pferde durch Scheiben bezeichnet) mit 30 Schuss
auf 1200× der 8ℓ der 45 Treffer, der 6ℓ der 197 Treffer.

Auch bezüglich des Eindringens in feste Ziele zeigte der Sechspfünder Ueberlegenheit. Auf 1000 Schritt durchschlug der Achtpfünder eine 28″ starke, aber nicht mehr ganz intakte eichene Wand. Der Sechspfünder ergab auf 1250, 2500, 3750 Schritt Eindringungstiefen von 33,5, 22,5, 22″ in eine 36″ starke Schiffswand; seine Granate drang 13,8″ tief in Granitmauer; blind, auf 800 Schritt, durchschlug sie eine Lehmbrustwehr

*) Cf. Witte, die gezogene Feldartillerie 4. Aufl. Berlin 1868. Rördansz, das gez. 4pfündige Feldgeschütz, Berlin 1865. Wille, das Einheitsgeschütz der Feldartillerie. (Cf. du Vignau's und G....'s Aufsätze über die Frage des Einheitsgeschützes im Archiv f. Art. u. Inf. Off. Bd. 59 u. 64.) Müller, die k. k. österr. Feldartillerie u. A. m.

von 13′ Stärke, während die österreichische in mittelfestes Erdreich auf 600 Schritt nur 78″ tief eindrang.

Dass diese Eigenschaft sehr nützlich ist, braucht wohl nicht erst durch Hinweis auf die Fälle des Schütthauses von Aspern 1809, von Smolensk 1812, Dresden 1813, Vitry und Soissons 1814, bei denen es sich nur um Breschen in schlecht vertheidigte Wälle handelte, bewiesen zu werden; auch das Schloss von Hougoumont hätte nicht der Stützpunkt des englischen rechten Flügels am 18. Juni 1815 bleiben können, wenn eine Batterie gezogener Sechspfünder davor stand. Ebensowenig hätte La Haye sainte so lange ein Brennpunkt des Gefechts im Centrum an diesem Tage sein mögen. Die Gehöfte von San Martino und das Schloss von Solferino, Ca Baite und Rebecco wären nicht die ausschliesslichen Zankäpfel des Tages von Solferino geworden.

Wesentlich ist hierbei noch die reine Sprengwirkung der Granate an sich. Die österreichische Granate zerspringt in 60, die preussische in 40 Stücke. Diese in der Grösse der Sprengladung beruhende Differenz wird aber sehr oft dadurch neutralisirt werden, dass das Achtpfünder-Geschoss in der Regel erst springt, wenn seine lebendige Kraft erschöpft ist, das des Sechspfünders aber beim Anschlagen an das Ziel platzt, wo also die lebendige Kraft noch eine Wirkung auf feste Körper ausüben kann. Die Besetzung von Oertlichkeiten unterlag früher nie diesen intensiven Wirkungen. Die sphärischen Hohlgeschosse waren in ihrer Flugbahn zu unsicher, an Zahl zu gering vertreten, die Vollkugeln in ihrer Wirkung namentlich auf schwächere Bauten zu einseitig, als dass sie mit der heutigen Granate wetteifern konnten. Das Gefecht und besonders die Vertheidigung von Oertlichkeiten wird demgemäss heute in Situationen, wo eine relativ nicht zu schwache Artillerie mitwirkt, in anderer Weise in den taktischen Calcul aufgenommen werden müssen.

Bei der Schwierigkeit des Distanceschätzens auf weite Entfernungen spielt natürlich die Frage von der relativen Treffähigkeit, der Rasanz, eine noch grössere Rolle als bei dem Infanterie-Gewehr. Die bestrichenen Räume sind nun eine schwache Seite des gezogenen Geschützes.

	Auf 500	1000	1500	2000	2500	3000 Schritt betragen sie
beim Achtpfdr.	193	61	33	23	17	12,
» Sechspfdr.	145	63	39	26	19	15 Schritt gegen Infanterie.

Sieht man von der Distance von 550 Schritt ab, so sind die bestrichenen Räume erheblich kleiner als die auf den betreffenden Entfernungen gewöhnlichen Schätzungsfehler; keines

der beiden Geschütze zeigt einen nennenswerthen Vorzug. Beim Granatfeuer bietet die zu kurz gehende Granate des Sechspfünders, wenn sie nicht in weiches Erdreich dringt, noch den Vortheil, am sofort nach dem Aufschlag stattfindenden Crepiren und dem dann entstehenden ziemlich weit sichtbaren Wölkchen einen Entfernungsmesser abzugeben. Bei der schönen Eigenschaft des Hinterladungsgeschützes, der hierauf basirten Correktur genau zu folgen (eine Eigenschaft, welche der Achtpfünder und noch weniger seine andern Genossen nur in sehr beschränktem Maasse besitzen), haben die höheren Führer wie die Artillerie-Offiziere allerdings einen oft sich darbietenden Anhalt; jedoch ist derselbe nur im eigentlichen Artilleriekampf, weniger gegen die andern mehr oder weniger beweglichen Truppen von entscheidender Wichtigkeit, wenn es sich um schnell zu erreichende Wirkung handelt. Ein kurzes, langsames Vor- oder Zurückgehen derselben ist oft genügend, um sich der Wirkung des Granatfeuers zu entziehen, da solche Bewegungen in weiter Ferne sich fast garnicht vom Stillstehen unterscheiden.

Für solche Fälle bietet nun der Shrapnel dadurch einen Ersatz, dass wenigstens die Streuung desselben eine grössere zufällige Wirkung annehmen lässt, namentlich wenn durch Granatschüsse vorher wenigstens approximativ die Entfernung ermittelt ist. Im Artilleriekampf hat man den Dampf der feindlichen Geschütze als festen Richtpunkt; dort sollen die schweren Sprengstücke der Granate, namentlich des Hinterladers, tödtend und demontirend wirken. Im Kampf gegen die andern Truppen aber, wo die Ziele oft verdeckt — wenn auch mit Sicherheit vermuthet — und auch im Stande sind, ihren Platz ohne Beeinträchtigung ihres momentanen Zweckes zu wechseln, wo eine grössere physische Wirkung auf lebendige Körper ausgeübt werden soll, strebt man nach einem vom Terrain ganz, von der Entfernung weniger abhängigen Streugeschoss eben so sehr, wie nach einem leicht beweglichen Geschütz. Beide Rücksichten veranlassen uns, hier schon zur Charakterisirung des »Vierpfünders« überzugehen.

Nach der »Schusstafel für gezogene Geschütze« (s. a. Rördansz a. a. O.) erreicht man mit dem Vierpfünder 50 Procent Treffer

auf 500 Schritt, wenn das Ziel 1′ Höhe, 1,2′ Breite (Sechspfdr. bei 0,5′ H., 1′ Br.);
» 1000 » » » » 2,9′ » 2,8′ » » » 1,6′ » 2,4′ »
» 1500 » » » » 5,7′ » 5,1′ » » » 3,0′ » 5,1′ »
» 2000 » » » » 9,4′ » 7,3′ » » » 4,9′ » 6,0′ »

hat; oder man erreicht mit dem Sechspfünder gegen ein 6 Fuss

hohes Ziel 100 Procent Treffer auf 1180, 90 Procent auf 1340, 80 Procent auf 1540, 70 Procent auf 1740, 60 Procent auf 1985, 50 Procent auf 2240 Schritt. Rördansz nimmt an, dass der Vierpfünder wenig hinter diesen Zahlen zurückbleiben werde.

Diese Bestimmungsverhältnisse für vertikale Ziele finden sich auch bei horizontalen ähnlich wieder, und man sollte glauben, dass die höhere Trefffähigkeit des Sechspfünders sich auf diese Weise immer bewähren müsse. Doch scheinen die zum Theil mehr aus Interpolationsrechnungen, als aus langen Beobachtungsreihen herrührenden Angaben Modifikationen unterliegen zu müssen, denn nach Wille's Angaben (Einheitsgesch. d. F. A.) gab bei dem Vergleich der österreichischen und preussischen Geschütze gegen die Anschussscheiben mit der blinden Granate

auf 1200 Schritt der 4 ℔der 90%, der 6 ℔der 88%,
» 2000 » » » 71%, » » 47% im flachen Bogen,
» 1600 » » » 80%, » » 73% im hohen Bogen.

Wenn auch v. Bröckers und namentlich v. Doppelmairs Angaben *) eine sichtbare Differenz zwischen den beiden preussischen Calibern nicht constatiren wollen, so muss man doch um so mehr vorläufig bei den Angaben der »Schusstafel« bleiben, als der Vierpfünder ein für den Artilleristen offenbar höchst einnehmendes und verführerisches Geschütz ist, welches, leichterer Bedienung und sonstiger Annehmlichkeiten wegen, wohl auch von dem gemeinen Mann mit grösserer Vorliebe behandelt wird. Der Sechspfünder tritt nämlich sofort in unsere frühere Achtung zurück, sobald wir die Wirkung der scharfen Granaten vergleichen. Bei dem Schiessen gegen Zielgeschütze nämlich hatte er mit 30 Schuss 197 Treffer auf 1200 Schritt, der Vierpfünder nur 124. Durch die Treffer des Sechspfünders war die Ziellaffette vollständig demontirt und zusammengebrochen, der Protzkasten würde, gefüllt, in die Luft gesprengt sein; wogegen das dem Vierpfünder gegenüberstehende Zielgeschütz mit Rohr, Laffette und Protze noch kampffähig blieb; dabei fielen

	beim Sechspfünder	beim Vierpfünder
auf das Rohr	2	7 Treffer,
» die Laffette	29	21 »
» die Protze	60	23 »
» Bedienungsmannschaften	44	35 »
» Fahrer	9	15 »
» Zugpferde	48	22 »
» das Zugführerpferd	2	1 »

*) Archiv f. A. u. I. Off. Bd. 61 u. 62.

Durch das beim Vierpfünder günstigere Ladungsverhältniss (1 : 8,5 gegen 1 : 11,5 des Sechspfünders) und die anderen ballistischen Momente wird die Rasante desselben grösser; die Länge des bestrichenen Raumes beträgt

	auf 500	1000	1500	2000	2500 Schritt
beim Vierpfdr.	165	77	45	30	21 »
» Sechspfdr.	145	63	39	26	19 »

doch werden auch bei Ersterem die gewöhnlichen Schätzungsfehler nicht durch dieses Verhältniss (es sei denn auf 1000 ×) ausgeglichen werden.

Nach Rördansz würde die absolute Trefffähigkeit des preussischen Vierpfünders auf 1540 Schritt (80%) gleich der des österreichischen auf 910, des französischen auf 780, oder diejenige auf 2240 Schritt (50%) gleich der des österreichischen auf 1440, des französischen auf 1160 Schritt sein; oder endlich auf 1800 Schritt würde der preussische 67%, der österreichische 35½%, der französische 22% geben. Die bestrichenen Räume

	der englischen,	preussischen,	französischen,	österreichischen Granate setzt er
auf 1200 Schritt =	60½	57	43	43 Schritt,
» 1500 » =	42	40	31½	30 »
» 2000 » =	27	25	20½	19 »

Der österreichischen und französischen Granate ist also die preussische ballistisch überlegen. Sie ist es ferner durch ihren Perkussionszünder (soweit die andern denselben noch nicht angenommen haben), welcher den Granatsplittern wenigstens noch einige Wirkung nach vorwärts verleiht, wenn die Granate zu kurz ging und ihre lebendige Kraft noch nicht verloren hat. England hat auf die feste Granate, wenigstens früher, verzichtet, und dafür den Segmentshell adoptirt, der nur als Shrapnelshell wirken soll. *)

Nachdem wir so die principale Wirkungsart durch die Granate haben kennen lernen, kehren wir zur näheren Betrachtung des Shrapnelschusses zurück.

Abgesehen von der Zünderfrage, welche hierbei in Betracht kommen muss, sollte die Wirksamkeit des Shrapnelschusses

*) Nach dem Aufsatze über die englischen Vergleichsversuche von 1865, (A. f. A. u. I. O. 62) scheint es, als sei der Armstrongsche Segmentshell nur vorübergehend angenommen; wie gegen A.'s Hinterlader eine mächtige Reaktion eintrat, geschah es auch gegen die Segmentgranate, insofern, als Oberst Boxers Kugelshrapnel ihr den Rang streitig machte und die Sprenggranate sich Achtung erworben hat.

nicht mehr so controvers sein, als sie es, selbst mit einem guten Zielzünder, doch noch zu sein scheint.

Bei den angeführten Vergleichen gab der österreichische Achtpfünder auf 1000 Schritt 37,5, auf 2000 Schritt 45, der Sechspfünder je 57,05 und 55 Treffer auf das gewöhnliche Shrapnelziel. Da weitere Notizen über die preussischen Shrapnelversuche nicht veröffentlicht sind, können wir zur Beurtheilung des etwaigen Shrapnelschusses die österreichischen Angaben als Anhalt nehmen. Nach Müller (d. österr. Feldart. Mat.) lieferte, wenn wir in Berücksichtigung des österreichischen Shrapnelziels von 2 Klafter Höhe seine Angaben auf Infanteriehöhe durch Division mit 2 reduziren,

auf	600	Schritt	der	4tl.	der	62	Treffer,	der	8tl. der 82 Treffer,
»	1000	»	»	»		50	»	»	» 95 »
»	1500	»	»	»		42	»	»	» 79 »
»	2000	»	»	»		23	»	»	» 56 »

mit einer mittleren Wirkungstiefe von 300 Schritt.*) Dieses Resultat würde der preussische Sechspfünder-Shrapnel auch erreichen. Hierbei ist allerdings der Schuss im flachen Bogen gemeint. Ob der Schuss im hohen Bogen mit schwächerer Ladung ähnlich wirkt, scheint noch nicht untersucht zu sein, verdient aber Erwägung, da der Feldkrieg häufig genug Situationen herbeiführt, wo einem hinter Dörfern, Waldparzellen, Bergkuppen stehenden Feinde gar nicht anders, und doch mit Aussicht auf Erfolg beizukommmen sein wird. Der Granatschuss im hohen Bogen kann in solchen Fällen seiner Natur nach nicht mit dem Shrapnel rivalisiren; die Möglichkeit zu fehlen ist bei beiden gleich gross, diejenige aber, den Fehlschuss durch zufällige Wirkung zu verbessern beim Shrapnel bedeutend grösser als bei der Granate. Einen Zeitzünder zu finden ist endlich nur Aufgabe der Geduld, und dessen Beschaffenheit, wenn er fungirt, ändert nichts an der ballistischen Wirkung des Geschosses.

Schliesslich bleibt uns noch die Erwähnung des Kartätschschusses übrig. Die Versuche ergaben:

*) Rördansz nimmt an, dass Müller Bleikugeln und Sprengpartikel gesondert angiebt; ich glaube aber, dass Letzterer in seinen Tabellen die Sprengpartikel nur ausgesondert hat. Denn bei der Wirkung des Achtpfünders auf den vier Distancen erscheinen die Zahlen 164, 190, 159, 163 als die der Bleikugeltreffer. Nun hat aber der österreichische Achtpfünder-Shrapnel nur 140 Bleikugeln und m:47 Sprengpartikel; die Angabe Müllers ist daher nur annehmbar und wahrscheinlich unter unsrer Annahme.

Trefferzahl per Schuss
auf Infanteriehöhe mit Spielraumkartätschen

	des Vierpfünders		des Sechspfünders	
	total	davon scharf	total	davon scharf
auf 300 Schritt	19,2	14,3	17,2	17,0
» 400 »	16,4	14,7	16,6	15,6
» 500 »	16,8	11,2	16,2	13,8
» 600 »	13,4	5,8	11,6	8,8
Mittel	16,45	12,25	15,4	13,8

Der Kartätschschuss des französischen Vierpfünders gegen eine Scheibe von 9½ Fuss gab

auf 660 530 400 265 Schritt noch
8,2 12,4 17,8 20,7 Treffer an.

Der österreichische Schuss des Vierpfünders gegen die erste von drei 2 Klafter hohen Wänden gab

auf 300 400 500 Schritt
31 22 Treffer (scharfe),
der des Sechspfünders 35 27 23 scharfe Treffer.

Auf Kavalleriehöhe würden natürlich die preussischen Geschütze ebenfalls ein höheres Resultat liefern (⅓ mehr) und Beispiele von Langensalza u. a. haben dies zur Genüge bewiesen. Jedenfalls aber hat der Kartätschschuss unter keinen Umständen mehr die Offensivbedeutung, die er beim glatten Geschütz besass, namentlich gegen Infanterie, wie dies beim glatten Sechspfünder mit seinen 45, 35, 29, 23 Treffern auf den Distancen von 200 bis 500 Schritt der Fall war; um so weniger, als die oben gegebenen Ziffern Resultate der Prüfungs-Commissionen sind, sich also schon bei den Truppenübungen und im Gefecht noch bedeutend herabmindern.

Was die Schnelligkeit des Schiessens betrifft, so kann nach den darüber angestellten Versuchen angenommen werden, dass der österreichische Achtpfünder um weniges schneller feuert, als der preussische Sechspfünder. Dieser muss bei seiner penibleren Bedienung natürlich auch hinter dem Vierpfünder zurückstehen, welcher zur Abgabe von 25 gut gezielten Schüssen 11 Minuten, also per Schuss 26,5 Secunden gebrauchte, während der Sechspfünder und die österreichischen Geschütze 30 Secunden, ein französisches 27 Secunden nöthig hatten. Bei dem gezogenen Geschütz kommt es natürlich in der Regel mehr auf Intensität der Wirkung an; es giebt aber auch Momente, wie z. B. Kavallerie-Angriffe oder andere Gelegenheiten

zu grosser physischer Wirkung, wo die höchste Geschwindigkeit die intensive Güte des Schusses bemerkbar machen muss. Nimmt man also beispielsweise an, dass eine Schwadron, die Flanke einer Batterie bedrohend, plötzlich auf 700 Schritt in derselben erschiene, so würde sie während der Zeit, die sie gebraucht, um in der Batterie zu sein (etwa 2 Minuten), von zwei sechspfündigen Flügelgeschützen je 3 Schüsse (2 auf 600, 2 auf 450, 2 auf 100 Schritt) und damit ungefähr 50 bis 60 scharfe Treffer erhalten (wenn wir von den Friedensresultaten 20 Prozent abrechnen).

Ueberblicken wir summarisch das Gebiet der Leistungen beider Caliber, so sehen wir, dass es die Aufgabe der Sechspfünder sein wird, den Kampf auf die weiteren Entfernungen mit der feindlichen Artillerie, die mehr stabilen Aufgaben zu übernehmen, wogegen der Vierpfünder durch seine grössere Leichtigkeit und Beweglichkeit die Rolle des Manövrirens spielt. Nicht, als könne die eine Seite dieser Aufgaben nicht auch häufig von dem anderen Caliber gelöst werden; da aber, wo beide Caliber in einem Truppenkörper vereint sind, wird man so viel als möglich ihren Gebrauch nach diesen Ansichten regeln müssen. Zu der Aufgabe des Manövers eignet den Vierpfünder schon seine starke Protzmunition (48 K. gegen 30 K. des Sechspfünders) und seine grosse Unabhängigkeit von den Munitionswagen. Es wird für eine manövrirende Batterie sehr oft schwierig sein, ihre Wagen durch alle Zufälligkeiten des Gefechtsfeldes mitzuführen; dann ist die vierpfündige Batterie schlimmsten Falls doch im Stande, selbst bei schnellem Feuer eine halbe Stunde lang den Feind mit Projektilen zu bedienen, deren Zahl die der Sechspfünder um $6 \times 18 = 108$ übertrifft.

Dass die Treffresultate im Allgemeinen sich im Gefecht reduciren, ist auch bei dem gezogenen Geschütz um so natürlicher, als die Artillerie, wohl oder übel, sich oft zur Eröffnung des Feuers auf weiteren Distancen genöthigt sehen wird. Ueber 2000 Schritt kann selbst der Sechspfünder nur schwer eine präcise taktische Wirkung erreichen, es sei denn, er habe aus der Defensive die Entfernungen gekannt und der Gegner thue ihm den Gefallen, zu frühzeitig sich zu etabliren. Näher als 900 Schritt an feindliche Infanterie oder Kavallerie heranzugehen, ist ebensowenig rathsam; die Situationen, in denen dies ohne Gefährdung für die Batterien geschehen könnte, werden sich selten ergeben.

Ausser den hier aufgezählten gebräuchlichen Geschützarten haben wir aus den letzten Jahren auch die Erfindung der Mitrailleusen zu notiren, weil sie im Grossen in der franzö-

sischen Artillerie Anwendung und in der bayerischen, österreichischen und russischen wenigstens eine eingehende Würdigung gefunden hat, und zwar um die mangelhafte Kartätschwirkung des gezogenen Geschützes, und nur diese, zu ersetzen.*) Von vornherein ist zu bemerken, dass von den bis jetzt bekannten Modellen nur gegen lebende und ungedeckte Ziele innerhalb 1000 Meter etwa eine Wirkung zu erwarten ist, und zwar eine dem Kartätschschuss des gezogenen Geschützes insofern ähnliche, als der Schuss mehrere Kugeln, aber keine erhebliche Streuung hat. Gegen gedeckte Ziele zu wirken, wie mit dem Shrapnelschuss, ist hier nicht möglich. Ein Kampf mit Geschütz ist von der Mitrailleuse, trotz der von Franzosen ausgesprochenen extravaganten Hoffnungen, gar nicht zu behaupten. Nebenbei ist nun noch zu erwähnen, dass man den Mangel der Streuung durch das mit ihnen allerdings hoch zu treibende Schnellfeuer zu ersetzen bestrebt sein kann, dass dieses aber auf ein beinah unbewegliches oder in constanter Richtung sich bewegendes Objekt ausgeübt werden muss, um als solches zu wirken, Eventualitäten, welche sich im Gefecht selten so günstig bieten werden, und dass endlich die Mitrailleusen eine ebenso umfangreiche und kostspielige Organisation und Ausrüstung erheischen, wie die Feldartillerie.

Ist hiernach der Gebrauch der Mitrailleuse schon ein sehr einseitiger, da er im Wesentlichen nur in der Defensive, bei günstigem Vorterrain von taktischer Wirkung sein wird, so wird es absolut nicht rathsam, dieselbe etwa statt eines wenn auch nur kleinen Theils der Feldgeschütze einzustellen, welche schon in dreifach so grosser Entfernung, im direkten und indirekten Schuss, mit Granaten und Shrapnels nicht blos grössere absolute, sondern vielmehr noch relative Trefffähigkeit besitzen und zugleich gegen feste Objekte die nöthige Durchschlagskraft äussern können.

Es würde also nur übrig bleiben, sie neben den gebräuchlichen Feldgeschützen einzustellen und nur die defensive Situation abzuwarten, in welcher sie eine entsprechende Verwendung gewinnen könnten, — was wiederum nicht rathsam ist, da man besser in solchen Lagen mit Infanterie auskommt, und nicht unnütz während eines Offensivkrieges Waffen in den Kolonnen mitschleppen wollen wird, die für eine erfolgreiche Offensive nicht zu gebrauchen sind. Die französischen Artilleristen versprachen sich zwar, die Mitrailleusen-Batterien in der Offensive zu verwenden; aber abgesehen davon, dass dies

*) S. a. R. Wille, Ueber Kartätschgeschütze. Berlin 1871. Mil.-Wochenbl. 1871. Monat Juli.

nicht stattgefunden hat, würde diese Offensive grossen Schwierigkeiten begegnen und ausserhalb der wirksamen Gewehrschussweite stattfinden müssen, wo dann die Ratificirung der Richtung ebenso difficil ist, wie die Beobachtung der Wirkung.

Dass die Mitrailleusen im Feldzuge von 1870 mitunter eine grosse Wirkung ausgeübt haben, soll nicht bestritten werden, denn sie hatten in den wichtigsten Gefechtstagen in ausgezeichneten Defensivpositionen zu wirken, offenbar keinen Kampf mit Artillerie an ihrer Stelle zu bestehen und zuletzt ist zur Vertheidigung eine Mitrailleuse besser als keine. Aber das beweist noch ebensowenig ihre Kriegsbrauchbarkeit für jede Gefechtslage, wie der Umstand, dass das Gouvernement im letzten Stadium des Krieges sie wiederholt hat neu beschaffen lassen. Höchst wahrscheinlich hat dasselbe sich übertriebene Ideen von ihrer Wirkung gemacht und zu grossen Mangel an Artilleristen gelitten, um ordentliche Feldbatterien mit Bedienung versehen zu können.

4. Bekleidung. Ausrüstung.

Der Soldat im Kriege, und für den Krieg rüsten wir hauptsächlich den Soldaten aus, ist jedem Einfluss und Wechsel der Witterung ausgesetzt und muss seine Kräfte ausserdem im Marschiren und Fechten entwickeln. Endlich ist er im Kriege oft auf sich und auf das beschränkt, was er bei sich trägt. Aus diesen Voraussetzungen entspringen die Anforderungen an seine Bekleidung und Ausrüstung. Jene soll, ohne ihn zu belästigen, seinen Körper vor Nässe, Kälte und Beschädigung schützen; sie soll dabei bequem, leicht und so eingerichtet sein, dass sie die Entwickelung der Kräfte nirgend hindert; diese, die Ausrüstung, soll ihn unabhängig machen von den menschlichen Kultur- und Bequemlichkeitseinrichtungen, aber doch so leicht sein, dass sie nicht eine Last wird, die nachtheilig auf Marsch- und Gefechtsfähigkeit einwirkt.

Was die Bekleidung anbetrifft, so würde es schwer sein, die der Soldaten des norddeutschen Bundesheeres praktischer einzurichten, als dies jetzt der Fall ist. Von Kopf bis zu Fuss genügt sie den Beschwerden, die ein Feldzug an sie stellt. Berücksichtigt man auch, dass hierbei die Geldmittel als ein wichtiger Factor mitsprechen, so wäre der Schönheitsfrage für die Infanterie wohl noch ein bescheidener Platz zu gönnen, die doch der einzige lasttragende Theil der Armeen ist und oft sehr bescheiden einhergeht, wo man bei der Kavallerie immer die Mittel für besonderen Putz findet. Jede Armee muss die

Anforderungen des Klimas, in welchem sie während des Friedens lebt, erfüllen und diese lassen sich oft nicht dem herrschenden Geschmack vereinen. Wir finden es angemessen, dass man dem Soldaten ein Paar Stiefel und ein Paar Schuhe zur Aushülfe gegeben hat, da er in seinem Tornister grosse Stiefel nicht unterbringen kann. Es wird dann nur von der Entwickelung der vaterländischen Industrie abhängen, diese Fussbekleidung so einzurichten, dass sie für einen Sommerfeldzug genügt. In Schuhen zu gehen, muss sich selbst eine stiefeltragende Bevölkerung für die Dauer eines Krieges angewöhnen, da man sehr oft nur Schuhe zum Ersatz der Stiefel vorfindet; ebenso wie der Soldat lernen muss, Fusslappen zu gebrauchen, da Strümpfe den Strapazen eines Feldzuges nicht widerstehen.

Während in der Bekleidung so manche Rücksicht maassgebend wird, welche keinen wesentlichen Einfluss auf die taktische Thätigkeit hat, ist die eigentliche Ausrüstung der von allen Geschmacksfragen, Nationalgewohnheiten u. s. w. unabhängige Theil, dem fort und fort die grösste Aufmerksamkeit gewidmet werden muss, und wobei sich alle Armeen gleichmässig mit ihren Erfahrungen aushelfen können. Denn die mittlere, die Durchschnittskraft eines jüngeren Mannes ist so ziemlich dieselbe in allen Welttheilen des gemässigten Klimas. Alle unpraktischen Einrichtungen auf diesem Gebiet der militairischen Institutionen erleben in Frankreich, Italien, Spanien, in Nordamerika und Deutschland dasselbe Schicksal; sie richten sich von selbst, nicht blos zum Schaden des Staatseigenthums, sondern zum viel grösseren an der Disciplin, dem Fundament des Heeresbestandes, wenn der Krieg seine scharfe und unerbittliche Kritik auszuüben nur anfängt. Und namentlich wird dies hervorleuchten bei allen Armeen, welche auf das Reserve- oder Landwehrsystem basiren, so viele des Dienstes ungewöhnte Leute in ihren Reihen und besonders in dem lasttragenden Theil derselben, der Infanterie, besitzen.

Der grössere Werth des dienstgewohnten älteren Soldaten gegenüber dem mangelhaften oft völlig unsicheren des in kurzer Dienstzeit gebildeten, zeigt sich vornehmlich in der Periode der Feldzugseröffnung, beim Uebergang aus dem Frieden in den Krieg.

Zieht sich das Zusammentreffen mit dem Feinde durch eine Periode der Concentrationen, der Märsche, des Abwartens der blutigen Entscheidung hin, verduften die ersten Blüthengerüche des Enthusiasmus (wenn er überhaupt da war) über dem Staube der Chausseen und dem Schmutze der Bivuaks,

über der ungeregelten Verpflegung, der Langeweile der Märsche ohne Aufregung, dann tritt der Werth des dienstgewohnten, geduldigen, in der Kameradschaft heimischen Soldaten hervor, und jeder andere Werth des Menschen nähert sich seinem Minimum. Also die Ertragung ungewohnter Beschwerden, besonders das Tragen der Last der Ausrüstung und Bewaffnung, nagen stündlich und täglich an diesen schnell zusammengerufenen, sich selbst und ihren Führern wenig bekannten Schaaren. Aus diesen Gründen sind auch die bei früheren Gelegenheiten hier und da erschienenen »Freiwilligen-Corps« in der Regel der baldigen Auflösung erlegen, zum Mindesten aber nur von sehr zweifelhafter Brauchbarkeit gewesen, sofern man geglaubt hat, dass ungeübte und des Dienstes ungewohnte Haufen von jungen Leuten durch ihren Enthusiasmus alles Fehlende ersetzen würden. Diejenigen unter ihnen, welche etwas Tüchtiges geleistet haben, waren notorisch zum grössten Theile aus älteren Soldaten formirt, an denen dann jüngere Elemente einen Halt und Belehrung fanden, wie das Lützow'sche Corps, die Schill'schen Formationen, einzelne Detachements freiwilliger Jäger oder die ephemeren Schöpfungen des 7jährigen Krieges. (Siehe hierüber u. A. die Schrift des Gen. v. Boyen »Beiträge zur Kenntniss des Gen. v. Scharnhorst«.) Aber nicht blos solche, sondern auch selbst seit langem zusammengehörige Truppen erleiden die Einflüsse dieser stärkeren Anforderungen, und zwar um so mehr solche, wenn die Macht der Garnisonsdisciplin nachlässt und die fortwährend zusammengehaltene, aber nicht zum Schweigen gezwungene Masse anfängt, eine stumme oder laute Kritik auszuüben, die ihren nächsten und ergiebigsten Angriffspunkt an unpraktischem Zuschnitt der Ausrüstung findet.

Der Tornister ist ein unentbehrliches Ausrüstungsstück für die Infanterie und in der Bundesarmee neuerdings auch so construirt, dass seine Last nicht zu beschwerlich werden kann. Wir statuiren ein Tornisterablegen demgemäss nur zum Behufe einer wirksameren Ausbeutung der dadurch erlangten freieren Beweglichkeit für das bessere Schiessen, für das Feuergefecht; vielleicht wird es ermöglicht, nach dieser Seite hin und für den aufzunehmenden grösseren Munitionsvorrath, seinen Zusammenhang mit den Patrontaschen, die Tragvorrichtungen beider noch zu modifiziren. Statuirt man für das Feuergefecht die Nothwendigkeit nicht blos des Schnellfeuers, sondern auch nur der grösseren Schussbereitschaft, so wird es nöthig sein, die bis jetzt allgemein übliche Form der Patrontaschen zu ändern; auch ist es für das Salvenfeuer, wie für die geringere

Hinterwucht des Tornisters erforderlich, dem Kochgeschirr einen Platz unter dem Tornister anzuweisen.

Es sind seit dem letzten Kriege Diskussionen darüber entstanden, ob der Munitionsverbrauch der Infanterie in künftigen Gefechten ein besonders vermehrter sein werde. Diese Frage ist an sich natürlich gar nicht theoretisch zu entscheiden; im Allgemeinen wird die Ansicht, die wir früher schon ausgesprochen haben, sich auch ferner wohl bewähren, dass für ein Gefecht die Zahl von 60 Patronen reichlich genügt. Mit der methodischen Ausbildung im Schiessen wächst die Zuverlässigkeit der Mannschaft im Feuergefecht, und es wird mit einer geringeren Menge von Munition eine grössere Wirkung in kürzerer Zeit erzielt werden, woraus denn wenigstens nicht die Nothwendigkeit grösseren Patronenverbrauchs resultirt. Aber darum handelt es sich nicht allein, sondern um die grössere Unabhängigkeit von den durch Fahrzeuge mitgeschafften Reservevorräthen.

Je grösser die zu den entscheidenden Schlägen aufgestellten Heere werden, desto schwieriger wird bekanntlich die Kunst, ihre Theile zweckmässig den vorhandenen Communikationen anzupassen und oft wird man, zum Zweck besserer Entwickelung, die Märsche der Corps von Allem sie erschwerenden (Bagage, Kolonnen) befreien, um den strategischen Aufmarsch möglich zu machen oder festzuhalten, und die Nachschaffung der Kolonnen auf einige Tage verschieben müssen. Solche Lagen sind auch in den früheren Kriegen nachzuweisen, wo man sich doch noch dadurch helfen konnte, dass die Caliber nicht so verschieden waren, dass eroberte Munition uns nicht hätte dienen können, oder wo in der Eile eine Neuanfertigung aus eroberter Munition die eigenen Lücken ausfüllte. (Wartenburg, Chateau Thierry.)

Man sieht also, welche Erleichterung und Unabhängigkeit die Truppen durch Annahme eines kleineren Calibers gewinnen. Nimmt man an, dass 5 Pfund das Maximum dessen sei, was ein Mann an Munition zu tragen vermöge, so kann der preussische Infanterist 60, der österreichische 75, der französische 80 Patronen mitnehmen. Zwanzig Patronen mehr wiegen in Preussen 830 Gramm (1 Pfd. 20 Lth.), in Oesterreich 640, in Frankreich 625. Der preussische Soldat trug 1866 einen Tornister mit $16\frac{1}{2}$ Pfd. Gewicht; die neuesten Abänderungen reducirten dasselbe bis auf $15\frac{2}{3}$ Pfd., da gegen einige Erleichterungen noch 20 Patronen hinzugetreten sind. Dies Gesammtgewicht scheint noch zu gross. Könnte man sich entschliessen, bei

den Ausmärschen die Seitengewehre zu Haus zu lassen und das Bajonet am Leibgurt zu tragen, so wäre doch ohne Weiteres eine Ersparniss von zwei Pfund gemacht. Denn zu dem Gewicht dieser Ausrüstung tritt noch dasjenige des Schanzzeuges, wenn auch nicht für alle, so doch für einige Soldaten jeder Compagnie.

Das Schanzzeug ist, trotz mancher entgegenstehenden Ansicht, für die Zukunft ebensowenig entbehrlich geworden, wie die Pioniersektionen der Infanterie. Wenn wir uns erinnern, dass die Uebergänge über die Bistritz am 3. Juli 1866 nur durch die Infanterie praktikabel gemacht wurden, und vielleicht noch mehr bei entsprechendem Nachdruck hätte geleistet werden können; wenn wir an die künftige Nothwendigkeit der Terrainverstärkung, die schon in Amerika mit so viel Nutzen in der Offensive, wie in der Defensive, geübt wurde, denken — so können wir nicht dafür stimmen, die Zahl der Spaten zu verringern, und, sofern die Seitengewehre zu Haus gelassen werden, ebensowenig die Beile.

Ueberall macht sich die Nothwendigkeit fühlbar, auch die Ausrüstung der Kavallerie zu erleichtern. Das mittlere Gewicht eines leichten Kavalleristen ist 140 Pfund, das eines Kürassiers sicher nicht unter 160; Kürass, schwere Bekleidung und sonstige Umstände wirken zusammen, die Anwendbarkeit dieser schweren Kavallerie aufs Aeusserste zu beschränken. Ganz unzweifelhaft haben schwere Regimenter, so lange ihre Pferde überhaupt relativ so gut sind wie die der leichten, mehr Garantie für ihre Durchbruchskraft als leichte Regimenter. Das liegt aber mehr in der Grösse der Pferde und der ruhigeren Allüre, welche solche Thiere besitzen, als in der schweren Ausrüstung des Reiters, welche nur dazu dienen kann, auch ihnen die Last zu überbürden. Die braven österreichischen Kürassiere haben wegen des Mangels an Kürassen ihren Gegnern nie grössere Chancen des Erfolges zugestanden. — Bei der Erörterung dieser Frage, wie mancher andern, geht man oft merkwürdiger Weise von Verhältnissen aus, welche vor 60 Jahren bestanden, als Napoleon, ohne eine genügende leichte Kavallerie, die Schlachtenthätigkeit seiner Reiterei hauptsächlich auf Massen schwerbewaffneter Kürassiere basirte. Gut berittener und leichter ausgerüsteter Reiterei gegenüber sind sie fast immer, bei sonst gleichen Verhältnissen, im Nachtheil gewesen, und eine Wiederholung ihrer Erfolge gegen die mit dem Steinschlossgewehr bewaffnete Infanterie darf schwerlich heute erwartet werden.

C. Anhäufung, Deponirung der Kriegsvorräthe. Feldfuhrwesen.

Die Vorräthe von Munition und Bewaffnung gehören natürlich in feste oder doch provisorisch geschlossene Plätze, wo sie gegen Handstreiche geschützt sind; so wie sie sind auch die Werkstätten und Fabriken möglichst zu decken.

Das Feldfuhrwesen ist nun das Mittel, die gefertigten Vorräthe an Munition und sonstiger Ausrüstung dem Heere nachzuführen, oder auch das, was von den Truppen selbst nicht getragen werden kann und doch zu ihrem täglichen Bedürfniss gehört, aufzunehmen. Es hat sich, gegen frühere Zeiten, neuerdings nicht blos durch die grössere Sorge für das Wohl der Kranken und Verwundeten, sondern auch durch die Feldtelegraphie, durch die Eisenbahnabtheilungen u. s. w. zu einer bedenklichen Höhe gesteigert. Ein preussisches Armeecorps führt, Alles in Allem gerechnet, über 1000 meist vierspännige Fahrzeuge mit sich, und es leuchtet ein, dass bei einer wechselvollen Kriegführung ein solcher Tross jeder schnellen und kräftigen Operation fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellt. Nun theilt man zwar das Fuhrwesen gewöhnlich ein in die eigene Bagage der Truppen einerseits, und in die Munitions- und Verpflegungs-Kolonnen andererseits; aber für die heutigen Verkehrsmittel tragen diese Einrichtungen, unserer Ansicht nach, noch zu sehr den Stempel der Zustände vor funfzig Jahren, um nicht einer Diskussion unterworfen werden zu können. Namentlich ist die eigene Bagage der Truppen wohl noch zu sehr mit Gegenständen belastet, welche, wenigstens im Anfange eines Feldzuges, mitzuführen nicht nöthig erscheint, wogegen manches andere fehlt, was oft schon in den ersten Wochen nöthig wird. Wir berühren diesen Gegenstand, soweit er auf das Taktische direkt influirt, später bei dem Capitel von den Märschen noch genauer und begnügen uns hier, der Raumersparniss wegen, auf eine interessante Brochüre »Praktische Rückblicke auf den Krieg von 1866« zu verweisen, deren Ansichten wir vielfältig theilen.

ZWEITER ABSCHNITT.

Die verschiedenen Waffen und ihre Formation als Truppenkörper.

I. Die verschiedenen Waffengattungen.

Vor und bis zur Einführung des Feuergewehrs, und selbst so lange dasselbe noch gleichsam in seiner Kindheit sich befand, war es der Kampf Mann gegen Mann, das Handgemenge, welches die Schlachten und Gefechte entschied; das Ferngefecht spielte nur eine Nebenrolle. Mit der Ausbildung der Schusswaffen änderte sich dieses Verhältniss endlich bis in das Umgekehrte, so dass in neuerer Zeit das Ferngefecht offenbar das Vorherrschende ist, ein Verhältniss, welches sich mit jeder wesentlichen Verbesserung der Schiesswaffen noch mehr ausbilden wird.

Der Verlauf eines jeden Gefechts zeigt uns fast immer, wenn es nicht ein blosses Geknalle, ein Tiraillement oder eine Kanonade war, eine Folge von abwechselnden Akten des Fern- und Nahgefechts. — Das Gefecht als Kampf hat wesentlich die zwei Formen: den Stoss und die Abwehr des Stosses, woran sich dann die dritte Form: der Gegenstoss, anschliesst, die indessen mit der ersten zusammenfällt.

Stoss und Abwehr desselben sind nichts Anderes, als Angriff und Vertheidigung; zwei Begriffe, von denen wir späterhin ausführlicher sprechen werden. Vertheidigung setzt wesentlich ein Feststehen, Beharren voraus, das Feuergefecht und somit das Ferngefecht sagt dieser Form mithin am meisten zu. Der Angriff sucht die Entscheidung, er sucht den Gegner zu überwältigen. Durch das Ferngefecht ist die Entscheidung in den seltensten Fällen hervorzubringen; der Angriff sucht mithin das Nahgefecht, das Handgemenge; er ist Bewegung, um an den Feind zu gelangen, um ihn in grösster Nähe der Wirkung unserer Waffen auszusetzen.

Ein zweckmässig organisirtes Heer muss nun in gleichem Grade beide Formen des Gefechts entwickeln können und daher in sich tragen, obschon hierbei sehr viel auf den Geist und Charakter des Volks, so wie auf die Beschaffenheit des Kriegstheaters ankommt, auf welchem das Heer möglicherweise thätig sein soll.

Es ist indessen nicht möglich, alle Glieder eines Heeres gleichmässig für beide Formen, Angriff und Vertheidigung, zu befähigen und auszubilden, weshalb durch die verschiedenartige, eigenthümliche Bewaffnung der einzelnen Glieder des Heeres und durch die Zusammensetzung von Mann und Pferd eine besondere Befähigung für die eine oder für die andere Form des Gefechts hervorgebracht wird. Hieraus resultirt nun eine Theilung des Heeres in Rücksicht auf die verschiedenen Formen des Gefechts in verschiedene Waffen; einmal um da, wo es der besondere Gefechtszweck erfordert, die eine oder die andere Waffe in höchster Potenz wirken zu lassen; zweites aber, um durch Combination der verschiedenen Waffen die Wirksamkeit derselben im Gefecht zu steigern.

Die Gefechtsformen sind:

Angriff und Nahgefecht
und
Vertheidigung und Ferngefecht.

Sie sind repräsentirt erstere durch die Reiterei, letztere durch die Artillerie.

Bei der Kavallerie ist durch die Zusammensetzung von Mann und Pferd die Bewegungsfähigkeit und das Element für das Nahgefecht am vollkommensten ausgebildet, während eben dadurch das Element der passiven Vertheidigung fast Null ist. Die Schiesswaffen der Kavallerie wollen nichts bedeuten.

Bei der Artillerie ist dagegen das Umgekehrte vorhanden. Durch die erhöhte Feuerwirkung in weiter Ferne tritt hier die Form der Vertheidigung und des Ferngefechts in ihrer höchsten Potenz auf, während durch die Zusammensetzung von Mann, Pferd und Maschine, wobei letztere das Hauptmoment bildet, die Form des Angriffs und des Nahgefechts Null ist.

Kavallerie und Artillerie sind mithin beide einseitig und daher unselbstständig. Sie können sich zwar einander ergänzen, indessen bleibt immer auch in der Vereinigung jedem Theil der Mangel der Einseitigkeit, was der Grund ist, dass man weder mit blosser Kavallerie, noch mit blosser Artillerie, noch mit Kavallerie und Artillerie Krieg führen kann. Es bedarf der dritten Form, der Vereinigung und gegenseitigen

Durchdringung beider. Dies ist denn die dritte Waffe, die Infanterie, die für beide Formen, für das Ferngefecht wie für das Nahgefecht ausgerüstet und ausgebildet, den Hauptnerv, den eigentlichen Kern des Heeres der neuen Zeit bildet. Sie ist sowohl für den Kampf in der Nähe und in der Ferne, für das Gefecht mit der blanken Waffe und mit dem Schiessgewehr, als auch in geschlossener und aufgelöster Ordnung geeignet. Sie ist in jedem Terrain brauchbar; ihre Widerstandsfähigkeit bewährt sich gegen alle Truppengattungen, und die leichte Abrichtung und Ausrüstung befördert ihre Aufbringung.

Die drei Waffen erschöpfen mithin den Begriff, lassen nichts weiter mehr zu, und jedes Weitere muss sich der einen oder der anderen Waffe anschliessen. So gehören z. B. die Raketier-Corps der Artillerie an; die Dragoner, Jäger zu Pferde etc. entweder der Kavallerie oder der Infanterie, je nachdem sie mehr für den einen oder den anderen Dienst ausgebildet sind.

Gewöhnlich nimmt man noch eine vierte Waffe an, die jedoch überall nur als eine Hülfswaffe auftritt und deren Wirkung nur ausnahmsweise direkt gegen den Feind gerichtet ist. Die Pioniere, Sappeurs, Pontoniere, das *Corps du génie*, deren Hauptzweck es ist, den Angriff oder die Vertheidigung unter Umständen zu erleichtern oder zu erschweren, Hindernisse und Schwierigkeiten zu zerstören, zu überwinden oder zu schaffen und hervorzurufen.

Die verschiedenen Gefechtsformen finden sich also auf eine charakterische Weise in den verschiedenen Waffen wieder, und die Verbindung und Vereinigung der verschiedenen Waffen im Heere befähigt dasselbe zur Kriegführung in jeder Form und in jedem Terrain. Nichtsdestoweniger aber ist es nothwendig, durch weitere Unterabtheilungen in den einzelnen Waffen selbst die Selbstständigkeit derselben, die Mehrseitigkeit des Gebrauchs und somit eine grössere Leichtigkeit desselben herbeizuführen.

In der Einleitung haben wir bereits gesehen, wie die neuere Taktik in Bezug auf ihre Elemente wesentlich in der Verbindung und Anwendung der drei taktischen Formen: Kolonne, Linie und zerstreute Ordnung, besteht, und die Wechselbeziehungen zwischen diesen taktischen Formen und zwischen Angriff und Vertheidigung treten auf den oberflächlichsten Anblick sogleich hervor. Es ist nun sehr schwer, allen Theilen einer Waffe ein gleiches Maass der Befähigung für das Gefecht in jeder taktischen Form, so wie für jede Art

des Gefechts zu ertheilen; dieses ist der Grund der weiteren Eintheilung der verschiedenen Waffen in sich, welche man je nach den verschiedenen Armeen auch ungleichmässig durchgeführt findet.

Armeen, welche auf der Territorialeintheilung und kurzer Dienstzeit beruhen, können natürlich diese Variationen meist nur äusserlich durchführen, da zu der wirklichen Fixirung der Unterschiede, Zeiträume, Dienstgewohnheiten, Auswahl der Mannschaften gehören, welche nur in Armeen von längerer Dienstzeit und Dienstpraxis disponibel sind, und weil andererseits althergebrachte Gewohnheiten es selten zulassen, solche Unterschiede zu statuiren. Die heutige Kriegsführung verträgt auch solche nicht, namentlich bei der Infanterie. Man muss deshalb bei der Infanterie die grosse Mehrzahl der taktischen Einheiten gleichmässig für alle Gefechtsformen ausbilden.

Aehnlich ist es bei der Kavallerie, wo aber auch noch Theile befähigt werden, auf die Vertheidigung einzugehen, indem ihnen die Möglichkeit gegeben wird, auch auf das Feuergefecht einzugehen: Dragoner, Jäger zu Pferde, Carabiniers, Husaren.

Bei der Artillerie wird die Form des Angriffs ausgebildet, vorzugsweise durch grössere Leichtigkeit, Beweglichkeit, die es ihr gestattet, der Kavallerie überall zu folgen; dann aber auch, indem sie selbst die Form der Kavallerie annimmt, in der reitenden Artillerie.

Eine besondere Ausbildung der verschiedenen Waffenarten muss dann aber ihre allgemeine Qualifikation möglichst wenig stören, d. h. jede Waffenart, zwar besonders für einen speziellen Gefechtszweck und damit besonders für eine der Gefechtsformen ausgebildet, muss dennoch zugleich auch den Grad der allgemeinen Ausbildung haben, dass sie für jeden anderen Gefechtszweck und in jeder anderen Gefechtsform, wenn auch nicht mit der höchsten Entfaltung ihrer eigenthümlichen Wirkung, verwendbar ist. Wir verlangen so, dass die leichte Kavallerie vorzugsweise geübt und vorbereitet für das Einzelgefecht, auch qualificirt sei, geschlossen zu fechten. Wo eine Waffenart dieser Anforderung nicht entspricht, ist ihre praktische Brauchbarkeit, so eminent sie in einzelnen Fällen hervortreten mag, doch nur eine beschränkte, z. B. die Kosaken.

Eine natürliche Folge davon ist aber, dass das Charakteristische der einzelnen Waffenarten mehr und mehr verschwindet und oft nur noch in ganz unwesentlichen Dingen, wie Bekleidung, Abzeichen, Lederzeug u. s. w. besteht.

Es leuchtet ein, dass das Verhältniss der Waffengattungen, wie der Waffenarten zu einander, kein zufälliges sein darf, sondern in der Natur der Sache, dem Gefecht, begründet sein muss, auf welches letztere natürlich wieder die allgemeine örtliche Beschaffenheit des Kriegstheaters von Einfluss sein wird.

Bei einem Kriege in einem Gebirgslande, in der Schweiz, in Spanien oder in der von Reisfeldern, Kanälen und Oelbaumpflanzungen durchschnittenen Ebene Ober-Italiens, wird das Verhältniss der Infanterie zur Kavallerie und Artillerie ein ganz anderes sein müssen, als in einem Kriege in den Ebenen Russlands, Polens, des nördlichen Deutschlands, Belgiens oder Frankreichs.

Von den Extremen abstrahiren wir, wenn wir aus den Erfahrungen der neueren Zeit einen Schluss auf das Verhältniss der verschiedenen Waffengattungen ziehen wollen. Die Infanterie, als der Kern des Heeres, giebt hierbei die Basis ab, und nach der Zahl der Infanterie wird daher das Anzahlverhältniss der übrigen Waffengattungen bestimmt. Man rechnet gewöhnlich auf ein Bataillon eine Eskadron, also auf 800 bis 1000 Mann Infanterie 150 bis 175 Pferde, so dass die Reiterei sich zur Infanterie verhält wie 1 : 6 bis 8. In der Norddeutschen Bundesarmee rechnet man heute für das Kriegsverhältniss auf 368 Bataillone 304 Eskadrons, also auf rot. 368,000 Mann Infanterie 45,000 Mann Kavallerie, ungefähr wie 8 : 1; in Russland 224 Eskadrons auf 609 Bataillone, 550,000 Mann Infanterie auf 34,000 Mann Kavallerie, ungefähr wie 16 : 1 (excl. Kosaken); in Oesterreich, wenn die Infanterie-Regimenter mit 3 Bataillonen auftreten, auf 280 Bataillone 246 Eskadrons, so sie aber mit 4 oder 5 Bataillonen ins Feld rücken, 360 resp. 440 Bataillone auf 246 Eskadrons; in Frankreich auf 386 Bataillone 252 Eskadrons, 380,000 Mann Infanterie auf 38,000 Mann Kavallerie, ungefähr wie 10 : 1.

Dieses Verhältniss nun war in früherer Zeit ein anderes und wird auch noch gegenwärtig durch die Umstände und Ereignisse vielfach modificirt.

In der preussischen Armee, wenn man sie im Ganzen betrachtet, hat es sich seit 200 Jahren wenig geändert, nämlich von 5 : 1 unter dem grossen Kurfürsten wie 6 : 1, während es dazwischen wie 4 : 1 bis $4\frac{1}{2}$: 1, und in der Zeit von 1807 bis 1813 wie $2\frac{1}{2}$: 1 stand. Betrachtet man dagegen die Armee im Kriege, so ist das Verhältniss ein anderes, indem die ganze Kavallerie ins Feld rückte, die Infanterie aber noch die Besatzungen geben musste.

So erscheint im siebenjährigen Kriege die Reiterei verhältnissmässig weit zahlreicher. Friedrich II. eröffnete den Feldzug 1757 mit 108 Bataillons, 161 Eskadrons; dabei waren die Bataillone schwächer, die Schwadronen theilweise stärker als jetzt. Die Armee in Böhmen hatte 84,000 Mann Infanterie und 28,000 Mann Kavallerie, also 3 : 1.

Im Jahre 1806 waren bei Erfurt an preussischen und sächsischen Truppen versammelt 136 Bataillons, 207 Eskadrons, 85,000 Mann, 25,000 Pferde, also $3\frac{1}{2}$: 1, wogegen bei der französischen Armee schon damals das Verhältniss sich sehr zu Gunsten der Infanterie geändert hatte. Die ganze französische Armee hatte auf 384,000 Mann Infanterie 73,000 Mann Kavallerie, also $5\frac{1}{4}$: 1.

1809 eröffnete Napoleon den Feldzug in Deutschland mit 152,000 Mann Infanterie, 30,000 Mann Kavallerie, also 5 : 1. Oesterreich hatte dagegen auf allen seinen Kriegsschauplätzen zusammen im Felde 265,000 Mann Infanterie, 29,500 Mann Kavallerie, also wie 9 : 1.

Den Feldzug von 1812 eröffnete Napoleon mit 423 Bataillons und 438 Eskadrons, 350,000 Mann Infanterie und 70,000 Pferden, also 5 : 1. Die ganze französische Kavallerie ging hier verloren; nur die österreichische und preussische erhielten sich einigermaassen. Dies hatte zur Folge, dass Napoleon 1813 beim Beginn des Feldzuges auf 180,000 Mann Infanterie nur 21,000 Mann Kavallerie ins Feld stellen konnte, also 9 : 1; ein Verhältniss, welches auch während des ganzen Krieges nur wenig geändert werden konnte und seine nachtheilige Wirkung überall äusserte. In der Schlacht von Lützen hatte Napoleon auf 110,000 Mann Infanterie nur 5000 Mann Kavallerie, also 22 : 1; während bei den Verbündeten auf 45,000 Mann Infanterie 15,000 Mann Kavallerie kamen, 3 : 1, was auf den ganzen Gang des Gefechts und seine Folgen den entscheidendsten Einfluss hatte.

Im Jahre 1815 war die preussische Armee am Niederrhein 136 Bataillons, 135 Eskadrons stark, 96,000 Mann Infanterie, 12,000 Mann Kavallerie, 8 : 1, ebenfalls ein ungünstiges Verhältniss, welches sich sehr fühlbar gemacht hat. Die englisch-niederländische Armee hatte 123 Bataillons, 114 Eskadrons, 177,000 Mann Infanterie und 14,000 Mann Kavallerie, also $5\frac{1}{2}$: 1. — Die französische Armee bestand bei der Eröffnung des Feldzuges aus 167 Bataillons, 166 Eskadrons, etwa 100,000 Mann Infanterie und 23,000 Mann Kavallerie, also wie 4 : 1. Diesem Verhältniss gemäss überwog denn auch die französische Kavallerie in den Hauptschlachten die der Verbündeten.

Was nun die Artillerie anbetrifft, so nimmt man gegenwärtig gewöhnlich auf 1000 Mann Infanterie 2 Geschütze Fussartillerie und auf 1000 Mann Kavallerie 4 Geschütze reitender Artillerie an; ein Verhältniss, welches indessen ebenfalls keineswegs ein festes ist. Es stellt sich besonders dann mehr zu Gunsten der Artillerie, wenn den andern Waffen innere Tüchtigkeit fehlt oder der Krieg in einem ebenen Lande, welches der Wirkung und Bewegung der Artillerie günstig ist, geführt wird. Im ersteren Fall wird man den andern Waffen an der Artillerie einen Halt geben, da es bei dieser vorzugsweise nur auf die Tüchtigkeit der Offiziere ankommt, um im Gefecht auszudauern.

Der Norddeutsche Bund hat auf 368,000 Mann Infanterie 978 Fussgeschütze, auf 1000 Mann 2,6 Geschütze; Frankreich auf ungefähr 380,000 Mann Infanterie 756 Fussgeschütze, auf 1000 Mann 2 Geschütze. Dieses Verhältniss ist bei anderen Staaten schwer festzustellen, da die Stärke, in welcher die Truppen ins Feld rücken, nicht definitiv angegeben werden kann. Am sichersten geht dies bei der reitenden Artillerie. Der Norddeutsche Bund hat auf 304 Kriegs-Eskadrons 234 reitende Geschütze, Oesterreich auf 246 Kriegs-Eskadrons 288 reitende Geschütze, Frankreich auf 252 Kriegs-Eskadrons 228 reitende Geschütze und Russland auf 224 Kriegs-Eskadrons 144 reitende Geschütze.

Napoleon hatte 1812 auf 420,000 Mann 1242 Geschütze, 1815 auf 130,000 Mann 346 Geschütze, 1813 nach dem Waffenstillstande auf 382,000 Mann 1300 Geschütze, also etwa $3\frac{1}{2}$ auf 1000 Mann.

Im Lauf der Feldzüge ändert sich dies Verhältniss natürlich. Der Abgang an Mannschaften der Infanterie und Kavallerie ist, je länger der Feldzug dauert, je bedeutender; hingegen der Verlust an Artillerie oft nur so gering, dass sie oftmals wie 5 : 1000 zu stehen kommt. Die älteren Theorien sind hierüber nicht einig, und zwar besonders hinsichtlich der reitenden Artillerie. Der Verfasser des Werks: »System der reitenden Artillerie« (Monhaupt) verlangt auf 1000 Pferde $4\frac{1}{2}$ Geschütz. Decker verlangt 4, General v. Bismarck dagegen auf 7500 Pferde nur 16 Geschütze, also etwa 2 Geschütze auf 1000 Mann. Allerdings können diese Ansichten heute garnicht mehr maassgebend sein, wo die Wirkungsweise der alten reitenden Artillerie, Kartätschfeuer auf Distancen von 300 bis 600 Schritt, heute in der Theorie keinen Platz mehr findet.

Uebrigens ist das richtige Verhältniss der Artillerie zu den anderen Waffen von hoher Wichtigkeit. Eine zu schwache

Artillerie wird besonders in der Defensive sehr nachtheilig, da es die Truppen sehr entmuthigt, wenn in solchen Fällen die Artillerie sich nicht in einen Geschützkampf einlassen darf. Geringer wirkt ein solcher Mangel bei einem schnellen, offensiven Verfahren. Eine zu zahlreiche Artillerie kann dagegen, wenn im Laufe des Feldzuges die Bespannung schlechter wird, oder ungünstige Lagen eintreten, ein bedeutendes Hinderniss werden, und namentlich dadurch, dass ihre Gefechtsthätigkeit auf die Mitnahme von Munitionswagen berechnet ist.

In einer viel geringeren Zahl sehen wir nun die Genietruppen bei den Heeren; ein natürliches und richtiges Verhältniss, da sie nur eine Hülfswaffe sind. Napoleon will, dass sie ein Vierzigstel des Heeres bilden. In Preussen sind sie etwa ein Siebzigstel, was zu wenig ist, wenn Belagerungen ausgeführt werden sollen.

Die Russen waren früher die einzigen, welche Pioniers beritten gemacht haben. Diese berittenen Pioniere waren dem Dragonercorps zugetheilt, welches dadurch an Selbstständigkeit gewinnen sollte. Die Formation des Genie-Corps ist in den verschiedenen Armeen eine andere, und fast nirgends schon im Frieden so, wie sie im Kriege erforderlich ist. Dies ist nur in Preussen und Russland der Fall.

II. Die verschiedenen Waffenarten.

a) Infanterie.

Wenn wir in die Geschichte der Taktik zurückblicken, so werden wir bemerken, dass das Fussvolk bis in die Zeit des siebenjährigen Krieges immer die beiden Gattungen der schweren und leichten Infanterie in sich dargestellt hat. Der Unterschied derselben ist ein realer und meist auch absolut nothwendiger gewesen; nur hat sich beides nach Zeit und Umständen anders gestaltet. Die älteste Form ist die durch die leichtere oder schwerere Bewaffnung bedingte; das Zahlenverhältniss beider Gattungen richtet sich dann nach den Geldmitteln, welche zur Aufstellung schwer bewaffneter Leute gehörten. Mit dem Gebrauch der Feuerwaffen ändert sich allmälig dieses Verhältniss, so dass endlich die bis dahin als schwere Infanterie gezählten Pikenierhaufen verschwinden und die ge-

sammte Infanterie ein und dieselbe wird, welche man nach heutigen Begriffen schwere nennen muss, während eine leichte fast ganz zu existiren aufhört. Dies setzt sich bis zur Periode Friedrichs des Grossen fort.

Die Zeit der Lineartaktik war die der alten, langgedienten Soldaten; in ihrer Normal-Gefechtsaufstellung fand sich gar kein Platz für leichte Infanterie; dagegen bildete man durch Auswahl in den Regimentern Grenadierbataillone, welche besonders schwierige Aufgaben des geschlossenen Gefechts zu lösen hatten. Dass dies meist grosse Leute waren, liegt oder lag nicht blos in der Vorliebe für dieselben, sondern auch in der sehr praktischen Ansicht, dass grosse Leute meist ernster, ruhiger, gleichmüthiger sind als kleine, und ihnen physisch die Ueberwindung so mancher taktischer Schwierigkeiten leichter werden muss. Dies ändert sich mit dem Beginn der Revolutionskriege und dem allmäligen Wiederaufleben der allgemeinen Dienstpflicht.

Fasst man den Begriff der schweren Infanterie, wie er seit dieser Zeit sich fixirt hat, so, dass sie diejenige ist, welche nur in geschlossener Ordnung und auf das reglementirte Kommando ficht, während die leichte vorzugsweise den Aufgaben des zerstreuten Gefechts genügen soll, so hatte, strenge genommen, schon Napoleon eine so getheilte Infanterie nicht mehr. Alle seine Regimenter fochten zuletzt nach demselben Reglement. Der Name leichte Infanterie existirte, die Sache unterschied sich aber nicht von der Linien-Infanterie, welche durch Formation und Reglement denselben Zwecken diente. Nur innerhalb der Regimenter und Bataillone bestand ein Unterschied durch die drei Arten der Compagnien (Grenadiers, Voltigeurs, Füsiliers). Der Begriff einer wirklich schweren Infanterie ward nur durch die Engländer und Russen verwirklicht. Preussen hat von vornherein seit 1807 das ihm eigenthümliche Mittel der Formationen des dritten Gliedes und später der Compagnie-Kolonnen ersonnen, und damit schon seit 60 Jahren den Boden betreten, welcher heute für die praktische Bildung einer guten Infanterie auch allen andern Mächten der fruchtbarste zu sein scheint.

So lange noch das glatte Gewehr existirte, suchte man in der Schöpfung der Jägerbataillone sich in den meisten Staaten eine wirklich für das zerstreute Gefecht ausgehobene, bewaffnete und ausgebildete leichte Infanterie zu schaffen. Aus verschiedenen Gründen konnte diese Schöpfung hier nur geringe numerische, dort nur geringe taktische Bedeutung erlangen. Auch heute noch hat Preussen nur 13 (der Nordd. Bund 18),

Frankreich 20, Oesterreich 40, Italien 45 Jägerbataillone. Namentlich in Frankreich ist es schon vielfältig hervorgehoben worden, dass diese Bataillone, wirklich so verwendet, wie es ihre Bestimmung erheischte, entweder dem Bedarf nicht genügen oder in der ersten Periode des Feldzuges schon so angegriffen und überbürdet sein würden, dass sie für den Rest desselben erschöpft und desorganisirt werden. Dies ist denn auch die überall gemachte Erfahrung, namentlich seitdem die Infanterie allgemein mit gezogenen Gewehren ausgerüstet ist, und sie wird sich noch deutlicher in den zukünftigen Kriegen von Hinterladern gegen Hinterlader herausstellen. Wo man nur wenige Jäger hatte, waren sie in der Regel nicht an der Stelle, wo man sie hätte gebrauchen können: wo man ihrer mehr besass, entschlossen sich die Führer sie im Wesentlichen als Infanterie zu gebrauchen.

Man darf nicht behaupten, dass es allgemein an Geschick zur Verwendung solcher Truppen gefehlt habe. Das moderne Gefecht, die moderne Bewaffnung, Marschordnung und Taktik vertragen aber solche specieuse Berechnungen nicht, welche nöthig sind, um eine specielle Truppe ihrer speciellen Bestimmung gemäss zu verwenden. Das Terrain verlangt überall die Verwendung von Infanterie, welche zerstreut fechten kann, und mag nun ein Jägerbataillon auf 6, 20 oder 12 Bataillone Infanterie gerechnet sein, es wird entweder der innere Werth derselben sich wenig von dem der Infanterie unterscheiden, oder selbst im besten Falle es schwierig, wo nicht unmöglich sein, die Praxis nach einer Theorie zu gestalten, welche den thatsächlichen Verhältnissen des Gegners nicht mehr entspricht. Darum sagt Trochu S. 175 sehr richtig: »Aussi quel rôle la plupart des divisionaires ont-ils assigné dans les dernières guerres à leurs bataillons de chasseurs envisagés bien plus au point de vue de leur solidité que de leur spécialité? Le rôle de réserve destinée à l'imprévu. Ainsi des troupes qui représentent expressément l'infanterie légère française, c'est-à-dire la force agressive, deviennent obligatoirement des troupes de soutien!«

Die bedeutendsten Schwierigkeiten stellen sich aber der Formation solcher Truppen entgegen, seitdem die allgemeine Wehrpflicht und mit ihr die kürzere Dienstzeit das Princip der Heeresbildung geworden sind. Selbst in Frankreich, wo noch eine längere Dienstzeit besteht und wo man ausserdem noch rücksichtslos aus dem jährlichen Ersatz das Beste nach jeder Richtung hin für die Jägerbataillone auswählen durfte, und wo dann weiter in den Regimentern selbst die Voltigeurs

und Grenadiere das beste Material aus den gedienten Leuten der andern Compagnien absorbirten, selbst dort hat sich die Ansicht entscheidende Geltung verschafft, dass durch die Jäger sowohl der Güte der gesammten Infanterie, als durch die Elitecompagnien der Güte der Centrumscompagnien in einer Weise Eintrag geschehe, die den Werth der letzteren auf ein Minimum reduzirten. Wo, wie in Preussen, Oesterreich u. s. w. kurze Dienstzeit gilt, hat man nicht einmal diese Mittel zu einer richtigen Auswahl der Elite für das zerstreute Gefecht, wie sie in den preussischen Füsilierbataillonen hergestellt werden sollte. Auch genügt das Verhältniss von ein Drittel, wie es in Preussen besteht, nicht den heutigen Gefechtsverhältnissen, wenn man mit dem Namen auch die Sache genau decken will.

Oeterreich wie Frankreich und Italien kennen daher heute, nur mit Ausnahme ihrer Jäger, eine gleichmässig benannte, ausgerüstete und ausgebildete Infanterie, während Preussen das alte Verhältniss der Füsiliere zu den Musketieren conservirt, aber Niemand weder an die strenge Durchführung der für die Auswahl gegebenen Vorschriften glaubt. noch im Stande ist, sie zweckentsprechend zu befolgen, noch sich durch die verschiedenen Benennungen in der gleichmässigen Verwendung der Bataillone hindern lässt. So lange dem Führer eines Füsilierbataillons kein Recht der Auswahl eingeräumt wird, so lange wird es nur ein Musketierbataillon mit schwarzem Lederzeug sein.

Unter den obwaltenden Verhältnissen ist dies auch kein grosser Schade, denn wie wir oben schon behaupteten, genügt das numerische Verhältniss der Füsiliere nicht den taktischen Anforderungen. Dagegen wird man auch nicht in Abrede stellen dürfen, dass selbst bei der allgemeinen Wehrpflicht und kurzen Dienstzeit, und selbst bei der heutigen Taktik es möglich, sogar nöthig ist, zwischen grösserer oder geringerer Fähigkeit für das zerstreute Gefecht zu unterscheiden. Und hier ist es wohl angemessen, daran zu erinnern, dass das praktische Criterium des vorigen Jahrhunderts, welches in dem unzweideutigen und objektiven Maassstab der Grösse bestand auch heute noch sein Recht behalten kann. Niemand wird leugnen, dass die grösseren Mannschaften der Linien-Infanterie in unserm Klima sich einer relativ schwächeren, langsameren, weniger energischen Körperentwickelung erfreuen, als die kleineren, dass sie ebenso in der Regel die geistig langsameren, ruhigeren, schwieriger auszubildenden sind, und deswegen während ihrer kurzen Ausbildungsperiode sie nach mancher Richtung hin schonender behandelt werden müssen.

Diese Erwägungen können aber nicht zu ihrem Recht kommen, wo in derselben Compagnie zehn- und neunzöllige mit zwei- und einzölligen Mannschaften gemischt sind. Viele Vorschriften der Elementartaktik sind bei einer solchen Zusammenstellung garnicht auszuführen, namentlich ein gutes Salvenfeuer. Wenn man nun auch an dem Grundsatz festhalten muss, die gesammte Infanterie für alle Gefechtsformen auszubilden, so können doch die Anforderungen immer eine durch die Verschiedenheiten der Menschennatur wohlbegründete Modification erleiden, ohne die gleichmässige Verwendbarkeit der Bataillone wesentlich zu alteriren. Es würde daher den thatsächlichen Zuständen angemessen erscheinen, innerhalb eines Regiments, nach der bis 1807 bestandenen Weise, die grossen Mannschaften in ein (Grenadier-) Bataillon, den Rest unter die beiden andern (Füsilier-) Bataillone zu vertheilen, was auch dem Umstande besser entspricht, dass wir keine »Muskete« mehr führen, sondern ein »Fusil«. Die gleichmässige Rangirung hat taktische und ökonomische Vortheile, welche der praktische Militair zu würdigen weiss.

b) Die Kavallerie.

Auch in der Kavallerie ist der Gegensatz, oder vielmehr der Unterschied zwischen leicht und schwer vorhanden. Es ist hier mehr in der Natur der Sache begründet und die Worte passen mehr zur Sache.

Leichte Kavallerie nennt man diejenige, welche zum zerstreuten Gefecht vorzugsweise durch ihr Material befähigt und ausgebildet ist. Auch hier muss darauf aufmerksam gemacht werden, dass zum Leichten das Intelligentere, leichter auffassende Subjekt gehört; nicht ein körperlich und geistig verkümmertes, nur eben die allgemeinsten Anforderungen erfüllendes. Die leichte Kavallerie soll durch die Gewandtheit der Reiter und Eskadrons, weniger durch den geschlossenen Anrann wirken.

Der Choc, der Anrann der Kavallerie wirkt als Stoss. Die Kraft des Stosses wird durch die grössere Schnelligkeit oder durch das Gewicht der Masse herbeigeführt. Beides beruht wesentlich auf der Güte des Pferdes und auf dem Verhältniss der Last desselben zu seiner Kraft. Wo grosse Schnelligkeit sein soll, kann der Natur des im Allgemeinen disponibeln Materials zufolge nicht grosse Last sein. Es muss daher eine Theilung des Materials stattfinden, und diese findet auch überall, mehr oder weniger, vollständig statt. Nur die Württemberger

und Dänen haben früher den Versuch gemacht, in demselben taktischen Verband beide Gattungen zu vereinen; indem sie der schweren Reiterei Schützenzüge als fünfte Züge der Eskadrons beigegeben haben, welche zum Gefecht in besondere Schützen-Eskadrons vereinigt werden.

Wie nun das Verhältniss der sogenannten leichten zur sogenannten schweren Infanterie ein verschiedenes ist, so ist es auch bei der Kavallerie. Die Theoretiker, welche auch hierin immer vom Conkreten absehen, kommen deshalb immer auf ein Resultat, welches natürlich nirgend wo vollständig erfüllt werden kann, da überall gebieterische Umstände die Verhältnisse des Materials regeln. Ein besonderes Element kommt bei der Kavallerie durch den Vorpostendienst hinein, welcher die Pferde angreift, und selbst einer leichten Kavallerie es verbietet, immer zum Gefecht so brauchbar zu sein, wie es wünschenswerth wäre.

In Preussen waren 1806 auf 65 Schwadronen Kürassiere 80 Eskadrons Dragoner, 95 Escadrons Husaren und 15 Eskadrons Ulanen (Towarszys); es waren nach den damaligen Begriffen also 65 Schwadrons schwere und 190 Eskadrons leichter Kavallerie. Friedrich der Grosse hatte 63 Eskadrons Kürassiere, 126 Schwadronen Dragoner und 100 Schwadronen Husaren. Das Verhältniss stand wie 1:3 oder 1:4; allerdings wurden die Dragoner oft als schwere Kavallerie gebraucht.

Heute sind in der Norddeutschen Bundesarmee für den Kriegsfuss 40 Schwadronen Kürassiere, 84 Schwadronen Ulanen als schwere, und 180 Schwadronen Dragoner, Husaren u. s. w. als leichte Kavallerie. Frankreich hat 48 Schwadronen Kürassiers als cavalerie de réserve, 88 Eskadrons Dragoner und Lanciers als cavalerie de ligne, 116 Eskadrons Husaren, Chasseurs und Spahis als cavalerie légère. Uns sind die französischen Lanciers immer noch schwerfälliger als ihre Kürassiere erschienen. Es ist dies die Probe, ob das Material, die Mannschaft überhaupt genügend ausgebildet ist. Ein Lancier auf ungewandtem Pferde, ohne die genügende Kraft der Arme und Schenkel, ist gar keiner. Oesterreich hat die Kürassiere als solche eingehen lassen und sie in Dragoner umgewandelt; es hält 78 Schwadronen Ulanen, 168 Schwadronen Dragoner und Husaren, statuirt aber keinen Unterschied von schwer und leicht. Auch Russland hat die Zahl seiner Kürassierregimenter von 14 auf 4 reduzirt, und zählt ausserdem nur 64 Eskadrons Dragoner, 64 Eskadrons Ulanen, 64 Eskadrons Husaren. Der Natur der Pferde und der Mannschaft nach sind Ulanen und Husaren

viel eher schwere als leichte Kavallerie, wogegen die Dragoner sich zu einer trefflichen leichten Truppe herausgebildet haben.

England hat 13 schwere und 13 leichte Kavallerie-Regimenter, deren Beschaffenheit jedoch wenig verschieden ist. Fast immer hat England seine inländische Kavallerie als Reserve- oder schwere Kavallerie gebraucht und ausländischer Kavallerie sich als leichter Kavallerie bedient.

Wir sehen, dass das Verhältniss der schweren und leichten Kavallerie zu einander höchst verschieden in den verschiedenen Armeen ist, dass aber die Zahl der leichten Kavallerie bei den Oesterreichern und Russen bedeutend die der schweren Kavallerie überwiegt, während bei den Franzosen gerade das Umgekehrte stattfindet. Dieses ist um so auffallender, als gerade Oesterreich, und vor Allem Russland im Fall des Bedarfs so viel leichte Reiterei als nöthig würden aufbieten können. Dies beweist nur, dass eine tüchtige leichte Kavallerie nicht so leicht geschaffen ist, und dass das natürliche Talent, die Anlage dazu, den Franzosen abgeht, während bei der österreichischen Kavallerie es entschieden vorhanden ist. Die Husaren und Ulanen der Russen würden überall anderswo als Linien- oder schwere Kavallerie angesehen werden; auch werden sie nur in der Art gebraucht. Die Kavallerie der Russen ist überhaupt schwere, weil der Russe selbst im Allgemeinen nicht zum leichten Kavalleristen taugt. Dagegen sind die Kosaken und die aus den südlichen Provinzen rekrutirten Dragoner-Regimenter als leichte Kavallerie anzusehen.

Die schwere Kavallerie soll nun vorzugsweise durch die Gewalt des geschlossenen festen Anrennens wirken. Sie muss daher Kraft, Dauerhaftigkeit und, ohne ungelenk zu sein, ein gewisses Gewicht besitzen; also schwerere und grössere Pferde, grössere und stärkere Leute. Ihre Bewegungen müssen daher zwar schnell, aber zugleich mit einer gewissen Ruhe ausgeführt werden, in welcher allein sich der wahre, geschlossene Zusammenhang erhalten lässt. Die französischen Kürassiere unter Napoleon, im Ganzen schlechte Reiter, attakirten nur im Trabe, aber an diesen obwohl langsamen, aber dichtgeschlossenen Linien zerschellten noch in der Schlacht von Ligny alle Angriffe der preussischen Reiterei.

Der Durchbruch und das Niederreiten des Feindes unter allen Umständen ist die erste Bestimmung der schweren Reiterei, während sie Ueberflügelungen, Flanken- und Rücken-Angriffe, sowie die Verfolgung der leichten Reiterei überlässt. Demgemäss muss ihre Organisation, Formation, Ausrüstung und

Ausbildung beschaffen sein, auf den Namen kommt es dann nicht weiter an.

Die leichte Reiterei soll dagegen mehr durch den Ungestüm des Angriffs und durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen wirken. Rasche, dauerhafte Pferde, Gewandtheit von Mann und Pferd, schnelles Erkennen und kühnes Ausführen sind hier die Haupterfordernisse. Sie soll den Angriff des Feindes in Flanke und Rücken nehmen, der schweren Kavallerie und Infanterie die Flanke decken, das Gefecht hinhalten, den Gegner beschäftigen, necken, jede Blösse erspähen und benutzen und endlich bei der Verfolgung ihre ganze Thätigkeit entwickeln. Der General v. d. Marwitz sagt:

»Hat die schwere Kavallerie, die wie ein Gewitter einbrechen muss, ihn geworfen, so muss die leichte Kavallerie ihm im Nacken sitzen und nicht eher ruhen, als bis der letzte feindliche Reiter vom Pferde gehauen ist.«

Ausserdem aber liegt der leichten Kavallerie der Sicherungsdienst des Heeres, bei der Avant- oder Arrière-Garde, durch Entsendungen, Patrouillen, Streifkommandos ob, und sie muss daher für diesen Dienst tüchtig, und für das zerstreute Gefecht, das Einzelngefecht, das Gefecht in kleinen Haufen, welches bei den Unternehmungen des kleinen Krieges vorzugsweise Bedürfniss ist, geübt sein.

Es ist hier der Ort, noch von einer besonderen Waffenart der Kavallerie zu sprechen, von den Dragonern. Wie bereits in der Einleitung bemerkt, kam man im sechszehnten Jahrhundert, zur Zeit Franz I., auf die Idee, die Vortheile der Infanterie und Kavallerie in einer Waffe zu vereinigen, indem man Infanterie zu Pferde setzte. Diese konnte schnell den Bewegungen der Kavallerie folgen oder auch allein auf rasch auszuführende Unternehmungen ausgehen. Dabei focht sie anfangs nur als Infanterie und sass zum Gefecht ab. Bald wurde indess das Bedürfniss, diese Dragoner als Kavallerie zu gebrauchen, lebendig; und diese Seite bildete sich dann so aus, dass alle Dragoner den Fusskampf aufgaben. In unserm Jahrhundert sahen wir nochmals die Idee der Dragoner als Fusskämpfer in Russland wieder Leben und Existenz gewinnen, aber nur so lange der Friede dauerte. Vielleicht werden sie in den nächsten europäischen Kriegen wieder, wie in dem letzten amerikanischen, eine Auferstehung feiern. Trotz aller Theorien, welche gegen diese Anschauung sprechen, setzen die gesteigerte Bodenkultur, die grössere Wegsamkeit auch in früher wenig betretenen Landstrichen, die grössere Vorsicht, welche Kavallerie gegenüber den andern

Waffen beobachten müssen wird, und der Wunsch, trotzdem ihrem Feinde öfter physischen Abbruch zu thun, auch die Nothwendigkeit voraus, die Feuerwaffe (hier den Carabiner) zur Geltung zu bringen.

Es ist hier der Ort, näher die Bewaffnung der Kavallerie zu betrachten, weil sie nach der Qualität derselben als schwere oder leichte ihr zugetheilt wird. Der schweren Kavallerie giebt man allgemein entweder den Pallasch — bei den Kürassieren — oder die Lanze, weil der Stoss beider Waffen sich in der Richtung und mit der Schnelligkeit — also dem ganzen Gewicht — der durch das Pferd erhaltenen Bewegung fortpflanzt und so eine sicherere und entscheidendere Wirkung selbst in schwächerer Hand hat, als der Hieb des Säbels, und weil der geschlossenere Anlauf der schweren Kavallerie der Aktion des Stiches mehr Chance giebt, als der des Säbels, welcher den lockeren Anlauf und Raum der leichten Kavallerie verlangt. Notorisch aber vertheilt sich die Wirkung der Handwaffe im Handgemenge nicht so, dass die siegende Kavallerie eine ihrer taktischen proportionale physische Wirkung erzielte; der Erfolg ist meistens mehr taktischer Natur. Erfahrungsmässig concentriren sich Hiebe und Stiche massenweise immer auf einzelne Brennpunkte, einzelne unglückliche Brave, welche in der Mêlée die Bahnbrecher waren, während der grosse Haufe sich hier salvirt, dort mit dem Niedermachen Einzelner oder andern Nebendingen aufhält.

Diese Eigenschaft (namentlich jüngerer Truppen) und der geringe Effekt der blanken Waffe hat schon früher zur Annahme der Pistole und neuerdings des Revolvers (in Amerika, England, Oesterreich) geführt. Seitdem die einschüssige Pistole durch die Revolver überboten ist, wünscht man den letzteren aller Kavallerie, schwerer und leichter, zu geben; denn er ist das sicherste Mittel für den Einzelnen, sich im Handgemenge vor überlegener Zahl einigermaassen zu behaupten. Die Erfahrungen der amerikanischen Feldzüge sind in dieser Beziehung epochemachend*); sie stellen die Vorzüge des Revolvers beim Kavallerie-Gefecht, besonders aber beim Einbruch von Kavallerie gegen Infanterie in ein günstigeres Licht. Physischen Schaden kann eine siegreiche Kavallerie der geworfenen Infanterie sehr wenig thun, wenn sie auf die Handwaffe beschränkt ist; dagegen wird ihr der Revolver oft helfen, den letzten Widerstand derselben zu brechen.

*) Georg I. Denison, die Kavallerie nach dem Geiste der jetzigen Kriegführung etc. Uebers. von E. von Xylander. München 1870.

Ausser dem Revolver giebt man der leichten Kavallerie auch noch den Carabiner, und zwar den Hinterladungscarabiner. Der Werndl'sche Carabiner, welcher allerdings länger ist als der preussische, gewinnt durch das kleine Kaliber eine so bedeutende Wirkung nach Rasanz und Treffähigkeit, dass er sich, unter günstigen taktischen Verhältnissen, sogar der Infanteriewaffe gewachsen zeigt. Welches nun aber auch die Güte dieser Waffe sei, sie ist nicht dazu bestimmt, im Gefecht von Kavallerie gegen Kavallerie direkt zu wirken, sondern nur in ausserordentlichen Lagen der Reiterei das Mittel in die Hand zu geben, den durch die Umstände unmöglich gemachten Anlauf durch die Feuerwaffe zu ersetzen. Wo also das Terrain diesem Anlauf unvorhergesehene, unpassirbare Hindernisse in den Weg stellt (wie z. B. mehrfach bei Königgrätz dies der Fall war), wo einzelne kleinere Abtheilungen dem Feinde in die Flanke gerathen sind, ohne durch direkten Angriff dies fühlbar machen zu können (z. B. gegen eine in der Flanke durch Terrainverhältnisse gedeckte Batterie), wo Kavallerie hinter einem gutem Fronthinderniss einen Abzug zu decken im Stande ist u. s. w. — da wird ein Carabiner vortreffliche Dienste leisten können, und sogar ein Repetirgewehr mit Schnellfeuer. Freilich gehört dazu auch, dass die Kavallerie schnell ab- und aufsitzen könne, denn zu Pferde lässt sich von diesem Feuer, welches in der Regel wohl nur auf weitere Entfernungen abgegeben wird, wenig Nutzen ziehen.

c) Die Artillerie.

Obgleich die Frage des gezogenen Einheitsgeschützes wiederum mehrfach in neuester Zeit (namentlich in der preussischen Literatur: du Vignau, Wille, Gries u. A.) behandelt worden ist, so sind doch seine entschiedensten Anhänger darin zum Theil einverstanden, dass das 4pfündige System nicht den schwereren Anforderungen (Durchschlagskraft) des Feldkrieges genügt, und hierzu ein schwereres Caliber erforderlich ist. Auch sehen wir, wie schon früher erwähnt wurde, zwei Caliber in allen Feld-Artillerie-Systemen vertreten, und in der Regel von dem leichteren derselben wiederum einen Theil für den Gebrauch mit der Infanterie, einen andern zum Gebrauch mit der Kavallerie (oder als Reserve-Artillerie) organisirt.

Ueberblicken wir zunächst das thatsächlich Bestehende, so finden wir in

Russland 56 Brigaden Feldartillerie, 145 Fussbatterien à 4, davon 188 9pfdr., 392 4pfdr.; 18 reitende Batterien à 8, = 144 4pfdr., zusammen 724 Geschütze.

Oesterreich 12 Regimenter Feldartillerie, 108 Fussbatterien à 8, davon 384 4pfdr., 480 8pfdr.; 36 fahrende Batterien à 8, = 288 4pfdr., zusammen 1152 Geschütze.

Frankreich (nach der Organisation vom Mai 1867) 15 Regimenter à 8 Fussbatterien à 6, davon 2 12pfdr., 6 4pfdr.; 4 Regimenter à 8 reitende Batterien à 6, = 8 4pfdr.; 1 Regiment Garde à 6 Batterien à 6, davon 2 12pfdr., 4 4pfdr.; 1 Regiment Garde à 6 reitende Batterien à 6, = 6 4pfdr., zusammen 984 Geschütze.

Italien 5 Regimenter à 14 Fussbatterien à 6, = 486 6pfdr. fahrende; 2 reitende Batterien à 6, = 12 6pfdr. reitende, zusammen 492 Geschütze.

Norddeutscher Bund 13 Regimenter à 12 Fussbatterien à 6, davon 492 6pfdr., 486 4pfdr.; 3 reitende Batterien à 6, = 234 4pfdr.; 1 Hessische Abtheilung à 5 Fuss-, 1 reitende Batterie, zusammen 1212 Geschütze.

Das Verhältniss der reitenden Artillerie zur Fussartillerie ist in Preussen wie 1 : 4,1, in Oesterreich wie 1 : 3, in Frankreich wie 1 : 3,3.

Oesterreich und Preussen theilen schwere und leichte Batterien zu gleichen Theilen (2 6- resp. 8pfdr. und 2 4pfdr.) den Infanterie-Divisionen zu; Frankreich will den seinigen 2 4pfdg. Batterien und wahrscheinlich eine Mitrailleusen-Batterie zutheilen. Obgleich über letztere man noch keine zuverlässigen Nachrichten hat, so scheint es doch sehr problematisch, ob man von einem Geschütz mit so einseitiger Anwendung im wirklichen Infanterie-Gefecht den entsprechenden Nutzen ziehen können wird. (Auf weitere Entfernungen wird eine solche Mitrailleuse [Gablingsbatterie, König Carls Karrenbüchse u. s. w.] sich nie mit einer 4pfünder-Batterie in einen Kampf einlassen; auf nähere Distancen, etwa zum Ersatz des Kartätschfeuers gebraucht, kann sie nur als Zugabe zur Infanterie gelten, und wird in diesem Falle die Kolonnen so verlängern, das Manövriren der Infanterie so compliciren, dass noch nicht abzusehen ist, wie sie im einigermassen schwierigen Terrain besser fortkommen und mehr sollte wirken können, als die entsprechende Zahl von Infanteristen.)

Für die leichteren Caliber hat namentlich in Preussen von altersher der Construktionsgrundsatz gegolten, die Maschine zur Aufnahme eines verhältnissmässig starken Munitionsvorrathes in der Protze einzurichten. In jenen Zeiten, wo der glatte Sechspfünder der Truppe bis auf die nächsten Abstände am Feinde folgen und daher vermeiden musste, durch Mitnahme von Munitionswagen seiner Manövrirfähigkeit u. s. w. Eintrag

zu thun, war auch jener Grundsatz vollkommen berechtigt; er hat aber auch zugleich dazu geführt, die Protze unverhältnissmässig zu belasten und der Beweglichkeit des leichten Geschützes hierdurch wieder etwas von den Vortheilen zu rauben, welche durch die sonstigen Einrichtungen gewonnen waren.

Diese und andre, ähnliche Erwägungen sind in der preussischen Artillerie neuerdings wieder geltend gemacht worden, um die Mitnahme wenigstens eines Theils von Munitionswagen der leichten Geschütze in das Gefecht zu einer reglementarischen Bestimmung zu machen. Für die sechspfündigen Batterien ist dies eine unabweisliche Nothwendigkeit, da sie überhaupt weniger Protzmunition und mehr die Aufgabe des stehenden Gefechts zu lösen haben. Diese Eigenschaft nun, mehr als jede andere, stempelt sie zur heutigen schweren Artillerie, wenn schon die todte Last pro Pferd beim gezogenen Sechspfünder noch geringer ist als beim kurzen Zwölfpfünder; — während der preussische Vierpfünder mehr als die andern Systeme den Begriff des leichten Geschützes ausfüllt, da bei ihm selbst eine nachhaltige Gefechtswirksamkeit nicht von der Mitnahme der Wagen abhängt. Wenn die Artillerie überall mit Recht betont, dass das gezogene Geschütz eine besonnene Bedienung verlangt, dass jeder Schuss eine erneute Annäherung des Geschosses an den Treffpunkt sein soll, wenn sie dabei wünschen muss, frühzeitig zur Entwickelung des Feuers zu gelangen, und der Infanterie oder Kavallerie die taktische Ausnutzung desselben zu überlassen hat, — so wird gerade die Beweglichkeit der leichten Geschütze wenig zur Geltung kommen, und namentlich wird die reitende Artillerie als solche selten Gelegenheit finden, neben dem fahrenden Vierpfünder eine proportional erhöhte Wirksamkeit zu zeigen.

Die Erfahrungen des Jahres 1866 bieten fast ausnahmlos die Wahrnehmung, dass die Ansprüche an die Beweglichkeit der Artillerie von allen ihren Gattungen zur Genüge erfüllt wurden, — denn gegen so abnorme Schwierigkeiten, wie sie beispielsweise die Batterien der 2. Armee am 3. Juli im hohen Korn zu überwinden hatten, findet man auch im leichtesten Geschütz keine besonderen Mittel.

d) Die Pioniere.

Die Pioniere zerfallen nach der Eigenthümlichkeit ihres Dienstes in Pontonniers, Mineurs und Sappeurs. Bei uns sind diese besonderen Zweige des Pionierdienstes bekanntlich in einem Corps vereinigt. Ob dies für die praktische Ausbildung

der Mannschaft, wie für die wissenschaftliche der Offiziere gerade vortheilhaft ist, muss dahingestellt bleiben. Zweckmässig dürfte es erscheinen, wenigstens das Mineur-Corps, was nur im Belagerungskriege thätig werden kann, und vorzugsweise aus Bergleuten zu rekrutiren sein wird, abgesondert zu formiren. Bei uns liegt die Vereinigung, die vor dem Jahre 1806 in dem Maasse nicht bestand, wohl in der geringeren Zahl der Waffe und in der Absicht, jedes Armee-Corps ganz selbstständig zu machen. Bei den anderen grösseren Armeen finden wir aber eine mehr oder weniger strenge Trennung. So besteht bei den

Franzosen 1 Regiment Pontonniers von 14 Compagnien und 3 Regimenter du génie à 2 Bataillone, jedes Bataillon à 1 Mineur- und 7 Sappeur-Compagnien.

Die Oesterreicher haben ein Pionier-Corps von 4 Bataillons zu 6 Compagnien. Ferner haben sie 2 Genie-Regimenter à 3 Bataillone à 6 Compagnien, bei jedem 1 Lehrbataillon zu 4 Compagnien, ein Viertel zum Mineurdienst und drei Viertel zum Sappeurdienst bei jeder Compagnie.

Bei den Russen sind Pionier-Divisionen und Sappeur-Bataillone. In den Sappeur-Bataillonen sind die dritten und vierten Compagnien Mineurs, und in den 2 reitenden Pionier-Divisionen dieselben Eskadrons Pontonniers. Es bestehen 9 Sappeurs-Bataillone. Gegenwärtig hat jedes Infanterie-Corps 1 Sappeur-Bataillon; ausserdem hat man 8 Ponton-Parks-Compagnien.

III. Formation der Truppenkörper.

Wenn die Taktik als die Kunst definirt wurde, die Truppen zum und im Gefecht auf möglichst zweckmässige Weise zu leiten und zu verwenden, so setzt dies für jede Truppen-Abtheilung eine bestimmte Gliederung und Eintheilung voraus, indem das Gefecht kein ungeregeltes Darauflosgehen sein darf, wenn jede der Waffenarten ihre Wirksamkeit entwickeln, bis zur höchsten Potenz steigern und den möglichsten Nutzen aus ihrer Bewaffnung ziehen soll. Erst durch die Formation und Eintheilung wird jede grössere Menge von Streitern fähig, in der Hand des Führers als eine gelenkige, für jede Combination geeignete Maschine aufzutreten.

Erst wenn so die einzelnen Atome sich zu festen Körpern geballt haben und diese in eine organische Verbindung getreten sind, wird es möglich, die einzelnen Kräfte auf ein gemeinsames Ziel zu leiten, sie nach dem Gedanken des Führers

zu verwenden, und so diesen Gedanken, das geistige Element in dem materiellen Taktischen, zur Erscheinung und Wirklichkeit zu bringen.

Da die Individuen erfahrungsmässig von der Natur ungleich begabt sind, aber zu einem gleichmässigen Verständniss der Zwecke des Gefechts gelangen, gleichmässig brauchbar für dieselben werden sollen, so ist es auch nothwendig, dass derjenige, welcher sie ausbildet, auf diese Ungleichheiten Rücksicht nehmen und so sie aufheben kann. Der hierzu unter Menschen nöthige geistige Verkehr, das durch persönliche Vermittelung erzeugte Verständniss und geistige Band ist es nun, neben einer gewissen materiellen Abhängkeit, welches das hervorbringen soll, was wir eine organische Verbindung, einen Organismus, nennen wollen.

Das blos äusserliche Nebeneinanderstellen, die mechanische Vereinigung der Individuen, ihre Leitung durch Jemand, der nicht eine persönliche Erfahrung und Kenntniss ihrer Eigenschaften hat, würde für die taktischen Zwecke desto weniger genügen, je elementarer ihre Vereinigung ist. Sobald eine force majeure, eine unabwendliche Macht diesen blos äusseren Zusammenhang aufhöbe, wie dies im Gefecht so leicht und so oft geschieht, würde damit jeder andere aufhören. Umgekehrt aber wird bei einer kräftigen organischen Verbindung dieser Zusammenhang durch die Zufälle des Gefechts zeitweise ganz getrennt werden können, ohne dass die Glieder derselben das Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit, ihrer gegenseitigen Abhängigkeit verlören, und ohne dass äusseres Zuthun sehr wesentlich nöthig wäre, sie räumlich wieder zusammen zu führen.*)

*) In dem Mil. Wochenbl. 1869 S. 726 finden wir eine Entgegnung auf eine frühere Behauptung, nach welcher »im Walde von Maslowed nicht 12 Bataillone, noch auch 47 Compagnien, sondern 10,000 Infanteristen gefochten haben, wie dies bei Waldgefechten kaum anders sein kann«. Die Entgegnung rektificirt schlagend und durch Anführung des Faktischen eine Abhandlung, deren letzten Zweck man nicht durchschauen kann, es sei denn, dass sie das unorganische Halbbataillon als das Mittel nachweisen will, die Mängel der Compagniekolonne zu vermeiden. In diesem Betracht würden wir das, was als Vorwurf erscheint, in Stelle »des Offiziers der 7. Division« bestens acceptirt haben. Dass ein jeder der 10,000 Infanteristen zum Fechten kam, war das Erwünschte, dass er seine Waffe verwerthen konnte, das Wirksame; es würde dies sogar das Ideale sein, wenn man mit Menschen einmal das Ideale erreichen könnte; dass die 10,000 Infanteristen aber schliesslich immer ihre organische Verbindung wiedergefunden und stellenweise behalten haben, ist ein beispielloses Resultat und ein schöner Beweis, dass der äussere Zusammenhang für die 7. Division nicht immer nöthig war, um sich das Bewusstsein ihrer Zusammengehörigkeit zu erhalten. Wie man aber diese Erscheinung als ein Argument gegen die Compagniekolonnen-Taktik anführen kann, ist vollkommen unbegreiflich. Qui veut la fin, veut les moyens.

Alle Mächte, die das menschliche Gemüth bewegen, müssen lebendig gemacht werden, um diesen Zusammenhang zu erreichen, Herkommen, Geschichte, Sitte, Religion, Sprache u. s. w. Man wird hiergegen einwenden, dass die Gewohnheit, und nur sie, ihn am besten erzeuge, und dass die innerlich festeste Truppe, von der die moderne Kriegsgeschichte erzählt, die alte Garde Napoleons, nur durch langjährige Gewohnheit ihren Halt gewonnen habe. Aber solche Truppen sind heute zu Tage nicht mehr zu bilden, weder die Zeit, noch die Interessen u. s. w. unterstützen die Formation und den Bestand solcher Schöpfungen. Unzweifelhaft muss aber auch jetzt die Gewohnheit des Zusammenhangs der Masse ihre Bestimmung zum Bewusstsein führen; Schaaren, welche für die Dauer eines ganzen oder halben Jahres sich vereinen, werden dieses Bewusstsein nicht erlangen und vor allem nicht fechten können; den Wechselfällen des Gefechts werden nur Truppen widerstehen, denen die Gewohnheit kein Abstractum mehr ist.

Die Truppenkörper sollen also wo möglich Organismen sein, deren einzelne Elemente einen bestimmten Wirkungsbereich haben, und deren Verbindung eine nothwendige ist. Es soll kein Organ zu viel, aber auch keins zu wenig existiren. Die Organe sollen zunächst und hauptsächlich taktischen Zwecken, der Wirkung nach Aussen dienen, wie denn der Soldat nur ausgehoben, gekleidet, ausgebildet wird, um zur rechten Zeit und am rechten Ort zu fechten; es wird aber auch Elemente geben müssen, die zur Erhaltung der inneren Lebenskraft dienen.

Nach diesen Vorbemerkungen gehen wir nun etwas näher in das Einzelne und zwar zuerst der einzelnen Waffen ein.

a) Infanterie.

Von Alters her ist das Regiment die taktische Grundform der Infanterie gewesen, welche sich erst mit der Ausbildung der Feuertaktik in die Unterabtheilungen der Bataillons spaltete und der Compagnie als solcher keine taktische Bedeutung übrig liess. Wir haben gesehen, auf welchem Wege diese Bedeutung allmälig so umgewandelt ist, dass das Bataillon allein die taktische Bedeutung behalten, das Regiment sie verloren hat, ja dass nach Maassgabe der numerischen und organischen Kräfte das Bataillon seine taktische Existenz durch die Verwendung seiner Elemente, der Compagnien, allein fühlbar machte. Mit der taktischen Bedeutung ist aber für das Regiment die organisatorische nicht verloren gegangen; im Gegentheil hat sie sich überall erhalten, ist sogar (unter Napoleon)

wieder geschaffen worden, wo sie verloren gegangen war; und man kann sogar sagen, dass sie leicht und häufig, und zwar in allen Armeen, zu weit übergreift über diejenige der Elemente, aus denen das Regiment besteht, in einer für die gesunde Existenz derselben schädlichen Weise. In der Regel besteht das Regiment aus 3 Bataillonen. Von den grösseren Mächten hat nur Italien vier Bataillone dazu genommen. Eine Combination von zwei Bataillonen ist selbst von den Franzosen nach vielen Schwankungen verlassen worden und muss als eine in jedem Betracht ungenügende erscheinen, da das Regiment, selbst abgesehen von der numerischen Stärke desselben, nur in der Combination von drei noch einen gewissen taktischen Werth erhält.

Das Bataillon wurde dadurch zum ersten taktischen Körper, zur Einheit, dass nach allen Reglements seine Glieder im unmittelbaren körperlichen Contact und Schlusse bleiben sollten, wo es in der Schlacht- und Feuerlinie stand. Obgleich fast überall die Bataillone im Anfange der Feldzüge noch so stark erscheinen oder doch erscheinen sollen, dass ihre Linie durch die Stimme des Führers kaum noch beherrscht wird — nämlich in einer Stärke von 800 bis 1000 Mann — so hat man dieses Maximum doch beibehalten, um die allmälig entstehenden Lücken nicht immer gleich ausfüllen zu müssen und es doch als einen Körper von innerer Kraft zu erhalten. 500 bis 600 Mann nimmt man für den Krieg als das Minimum an, obgleich in vielen Schlachten man die Bataillone noch weit schwächer gesehen hat. Bei den theoretischen Discussionen über seine Stärke vergisst man in der Regel, dass dabei Alles von den besonderen Friedensverhältnissen und dem einmal Gegebenen abhängt; Dislocationen, Kasernements, andre Einrichtungen aller Art sind auf eine gegebene Stärke angelegt und zugleich so, dass der Uebergang aus dem Frieden in den Krieg ohne wesentliche Störung des Organismus geschehen kann.

In seiner Totalität also ist das Bataillon seit Langem überall nahezu der gleiche Organismus; aber die Art der Zusammensetzung dieses Körpers war bis vor Kurzem noch erheblich verschieden. Heute sind alle grossen Continentalmächte zu der Combination von 4 Compagnien übergegangen, nur Frankreich hat seine alte Weise, 6 bis 8 Compagnien zusammen zu stellen, beibehalten und Russland setzt das Bataillon aus 5 Compagnien zusammen, von denen eine die Schützencompagnie ist und nicht in der Linie steht. Hieraus folgt denn, dass die französische Compagnie die numerisch schwächste ist und der Regel nach als ein taktischer Körper von einiger Selbstständigkeit nicht auftreten können wird.

Aus der alten deutschen Truppenbildung ist neben dem Regiment die Compagnie als das Elementar-Organ der Infanterie hervorgegangen und namentlich in der preussischen Armee dies seit länger als 100 Jahren festgehalten; doch erst der neueren Zeit war es vorbehalten, ihr auch die taktische Bedeutung zu verschaffen, welche sie bis jetzt in keiner anderen Armee besitzt. Sie soll im Frieden wie im Kriege ein geistiges und materielles Gemeinwesen von Bedeutung sein; nicht zu gross, als dass nicht jedes Individuum in ihr überwacht und herangebildet werden könnte; nicht zu klein, als dass sie nicht in sich eine gewisse Fülle der Fähigkeiten darböte, um den Anforderungen an gesunde Existenz nicht aus sich selbst genügen zu können. Compagnien von 70, 80, selbst bis 100 Mann werden auch im Frieden schwer dies alles zu leisten im Stande sein, abgesehen davon, dass bei vermehrter Zahl derselben nicht die Oekonomie der edleren Kräfte stattfindet, welche wir oben als Criterium natürlicher Einfachheit hinstellten.

Eine Compagnie in der Stärke der preussischen beschäftigt einen ganzen Mann, nicht bis zur letzten Erschöpfung, aber doch mit Daransetzung aller seiner Gaben. Die Zahl von 4 in einem Bataillon ist nicht zu schwer zu überwachen und im Gefecht zu leiten, welcher letztere Umstand noch später hervorgehoben werden wird. Bei mehr Compagnien ist zwischen Bataillon und Compagnie eine Zwischenstufe nöthig — wie sich dies bei den früheren österreichischen Divisionen zu zwei Compagnien gezeigt hat —, deren organische Einfügung in das Ganze aber grosse Missverhältnisse im Gefolge hat, deshalb auch jetzt unterblieben ist, und die taktisch auch nicht den gehofften Nutzen erreicht haben, den die Compagnien als Gefechtskörper leisteten. Im Gefecht, in der taktischen Action der ersten Organismen, sollen die Personen sich kennen und so die Gemüther mit aller menschlichen Macht zusammengehalten werden; es soll die gegenseitige Zusammengehörigkeit sich geltend machen. Zusammenstellungen der Art, als welche Divisonen oder Halbbataillone erscheinen, die ein Zufälliges, nur Aeusseres sind und zerfallen, sobald die taktische Action aufhört, — sogar oft noch in derselben —, die keinen organischen Verband haben, dürfen nicht mit den Attributen des Bleibenden, Organischen auf dessen Kosten und zu seinem Schaden genährt werden. Das preussische 5. Corps hatte in Rücksicht auf die Stärke und Schwerfälligkeit der Bataillone im Jahre 1866 die Ordre de bataille vollständig verändert und aus je einem Bataillon deren zwei formirt. Ob dies in einem

Mangel an Vertrauen auf die Führer derselben geschah, wissen wir nicht; der ruhmvolle Ausgang der Gefechte des Corps ist auch kein Beweis für die Nothwendigkeit und Zweckmässigkeit dieser Maassregel, da auf allen anderen Schlachtfeldern die Taktik der Compagniekolonnen sich glänzend bewährte. Welches auch die Modalitäten dieser Maassregel gewesen sein mögen, sie konnte und kann auch oft unter Umständen gute Dienste leisten, wird aber keinenfalls die moralische Kraft des vorher vorhandenen organischen, gesetzlichen Truppenverbandes besitzen. — Ganz gewiss sind Bataillone zu 1000 Mann schwerfällig; und Schriftsteller wie Praktiker nehmen 3000 Mann lieber in 4 Bataillonen à 750, als in 3 à 1000, weil diese 4 Bataillone nebenbei einen reicheren Formenvorrath für das Gefecht entwickeln können, als 3. So lange man aber nicht den genügenden Vorrath an Offizieren und Unteroffizieren für ein viertes Bataillon hat oder zu haben glaubt, muss man auch mit dem Gegebenen auskommen können. — Von einer andern Seite ist, ohne alle weitere Begründung, den preussischen Bataillonskommandeuren der Vorwurf gemacht worden, dass es ihre Schuld gewesen sei, wenn die Compagnien nicht den nöthigen Zusammenhang im Gefecht bewahrt hätten. Wir würden dieser Behauptung ebenso ohne alle weitere Begründung entgegenstellen können, dass sie eine unwahre ist, wenn wir nicht den möglichen tiefern Grund derselben hier berühren und sie deshalb augenblicklich acceptiren müssten. Wenn der Mechanismus des modernen Gefechts hauptsächlich in der vollständigen Verwerthung der taktischen Capacität der Bataillone und Compagnien besteht, so muss er auch in dem lebendigen, prompten, gegenseitigen Verständniss ihrer Führer begründet sein. Ein solches Verständniss ist nun bei dem natürlichen Unterschiede der Meinungen und Ansichten, wann die gesammte moralische und geistige Kraft der betreffenden Individuen spielen soll, nur da zu erreichen, wo Herkommen und Gesetz einer von ihnen ein kräftiges Uebergewicht, eine gewisse Coërcition verleihen. Dieses Uebergewicht wird allen Chargen zugestanden, nur der des Bataillonskommandeurs nicht. Er wird nach seiner Meinung über Personen und Verhältnisse kaum gefragt, da sie nichts entscheidet. Er kann, wie aus der Maassregel des 5. Corps ersichtlich, sogar faktisch seines Kommandos entsetzt werden, ohne eine materielle oder formelle Rechtsinstitution dagegen gebrauchen zu können. Wie kann man also von ihm grosse Leistungen verlangen, welche in der vollen Hingabe seiner Untergebenen ihren Hebel suchen müssen, noch dazu, wenn die an sich erklärliche, aber oft unberechtigte Neigung derselben zum Hervordrängen und zu grösserer Bedeutung durch unreine Einflüsse angeregt wird?

b) Kavallerie.

Bei der Kavallerie fällt die taktische Einheit mit der Einheit der Formation zusammen; dies ist die Eskadron, die eine Stärke von 120 bis 200 Pferden hat. Der Grund für diese Formation liegt darin, dass eine grössere Zahl nicht wohl mehr von einem Führer im Detail ausgebildet, in disciplinarischer, wie ökonomischer Beziehung genau überwacht, und taktisch im Detail geleitet werden kann. Denn obwohl eine Eskadron von 200 Pferden etwa nur die halbe Frontlänge eines Bataillons von 1000 Mann hat, so wird die taktische Leitung doch durch die Schnelligkeit der Bewegungen, sowie durch die persönliche Theilnahme des Führers am Gefecht viel schwieriger. Die Kavallerie-Regimenter, im Gegensatz zu den Infanterie-Regimentern eine nothwendige taktische Formation, um Einheit in die Handlungen und Bewegungen grösserer Kavallerie-Abtheilungen zu bringen, bilden sich dann aus einer Anzahl solcher Eskadrons, von 3 bis 6 variirend.

Die preussischen Schwadronen sind 150 Pferde stark, und fünf solcher Schwadronen bilden ein Regiment, doch soll eine von ihnen im Kriege Ersatzschwadron sein.

Bei den Russen sind die Kavallerie-Regimenter 4 Eskadrons stark; jede Eskadron hat etatsmässig 172 Pferde bei der Garde, bei der Linie 148 Pferde. Ein Regiment zu 4 Eskadrons ist mithin 593 Pferde stark.

Die österreichischen Regimenter sind in 6 Eskadrons 900 Pferde stark, die Eskadron mithin 150 Pferde. Jedes Regiment hat dann noch eine Reserve- und eine Ergänzungs-Eskadron von gleicher Stärke.

So starke Regimenter, wie bei den Oesterreichern, machen natürlich eine weitere Theilung nöthig; das ist eben die in Divisionen zu 2 Eskadrons, welche in den reglementarischen Bestimmungen hervortritt.

Die französischen Kavallerie-Regimenter haben eine Stärke von 4 Eskadrons. 2 Schwadronen bilden eine Division unter einem Stabsoffizier (Chef d'escadron). Die Regimenter der schweren Kavallerie und der Cavalerie de ligne (Kürassiere, Lanciers und Dragoner) haben eine, die der leichten zwei Ersatzeskadrons. Der Kriegsfuss der Feldeskadron ist 148 Pferde; die leichten Regimenter haben 658, die schweren und Linien-Regimenter 649.

Die englischen Kavallerie-Regimenter sind zu 4 Schwadronen formirt, zerfallen aber ausserdem in 8 Compagnien, eine ganz unnütze und eigentlich schädliche Einrichtung, da diese Compagnien von 50 bis 60 Mann weder in ökonomischer Hinsicht eine vortheilhafte, noch in taktischer Beziehung über-

haupt eine Einheit bilden. Im Feldzuge von 1815 traten die englischen Kavallerie-Regimenter fast sämmtlich nur mit 3 Eskadrons, etwa 400 Pferden, auf, da die vierte Eskadron das Depot bildete.

Unter den Theoretikern ist die Bestimmung der Stärke eines Kavallerie-Regiments eine Streitfrage. Man hat behauptet, die richtigste Stärke eines Regiments sei 800 Pferde, und nimmt an, mit einem Regiment unter 700 Pferden sei kein ordentlicher, tüchtiger Choc zu machen. Einige Erfahrungen sprechen allerdings dafür, indessen auch beinahe ebenso oft dagegen, wie denn z. B. bei dem bekannten Kavalleriegefecht von Bery-au-bac es 4 schwache Schwadronen zu etwa 50 Pferden waren, die im geschlossenen Anrennen 13 französische Schwadronen über den Haufen warfen. So viel ist gewiss, dass Kavallerie-Regimenter von geringer Stärke im Laufe eines Feldzuges durch Gefechtsverluste, Krankheit, gedrückte Pferde, Entsendungen, Detachements, Kommandos aller Art bald zu einer so geringen Zahl von Mannschaften und Pferden herabsinken, dass sie als taktische Einheiten kaum noch brauchbar bleiben.

Dies Alles trifft bei sonst richtigem Gebrauch vorzugsweise die leichte Kavallerie, deren Regimenter man daher nicht stark genug machen kann. Die Husaren-Regimenter der alten preussischen Armee waren sämmtlich zu 10 Eskadrons 1600 Pferde stark; die meisten Dragoner-Regimenter eben so. Es scheint daher, dass unsere jetzigen leichten Kavallerie-Regimenter zu schwach sind, was wir sehr empfinden würden in einem Kriege mit Russland oder Oesterreich.

c) Artillerie.

Die Artillerie ist überall in Batterien, die, wie bei der Kavallerie, taktische und ökonomische Einheit zugleich sind, getheilt. Ihre Formation in Regimenter, Brigaden, Divisionen, Bataillone hat meist nur Gleichmässigkeit in der Ausbildung nach taktischer, technischer und wissenschaftlicher Seite zum Zweck, als taktische Körper treten diese grösseren Formationen selten auf.

Die Russen und Schweizer haben Fuss-Batterien zu 4 Geschützen; die anderen Mächte formiren sie zu 6, nur Oesterreich hat Batterien zu 8 Geschützen. 4 Geschütze werden das Minimum sein, wenn die innere Stärke der Batterie und ihre Wirkung als taktische Einheit noch von einiger Bedeutung sein soll. Andererseits aber darf die Batterie nicht zu stark sein, da die Masse des Fuhrwerks, des mitzuführen den

Materials und Munitionsvorraths die Batterie sonst unbehülflich und schwerfällig macht. 8 Geschütze in einer Batterie dürfte hier das Maximum sein, welches unter Umständen diese Bedingungen schon übersteigt.

IV. Formationen der grösseren Massen.

Wir sehen also die Artillerie in Batterien und Brigaden oder Regimenter formirt, die Kavallerie und Infanterie in Eskadrons, Compagnien und weiter in Bataillone und Regimenter. Diese letzteren Waffen, die bestimmt sind, im Gefecht in grösseren Abtheilungen aufzutreten, formirt man nun mehrfach bereits im Frieden schon in solche grössere Abtheilungen, Brigaden und Divisionen.

Der Hauptgrund, den man hierbei vor Augen hat, ist mehr der, den Führern, den Generalen, schon im Frieden einen angemessenen Wirkungskreis zu eröffnen. Sie sollen mit den Truppen, die sie commandiren, mit ihrer Eigenthümlichkeit, der Charakteristik der Personen sich vertraut machen, und die Gleichmässigkeit der Ausbildung der Truppen in höherer Beziehung bewirken. Nothwendig ist eine solche Formation für den Krieg aus taktischen Rücksichten, die wir späterhin betrachten werden; für den Frieden ist sie dagegen keineswegs unerlässlich. In der alten preussischen Armee, so wie in den andern Armeen vor der Revolutionszeit, bestand sie nicht; die Brigade- und Divisions-Eintheilung fand nur für den Krieg statt; die Generale waren nur Regiments-Chefs. Die Franzosen und Engländer haben diese Eintheilung noch jetzt nur theilweise oder gar nicht. Bei den ersteren stehen die Truppen im Frieden zwar unter dem Commandeur der Militair-Division, in der sie garnisoniren, aber nur etwa so, wie sie bei uns unter dem Befehl des Commandanten in einer Festung stehen. In Bezug auf Administration, Oekonomie, Disciplin, inneren Dienst, Ausbildung u. s. w. stehen die Regimenter direkt unter dem Kriegsminister.

Die Infanterie-Brigaden bestehen nun gewöhnlich aus 2 oder 3 Infanterie-Regimentern, je nachdem diese 3 oder 4 oder nur 2 Bataillone haben. Bei den Russen, Preussen, in Oesterreich und Italien bestehen die Brigaden festbestimmt aus 2 Regimentern, also aus 6 Bataillonen. Bei den Franzosen tritt zu jeder Division ein Chasseur-Bataillon, bei den Oesterreichern zu fast jeder Brigade ein Jäger-Bataillon. Die englischen Brigaden bestehen gewöhnlich aus 4 Bataillons.

Acht Bataillone dürfte die grösste Stärke sein, die man einer Brigade, als einer diskreten Infanteriemasse, geben kann, wenn nicht die Beweglichkeit und die Uebersicht im Gefecht verloren gehen soll. Eine jede grössere Zahl von Bataillonen wird man vortheilhaft wieder theilen. Ebenso wird das Minimum 4 Bataillone sein, und nur besondere Eigenthümlichkeiten können es eigentlich rechtfertigen, Brigaden von dieser Stärke zu formiren. Die Brigaden von 6 Bataillonen kommen übrigens im Kriege schon häufig durch Detachirungen auf diese Stärke. Es zeigt sich hier, wie nothwendig nach der Seite der Stärke hin eine gewisse Elastizität ist. Brigaden von 6 Bataillonen können selbst zwei Bataillone detachiren, ohne hinter der ihnen in den gewöhnlichen Fällen zuzumuthenden taktischen Kraft wesentlich zurückzubleiben. Man sieht aber auch, dass auch der Name ein Wesentliches ist, denn Divisionen von 8 Bataillonen würden ein noli me tangere sein müssen. Die grossen Brigaden der Freiheitskriege (von 8 — 9 Bat.) sollten eigentlich taktisch als Divisionen fechten (also mit einer gewissen Selbstständigkeit und der danach zu messenden Aufgabe); sie wurden aber gelegentlich nur als Brigaden gebraucht, und so in manchen Fällen frühzeitig zerrissen, weil, als solche, Jeder sie für unerschöpflich hielt (Ligny).

Bei der Kavallerie bilden gewöhnlich 2 Regimenter eine Brigade. Sind die Regimenter aber schwach an Eskadrons, so bildet man die Brigaden auch wohl aus 3, und in einzelnen Fällen dann sogar aus 4 Regimentern. Hiernach haben denn die Brigaden eine sehr verschiedene Stärke von 6 bis zu 20 Eskadrons. Die schwachen Brigaden von 6 Eskadrons kommen historisch besonders bei den Engländern und Franzosen vor; indessen sehen wir auch in der preussischen Armee in den Freiheitskriegen dergleichen Brigaden. Sind die Kavallerie-Regimenter 8 Eskadrons stark, so ist eigentlich die Formation von Kavallerie-Brigaden taktisch ganz überflüssig und diese starken Regimenter ersetzen nicht allein diese Formation, sondern sind sogar etwas Besseres. Bei schwachen Regimentern wird die Brigade nothwendig, wenn mit grösseren Kavallerie-Abtheilungen manövrirt und gefochten werden soll.

Vor allen Dingen aber ist es nothwendig, dass im Felde die Kavallerie-Brigaden aus einer und derselben Waffe bestehen; mindestens aber aus schwerer oder leichter Kavallerie. Die Mischung beider Waffen in einer Brigade hat nichts für sich; dagegen aber den grossen Nachtheil, dass fast immer die Hälfte der Brigade nicht so gebraucht und verwendet werden wird, wie es die Eigenthümlichkeit ihrer Waffe mit sich bringt,

auf welche Weise sie allein ihre Kraft in höchster Potenz entwickeln kann. Es dürfte daher jedenfalls am zweckmässigsten sein, im Kriege Kürassier- und Ulanen-Brigaden und leichte Brigaden zu formiren.

Es wäre nun, um über die Verbindung der drei Waffen in den grösseren Massen, den Divisionen, zu sprechen, ein theoretisches Princip aufzufinden, nach welchem diese Combination sich gestalten müsste. Solche theoretischen Principien finden sich aber immer im Conflict mit der Praxis, welche mit dem Gegebenen und, im Wesentlichen, Unabänderlichen rechnet, also mit der Anzahl der Einheiten der verschiedenen Waffen, welche man besitzt, und mit den sonstigen Staatseinrichtungen. Hier tritt nun zunächst Preussen hervor, welches eine consequent durchgeführte Eintheilung in Armee-Corps besitzt, während in anderen Staaten die Eintheilung in Divisionen das Bleibende ist und man sich die Zusammensetzung der Armee-Corps für den Krieg vorbehält.

Das Armee-Corps des deutschen Bundes ist der grösste organische Körper der Armee, ein Organismus für sich, der das Bild der Armee im Kleinen darstellt, und sowohl für die Verwaltung wie für den taktischen Gebrauch in sich absolut selbstständig und unabhängig hingestellt wird. Die Compagnie (Eskadron, Batterie) und das Armee-Corps sind das A und O der Landwehrverfassung, das an sich und für das Ganze absolut Nothwendige; die ersten und letzten, taktischen wie administrativen Organe; für den Frieden, wie für den Krieg, gleichmässig elastisch eingerichtet. Alle übrigen Körper zwischen beiden können, ohne Schaden für das Ganze und seine Funktionen, stärker und schwächer gemacht werden; für ihre Combination bleibt dem Belieben der theoretischen Ansicht ein Spielraum, sie selbst aber sind die Fundamente des Heeres, und zwar so breit und tief gelegte Fundamente, dass das auf ihnen errichtete Gebäude vielfachen Abänderungen unterworfen werden kann, ohne in seiner Festigkeit zu leiden. Und näher ist nun das Armee-Corps der Organismus, welcher sich an die historisch erwachsene Eintheilung und Existenz des Staats anschliesst, einerseits — und nicht nur taktisch stark genug aus allen Waffen combinirt ist, um als selbstständiger Körper bedeutenden Aufgaben des Gefechts zu genügen, sondern auch in dem ihm gegebenen Kreise und seiner Civilverwaltung alle Mittel findet, in der kürzesten Zeit vom Friedensstand zum Kriegsfuss überzugehen. — Für die deutsche Armee ist daher die Frage, welche Eintheilung dem Corps zu geben sei. Sie theilt die in allen nahezu gleichmässig vorhandenen Kräfte an

Infanterie in zwei Infanterie-Divisionen, denen im Frieden die Kavallerie zugetheilt ist, wogegen sie im Kriege meist ebenfalls als Kavallerie-Division erscheint.

Die Division ist der eigentliche Erstgeborne der modernen Taktik und Kriegsgeschichte, und zwar nicht ein Kind der Spekulation, sondern der Praxis. Napoleon formirte, den Traditionen der Revolutionszeit hierin folgend, seine Divisionen in der Regel aus zwei Brigaden zu sechs, später vier Bataillonen (nachdem er beim Beginn des spanischen Krieges die Regimenter auf zwei Feld-Bataillone gesetzt) und gab ihnen zwei Batterien, selten (oder gar nicht) zwei bis drei Eskadrons; während er dann seine Corps aus zwei bis drei solchen Divisionen combinirte und sie durch Zugabe einer leichten Kavallerie-Division und der entsprechenden Artillerie taktisch selbstständig machte. — (Das Combiniren der Armee-Corps war bei ihm mehr eine Sache des Beliebens, eine Personenfrage und, nach Erledigung dieser, ein mechanisches Geschäft; ein solches ist es im Wesentlichen auch bis in die neueste Zeit in allen andern Armeen ausser der deutschen geblieben.)

Die preussischen Armee-Corps der Freiheitskriege waren aus vier Divisionen (Brigaden genannt) zu neun Bataillonen, zwei Batterien, zwei Eskadrons (ungerechnet die Reserve-Kavallerie und Reserve-Artillerie) gebildet. Diese der damaligen Situation sehr entsprechende Combination verlieh ihnen eine höchst intensive Kraft, eine grosse Leichtigkeit des Manövrirens und der Anpassung an die Umstände; und selbst bei Ligny, wo zwei preussische Corps der grossen französischen Uebermacht in einer nur scheinbar starken Stellung das Gleichgewicht hielten, zeigte sich diese Elastizität trotz des etwas disparaten Gebrauchs, den die Heerführung von ihnen machte, trotz der Zerrissenheit, in welcher sich die Brigaden schon vor der Krisis der Schlacht befanden. Nach dem Kriege waren Behufs der gleichmässigen Uebung und Verwaltung die Armee-Corps nur für den Frieden in zwei Divisionen gegliedert; für den Krieg war die Eintheilung in vier Divisionen vorbehalten, welche eine Brigade Infanterie, ein Regiment Kavallerie, eine Batterie stark waren, während Reserve-Kavallerie und Reserve-Artillerie zur Disposition des Kommandirenden blieben. Diese Eintheilung involvirte vielleicht für den Stab des Kommandirenden ein wenig Arbeit mehr, aber für ihn selbst eine grosse Leichtigkeit und Freiheit der Disposition, der Anpassung an das Terrain und an die Kriegslage, das Mittel, zähe und sparsam in der Truppenverwendung zu sein und doch energisch einzugreifen. Rücksichten auf die höhere Generalität

und auf die Administration führten vielleicht dann in den funfziger Jahren dazu, auch die Kriegs-Divisionen aus zwei Brigaden zusammenzusetzen, denen dann eine stärkere Artillerie und vier Eskadrons zugetheilt werden. Durch dieses Verhältniss hat, taktisch, keine der beiden Instanzen gewonnen. Es mag seine Nothwendigkeit in mancherlei Erfahrungen begründet sein, aber die taktische Elastizität des Armee-Corps hat dadurch verloren. Das Verhältniss ist ungefähr so, wie wenn man dem Bataillon durch Einschiebung der Halbbataillone die freie Disposition über die vier Compagnien lähmt. Ist ein Armee-Corps in französischer Weise aus 3 Divisionen Infanterie gebildet, so hat der Führer die Möglichkeit der Combination, ohne einen seiner Truppenkörper zu zerreissen, und dieses Zerreissen ist immer eine missliche Sache; misslicher als das Zusammenlegen von zwei Brigaden für einen vorübergehenden Zweck zu einem grössern Ganzen. Das deutsche Corps ist ein Organon, ein untrennbares Ganze, zu jeder Aufgabe des Angriffs und der Vertheidigung geeignet; ihm muss daher vor Allem jede Freiheit der Combination gelassen, keine besondere Rücksicht auf Personen und Chargen auferlegt sein, die es alle Tage, nicht ohne das Gemüth oder den Charakter zu alteriren, bei zwei Divisionen aufwenden muss. Von den zwei Divisionen wird eine zerrissen oder — sie zerreisst sich selbst. Einer altpreussischen (Brigade) Division kann nur eine taktische, einfache Aufgabe gestellt werden; der neupreussischen wird man oft Aufträge mehr strategischer Natur geben müssen, für die sie dann zu schwach ist, oder deren Complication nicht immer die geeignete Erledigung findet. So würde z. B. die Division Fransecky am 3. Juli 1866 gerne und zu ihrem Vortheil die Stärke der Main-Divisionen gehabt haben; das erste Corps würde, in der altpreussischen Eintheilung, bei Trautenau schneller und geordneter gefochten haben.

In der Zusammensetzung der Kavallerie zu Divisionen überschreitet man in der Regel nicht die Zahl von vier Regimentern zu vier bis fünf Eskadrons. Napoleon, der Erfinder der Kavalleriecorps, und zwar der nothgedrungene Erfinder, übertrieb diese Combination oft, obgleich er sie ausgezeichnet zu verwerthen wusste. Die besten Dienste haben ihm persönlich seine, dem Namen nach grossen, dem Effektiv nach kleinen Kavalleriecorps geleistet; während er seine Infanteriecorps zu seinem und ihrem Schaden unverhältnissmässig schwach an Kavallerie machte, reservirte er sich selbst immer eine reiche Beihülfe an Reiterei, durch die ihm namentlich die mächtigen Schläge des Jahres 1814 allein möglich wurden.

(Den eigenthümlichen Fehler, so starke Corps ohne Kavallerie zu lassen, sehen wir noch 1859 bei den Franzosen aufs Neue.) Ueberblicken wir alle historischen Vorgänge der letzten zehn Jahre in Europa und Amerika, so scheint uns die Kavallerie-Division zu höchstens 3000 Pferden allein geeignet zu sein, den flüchtigen Moment, den Fortuna in der Schlacht dem Reiter bietet, zu erhaschen, oder ebenso der anderen Aufgabe der Reiterei zu genügen, die Sicherheits- und Gesichts-Sphäre der Armee so weit als möglich auszudehnen.

Bevor wir zu den taktischen Gliederungen und den Evolutionen der verschiedenen Waffen übergehen, wollen wir hier noch

die verschiedene Schnelligkeit und Bewegungsfähigkeit

der einzelnen Waffen betrachten, da dies das Element ist, welches allen Evolutionen und Bewegungen der Truppen zum Grunde liegt, und einen Hauptzug in der Charakteristik der verschiedenen Waffen abgiebt.

Die Bewegung ist in taktischer Beziehung das Mittel, sich zum Gefecht zu entfalten, oder die entwickelten Truppen wieder zusammen zu ziehen, oder sich dem Feinde zu nähern, um zum wirksamen Gebrauch der Waffen zu gelangen, oder endlich, um sich von ihm zu entfernen, um sich der Wirkung der feindlichen Waffen zu entziehen. Die Bewegung wird durch die vielfachsten Umstände und Zufälligkeiten ermässigt oder beschleunigt, und es gehört ein geübter Blick dazu, die Zeit richtig zu schätzen, welche in dem einen oder dem andern Falle für eine Bewegung, wenn sie nicht auf ganz kurze Distancen und unter völlig bekannten Umständen ausgeführt wird, nöthig ist. Eine solche Schätzung aber ist in den meisten Fällen nothwendig, wenn man einen richtigen Begriff von der Gefahr eines drohenden Angriffs und von den Mitteln ihm zu begegnen, sowie von der zweckmässigen Vertheilung der Truppen im Terrain, in der Gefechtsanordnung und ihrer gegenseitigen Unterstützung erlangen will.

Im Allgemeinen nun verhält sich die Geschwindigkeit der Infanterie und Kavallerie im Gefecht wie 1 : 2, und dieses Verhältniss steigert sich auf ebenem Terrain oder auf kürzeren Distancen bis auf 1 : 4, d. h. also, Kavallerie braucht ein Viertel so viel Zeit, wie Infanterie, um eine gegebene Entfernung zurückzulegen, oder bringt in gleicher Zeit einen viermal so weiten Weg hinter sich. Im coupirten, durchschnittenen, bergigen Terrain kehrt sich dagegen dieses Verhältniss zu Gunsten der Infanterie und zuletzt bei steigender Schwierigkeit des

Terrains dergestalt um, dass Infanterie in zerstreuter Ordnung noch fortkommen und selbst fechten kann, wo die Bewegungen der Kavallerie gänzlich aufhören. Die Bewegungsfähigkeit der leichten Fuss- und reitenden Artillerie entspricht im ebenen Terrain den analogen Waffen; sie hört jedoch im coupirten Terrain noch früher auf, wie die der Kavallerie. Die der leichten Fuss-Artillerie kann im ebenen Terrain beinahe bis zur Schnelligkeit der Kavallerie gesteigert werden; jedoch nur auf kurze Entfernungen von 800 bis 1000 Schritt.

Bei einzelnen Tagemärschen erhält sich dieses Verhältniss der verschiedenen Waffen; bei anhaltenden Märschen gleicht es sich nach und nach für alle Waffen mehr aus. Bei sehr weiten Märschen findet es sich aber in der Regel, dass die Infanterie ihr Ziel früher, oder doch schlagfertiger erreicht, als Kavallerie und Artillerie, weil hier die Combination von Mann und Pferd die Abnutzung vermehrt.

Was nun die Infanterie anbetrifft, so ist bei der preussischen der gewöhnliche Manövrirschritt 112 in der Minute, der Schritt zu 2 Fuss 4 Zoll gerechnet. Auf kürzere Entfernung, beim Entwickeln und beim Angriff mit der blanken Waffe steigert sich der Evolutionsschritt auf 120 Schritt in der Minute; endlich der Laufschritt, den man nur beim Aufmarschiren und Zusammenhalten der Angriffs-Kolonnen und beim Bajonett-Angriff in letzter Instanz anwendet, erreicht 180 Schritt in der Minute.

Der Laufschritt, eine Erfindung der Franzosen (pas de course), ist als solche auch in andere Armeen eingedrungen, aber nicht unter glücklichen Umständen. Die französische Infanterie legte zuerst und auch jetzt noch das Hauptgewicht dieser Bewegungsart in die vorbereitenden Uebungen auf der Stelle, »pour dégourdir les jambes«, um die Beinmuskeln zu stärken, ohne die Lungen anzugreifen, und gelangte dadurch zum schnellen Schritt, pas gymnastique, 2 Fuss 6 Zoll weit, 130 in der Minute; der Laufschritt »ne devra être employé que dans les cas de nécessité absolue«. Er würde nur eine Bewegungsart für Friedensübungen bleiben müssen, wogegen es wohl nöthig erscheint, Uebungen im Schnellgehen auch mit eben zusammengestellten Kriegsbataillonen anzustellen.

Marschgeübte tüchtige Infanterie wird bei trocknem Wetter, namentlich wenn nicht grosse Hitze ist, auf festem und ebenem Boden den Schritt zu 112 in der Minute mehrere Meilen weit aushalten, ohne dass Ordnung, Zusammenhang und Schlagfähigkeit verloren gehen. Der Evolutionsschritt in kleinern Abtheilungen und unter denselben Bedingungen wird auf eine

Meile etwa ausgedehnt werden können, wobei in vielen Fällen aber schon alle Kräfte angewendet werden und dann ein Ruhepunkt wird eintreten müssen. Grössere Infanteriemassen kommen dabei in der Regel schon auseinander.

Ganz anders aber stellt sich das Verhältniss, sobald in tiefsandigem oder aufgelockertem Boden, oder in nassem, weichen Terrain, oder auf sehr unebenem Boden marschirt wird. Die gewöhnliche Marschcadence wird da bald auf 90 bis 100 Schritt in der Minute sinken, der Laufschritt auf 130 bis 140, und es wird, wenn nicht Ordnung und Gefechtsbereitschaft verloren gehen sollen, von Zeit zu Zeit gehalten werden müssen. Sind dabei noch mehr oder weniger steile Bergabhänge zu ersteigen, so wird man oft nur die Hälfte oder zwei Drittel dieser Geschwindigkeit annehmen dürfen, wenn in geschlossenen Abtheilungen marschirt wird. Regel ist ferner, dass auf nicht zu weiten Strecken und im coupirten Terrain, Infanterie in aufgelöster Ordnung sich etwa um 10 bis 20 Schritt in der Minute schneller bewegt, als geschlossene.

Ein Bataillon oder kleinere Abtheilungen können auf festem und ebenem Boden eine halbe Meile in 45 Minuten, eine Meile in 90 bis 95 Minuten zurücklegen. Auf weichem, sandigem oder unebenem Boden brauchen sie hierzu 60 resp. 130 Minuten. Auf guten, trockenen Chausseen werden selbst auch grössere Abtheilungen, bis zu drei Bataillons etwa, Aehnliches leisten. Sind aber zwischen die Infanterie einzelne Fahrzeuge oder Batterien eingeschoben, so können diese Geschwindigkeiten nicht immer eingehalten werden. Wo die Infanterie auf steilen Chausseen bergab geht, müssen Fahrzeuge langsamer fahren oder den Hemmschuh anlegen, ein Umstand, der dann zu Aufenthalt und zu Stockungen führt, welche für Infanterie höchst ermüdend wirken.

Starker Wind von vorn, Hitze, Dunkelheit mindern die Marschgeschwindigkeit, Kälte, Wind im Rücken beschleunigen sie. Bewegungen von mehr als einer Meile kommen im Gefecht selten vor, und wir werden von ihnen weiter in dem Kapitel über Märsche sprechen. Bemerken wollen wir, dass man sich nach den angegebenen Daten leicht die Zeit berechnen kann, welche zur Ausführung einer Bewegung, einer Evolution, eines Aufmarsches etc. nöthig ist.

Geschwindigkeit der Kavallerie. Die Angaben der Lehrbücher über die Schnelligkeit der Kavallerie in ihren Bewegungen differiren hin und wieder, indessen sind diese Abweichungen im Ganzen nicht erheblich. Um mit runden Zahlen zu rechnen, können wir annehmen, dass geschlossene

Kavallerie auf ebenem, festem Boden zurücklegt in einer Minute im Schritt 150, im Trabe 300, im Galopp 450 und in der Carriere 600 Schritt. Dieses ist dann das Maximum und es ist nur zu erreichen auf kurzen Strecken, festem Boden und nicht abgetriebenen Pferden. Treffen diese Bedingungen nicht zu, so vermindert sich diese Schnelligkeit, und man wird im Felde daher gewöhnlich nur rechnen können für eine Minute im Schritt 120, im Trabe 200, im Galopp 350 und in der Carriere 450 bis 500 Schritt. In beiden Fällen kann man übrigens annehmen, dass ein einzelner Reiter oder eine Flankeurlinie im Schritt 10 Schritt, im Trabe und Galopp in der Minute 50 Schritt mehr zurücklegt, als geschlossene, grössere Abtheilungen, was sich in der Carriere bis auf 100 Schritt steigert.

Die beschleunigten Gangarten der Kavallerie sind in der Zeit beschränkt, und zwar je mehr die Schnelligkeit steigt, indem mit dieser Steigerung zugleich ein rascherer Verbrauch der Kräfte des Pferdes stattfindet.

Den Trab hält eine geschlossene Kavallerie eine halbe Stunde aus, Galopp etwa fünf Minuten; dann müssen sich die Pferde verschnaufen, können dann aber nach zwei bis fünf Minuten eine geschlossene Attake machen.

Die Carriere wird man mit einem nicht trainirten, schwer bepackten Kavalleriepferde nicht länger als zwei Minuten fortsetzen können, ohne in einen nicht sehr fördernden Galopp zu fallen. In jener Zeit legt die Kavallerie im Trabe eine Meile (350 Schritt per Minute), im Galopp eine viertel Meile (500 Schritt per Minute) zurück, ein einzelner Reiter auf einem unbepackten Pferde in der Carriere etwa 1000 bis 1200 Schritt.

Grössere Entfernungen, wie eine halbe bis vier Meilen, legt die Kavallerie besonders dadurch so viel schneller als Infanterie zurück, dass sie abwechselnd Trab und Schritt reitet. Man kann hierbei durchschnittlich 250 Schritt in der Minute rechnen, so dass sie auf diese Weise die Meile in 40 Minuten zurücklegt; wird nur Schritt geritten, was auf Märschen niemals gut ist, so braucht sie dazu 70 Minuten.

Was die Artillerie anbetrifft, so ist schon bemerkt, dass sie sich in ihrer Beweglichkeit im Allgemeinen den analogen Waffen anschliesst.

Reitende Artillerie wird im beschleunigten Schritt bis zu 150 Schritt in der Minute, im Trabe 300 bis 350 Schritt zurücklegen können, wenn der Boden eben und fest ist. Sie kann diese Geschwindigkeit eben so lange beibehalten, wie die Kavallerie, und wird auch nicht anstehen, 600 bis 800 Schritt im Galopp zurückzulegen.

Die leichte Fuss-Artillerie wird unter ähnlichen Bodenverhältnissen im Schritt 120, im Trabe etwa 250 Schritt zurücklegen. Der Unterschied gegen die reitende Artillerie besteht hier besonders darin, dass die Mannschaft aufsitzen muss, und dass daher die Handpferde und Protzen viel mehr belastet sind, wie bei der reitenden Artillerie. Wenn fahrende und reitende Artillerie abwechselnd galoppirt und trabt, so wird sie durchschnittlich doch nicht mehr als 350 bis 450 Schritt zurücklegen. Der Galopp der Artillerie muss überhaupt immer nur als eine Ausnahme angesehen und nur bei den Aufmärschen und in Fällen angewendet werden, wo es darauf ankommt, möglichst rasch vor dem Feinde einen Punkt zu erreichen oder sich dem Angriff des Feindes zu entziehen.

Die schwere Artillerie hat eigentlich nur die Bewegung im Schritt; sie kann indessen auch kurze Strecken im Trabe zurücklegen, wobei die Artilleristen nicht aufsitzen.

Noch mehr, als bei den andern Waffen, wirkt auf die Beweglichkeit der Artillerie die Beschaffenheit des Bodens, indem nämlich hier das schwerere Geschütz und Fuhrwerk tiefer einsinkt und einschneidet.

Auf weichem, unebenem, sandigem Boden legt die leichte Fuss- und reitende Artillerie nicht über 100 und 120 Schritt im Schritt und etwa nur 180 bis 250 Schritt im Trabe zurück; Zahlen, die noch sinken, je tiefer der Boden und je weniger die Pferde noch einer bedeutenden Anstrengung fähig sind. Schwere Artillerie auf solchem Boden bleibt bald hinter der Infanterie zurück. Die Russen mussten 1831, als sie Anfangs Februar in Polen einrückten und plötzlich Thauwetter eintrat, 96 Geschütze in Bialystock zurücklassen, um die Bespannung der übrigen zu verstärken.

Wir haben schon bemerkt, wie wichtig es ist, sich richtige Vorstellungen von der Bewegungsfähigkeit aller Waffen zu machen, um einen Maassstab zu haben, nach dem in jedem einzelnen Falle die verschiedenen Umstände gemessen werden können, die möglicherweise eintreten. Indessen kann durch Zufälligkeiten oder durch eigenthümliche Anordnungen diese Bewegungsfähigkeit der Truppen entweder weit hinter jenem Maass zurückbleiben oder über dasselbe gesteigert werden.

Durch Zufälligkeiten und Anordnungen, die oft ganz ausserhalb des Kreises unserer Berechnung liegen, wird diese Berechnung sehr leicht sich täuschen. Wir erinnern an den Morast in Auerstädt, an den Brand in Wavre, an die Beschleunigung des Marsches 1806 bei den Franzosen durch Vorspann u. s. w. Man wird daher immer gut thun, dem Feinde lieber

zu viel, als zu wenig Bewegungsfähigkeit zuzurechnen, eben so unseren Truppen lieber zu wenig, als zu viel.

Dass übrigens dieses richtige Taxiren der Bewegungen der Truppen in Bezug auf Raum und Zeit keine ganz leichte Sache ist, und welchen Einfluss falsche Prämissen in dieser Beziehung auf den richtigen Gebrauch der Truppen ausüben, sieht man schon bei den Friedensmanövern, wo man in vielen Fällen bemerken wird, dass, sobald ein Infanterist kommandirt, der Kavallerie eine viel zu geringe, manchmal, aber selten, auch wohl eine zu grosse Bewegungsfähigkeit zugetraut wird; während, wenn ein Kavallerist führt, die Infanterie überall zu spät kommt, weil ihr in der Combination des Manövers eine grössere Schnelligkeit beigelegt wurde, als sie in der That hat. Ganz ähnlich geht es der Artillerie.

DRITTER ABSCHNITT.

Die taktische Formation und die Evolutionen.

A. Die taktische Formation.

Nachdem wir gesehen haben, wie die einzelnen Elemente und Atome zu Gemeinschaften geordnet und erhoben werden, um sie nach Einem Willen zu lenken, gehen wir zu der Betrachtung der Mittel über, durch welche die so gebildeten Massen taktische Eigenschaften erhalten, und also fähig werden, zum Gefecht zu kommen und im Gefecht ihren Waffen die grösstmögliche Wirkung zu verleihen. Die Nothwendigkeit dieser taktischen Ordnung ist schon im frühen Alterthum hervorgetreten, und die Phalanx der Griechen, die Legion der Römer waren so bis in das kleinste Detail festbestimmt, eingetheilt und gegliedert, dass ihre Ordnung im Kampf mit den regellosen Barbarenhaufen überall den Sieg erringen konnte.

Zunächst handelt es sich um die Art, wie die Truppen aufgestellt werden müssen; um ihre Formirung; weil dies die Grundlage der Evolution, der Bewegungsfähigkeit ist.

1. Taktische Formation der Infanterie.

Nennt man diejenigen Truppenkörper, welche bestimmt sind, sich im unmittelbaren Zusammenschluss der Mannschaft nach dem Kommando eines Einzelnen aufzustellen und zu bewegen, taktische Einheiten, so ist bei der Infanterie das Bataillon die taktische Einheit; als solche erscheint es in allen Armeen.

Diese Definition schliesst nicht aus, dass es noch Unterabtheilungen dieser Einheit gebe, ebenso wenig wie die Definition des Meters oder der Ruthe, als Längeneinheit, die Unterabtheilung des Centimeters oder des Fusses, oder die Vielfachen der Einheit, den Kilometer, die Meile ausschliesst. Aber

insofern es bei allem Taktischen auf Oekonomie der Mittel ankommt, mit welchen man den Zweck erreichen will, ist das Bataillon in der gebräuchlichen Stärke von 800 — 1000 Mann auch ganz treffend derjenige Truppenkörper, der sich zur Einheit eignet, weil die Kraft, die Stimme, das Auge eines Einzelnen ihn grade noch beherrschen kann. Und zwar ist es nicht eine Einheit unorganischer, sondern organischer Natur; nicht die Einheit des Steines, sondern des organischen Wesens, dessen Glieder (die Compagnien, Züge) nur scheinbar eine selbstständige Kraft, in Wirklichkeit aber in sich nicht die Mannigfaltigkeit der Formen besitzen, welche die Natur des organischen Körpers ausmacht, und auch bei dem taktischen eine Grundbedingung seiner Brauchbarkeit bleibt. Man kann wohl den Gedanken fassen, die Constitution des Bataillons als taktischer Einheit zu variiren; und das schwebt vielleicht Denjenigen vor, welche die Compagnien zur taktischen Einheit erheben wollen. Es lässt sich ein Bataillon von 5 oder 6 Compagnien in der Stärke von p. ptr. 200 Mann denken, welches als solches nicht mehr taktische Einheit ist und als solche nicht mehr ausgebildet werden kann; damit ist aber kein Mittel gegeben, eine Compagnie im Laufe des Feldzuges in der numerischen Stärke zu erhalten, welche es fähig macht, taktische Einheit zu sein. Eine Einheit von 100 Mann ist vielleicht noch organisatorisch ein wichtiges Element, taktisch aber vollständig nichtssagend; wogegen ein Bataillon selbst von nur 400 Mann immer ein zum Fechten geeigneter Haufe bleibt. Hiernach glauben wir, dass es bei der alten Definition des Bataillons als taktischer Einheit — ganz abgesehen von allen sonstigen conkreten Verhältnissen — sein Bewenden haben müsse.

Das Bataillon an sich wird, um gelenkig und beweglich zu sein, zunächst in Züge getheilt, welche sich durch das Neben- und Hintereinanderstellen der einzelnen Leute bilden, was dann die Eintheilung in Glieder und Rotten hervorbringt.

Wie die allmälige Ausbildung der Feuerwaffen zur Aufgabe der tiefen Gliederung und zur Ausdehnung in die Breite führte, wie also namentlich im vorigen Jahrhundert die preussische Infanterie zuerst zur dreigliedrigen Stellung überging, haben wir in der historischen Einleitung gesehen. Es ist hier zu erwähnen, dass Fürst Leopold von Dessau Friedrich den Grossen bewegen wollte, zur zweigliedrigen Stellung überzugehen; dass die Engländer seit 1808 ihre Infanterie in zwei Gliedern rangiren und im Lauf der Feldzüge gegen Napoleon wiederholt, wenn auch nur im Nothfall, die zweigliedrige Stellung erscheint.

Heute sind, mit Ausnahme der deutschen Bundesarmee, alle Armeen Europa's zur zweigliedrigen Stellung übergegangen. Die Bundesarmee behält die dreigliedrige Stellung für das Elementar-Exercitium, die reinen Bewegungszwecke, für die tägliche Aufstellung der Mannschaft bei, benutzt aber das dritte Glied, um für den Gefechtsfall daraus die vorzugsweise zum zerstreuten Gefecht bestimmte Mannschaft zu entnehmen, und geht also in das Gefecht mit einer zweigliedrigen Formation. Der Streit über die Vorzüge der einen oder anderen Stellung ist also eigentlich nur von historischem Interesse. Immerhin aber besteht noch ein taktischer Unterschied, und zwar nicht nur wie der eben berührte, sondern auch noch in dem Gebrauch der zweigliedrigen Stellung an sich, so dass wir etwas näher auf die Sache eingehen müssen, nicht ohne schon hier Punkte zu berühren, die erst im Verlauf unserer Arbeit näher zur Sprache kommen werden.

Am reinsten ist das französische Bataillon als taktische Einheit hingestellt. Seine Glieder, pelotons, werden durch die acht Compagnien gebildet, welche jede in zwei Sectionen zerfallen, und rottweise nach der Grösse rangirt sind. Die einzelne Compagnie ist numerisch zu schwach und bietet durch ihre Formation zu wenig Mittel, ein Gefecht mit einer gewissen Kraft durchzuführen oder sich auch nur den Wechselfällen desselben anzupassen.

Die zweite Art existirt in Russland, Oesterreich, Italien, welche die Compagnie in vier Züge abtheilen, von denen je zwei eine Halbcompagnie bilden. Die Bataillone haben vier solcher Compagnien, welche also numerisch stark genug sind, eine gewisse Angriffs- oder Widerstandskraft zu entwickeln, und auch biegsam und gelenkig genug sind, um das Feuergefecht zu variiren und für unvorhergesehene Fälle intakte Theile zu reserviren.

In dem französischen und österreichischen Bataillon existirt noch die Unterabtheilung des Halbbataillons; aber das lediglich als ein Produkt der äusseren Theilung, ohne taktisch präzisirte Bestimmung, während die österreichische Form, Division genannt, ein selbstständiges aber nicht organisch gebildetes taktisches Element sein soll. Oesterreich hat dies Element aus früherer Zeit in sein jetziges Reglement hinübergenommen, vielleicht um es anstatt der Compagnie-Kolonne da zu gebrauchen, wo die Persönlichkeiten nicht alle für die richtige Führung der Compagnie-Kolonnen geeignet sind. Das österreichische Reglement überlässt dem Hauptmann, seine Mannschaft nach eigenem Ermessen den vier Zügen einzuverleiben,

um sie aber in jedem einzelnen nach der Grösse in zwei Glieder zu rangiren und beständig in ihnen zu lassen. Der österreichische Zug erhält durch diese Bestimmung den Werth eines organischen Elements der Compagnie; Offizier, Unteroffiziere und Mannschaft sind constant zusammengehörig, in allen Richtungen des inneren und äusseren Dienstes mit einander vereint und es scheint, dass eine solche Anordnung den inneren Werth dieses Elements sowohl, wie seinen taktischen ganz besonders erhöhen müsse. Je zwei und zwei Züge werden bei einigen Gelegenheiten zu Halbcompagnien vereint (Parade u. s. w.).

Diese Bataillone haben also 16 Züge (resp. acht Halbcompagnien) und somit bei jeder Kolonnenformation eine bedeutende Tiefe; jedoch ist keiner derselben speciell zum Schützengefecht bestimmt.

Das schwedische und deutsche Bataillon endlich setzen sich aus vier Compagnien zusammen, mit dem Unterschiede jedoch, dass bei der schwedischen Compagnie eben nur die zweigliedrige Aufstellung in drei Zügen besteht, während bei der deutschen Compagnie die dreigliedrige Aufstellung in zwei Zügen das Fundament zu der Bildung eines dritten Zuges — Schützenzuges — bildet.

Dieser Gebrauch des dritten Gliedes, eine spezifisch preussische Erfindung aus dem Jahre 1808, ersetzte vollkommen den Hauptfehler der dreigliedrigen Aufstellung jener Zeit, die Abtheilungen für das zerstreute Gefecht aus der Front entnehmen und in diese dadurch Lücken reissen zu müssen. Die Franzosen z. B. haben noch bis 1860 ihre Voltigeur-Compagnien so aus der Front zum Schützengefecht vorgehen lassen. Bei dem Gefecht mit dem glatten Steinschloss- und selbst mit dem Perkussions-Gewehr war eine auf diese beschränkte Anzahl von zerstreut Fechtenden basirte Gefechtsführung eben so wohl die Regel, wie der Gebrauch der Bataillons-Kolonne zur definitiven Entscheidung; die Infanterie ging meist erst dann zur Verwendung noch grösserer Schützenschwärme über, wenn die Wirkung des Feuers schon in den geschlossenen Theilen sichtbar, und die Entscheidung diesen unmöglich wurde.

Das heutige Gefecht aber verlangt in der Regel schon in der Einleitung eine relativ starke Entwickelung zerstreut Fechtender; dies ist durch die Wirkung der modernen Waffen an sich geboten. Der eine Vortheil also, den der Gebrauch des dritten Gliedes früher gewährte, nämlich die Frontstärke durch das zerstreute Gefecht nicht zu verringern, schwindet meistens gewöhnlich schon in dem ersten Stadium des Gefechts, welches

neue Abtheilungen aus der Frontstärke erheischt. Dass dies Bedürfniss eintritt und systematisch genährt werden muss, ist auch durch die, in dem neuen deutschen Reglement getroffene Anordnung anerkannt, dass den zuerst entwickelten Schützenzügen ihre zugehörigen Compagnien in das Gefecht folgen, und alle Mannschaften gleichmässig für dasselbe ausgebildet werden sollen. Die Frage, warum das preussische Reglement die zweigliedrige Aufstellung nur für das Gefecht, nicht aber für das Elementarexercitium und die sonstigen Funktionen der Truppen anordnet und somit diese nöthigt, gewissermaassen auf einem Umwege zu dem Ziel der Ausbildung zu gelangen, liegt also nahe; wir können sie aber nicht erschöpfend beantworten, da die Gründe nicht amtlich mitgetheilt, und auch aus der für die grösseren Truppenverbände vorgeschriebenen Gefechtslehre nicht mit Sicherheit herzuleiten sind. Zum Theil findet man sie wohl in dem Umstande, dass keine absolute Nöthigung vorliegt, von der alten Ausbildungsmethode abzugehen; dass, wenn man will, die Elementarexercitien des Bataillons in der dreigliedrigen Aufstellung etwas leichter werden, als in der längeren Front der zweigliedrigen. (Um sich die Flankenbewegungen bei der zweigliedrigen Aufstellung namentlich zu erleichtern, haben z. B. andre Armeen die Doppelreihen eingeführt, ohne aber die Evolutionen dadurch zu vereinfachen.) Wenn nun aber auch die dreigliedrige Rangirung der Mannschaften nicht ohne Künstlichkeit, sogar nicht einmal ohne gewisse Widersprüche durchzuführen, und das consequente Heranbilden der organischen constanten taktischen Elemente des Gefechts in den Zügen dadurch erschwert ist, so müssen wir uns doch ganz entschieden für die Art aussprechen, in welcher das preussische (und schwedische) Reglement die Compagnien und Bataillone zugweise gliedert. Die Eintheilung der Compagnie in drei Züge erscheint uns nämlich besser, als die in vier, weil sie an sich einfacher ist, der numerischen Stärke der Compagnie und der in ihr gewöhnlich vorhandenen Zahl von taktisch gebildeten Führern besser entspricht, und die Unzuträglichkeiten einer Inversion dieser Elemente auf das Minimum reduzirt.

Da es nämlich für die Feststellung und Erhaltung der Normalordnung der Bataillone nöthig ist, ihren Compagnien und Zügen eine bestimmte Reihenfolge und Nummer zu geben, und die Evolutionen mit Rücksicht auf diese Folge anzuordnen, hat man auch gewisse Evolutionen ersinnen müssen, welche für die Zwecke des Gefechts an sich zu künstlich, aber nöthig sind, wenn die Nummerfolge der

taktischen Elemente unter allen Umständen beibehalten werden soll (z. B. Deployements aus der Tiefe), mit denen man also die Verkehrung der gewohnten Reihenfolge, oder die Inversion, vermeidet. Da nun aber die Eintheilung des Bataillons in Compagnien derjenigen in Züge vorangeht, und die Taktik desselben ganz unabhängig davon ist, ob die Compagnien in der Inversion sind oder nicht (gleichwie das Kavallerie-Reglement auch die Inversion der Schwadronen zulässt, um das Deployement aus der Tiefe zu vermeiden), so handelt es sich für die vorliegende Frage nur darum, ob die Inversion der Compagnien in sich nachtheilig wirken kann. Dies geschieht nun viel leichter bei einer in vier Züge gebrochenen Front als bei der Compagnie zu drei Zügen. Schon um von der Inversion unabhängig zu sein, ist die zweigliedrige Formation in drei Zügen vorzuziehen.

2. Taktische Formation der Kavallerie.

Wie bei der Infanterie führte auch bei der Kavallerie die mörderische Wirkung des Artilleriefeuers und die erlangte Einsicht, dass bei rascher Attake die hinteren Glieder nur unnütz seien, zur Aufgabe der tiefen Stellung und zur Verbreiterung der Front. Nichtsdestoweniger formirte man noch bis zum siebenjährigen Kriege die Kavallerie überall in wenigstens drei Gliedern, wobei das dritte Glied eine Art von Reserve mit der Bestimmung bildete, zu allen Kommandos, Detachirungen u. s. w. zu dienen, die in taktischer Beziehung aber dazu benutzt wurde, um die Flügel der Eskadrons vorzugehen und den Feind in Flanke und Rücken anzugreifen. Das war aber natürlich nur möglich, wenn die Schwadronen in damaliger Weise mit zwanzig Schritt Intervalle attakirten, die Attaken selbst nur im Trabe gemacht wurden und der Angegriffene die Attake stehend und feuernd empfing. Sobald man den Accent der Attake auf die Vehemenz des Anrennens legte, also in der Carriere und geschlossen attakirte, mussten solche künstlichen Bewegungen fortfallen und die Unzweckmässigkeit einer solchen Formation hervortreten. Sie entzog dem Gefechte ein Drittel der Mannschaft, dessen Stoss gar nicht zur Kraftäusserung kommen konnte.

Schon im Jahre 1773 wurde in dem preussischen Reglement für die Husaren bestimmt, dass sie sich bei allen Kommandos und im Gefecht in zwei Gliedern formiren sollten. Die schwere preussische Kavallerie formirte sich zum ersten Male zum Gefecht in zwei Gliedern zur Schlacht von Rossbach,

obschon auch für sie die Formation von drei Gliedern in zwei eine reglementarische Evolution war. Die österreichische Kavallerie, sowie die der anderen Mächte, nahmen diese Formation erst nach dem siebenjährigen Kriege an.

Insofern man nun gegenwärtig die Hauptwirkung der Kavallerie in die Vehemenz ihres Stosses legt, kann man der Ansicht sein, dass nach der Fechtweise der geharnischten Ritter des Mittelalters, selbst ein Glied für die Attake ausreiche. Viele alte, besonders aber englische Kavalleristen neuerer Zeit*), sind der Meinung, dass ein Glied für den Kavallerieangriff genüge. Hiergegen ist aber zu berücksichtigen, dass ein Glied weder für die Bewegungen, noch bei der Attake Zusammenhang und Nachdruck genug besitzt. Bei den schnelleren Gangarten des Chocs entstehen leicht Lücken und Schwankungen, die sich bei einem Gliede gar nicht redressiren lassen, während sie bei zwei Gliedern nicht leicht nachtheilige Folgen haben. Das zweite Glied, obschon es, wenn geschlossen geritten wird, zur Entwickelung der Wirkung seines Stosses erst kommt, nachdem das erste Glied bereits eingebrochen ist, gewährt doch die grossen Vortheile, dass sich jede Lücke, die im Verlauf der Attake im ersten Gliede entsteht, gleichsam von selbst ausfüllt, und das den feindlichen Gegnern, die das erste Glied durchbrechen, ein neuer Widerstand entgegentritt. General Kinloch (siehe Taktik von Brandt, dritte Auflage S. 225 ff.) behauptet aber, dass zwei Glieder mehr Lücken gäben. Nolan ist der entgegengesetzten Meinung.

Damit das Ausschreiten der Pferde des zweiten Gliedes nicht gehindert werde, stehen die Glieder mit einem Abstande von 2 bis 3 Fuss, bei uns reglementsmässig 2 Fuss. Für die Tiefe eines Gliedes, also eine Pferdelänge, rechnet man durchschnittlich 7 Fuss 6 Zoll, so dass also zwei Glieder Kavallerie ohne die Offiziere eine Tiefe von 17 Fuss einnehmen. Dagegen nimmt ein Reiter in der Front, Knie an Knie, eine Breite von 2 Fuss 6 Zoll ein, also genau ein Drittel seiner Tiefe; ein Verhältniss, worauf, wie wir später sehen werden, die Wendung zu Dreien beruht. Reglementsmässig schliesst die preussische Kavallerie jetzt Bügel an Bügel, so dass man im Durchschnitt 3 Fuss auf den Mann rechnen kann. Bei den Franzosen beträgt der vorschriftsmässige Raum 1 Meter. Die Kavallerie steht dadurch bequemer und ist deshalb beweglicher; ob aber dadurch die Vehemenz des Chocs gewonnen hat, muss um so mehr dahin gestellt bleiben, als die erfahrensten Kavalleristen

*) Siehe Denison: Die Kavallerie u. s. w. München 1870. S. 90 ff.

darüber nicht einig sind. Die Seydlitz'sche Kavallerie ritt nach dem Reglement vom Jahre 1743 Schenkel an Schenkel, oder Knie hinter Knie; späterhin ging man zur Schliessung von Knie an Knie, und 1812 zur jetzigen von Bügel an Bügel über. Für die schwere Kavallerie dürfte eine engere Schliessung allerdings zweckmässig sein, da es bei ihr vorzugsweise auf das Niederrennen und Durchbrechen des Gegners ankommt, was nicht wohl auszuführen sein dürfte, wenn man, wie der General von Marwitz sagt, Attaken von Kürassier-Regimentern sieht, wo zwischen je zwei Angreifenden immer ein feindlicher Reiter hindurch reiten kann. Die österreichische Kavallerie reitet Knie an Knie. Die französische botte à botte, mais sans aucune pression de l'une à l'autre.

Wie bei der Infanterie, bilden sich aus den Gliedern und Rotten die Züge, deren bei allen Kavallerien die Eskadron vier hat. Zwei und zwei Züge bilden dann eine halbe Eskadron, bei den Oesterreichern einen Flügel, bei den Franzosen eine Division.

Je nachdem man bei der Bestimmung der Stärke des Zuges entweder von dem Begriff desselben selbst ausgeht, oder von der angenommenen Stärke der Eskadron, kommt man in dieser Beziehung auf ein anderes Resultat.

Der General von Bismarck hat in seiner Schwadron ausser den Unteroffizieren und Schützen 128 Reiter = 64 Rotten, also Züge von 16 Rotten; Schwadronen, die 144 Reiter zählen, haben sogar 18 Rotten per Zug.

Für die Rangirung in zwei Glieder scheint eine Stärke von 12 Rotten per Zug die grösstmöglichste Beweglichkeit zu haben, was auch bei den Franzosen reglementsmässig ist. 12 Rotten haben eine Breite von 30 Fuss, mit dem Flügelunteroffizier sogar 32 Fuss, und eine Tiefe von 16 bis 17 Fuss. Wird mit Zügen abgeschwenkt, so hat der Zug zwei Pferdelängen Distance, in welcher der Zugführer und die Schliessenden Platz finden. 9 Rotten sind das Minimum für zwei Glieder = 25 Fuss Breite, indem dann noch eine Pferdelänge Distance bleibt; das preussische Reglement bestimmt daher ganz consequent, dass bei geringerer Zahl nur drei Züge formirt werden sollen. Der Vortheil der Züge in 12 Rotten besteht vorzugsweise und allein nur darin, dass sich die Distancen leichter erhalten lassen. Die Distance beträgt dann gerade zwei Pferdelängen und wird durch die Pferde des schliessenden Unteroffiziers und des Zugführers genau ausgefüllt. — Daher die Vorliebe für 12 Rotten; es ist nur Bequemlichkeit.

Obschon nun so 12 Rotten das bequemste Verhältniss

abgeben, so werden dadurch die Schwadronen doch zu schwach, nämlich nur 96 Pferde im Gliede. Starke Eskadrons aber sind von so wesentlichem Nutzen, dass wir überzeugt sind, jeder praktische Kavallerist würde lieber mit 20 Rotten per Zug etwas unbequemer manövriren, als mit 12 Rotten bequemer. Uebrigens handelt es sich hierbei am Ende auch nur um eine bis zwei Secunden, worauf es schwerlich jemals im Gefecht wesentlich ankommen wird. Bei den Franzosen gilt die Regel, dass die Züge, sobald sie 16 Rotten stark sind, in zwei Sectionen zerfallen. Das scheint aber unpraktisch zu sein, da es stets, die Züge mögen so gross oder so klein sein wie sie wollen, vortheilhafter sein wird, mit ganzen Zügen zu evolutioniren. — Bei den Oesterreichern und Russen bilden ferner zwei Eskadrons eine Division, in der bei den Oesterreichern die Züge und Flügel von beiden Seiten nach der Mitte zu zählen. In umgekehrter Weise zählen die Divisionen, und dies erhält noch eine besondere Wichtigkeit, als im Regiment, ebenso wie in jeder Division, von den Flügeln gegen die Mitte rangirt wird, und daher die Oberstlieutenants- und zweite Majors-Division die grössten Leute und Pferde erhalten, dagegen die Obersten- und erste Majors-Division die kleinsten.

Während nun bei der Infanterie die Compagnien dicht aneinander schliessen und so die taktische Einheit, das Bataillon, bilden, sind bei der Kavallerie, da hier diese Einheit offenbar die Eskadron ist, diese nicht enge geschlossen, sondern haben überall grössere oder kleinere Intervallen. In einer früheren Zeit, z. B. im dreissigjährigen Kriege, betrugen diese Intervallen in der Regel die Frontbreite der Schwadronen; später wurden sie immer mehr verkleinert. Nach dem Reglement von 1743 betrug diese Intervalle 12 Schritt und wurde unter Umständen bis auf 20 ausgedehnt. Die Ansichten hierüber sind in den verschiedenen Armeen abweichend. Das preussische Reglement schreibt 6 Schritt vor, das österreichische 10 Schritt; der General von Bismarck verlangte nur 4 Schritt. Die Intervallen dienen vorzugsweise dazu, die Ordnung und das Geradeaus-Reiten bei den Attaken zu erhalten, wie wir dies weiterhin sehen werden. Ein Gegenstand, den wir hier noch zu betrachten haben, ist die Stellung der Offiziere. Bei der Infanterie ist dieselbe fast überall gleich oder doch gleichgültig; bei der Kavallerie, wo es wesentlich auf den Einzelkampf ankommt, in welchem der Offizier seinen Leuten ein vorleuchtendes Beispiel geben muss, ist dies etwas Anderes. Die Stellung der Offiziere hat daher in dieser Beziehung zu mehrfachen Erörterungen Veranlassung gegeben. Es darf nicht übersehen werden, dass die Offiziere,

welche in der Regel bessere Pferde reiten, wenn sie sich vor der Front befinden und das schnellste Tempo der Attake lange dauert, oftmals weit voraus in den Feind gerathen und dann häufig ohne Unterstützung der Ihrigen niedergehauen werden. Oberst von Dolffs wurde so, seiner Brigade auf einem englischen Pferde voranreitend, bei dem Ueberfall von Haynau 1813 im Handgemenge getödtet; die Attake hatte mit einem langen Trabe begonnen und mit einem langen Galopp geendigt, um die französische Infanterie zu überraschen.

Nach dem preussischen Reglement vom Jahre 1812 sollten die Offiziere bei der Attake und dem Frontmarsch sich vom Zuge aufnehmen lassen, so dass die Kruppe ihrer Pferde sich im ersten Gliede befindet, wodurch sie die mittelste Rotte rückwärts ausdrängen. Das Reglement von 1855 hat jedoch diese allerdings unpraktische Bestimmung verdrängt, und die Offiziere befinden sich jetzt bei allen Gelegenheiten vor der Front. Ebenso ist es bei den Oesterreichern; hier ist noch die Bestimmung zu erwähnen, dass es fehlerhaft vom Eskadrons-Chef wäre, beim Beginn der Vorrückung zum Angriff in grösserer Entfernung vor der Front zu reiten, und erst bei der Annäherung an den Feind durch Verminderung des Tempos seine Eskadron herankommen zu lassen, da dies auch bei der Truppe eine Minderung des Tempos veranlassen würde; er soll daher während des Aufmarsches gegen die Eskadron gewendet stehen bleiben und sich erst gegen den Gegner wenden, wenn die Linie der Zuführer in seine Nähe gekommen ist.

Bei der preussischen Kavallerie ist man mit vollem Recht der Meinung, dass der Offizier immer, und am meisten im Augenblick der Gefahr, im Moment der Entscheidung, vor der Front sein müsse; da, wo seine Leute ihn sehen, wo sein Beispiel ihnen voranleuchtet, wo er zugleich am besten übersieht und durch Zuruf und Wink auf sie wirken kann. Am nothwendigsten ist dies bei einer Kavallerie, die aus jungen Soldaten besteht.

Nachdem wir nun so die Gliederung und taktische Fundamental-Formation der Truppen betrachtet haben, gehen wir zu den Evolutionen derselben über.

B. Die Evolutionen.

Organisation und Formation sind, wie wir gesehen haben, eine unerlässliche Bedingung für den Gebrauch grösserer Truppenkörper. Es ist dies die Grundlage, das Fundament, welches sie befähigt, dem Gefechtszwecke gemäss verwendet zu werden, als ein gelenkiges Instrument in der Hand des Führers zu erscheinen. Das weiter Nothwendige ist, dass die Bewegungen und Formen, die in taktischer Beziehung zweckmässig und erforderlich sind, in derselben Weise geregelt und in ein System gebracht werden. Dieser weitere, innere Mechanismus der Truppenkörper ist, so weit er sich auf die Handhabung und den Gebrauch der Waffen bezieht, das Waffen-Exerzitium; insofern er sich auf die Bewegungen und taktischen Formen bezieht, das Evolutioniren. Beides sind Gegenstände, welche in allen Armeen durch Reglements festgestellt sind, da man schon früh und überall erkannt hat, dass eine völlige Gleichmässigkeit hierin bei allen Truppen, die zusammen vor dem Feinde gebraucht werden, nothwendig ist, wenn nicht Missverständnisse, Unordnungen und Uebelstände aller Art erzeugt werden sollen.

Das Waffen-Exerzitium, auf welches man früher und besonders bei der Infanterie einen ungemessenen Werth legte, können wir hier wohl übergehen. Es ist in den verschiedenen Heeren verschieden, was theils auf Ansichten, theils auf verschiedenartiger Construktion der Waffen beruht. Es lässt sich im Allgemeinen auf das Gewehrtragen, Laden und Schiessen reduziren. Alles Uebrige ist mehr oder weniger für den Ernstgebrauch überflüssig und findet sich von selbst. Freilich kann man auch in dieser Beziehung noch manche grosse Verschiedenheiten sehen. Eine Armee, welche Gewehre schwereren Gewichts führt, darf auf künstliche und schwierige Arten des Gewehrtragens keine zu grosse Mühe verwenden, die eines besseren Zwecks würdig ist; dem Soldaten muss diese Last vornehmlich durch Anbringung des Bajonets an der Seite, statt des Seitengewehrs, erleichtert werden; für das Gefecht selbst ist immer noch Zeit genug, es aufzupflanzen. In der österreichischen Armee wird dem Soldaten gelehrt, das Gewehr am Riemen über die Schulter gehängt zu tragen. Dadurch hat er auf Märschen die Arme frei und grössere Bequemlichkeit Es ist nicht gut, gewisse nothwendige Erleichterungen und Freiheiten erst im Kriege zu gestatten, sondern besser, bei Zeiten den Soldaten an den ordnungsmässigen Gebrauch derselben zu gewöhnen.

Nach einer Seite einfacher, nach der anderen aber schwieriger ist das Waffen-Exerzitium der Kavallerie. Schwieriger ist es, weil hier die Uebung für die blanke Waffe und die Feuerwaffe eintritt, und in ersterer Beziehung das Fechten einen Gegenstand der Uebung bilden muss, wenn die Kavallerie für das Einzelgefecht befähigt werden soll. (Besonders schwierig ist in dieser Beziehung das Exerzitium mit der Lanze.) Einfacher ist das Exerzitium der Kavallerie, weil hier die ängstliche Gleichmässigkeit in Tempo und Griff nicht nöthig ist, die bei der Infanterie erforderlich wird, wenn im geschlossenen Gefecht der Eine den Andern nicht hindern oder gar beschädigen soll.

Die Bewegungen, welche ein geschlossener Heerhaufen (Bataillon, Eskadron, Regiment) im Gefecht ausführt und wobei die Ordnung und Eintheilung erhalten wird, nennen wir Evolutionen. Der Zweck derselben ist, die möglichst vortheilhafte Wirkung der eigenen Waffen hervorzubringen oder diese Wirkung der feindlichen Waffen zu paralysiren. — Von der Zeit an, dass geschlossene Formationen der Truppen im Gefecht stattfanden, mussten auch Evolutionen nöthig werden. Wir haben in der Einleitung gesehen, welche Phasen diese Kunst durchlaufen hat, wie sie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, zu einer unnatürlichen Künstelei ausgeartet, von dem entgegengesetzten Extrem besiegt wurde; wie dann eine Zeit lang die Theoretiker zu diesem Extrem übergingen. Glücklicher Weise schwankte man nur in der Theorie und nicht in der Praxis, in der man bald erkannte, dass geregelte, festgestellte Ordnung nothwendig ist, und erst dann der Uebungsplatz die Truppen zu einem brauchbaren Instrument in der Hand des Feldherrn macht, wenn die Elementar-Taktik von richtigen Grundsätzen über das Gefecht ausgeht. Das Gefecht giebt die Norm ab für die Richtigkeit und den Werth der Evolutionen; nur die, welche im Gefecht anwendbar sind, haben überhaupt Werth. Zugleich aber folgt hieraus, dass die Evolutionen möglichst einfach sein und mit möglichster Kürze und Schärfe ausgeführt werden müssen. Denn im heissen Drange des Gefechts wird aus jeder künstlichen, verwickelten Evolution leicht Unordnung, einer der Hauptfeinde, die die Führer im Felde zu bekämpfen haben. Diese Elementar-Taktik der Evolutionen ist in allen Heeren durch Reglements festgestellt und geordnet. Das preussische vom Jahre 1812 war für seine Zeit in dieser Beziehung ein vollkommenes Muster und in seiner Einfachheit und Klarheit überall unerreicht.

Ein Reglement muss natürlich in seinen Vorschriften sich nach der Organisation, Bewaffnung, nach dem Grade von geistigen Fähigkeiten und der Dienstzeit derjenigen richten, welche es befolgen sollen. Je mehr aber die Fundamentalübungen desselben dem Gefechtserforderniss entsprechen, je einfacher und consequenter sich in ihm Alles verkettet, je weniger Umwege es nimmt, um die Truppen zu dem direkten Zweck der Waffenwirkung zu führen, desto eindringlicher wird auch die moralische Rückwirkung desselben sichtbar werden. Ein solches Reglement kann nicht, wie ein casuistisches Gesetzbuch, für alle Fälle Formen der Entwickelung und Bewegung oder des Gefechts vorschreiben, wenn dies auch nur wenige sein mögen; es sollte eigentlich nur gewisse Normalformen geben, an deren Erlernung sich der Sinn für Genauigkeit, Raum und Zeit ebenso übt, wie die Ausdauer und Energie des Willens, und aus denen dann in den unendlich vielen Spezialfällen andere Formen combinirt werden können, um dem Bedarf ohne Pedanterie, aber mit Erhaltung der Ordnung in Kürze zu genügen. Das Beispiel des französischen Reglements von 1862 für die Infanterie und von 1829 für die Kavallerie zeigt, wie ein Reglement nicht sein soll, wie es im Gegentheil beschaffen sein muss, um den Verstand und natürlichen Blick zu eliminiren, und doch schliesslich ungenügend zu sein. Das kürzeste und einfachste Exerzir-Reglement ist das für die k. k. österreichische Kavallerie, welches auf 68 Seiten alle Vorschriften für Eskadrons und Regimenter giebt (gegen 96 Seiten des preussischen Reglements, bei gleicher Zeilenzahl auf der Seite). Man sieht den französischen Reglements auf den ersten Blick an, dass sie fast lediglich zu dem Zweck entworfen sind, die längere Dienstzeit des Soldaten mehr mit Geduldsübungen als mit Gefechtsübungen auszufüllen, dem Mangel an geistiger Bildung, an Unterscheidungsvermögen abzuhelfen, Disciplin zu erzeugen. Dies letztere ist aber nicht Aufgabe des Reglements und wird auch durch dasselbe nicht erreicht, wie das Beispiel oft gezeigt hat, sondern liegt auf anderem Felde. Die Gefechtsdisciplin der preusischen Truppen in den schlesischen Kriegen war nicht allein durch harte oder strenge Strafen, sondern viel mehr dadurch erreicht, dass die Vorschriften des Reglements genau dem Gefechtsbedürfniss entsprachen und im Frieden nur das, und genau das, gelehrt wurde, was die Truppen im Kampfe brauchten; und dieselbe Wirkung wird auch heute nicht ausbleiben, wenn dieselben Ursachen gegeben sind.

Die Grundlage der Evolutionen ist nun die Fundamental-Eintheilung der Truppen. In ihr liegt die Möglichkeit der Evolutionen, oder die Schwierigkeit und selbst die Unausführbarkeit derselben. Demnächst beruhen die Evolutionen bei der Infanterie auf Tritt, Richtung und Fühlung, Gleichtritt ist die Grundbedingung der Ordnung der Rotte, Richtung ebenso des Gliedes, Fühlung die Bedingung der geschlossenen Abtheilung. Bei der Kavallerie reduziren sich diese Erfordernisse auf Richtung und Fühlung.

Die Evolutionen zerfallen in:

a) Veränderungen des Orts,
b) Veränderungen der taktischen Formation,
c) Veränderungen der Front,
d) Evolutionen und Formationen zum zerstreuten Gefecht.

a) Veränderungen des Orts.

Wir haben die Linie, sowohl für Infanterie als Kavallerie, als die Fundamental-Stellung angenommen, aus der die anderen Formationen sich erst bilden; wir wollen daher auch hier von derselben ausgehen.

Die einfachste Ortsveränderung einer in Linie stehenden Truppe ist der Frontmarsch, das Vorwärts-Bewegen in derselben Formation. So einfach diese Evolution aber auch ist (sie bedarf nur des Commandos »Marsch« und in der Ausführung des Geradeausgehens), so schwierig ist dieselbe, namentlich für grössere Abtheilungen. Die Hauptschwierigkeit nämlich dabei ist, dass die Richtungslinien der verschiedenen taktischen Einheiten genau parallel fallen müssen. Ist dies auch nur bei einer derselben nicht der Fall, so entsteht unausbleiblich ein Drängen und Schieben nach der einen Seite und ein Zerreissen des inneren Zusammenhanges nach der anderen Seite hin. Dieses Avanciren in Linie war bei der Linear-Taktik die einzige Angriffsart, eine Evolution, die die preussische Armee zu einer wahrhaft unbegreiflichen Vollkommenheit ausgebildet hatte. Bedeutende Strecken wurden so fast immer ohne Schwierigkeit, ohne in die mindeste Unordnung zu kommen, ohne Schieben, Drängen zurückgelegt, um an den Feind zu kommen. Die preussischen Relationen, wie die der Gegner, sprechen stets von dem Avanciren wie auf dem Exerzirplatze. Es wird dieses nur glaublich, obschon dennoch kaum erklärlich, wenn man bedenkt, dass eine langjährige Friedensübung der Führer und der Soldaten nur auf

die Ausbildung solcher Seiten der Elementar-Taktik gerichtet war, und dass dieses Avanciren im langsamen Schritt stattfand. Ob der Frontmarsch in Zukunft auch als Angriffsform oder nur als Bewegungsform gebraucht werden wird, muss noch dahin gestellt bleiben. Mitunter wird man ihn anwenden müssen, um der Wirkung des heutigen Granatfeuers auf tiefe Kolonnen zu entgehen; ja selbst auch wo man gezwungen ist, die Wirkung eines auf Kolonnen-Têten konzentrirten Gewehrfeuers aus weiterer Entfernung zu vermindern, um solchergestalt an einen bergenden Terrainabschnitt heranzurücken und das Weitere hier abzuwarten; also zum Beispiel da, wo man mit der entwickelten Linie nach einer kurzen Bewegung hervortreten und die Feuerkraft derselben entfalten will. Hieraus geht aber schon hervor, dass der Frontmarsch mehr eine Bewegungsform für das Heranrücken aus weiterer Ferne sein wird, als eine Angriffsform für das ganze Bataillon, aus welcher sofort in das Feuer überzugehen wäre; mehr eine Form für kleinere Fraktionen des Bataillons, als für es selbst. Unter Berücksichtigung der Wirkungssphäre des feindlichen Feuers wird es daher vorkommen können und nicht unangemessen sein, auch die hinteren Treffen in Linie entwickelt zu haben — wo es sich um einen voraussichtlich längeren direkten Vormarsch handelt. Ist man aber in der Lage, vielleicht noch Seitenbewegungen während des Vormarsches zu machen, so erscheint die Linie allerdings ungeeignet.

Ganz dasselbe gilt von dem Zurückgehen in Linie. Auch dieses wird fast immer nur auf kurze Entfernungen, nach einem abgeschlagenen Angriff oder nach einem erfolgreichen des Gegners statt haben, um sich der Wirkung des Gewehrfeuers zu entziehen. Denn innerhalb der wirksamen Schussweite des kleinen Gewehrs sind Deployements so wie Kolonnen-Formationen unausführbar, oder doch nur mit ganz unverhältnissmässigen und unnützen Verlusten zu Stande zu bringen.

Im Gegensatze zur Infanterie ist bei der Kavallerie der Frontmarsch in Linie die fast am meisten vorkommende Evolution, da derselbe die Vorbereitung zu jeder Attake ist, insofern wir hier noch von der Kolonnen-Attake abstrahiren. Bei der Kavallerie ist indessen diese Bewegung für grössere Abtheilungen auf weite Distancen fast noch schwieriger, wie bei der Infanterie, indem die Schnelligkeit der Bewegungen ein rechtzeitiges Erkennen und Verbessern der in Absicht der Richtungslinie begangenen Irrthümer selten zulässt, und eben dieser Schnelligkeit der Bewegung wegen ein solcher Fehler sich

rasch durch die ganze Linie fortpflanzt und Drängen und Auseinanderkommen zur Folge hat. So lange man mit den Ackerfurchen parallel reitet, oder sie senkrecht schneidet, tritt das freilich weniger hervor. Werden sie aber unter irgend einem Winkel spitz geschnitten, dann kann man das Drängen oder Auseinanderkommen (gegen welches die Eskadronsführer wenig Mittel in Händen haben und das sie selbst, wenn sie die Intervallen erhalten wollen, häufig veranlassen), deutlich bei den meisten Attaken sehen*). Deshalb hat auch das preussische Reglement die Richtung nach der Mitte adoptirt.

Den Uebergang aus dem Frontmarsch zum Marsch aus der Flanke macht der Marsch auf der Diagonale, was man auch halb rechts oder halb links, oder rechts oder links Ziehen nennt. Dies ist eine Evolution, welche man meistens nur anwendet, um einem Terrainhinderniss oder einer anderen Truppe auszuweichen, oder um seitwärts im Vorgehen Terrain zu gewinnen, wenn ein Fehler der Richtungslinie zu verbessern ist. In früheren Zeiten zog man, um den Feind zu täuschen, ihn unter seinen Augen zu überflügeln. Man führte dies aus, indem der eine Fuss seitwärts und der andere gradeaus gesetzt wurde, wie es die Franzosen noch jetzt machen. Die grossartigsten Beispiele der Anwendung dieser Evolution finden wir bei Kollin und bei Jägerndorf.

Da gegenwärtig grössere Bewegungen, selbst im feindlichen Feuer, fast immer in Kolonnen ausgeführt werden, so wird die schwierige Bewegung des Ziehens in Linie selten oder doch nur auf ganz kurze Entfernung angewendet. Aber auch in der Kolonne ist der Marsch auf der Diagonale für beide Waffen eine lästige Bewegung. Während nämlich beim Frontalmarsch die Richtung, wenn auch nicht haarscharf, doch vollkommen genügend durch die Fühlung Arm an Arm und Bügel an Bügel erhalten wird, ist beim Ziehen die unausgesetzte Aufmerksamkeit der Mannschaften, die Schulter hinter Schulter marschiren oder Knie hinter Knie reiten, nöthig, um die Richtung und somit die Ordnung in der Kolonne zu erhalten.

Das Dritte ist nun der Flankenmarsch, die Bewegung einer Abtheilung nach der Richtung einer ihrer Flanken. Die Ausführung dieser Bewegung geschieht auf dreifache Art, durch Schliessen, durch die Wendung und durch das Abschwenken mit Abtheilungen. Was die erste Art anbetrifft, so ist hier darüber nichts weiter zu sagen, als dass dasselbe eine Bewegung ist, die nie von grösseren Abtheilungen und immer nur auf ganz kurze Distanzen, etwa zur Ausgleichung

*) Die Intervallen sind eigentlich dazu da, verloren zu gehen.

Wehrkreisbücherei VI Breslau.

eines kleinen Fehlers in der Aufstellung, angewendet werden darf. Solche kleine Fehler verbessert man aber im Gefecht selten, und es ist daher das Schliessen in Abtheilungen nur eine Bewegung des Exerzirplatzes, welche in den meisten Armeen völlig unbekannt ist.

Der Marsch in der Wendung ist bei der Infanterie und Kavallerie sehr verschieden. Bei ersterer bildet jeder Mann ein Quadrat und die Wendung rechts oder links ist daher einfach und leicht. Schwieriger ist der Marsch in der Wendung, wenn die Distancen nicht verloren gehen sollen. Sind die Abtheilungen gross, z. B. ganze Bataillone, und ist der Boden nicht eben und fest, so entsteht unbedingt bei jeder längeren Bewegung in dieser Formation ein Stutzen, Auflaufen und Abbleiben, so dass die Distancen verloren sein werden, wenn die Front wiederhergestellt wird. Der geringe Abstand einer Rotte von der andern, der mathematisch genau erhalten werden muss, wenn jene Uebelstände nicht eintreten sollen, macht zugleich den Marsch für die Truppen höchst ermüdend und unbequem. Die Infanterie wendet daher diesen Marsch in Reihen aus der Flanke nur auf kurze Entfernungen, oder in Kolonnen (wo natürlich jede Reihe viel kürzer ist, jene Uebelstände also weniger hervortreten), oder zu den Veränderungen der Formation im Bataillon an, und da ist diese Art der Bewegung allerdings die einfachste und zweckmässigste.

Die Schwierigkeit des Reihenmarsches für längere Fronten hat bei der zweigliedrig aufgestellten Infanterie zu dem Auskunftsmittel der Doppelreihen geführt. Sie werden überall (in Oesterreich, Frankreich, Italien) so gebildet, dass die geraden Rotten jedes Gliedes neben die ungeraden treten — oder umgekehrt, je nachdem man rechts oder links sich wendet. Man gebraucht dieselbe Formation auch im Carré zur Bildung tieferer Flanken.

Für eine in drei Gliedern aufgestellte Infanterie ist dies Manöver ein sehr missliches. Auf längeren Märschen, engen Landwegen, selbst vielen Chausseen wird die Front dadurch zu breit (6 Rotten), und man kann dann nicht ohne Stockungen bei jeder Verengerung des Wegs fortkommen; endlich bleibt kein Raum für die vorbeireitenden Führer, Adjutanten, für Kavallerie und Geschütze. Man thut dann viel besser mit Sectionen zu vier Rotten abzuschwenken.

Anders und vortheilhafter stellt sich der Gebrauch der Doppelreihe aber bei einer in zwei Gliedern auftretenden Infanterie. Zunächst bieten sie dann das geeignetste Mittel die Länge einer Marschkolonne constant zu erhalten, weil die

Leute Raum zur bequemen Action der Füsse haben; vier Mann breit kann man fast auf jedem Wege marschiren; und man kann durch die Doppelreihe die Erlernung der Evolutionen in Sectionen ersparen. Wendet man sie aber zur Ausführung der Veränderungen der Formation an (zum in Kolonnen-Setzen u. s. w.) so sind sie ein Umweg, und man thut da besser, den einfachen Reihenmarsch anzuwenden, wenn er auch schwieriger für den einzelnen Mann wird. Da man aber das Erlernen des Schwenkens oder Abschwenkens in Zügen oder Halbzügen den Mannschaften doch nicht ersparen kann (das französische Reglement übt diese Evolution neben den Doppelreihen umständlich), so ist es fraglich, ob die Doppelreihe wirklich ein Vortheil für die Ausbildung der Truppe sein mag. Soll eine Bataillons-Kolonne oder eine Compagnie-Kolonne sich nach der Flanke bewegen, so kann man sie im Sinne des preussischen Reglements ebenso gut mit Sectionen abschwenken lassen, um die Bewegung zu erleichtern, als in Doppelreihen formiren; das Eine ist so gut wie das Andere.

Ganz anders ist dies nun bei der Kavallerie. Jeder einzelne Reiter bildet ein Rechteck, dessen Seiten sich wie 1 : 3 verhalten, welches sich daher, sowie mehrere nebeneinander stehen, nicht um seinen Mittelpunkt drehen kann, ohne den Raum der nebenstehenden in Anspruch zu nehmen. Es ist also kein Platz zur Wendung vorhanden. Will die Kavallerie solche Flankenmärsche unternehmen, so muss sie die Fronte in kleine Abtheilungen gliederweise brechen, und mit diesen schwenken, wobei denn das Verhältniss der Länge des Pferdes zu seiner Breite zum Grunde gelegt wird. Dieses hat denn die Wendung zu drei und zu vier herbeigeführt, ein Punkt, über welchen in den letzten funfzig Jahren viel gestritten worden ist, ohne dass es zu einer Vereinigung der streitenden Ansichten gekommen wäre. Obschon in der preussischen Kavallerie seit dem Jahre 1812 die Wendung zu drei reglementsmässig ist, so sind alte erfahrene Kavalleristen doch vielfach für die Wendung zu vier. Das österreichische Reglement hat die Rottenkolonne zu Zweien oder Vieren, aber nicht zur Anwendung bei Evolutionen, sondern ausschliesslich nur zu Passiren von Defileen und Märschen.

Die Wendung zu drei wird ausgeführt, indem sich drei Mann aus jedem Gliede rechts oder links schwenken, so dass der Flügelmann das Pivot bildet und beide Glieder nebeneinander kommen. Die Wendung zu vier geschieht in derselben Art, nur dreht sich die Abtheilung um ihre Axe und es darf das zweite Glied nicht ganz dicht aufgeschlossen sein, in

welchem Falle man es etwas zurücktreten lassen muss. Die Wendung zu drei ist offenbar bei dem Verhältniss von 1 : 3 mathematisch richtiger, aber nicht praktisch richtiger. Es bleibt nämlich nach der Wendung durchaus keine Distance zwischen den Abtheilungen, so dass für den Marsch der Raum zum Ausschreiten für die Pferde fehlt. Dieser wird dadurch nur gewonnen, dass der zweite Abmarsch auf die Lücken des ersten, der dritte wieder auf die des zweiten u. s. w. reitet, was dann zur Folge hat, dass bei jedem Flankenmarsch in dieser Formation, namentlich in schnelleren Gangarten, fast immer die Distance verloren wird. Endlich ist auch eine doppelte Abtheilung der Mannschaften nöthig für den Abmarsch zu zwei und wegen des Absitzens. Alle diese Unbequemlichkeiten fallen mit der Wendung zu vier fort, von der man sagen kann, dass sie um so viel zu gross ist, als die zu drei zu klein.

Im Gefecht wird man, der zu befürchtenden Unordnung wegen, den Flankenmarsch in der Wendung sehr ungern machen, und man wird lieber die Evolutionen und Formations-Veränderungen durch Abschwenken mit Zügen ausführen. Die Russen sind die einzigen, welche die Wendung zu Deployements benutzten. Die Franzosen haben nur die Wendung zu vier: die Oesterreicher wendeten früher zu drei und auch zu vier; dafür ist gar kein Grund, Eins oder das Andere.

Die dritte Art des Flankenmarsches ist nun die in grösseren Abtheilungen der Frontlinie, also durch Abschwenken mit Zügen, mit Sectionen, Divisionen, bei der Kavallerie mit ganzen und halben Eskadrons und Zügen.

Die kleinste Abtheilung, mit der die Linie gebrochen wird, ist bei der Infanterie die Section, eine Formation, die man indessen nur bei Märschen auf Landstrassen und Wegen, und nicht zum Evolutioniren anwendet, indem sie an denselben Mängeln leidet, wie der Flankenmarsch in Reihen. Die Distancen der einzelnen Abtheilungen sind zu klein; der ganze Abstand des Zuges vertheilt sich auf zu viele einzelne Theile, die sie alle genau halten müssen, wenn die Abstände nicht zu gross oder zu klein werden sollen. Hat der Zug 30 bis 35 Rotten, so muss er in 5 bis 7 Sectionen getheilt werden, was 40 bis 56 Abtheilungen für das Bataillon giebt. Bei den Evolutionen bricht man daher, bei der Infanterie wie bei der Kavallerie, mit Zügen, wodurch sich dann eine Zugkolonne mit ganzen Abständen bildet, bei der die Herstellung der Front einfach und leicht durch Einschwenken der Züge geschieht. Auf dieser Formation beruht nun der Alignementsmarsch, der früher

ausschliesslich in geöffneter Zugkolonne mit ganzer Distance ausgeführt wurde, und eines der Hauptmittel zur taktischen Einleitung der Schlachten Friedrichs des Grossen, sowohl für die Kavallerie als für die Infanterie, abgab. Bei dem damaligen Stande der Taktik, wo man jede Erinnerung an die geschlossene Kolonne verloren hatte, war bei offensiver Gefechtsführung der Alignementsmarsch in geöffneter Zugkolonne allerdings das einfachste und zweckmässigste Mittel, um sich vor dem gewählten Angriffspunkt, gewöhnlich einer der Flanken der feindlichen Stellung, zu entwickeln, aufs Schnellste, und in den meisten Fällen überraschend, die eigentliche Gefechtsformation, die Schlachtordnung, anzunehmen. In den meisten Schlachten des siebenjährigen Krieges, insofern sie nicht reine Frontalgefechte sind, wie Lowositz, Kay, Jägerndorf und Breslau, kommt der Alignementsmarsch als Mittel der taktischen Entwickelung vor; so bei Prag, Kollin, Leuthen, Zorndorf, Kunersdorf, Torgau. In einer Schlacht wird er von beiden Theilen angenommen, bei Rossbach, wo die ganze Anlage der Schlacht sich gegenseitig um die Umfassung und Ueberflügelung einer Flanke des feindlichen Heeres drehte. Die Franzosen holten dazu zu weit aus; sie wollten zu gründlich umfassen, in den Rücken gehen und wurden darüber selbst durch den Linksabmarsch des Königs umfasst, indem derselbe, auf der Sehne des Bogens marschirend, den Schneidungspunkt beider Linien früher erreichte, überschritt, sodann einschwenkte und der Spitze der rechts in Zügen abmarschirten Kolonne des Feindes sein volles Treffen entgegenführte. Auf diese Weise kam jene Kolonne gar nicht zum Aufmarsch und zur Entwickelung.

Für die Infanterie gehört der Alignementsmarsch zu den veralteten Evolutionen, nachdem man gelernt hat, dergleichen Bewegungen in geschlossener Kolonne auszuführen, die, wenn man sonst will, da schnell deployirt, wo man sonst einschwenkte.

Anders ist es für die Kavallerie, für welche der Alignementsmarsch in der Zugkolonne noch immer einen etwas grösseren Werth hat, insofern die Fälle seiner Anwendbarkeit noch häufiger eintreten werden. Das Flankiren der feindlichen Aufstellung, sei es nur mit einem Angriffe drohend, sei es zum wirklichen Flankenangriff übergehend, ist häufig für grössere oder kleinere Abtheilungen die Aufgabe der Kavallerie. Müssen solche Bewegungen in der Nähe des Feindes, unter seinen Augen und in seiner Angriffssphäre ausgeführt werden, so ist der Marsch in der Kolonne gefährlich, da sich die Kavallerie

aus derselben, sei sie angreifend, oder angegriffen, immer erst durch das Deployement entwickeln muss. Dies ist unter Umständen, z. B. unter einem wirksamen Granatfeuer, sehr schwierig.

Der Alignementsmarsch bietet dagegen mehrere Vortheile dar. Erstens kann man ohne alle Schwierigkeit die Direktion der spätern Angriffslinie ändern, je nachdem dies die dem Führer immer mehr nach und nach klar werdenden Umstände erheischen. Zweitens bleibt die Truppe dabei fast vollkommen gefechtsbereit, da nur ein einfaches Einschwenken nothwendig ist, um zur Attake übergehen zu können. Für den Führer ist beim Alignementsmarsch die richtige Direktion der Spitze und das Einschwenken im rechten Moment die Hauptsache; für die Führer der Unterabtheilungen ist es das Festhalten der richtigen Distance ihrer Abtheilungen.

Der Alignementsmarsch als Mittel der taktischen Entwickelung führt uns so auf die Ab- und Aufmärsche, welche Evolutionen ebenfalls eine Ortsveränderung in sich schliessen, wenn auch nicht stets eine totale. Bei der Lineartaktik, wo alle Theile der Schlachtordnung im innigsten, festesten Zusammenhang stehen mussten, hatten die Formationen zum taktischen Ab- und Aufmarsch eine grosse Wichtigkeit. Sie hatten einen Werth und Einfluss auf das Gefecht selbst, den sie in der neueren Taktik fast ganz verloren haben. Gegenwärtig kommt es nur darauf an, dass die dem Gefecht in dichten geschlossenen Massen entgegenrückenden Truppen in der Weise auf einander folgen, wie sie im Grossen nach Maassgabe des Terrains zur Erreichung des Gefechtszwecks angewendet werden sollen. Die Art der taktischen Eintheilung ist dabei ziemlich gleichgültig, da für ein Bataillon nur etwa eine Minute, für eine Brigade Infanterie vier bis fünf Minuten nöthig sind, um eine Formation anzunehmen, in der sie nach jeder Richtung hin in ein Gefecht eingehen können. Eben so gleichgültig ist die Art des Aufmarsches zum Gefecht, indem derselbe gar nicht mehr durch die Art des Abmarsches bedingt wird.

Eine Brigade, eine Division mag jetzt rechts, links, oder aus der Mitte abmarschirt sein, so trägt sie die Möglichkeit in sich, in jeder Art zum Gefecht aufzumarschiren, und daher immer so, wie es die Umstände, die etwa schon vorhandenen Gefechtsverhältnisse, als zweckmässig erheischen.

Ganz anders war dies bei der Lineartaktik, bei welcher die Art des Aufmarsches bereits unumgänglich bedingt war durch die Art des Abmarsches. War man rechts abmarschirt, so musste man links aufmarschiren; war man links abmarschirt,

so musste man rechts aufmarschiren, wenn nicht alle Ordnung gestört und die ganze Armee, wie jeder einzelne Theil darin, umgekehrt werden sollte wie ein Handschuh. Da hatte man denn dreierlei Arten des Aufmarsches. Erstens den Alignementsmarsch, der den Vortheil gewährt, zu halten und den Flügel anzusetzen, wo man will; der aber voraussetzt, dass man richtig abmarschirt ist. Zweitens den Husaren-Aufmarsch durch successives Einschwenken; angewendet, wenn man falsch abmarschirt war, z. B. rechts bei nothwendig werdender Entwickelung links. Drittens das Evantailliren, Aufmarsch durch Diagonalmarsch, der für grössere Abtheilungen fast immer mit dem Adjutanten-Aufmarsch verbunden war. Die Adjutanten der Abtheilungen ritten nämlich vor, alignirten sich und nahmen die Distance für die Tête ihrer Abtheilung, die dann an Ort und Stelle evantaillirte. Die beiden letzten Arten des Aufmarsches haben den Nachtheil, dass von Hause aus ein Flügel feststeht, also die spätere Aufstellung übersehen werden kann, lange bevor sie noch von den Truppen erreicht ist. Man suchte daher diese Arten des Aufmarsches so viel als möglich zu vermeiden, selbst wenn dadurch die kostbarste Zeit unwiederbringlich verloren ging. (So z. B. bei Prag, wo vierzig Bataillone im ersten Treffen rechts abmarschirt waren und der linke Flügel vorgezogen wurde, weil man links abmarschiren musste, um den feindlichen rechten Flügel anzugreifen.) Bei Lowositz musste die Infanterie und die Kavallerie, die im Centro der Schlachtordnung sich befand, links evantailliren.

Der Abmarsch grösserer Abtheilungen, wie ganzer Armeen, geschah dann entweder treffenweise rechts oder links, durch Abschwenken mit Zügen; oder flügelweise rechts oder links, durch Abbrechen in Zügen vom rechten oder linken Flügel. Im ersten Falle fand ein Flankenmarsch statt; im zweiten ein Frontmarsch.

b) Evolutionen als Veränderungen der Formation.

1. Bei der Infanterie.

Bereits in der Einleitung ist dargethan, wie die neuere Taktik in Rücksicht ihrer Elemente die Vereinigung der drei Formen, Linie, Kolonne und zerstreute Ordnung, zum Grundprincip hat; und man kann mit vollem Recht sagen, die neuere Taktik sei nichts weiter, als die rechtzeitige Anwendung der drei Formen, entweder einzeln, oder verbunden. — Die Haupt-

aufgabe für die taktische Ausbildung der Truppe ist daher das sichere und schnelle Uebergehen aus einer Form in die andere, und die Erlangung der Fähigkeit, in jeder derselben bewegt und für das Gefecht verwendet zu werden. Nachdem die Stellung in tiefen geschlossenen Haufen, deren Zweck es aber gar nicht war, sich zu entwickeln, aufgegeben worden war, entstanden die ersten Kolonnen wieder durch das Abschwenken oder Abbrechen mit Zügen. Diese geöffneten Kolonnen aber hatten den Nachtheil grosser Tiefe, wodurch Uebersicht und Beweglichkeit sehr erschwert wurden. Diese wesentlichen Mängel führten von selbst auf die geschlossene Kolonne, die entweder durch Aufrücken aus der geöffneten, oder durch Hintereinanderschieben der Abtheilungen aus der Linie gebildet wird. Bei der Infanterie kann auf diese Weise die Tiefe der Kolonne, auch wenn die Zugfront beibehalten wird, auf ein Achtel verkürzt werden, da Zug an Zug auf einen Schritt schliessen kann, so dass ein Bataillon etwa 25 bis 30 Schritt Tiefe, mithin beinahe genau ein Quadrat einnimmt. Anders ist es bei der Kavallerie; soll sie vom Fleck aus evolutioniren, so muss der Schwierigkeit der Wendung wegen die Zugdistance erhalten werden, woraus folgt, dass man eine Kolonne Kavallerie nur verkürzen kann, indem man in grösseren Abtheilungen aufmarschiren lässt, und die Verkürzung steigt dann hiermit in gleichem Verhältniss.

Um der Angriffsfront der Kolonne eine grössere Stärke zu geben, die Tiefe noch mehr zu vermindern und die Deployements durch gleichzeitiges Herausschieben nach zwei Seiten noch zu beschleunigen, kam man darauf, die Kolonne zu verdoppeln; so entstand die Kolonne nach der Mitte bei der Infanterie, *colonne double* der Franzosen, Doppel-Kolonne der Oesterreicher, die Divisions-Kolonne bei der Kavallerie. Alle Armeen kennen sie. Meist findet man grosse Distancen bei der Angriffs-Kolonne der Infanterie; so die Franzosen, welche zugleich diese Kolonne, die wir nur auf die Mitte bilden, auf jede beliebige Division und häufig auf die erste Division formiren. Dies ist der wesentliche Unterschied zwischen den verschiedenen Arten die Doppel-Kolonne zu gebrauchen. Preussen hat als Gefechts-Kolonne des Bataillons nur die Kolonne nach der Mitte, während bei andern Armeen dieselbe sowohl auf die mittlere, wie auf eine andere Compagnie gebildet werden kann. In Oesterreich zieht man die vier Compagnie- (Massen-) Kolonnen in eine Höhe nach der Mitte zusammen und bildet so eine Kolonne, welche etwas mehr Breite, bei geringerer Tiefe hat, als die preussische Kolonne.

Die Kolonne im Allgemeinen hat nun einen dreifachen Zweck. Erstens ist sie die Formation, in welcher alle taktischen Bewegungen vor dem Feinde ausgeführt werden, indem sie die grösste Widerstandsfähigkeit mit der grössten Beweglichkeit vereinigt. Zweitens, dient sie als Angriffs-Formation, wenn zum Gefecht mit der blanken Waffe übergegangen werden soll, und ist drittens das Mittel, die Bataillone geschlossen und in möglichster Ordnung bis an die Grenze des wirksamen Bereichs des kleinen Gewehrs zu bringen, wenn in das Feuergefecht geschlossener Infanterie eingegangen werden soll.

Der Hauptvortheil der Kolonnenstellung ist der, dass in derselben die Truppe von der Stimme des Führers vollkommen beherrscht wird, so dass über jeden Theil in jedem Augenblick durch ein einfaches Kommando disponirt werden kann. Sie ist daher vorzugsweise auch für ungeübte Truppen geeignet, die in dieser Formation stets in der Hand der Führer bleiben und nur für einige wenige leicht ausführbare Bewegungen exerzirt zu sein brauchen.

Auf diese Weise kann die Infanterie stets in Ordnung erhalten und mit Ordnung selbst in einem nicht ganz offenen Terrain bewegt werden. Die Front der Angriffskolonne beträgt nur ein Viertel der Linie, und sie kann daher die Terrainhindernisse, welche ihr überhaupt schon in demselben Verhältniss weniger entgegentreten, viel leichter überwinden oder umgehen. Die Kolonnenstellung hat demnächst den stärksten inneren Zusammenhang. Jede solche Masse bildet ein abgesondertes Ganze, was auf sich angewiesen, in sich seinen eigenen Stützpunkt findet, so dass selbst die Unordnung, welche etwa in einer Kolonne entsteht, leicht in derselben zurückzuhalten ist, und verhindert werden kann, dass sich solche anderen Theilen der Schlachtordnung mittheile. Gegen Kavallerie-Angriffe, wenn solche nicht durch Artilleriefeuer vorbereitet sind, findet die Infanterie-Kolonne in sich selbst ausreichenden Halt und entwickelt in dieser Beziehung eine Widerstandskraft, welche nur in seltenen Ausnahmen von der Kavallerie gebrochen worden ist. Die Kolonnenstellung leidet nicht an der Hauptschwäche der Linienstellung, dass die Flanke nicht ohne Weiteres vertheidigungsfähig ist; worin zugleich ein Hauptgrund ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Kavallerie zu suchen ist. Die Wirkung des Artilleriefeuers ist zwar gegen Kolonnen bedeutend stärker, als gegen Linien, dagegen kann die Kolonne jeden kleinen Terrain-Vortheil leicht benutzen und sich so häufig dem Geschützfeuer ganz

entziehen, dem sich ein Theil der Linie aussetzen muss. Man kann sich ferner in der Kolonne am schnellsten mit Ordnung bewegen, wogegen die Bewegungen der Linie langsam sein müssen und das genaueste Eingreifen aller Theile der grossen Maschine nöthig machen, wenn die Ordnung auf mehr als eine ganz kurze Distance erhalten werden soll. Da nun die Masse durch ihren physischen Druck eine wirkliche Kraft, eine Gewalt ausübt, die der Linie fehlt, so wird die Kolonne die zweckmässigste Formation, wenn zum Angriff mit dem Bajonett übergegangen werden soll. Zu den Vortheilen der Kolonnenstellung gehört ferner, dass die Truppen in selbiger sehr schwer vom Feinde übersehen werden können. Die Stärke der Truppen lässt sich in derselben selbst im offenen Terrain sehr leicht verbergen. Es ist schwer, aus einiger Entfernung zu erkennen, ob man ein oder zwei Bataillone, zwei oder drei, vor sich hat, wenn sie in Angriffskolonnen dicht hinter einander stehen. Dasselbe gilt von grösseren Massen. Ob man fünf oder sechs, eine oder zwei Brigaden sieht, lässt sich da sehr schwer unterscheiden, besonders wenn man es darauf absieht, den Gegner zu täuschen. In ihr lassen sich mit grösster Leichtigkeit die Truppen nach jeder Richtung hin entwickeln, indem bei grösseren taktischen Körpern jedes Bataillon auf dem kürzesten Wege seinen Platz in der Aufstellung einnimmt. Dasselbe gilt von den Abmärschen. Auf- und Abmärsche sind auf diesem Wege so vielfach geworden. So augenscheinlich aber auch diese Vortheile sind, so wird man doch auch die Nachtheile derselben nicht ganz übersehen dürfen, die es eben sind, weshalb die Kolonne nicht dazu gelangt ist, die Linienstellung ganz zu verdrängen.

Bei diesen Nachtheilen steht oben an, dass die Kolonnenstellung nur einer geringen Anzahl von Gewehren gestattet, in Wirksamkeit zu treten. Bei unserer Angriffskolonne ist dies ein Viertel dessen, was die Linie entwickelt. Wo es mithin auf die Entscheidung durch das Feuergewehr ankommt, ist die Linie der Kolonne so gewaltig überlegen, dass sie sich auf keinen Kampf in dieser Weise einlassen kann. Sie ist in diesem gezwungen, ebenfalls zur Linienstellung überzugehen. Die Wirkung des feindlichen Geschützfeuers wird für die Kolonnenstellung bei näheren Distancen auf günstigem Terrain, und besonders, wenn gehalten werden muss und die Artilleristen sich korrigiren können, so mörderisch, dass es zweckmässiger wird, die Truppe zu entwickeln. Endlich wird, namentlich bei heissem, staubigen Wetter, der Truppe Marsch und Stellung in der Kolonne auf die Dauer höchst lästig, so dass dieserhalb die dichtgeschlossenen Kolonnen geöffnet werden müssen.

Mit der Einführung der geschlossenen Kolonne musste zugleich das Deployement, als die zweckmässigste Weise der Entwickelung der Kolonne zur Linie, allgemein gebräuchlich werden. Es kann auf eine doppelte Weise ausgeführt werden, insofern nämlich nicht in der Inversion deployirt wird. Deployiren die Kolonnen nach Maassgabe ihres Abmarsches richtig, also rechts abmarschirte Kolonnen links, und links abmarschirte rechts, so können die Züge entweder auf den Katheten eines Dreiecks gehen, wie bei der geschlossenen Kolonne (*colonne serrée*, Massen-Kolonne), oder auf der Hypothenuse bei der geöffneten. Hier tritt noch die Complication hinein, dass da, wo Doppelreihen gebräuchlich sind, diese zum Deployiren gebraucht werden; eine wie es scheint unnütze Verlangsamung des Aktes. Ausserdem aber wird da, wo man die Inversion scheut, oder scheuen muss, noch das Deployement aus der Tiefe geübt (Preussen und Frankreich). Oesterreich kennt das Deployement aus der Tiefe nicht: Die Entwickelung der Compagnie-Kolonne oder Masse muss allerdings immer so bewirkt werden, dass die Züge in das ihnen angewiesene Aufstellungsverhältniss gelangen, aber innerhalb der Division können die beiden Compagnien ihren Platz ebenso intervertiren, wie innerhalb des Bataillons die Divisionen. Das Deployement aus der Tiefe ist ein so schwieriges Manöver, dass man es perhorresciren und darauf dringen muss, dass das Bataillon durch seine taktische Constitution unabhängig von der Inversion sei.

Dies kann nur dadurch geschehen, dass die Compagnie in sich schon unabhängig davon ist, und dass das Bataillon durch eine consequente Benutzung ihrer Fähigkeit somit im Stande sei, zu leisten, was jedes Kavallerie-Regiment leistet. Dies schliesst nicht aus, dass man das Bataillon und die Compagnie anfänglich in der Normalaufstellung übe, in welcher die Evolutionen normale Formations-Veränderungen hervorbringen; aber nur so lange als nöthig ist, um die Führer und Mannschaft an leichteren Aufgaben zu bilden. Die Normalaufstellung aber als ein Unverbrüchliches anzusehen, ist ein Mangel; die organischen Elemente des Bataillons müssen als solche auch in variirten Aufstellungen schnell zur Gefechtswirkung kommen, und es scheint für die Belebung der Aufmerksamkeit der Führer und Mannschaft auf dem Exerzirplatz, wo die sonstigen objektiven Momente (Terrain und Feind) nicht vorhanden sind, dies ein vortreffliches Mittel zu sein.

Ganz speziell betrachten wir nun die Formation der Compagnie-Kolonne, welche den Uebergang zur Formation für die zerstreute Ordnung bildet, die Grundlage für eine

Fechtart, die einer ungemeinen Entwickelung fähig ist. Sie soll nicht blos das Reservoir sein, aus dem die Tirailleurs entnommen werden und in welches sie wieder zurückkehren, sondern sie soll wesentlich dazu dienen, dass das Bataillon die ganze Kraft seines organischen Zusammenhangs entwickele. Sie sind in neuester Zeit auch in Oesterreich, Russland und Italien angenommen; nur bemerken wir, dass die Compagnie-Kolonne in Oesterreich eine Kolonne mit Zugdistancen ist, und ihre Compagnie-Masse den preussischen Compagnie-Kolonnen entspricht; dass ferner in allen diesen Staaten die Compagnie-Kolonnen aus vier, in Preussen aus drei ganzen Zügen gebildet wird.

Die Voraussetzung der Formation der Compagnie-Kolonnen sind starke Compagnien, indem hier die Compagnie fast dieselbe Widerstandskraft besitzen muss, die sonst das Bataillon hat. Es gehören ferner dazu gut exerzirte und ausgebildete Truppen, da hier der Einzelne schon mehr auf sich angewiesen wird und zur freieren Wirksamkeit kommt, was namentlich von den Offizieren und Unteroffizieren, vorzugsweise aber von Hauptleuten gilt. Endlich aber ist es nöthig, dass das Bataillon nicht in zu viele Compagnien zerlegt sei, um die Leitung derselben zu einem Zwecke festzuhalten, damit der Commandeur dafür sorgen könne, dass die einzelnen Führer diesen Zweck nicht aus den Augen verlieren. Die Zahl von vier Compagnien wird, abgesehen von ihrer numerischen Stärke, in den meisten Fällen alle Aufmerksamkeit des Führers in Anspruch nehmen. Wo mehr Compagnien vereinigt sind wird dann schon ein Zwischenbefehl eintreten müssen, obgleich dann in der Regel die Vortheile der organischen Zusammensetzung verloren gehen; die Aufstellung der Division, des Halbbataillons hat nur einen ganz vorübergehenden Nutzen und wird im Gefecht selbst in der Regel aufhören müssen.

Die Vortheile der Compagnie-Kolonnen und das Gefecht mit denselben, wie seine Grundlinien im preussischen Exerzir-Reglement und in den vortrefflichen Werken von General von Holleben und General Graf Waldersee gegeben sind, müssen wir hier näher betrachten, da sie vorzugsweise in fremden Armeen Gegner gefunden haben.

Ein Bataillon, welches als solches geschlossen ins Gefecht eingeht, sendet seine Tirailleurs voraus und folgt ihnen selbst als Hauptsoutien, ohne weitere Reserve für sich selbst. Sobald die Tirailleurs auf einen Widerstand stossen, den sie nicht zu überwinden vermögen, oder sobald sie auf das Bataillon zurückgedrängt werden, muss dasselbe sich selbst ins Gefecht

einlassen als ein nicht weiter theilbares Ganzes, mit allen seinen Kräften, ohne Rücksicht darauf, ob auch wenigere ausreichen.

Ferner ist dies Eingehen des Bataillons ins Gefecht ein einfacher Akt, es kann den Feind nur in der Front angreifen, oder nur ihn umgehen u. s. w. Niemals aber kann es gleichzeitig Eines und das Andere. Ist der Gefechtsakt verlaufen, so sind alle Kräfte in Thätigkeit im Feuer gewesen, obschon vielleicht nur die Hälfte nöthig war. Nach jedem Gefecht aber tritt ein Zeitpunkt ein, wo nothwendigerweise die Ordnung wieder hergestellt werden muss, soll ein neuer Angriff unternommen werden, falls der erste abgeschlagen wurde, oder soll der Gegner verfolgt werden, falls der erste Angriff gelang. Nach dem Gefecht des Bataillons als Ganzem wird daher jedesmal eine Pause entstehen, die dem Feinde zu Gute kommt, sei es auf die eine oder die andere Weise. Ganz anders sind die Verhältnisse, sobald das Bataillon sich zum Gefecht in Compagnie-Kolonnen theilt. Zunächst unternimmt dasselbe mit einer Compagnie das Gefecht, die wieder ihren Tirailleurzug voraussendet; sie wird unterstützt nach Erforderniss mit einer zweiten Compagnie, oder die Entscheidung mit zwei anderen herbeigeführt; es bleibt immer noch eine in Reserve. Das Gefecht kann hingehalten, erneuert, gleichzeitig gegen Front und Flanken gerichtet werden. Endlich wird auch die Anwendung der Compagnie-Kolonnen in den meisten Fällen ein genügendes Mittel bieten, die Wirkung des feindlichen Feuers zu vermindern, da sie im Terrain leichter Deckung finden, weniger Tiefe haben, und doch in der nächsten Nähe des Führers, also in seinem Commando, in seiner Hand bleiben können. Beim Vor- und Zurückgehen, wie bei Seitenbewegungen der Bataillone kann man die Compagnien so marschiren lassen, dass die geschlossene Linie schnell durch einen Aufmarsch derselben herzustellen ist. — Da aber im Wechsel der Terrain-Gestaltung auch die richtigen Abstände leicht verloren gehen, hier oft zu viel, dort zu wenig Raum für den normalen Aufmarsch ist, wird man die Compagnien an den Aufmarsch ihrer Züge, das Bataillon an den Aufmarsch seiner Compagnien auch in der Inversion gewöhnen müssen; und das ist freilich nur möglich, wenn alle Züge gleiche Bestimmung haben, nicht einem von ihnen vorzugsweise eine besondere Bestimmung zugewiesen ist. Aus diesem Grunde vertheidigen wir die Ansicht, dass der reglementarische Gebrauch des dritten Gliedes den preussischen Hauptmann in der Aufstellung, Ausbildung und Verwerthung seiner Compagnie zu

sehr bindet, und dass man ihm wohl dieselbe Freiheit gestatten müsste, welche alle übrigen Reglements dem Hauptmann in dieser Beziehung geben. Will man eine Beschränkung festhalten, so scheint es immer noch gerathener, einen Zug mehr für das geschlossene Gefecht, und zwei Züge mehr für das zerstreute vorzugsweise auszubilden, da das Gefecht in der Regel ebenso diesen Aufwand von zerstreut Fechtenden, wie die Reservirung eines Zuges für unvorhergesehene Fälle verlangt. Wir bleiben mit diesem Wunsche in der Analogie und Consequenz jenes früher ausgesprochenen, nach welchem die drei Bataillone eines Regiments als zwei Musketier- und zwei Füsilier-Bataillone, in Bezug auf die Beschaffenheit des Ersatzes, der natürlichen Gaben der Mannschaft, zu organisiren wären.

Das Gefecht in Compagnie-Kolonnen gewährt also unendlich viele Chancen, und ist dem in ganzen Bataillonsmassen für kleinere Abtheilungen, denen es darauf ankommt, das Gefecht mit Zähigkeit hinzuhalten und gerade nicht eine grosse Entscheidung mit Aufbietung aller Kräfte herbeizuführen, höchst überlegen. Aber nothwendig ist es natürlich, dass die Taktik des Compagnie-Kolonnen-Gefechts ausgebildet und Truppen und Führer darauf vorbereitet und eingeübt werden, weil hierbei eine Vervielfältigung des Befehls eintritt, welche höchst nachtheilig werden kann, wenn Mangel an Uebung und Routine Stockung im Gange aller Theile hervorbringt. Deshalb ist es zweckmässig, wenn die Evolutionen mit Compagnie-Kolonnen auf eben so einfache Principien und Commandos zurückgeführt und festgestellt werden, wie das Evolutioniren mit Zügen im Bataillon.

Wir haben noch eine Formationsveränderung zu betrachten, welche mit der Bataillons-Kolonne im genauesten Zusammenhange steht, es ist die Carré-Formation, welche die Infanterie zum Gefecht mit der Kavallerie annimmt. Bei diesem Gefecht sind nämlich der Rücken und die Flanken die schwachen Seiten der Infanterie, indem die Schnelligkeit der Bewegungen der Kavallerie nicht erlaubt, durch Frontveränderungen ihrem Angriff diese schwachen Seiten zu entziehen und ihr stets die Front, die starke Seite der Infanterie entgegenzustellen. Man kam daher darauf, Flanken und Rücken ganz aufzuheben, den Bataillonen eine Formation zu geben, in der die Truppe nach allen Seiten gleichzeitig Front machen und eine Abtheilung der anderen Flanke und Rücken decken kann. Dieses führte denn auf die Carré-Formation. — In der Zeit der Linear-Taktik war es natürlich, dass hierbei der Hauptaccent auf die möglichst ungestörte Wirkung der Feuer-

gewehre gelegt wurde und daher das Bestreben entstand, der Kavallerie die möglichst grösste Zahl von Feuergewehren entgegenzusetzen. Man formirte daher, dieser Ansicht treu bleibend, hohle dreigliedrige Carrés, indem man drei Viertel der Züge eines Bataillons aus der Linie rückwärts abschwenken liess. Man bestimmte zur Tête entweder den dritten und vierten Zug, oder den vierten und fünften, oder den fünften und sechsten, und ging dann bald noch weiter, indem man Carrés von 2 Bataillonen formirte, wobei vier Züge in jeder Seite standen. Dabei wurden denn die Bataillonsgeschütze in die Winkel oder Ecken gestellt.

Diese dreigliedrigen hohlen Carrés, bei deren Bewegungen immer zwei Seiten Flankenmarsch in Reihen machen mussten, haben lange Zeit hindurch vortreffliche Dienste geleistet, und namentlich ist die Geschichte des siebenjährigen Krieges reich an Beispielen, wo solche Carrés den wiederholten Angriffen einer zahlreichen Kavallerie mit dem schönsten Erfolge widerstanden haben. Als eine taktische Formation in der Schlachtlinie kommen sie jedoch nicht vor; nur bei Rückzugsgefechten, wenn sich Infanterie, verlassen von der eigenen Kavallerie, den feindlichen Angriffen entziehen musste. Welches Vertrauen Friedrich II. in dieser Beziehung auf seine Infanterie setzte, ergiebt sich auf das Deutlichste aus seinen Reglements, wo er die preussische Infanterie in der Carré - Formation geradezu für unüberwindlich erklärt. In der That hat sie ihn hierin nur selten getäuscht.

Als in der späteren Zeit, namentlich in den Revolutionskriegen, der Gebrauch der geschlossenen Kolonne sich immer mehr ausbildete, kam man darauf, aus diesen Kolonnen durch einfaches Frontmachen nach allen Seiten die vollen Carrés zu bilden, die allerdings bei ihrem grösseren inneren Zusammenhange der veränderten Fechtart entsprechen.

In den neueren Armeen findet man entweder beide Formationen neben einander, oder nur eine, und dann gewöhnlich die letztere.

Die preussische Armee hat das volle Carré des Bataillons, welches aus der Angriffskolonne durch einfaches Frontmachen nach allen Seiten und dichtes Aufschliessen der Züge gebildet wird; es entsteht dadurch im Innern ein Raum, der noch gross genug ist, um ausser dem Kommandeur und seinem Adjutanten noch einen Reiter aufzunehmen. Ausserdem hat man das Compagnie - Carré, welches aus der Compagnie-Kolonne durch dichtes Aufschliessen der vordern und hinteren Halbzüge und Einschwenken der Hälften des mittelsten Halbzuges in die beiden Flanken gebildet wird.

Die österreichische Armee hat drei Arten: das Bataillons-, das Divisions- und das Compagnie - Carré. Sie werden alle drei aus der analogen Masse durch dichtes Aufschliessen der vierten und folgenden Glieder an Tête und Queue gebildet, während in der Mitte auf den Flanken durch Formirung der Doppelreihen die durch das Aufschliessen gebildeten Lücken ausgebildet werden. Das Bataillons - Carré ist leicht herzustellen und hat vier Glieder Tiefe nach Tête und Queue und den Flanken. Das Divisions - Carré hat natürlich eine geringere Ausdehnung, bietet aber eine ebenso gleichmässig tiefe und einfache Formation dar. Das Compagnie - Carré ist dann nur eine einfache Form, welche für einzeln fechtende Compagnien gegeben wird, wie bei der preussischen Compagnie-Kolonne. Uebrigens sind diese Carré - Formationen wesentlich für ein Bataillon von sechs Compagnien oder resp. für Divisionen eingerichtet, die aus zwei Compagnien zu vier Zügen formirt werden, und es lässt sich nicht leugnen, dass diese Organisation wesentliche Vortheile für ein widerstandsfähiges und geräumiges Carré bietet.

Nach dem Reglement von 1862 haben die Franzosen neben dem hohlen noch das Massen - Carré. Das *Carré plein* bildet die französische Infanterie nur, wenn keine Zeit mehr ist, die Züge in der Kolonne vorwärts oder rückwärts Distance nehmen zu lassen, um mit den mittleren Zügen rechts und links einschwenken zu können; oder wenn man sich in Zugkolonnen befindet, wo dann die mittleren vier Züge rechts und links um machen und Rotten der mittleren Züge die Distancen zwischen den Zügen in der Flanke ausfüllen. Die hohlen Carrés werden immer mit Divisionsfront gebildet, sei es, dass hierzu eine Kolonne benutzt wird, die auf eine Flügel-Division oder auf die Mitte formirt ist, indem hierbei die mittleren Züge rechts und links einschwenken. Stossen mehrere Bataillone (zwei oder drei) zusammen, so geschieht dieses mit Tête und Queue; die Division der Queue des ersten Bataillons bildet dann eine Reserve in der Mitte des Carrés, um die bedrohtesten Theile desselben zu verstärken, eingedrungene feindliche Reiter zu vertreiben und auch die nöthigen Tirailleure herzugeben. Aehnlich bei Carrés von drei Bataillonen, wo dann zwei Divisionen in der Reserve sich befinden. Gewöhnlich werden jedoch nur Carrés aus einzelnen Bataillonen gebildet, und dann werden, bei grösseren Massen, die Bataillone in solchen Carrés zur gegenseitigen Unterstützung echelonirt. Ist hierzu keine Zeit, und befinden sich mehrere Bataillone in einer Linie, so formiren die Franzosen das *Carré oblique,*

indem nämlich, während sich die anderen Divisionen aus der Linie hinter die Tête schieben, diese ein Achtel rechts schwenkt und dann die mittleren Züge nach den Flanken einschwenken. Die Bataillone kehren so eine Ecke dem feindlichen Frontalangriff entgegen, und man hofft dadurch ein kreuzendes Feuer der verschiedenen Carrés hervorzubringen und auch die eigene Front durch das Feuer von zwei Seiten zu vertheidigen, indem das angegriffene Bataillon schräg anschlägt.

Wenn man bedenkt, dass bei dieser Formation gleichzeitig alle Theile des Bataillons in Bewegung sind, so kann man nur der Meinung sein, dass sie sich vorzugsweise für den Exerzirplatz eignen, aber wenig für das Gefecht.

Obgleich die Phasen des modernen Gefechts selten die ganzen Bataillone in den Fall versetzen werden, sich gegen wohl vorbereitete Angriffe der Reiterei ernsthaft vertheidigen zu müssen, wollen wir doch, der wissenschaftlichen Vollständigkeit wegen und ganz absehend von dem Feuer, welches die Infanterie heute der Reiterei entgegenstellt, hier die Formen vergleichen, in welcher sie sich ihr gegenüberstellt. Diese Formen sollen folgende Forderungen erfüllen:

1. Leichtigkeit der Formation aus jeder vorhergehenden Stellung, der Wiederannahme der ursprünglichen Gefechtsstellung, so wie Bequemlichkeit und Leichtigkeit der Bewegung.
2. Festigkeit und höchste Widerstandsfähigkeit gegen den Choc der Reiterei, unter Berücksichtigung der Wirkung des feindlichen Geschützes.
3. Grösstmöglichste Feuerwirkung nach allen Seiten.
4. Möglichkeit, in den inneren Raum berittene Personen aufnehmen zu können.

Das volle Carré gewährt die Vortheile ad 1. und 2. im höchsten Maasse, was auch fast alle Armeen dadurch anerkennen, dass sie dasselbe in solchen Fällen formiren, wo ein Kavallerieangriff überraschend bedroht und daher die Zeit zu jeder andern Formation fehlt. Ein Bataillon braucht, um aus der Linie Carré zu formiren, etwa 30 Secunden, da die grösste zu durchlaufende Distance 110 Schritt beträgt, während die Kavallerie im Fanfare-Galopp für 300 Schritt schon 40 Secunden bedarf. Dazu kommt die grosse Beweglichkeit dieses Carrés. Der Uebergang aus der Marsch- und Angriffsstellung in die Carréstellung wird auf das einfache Kommando ausgeführt, so dass jeder Moment zwischen einem abgeschlagenen Angriff und einem erneuerten sogleich zur Fortsetzung des Marsches benutzt werden kann, und ein Hauptvortheil der Kavallerie, die

Infanterie im Marsche aufzuhalten, beinahe ganz verschwindet, so dass daher in den meisten Fällen mit einem solchen Carré viel früher, als mit jedem andern, ein schützendes Terrain erreicht wird.

Was die Festigkeit und Widerstandsfähigkeit anbetrifft, so ist hier der Vortheil ganz auf Seiten des vollen Carrés. Dasselbe kann zum formlosen Klumpen werden, ohne dass die Vertheidigung deshalb aufhört. Es muss bei zähem Widerstande zerrissen, auseinander gesprengt werden, ehe dieser Zusammenhang aufhört; die ausser Gefecht gesetzte Mannschaft wird von hinten her aus der Mitte unmittelbar ersetzt, was bei dem dreigliedrigen Quarrée nur durch Zusammenrücken möglich ist, wodurch immer Unruhe erzeugt wird. Beim Eindringen der Kavallerie in die volle Masse steigert sich der Widerstand; denn in demselben Raum, in dem der Reiter mit seinem Pferde sich befindet, sind sechs Infanteristen gewesen; also gegen die eine aktive Hand des Reiters 12 Arme. Dagegen sind beim Eindringen in ein hohles Carré die übrigen Fronten sogleich in den Rücken genommen.

Um ein hohles Carré von mehreren Bataillonen zu sprengen, wird man nicht mehr Kavallerie gebrauchen, als zur Sprengung eines Bataillons erforderlich ist. Hat man eine Seite durchbrochen, so laufen die anderen von selbst auseinander. Sind dagegen einzelne Carrés formirt, so muss jedes besonders gesprengt werden, was an sich und ausserdem noch durch das gegenseitige flankirende Feuer schwieriger wird.

Die Wirkung der Artillerie gegen beide Arten von Carrés wird ziemlich gleich sein. Das volle leidet natürlich durch die treffenden Geschosse mehr; dagegen bietet es, namentlich in den Flanken, ein viel kleineres Ziel dar, weshalb die Wahrscheinlichkeit des Treffens geringer wird. Zugleich gestattet die grosse Bewegungsfähigkeit und der kleine Raum, den dasselbe einnimmt, dem vollen Carré leichter, deckende Gegenstände zu erreichen, jede Deckung zu benutzen, und sich so ganz oder doch zum grossen Theil der Wirkung der Artillerie zu entziehen.

Hinsichtlich der Feuerwirkung scheint das hohle Carré auf den ersten Anblick in grossem Vortheil zu sein, indem bei demselben die meisten, unter Umständen alle Feuergewehre in Thätigkeit kommen. Vorzugsweise sind es dann die Flanken, auf welche man hierbei sieht. Indessen stellt sich bei näherer Prüfung das Verhältniss anders. Eine kleine Front kann nur von einer eben so kleinen angegriffen werden; was breiter ist, geht daran vorbei und ist nicht gefährlich. Die der Flanke

gefährlichen Reiter bekommen hier so gut Feuer, als wenn die Flanke breiter ist. Den Nachtheil des unbestrichenen Raumes vor den Ecken haben beide Fronten in gleichem Maasse; ebenso den Umstand, dass die Ecken nur nach einer Seite vertheidigt erscheinen, da ein Mann nur nach einer Seite hin Front machen kann. In der Wirklichkeit aber bringen weder der unbestrichene Raum, noch die unvertheidigten Stellen der Kavallerie Vortheile. Im Augenblick der Gefahr drängen sich die Ecken zusammen und runden sich ab, das Quarrée mag hohl oder voll sein. Also auch die grössere Feuerwirkung ist nicht so entschieden, als man gewöhnlich glaubt, auf der Seite des hohlen Carrés.

Dagegen ist nun offenbar der Raum für zu schützende Personen und Gegenstände im hohlen Carré viel grösser und also vortheilhafter, als beim vollen. Im vollen Carré ist kaum Platz für den Bataillonskommandeur und den Adjutanten, und da sich wohl zuweilen Fälle ereignen, dass es nothwendig wird, noch einige Reiter aufzunehmen, so hat man gesucht, durch Auskunftsmittel hierzu Raum zu gewinnen. Immer aber geschah dies auf Kosten des einen oder anderen wesentlichen Punktes. Berücksichtigt man nun, dass im Ganzen solche Fälle*) doch selten sind, so scheint es am zweckmässigsten, dafür ein bestimmtes Auskunftsmittel, eine Modification, eintreten zu lassen. Ein solches wäre z. B. das Doubliren des zweiten und siebenten Zuges mit halben Zügen.

Im Allgemeinen ist es möglichst zu vermeiden, Reiter und gar Geschütz in die Carrés aufzunehmen, indem durch die feindlichen Kugeln und durch das Feuer die Pferde leicht scheu werden und dadurch die höchste Unordnung entstehen kann. Hat man Geschütze bei sich, so wird man am besten thun, bei mehreren Bataillonen sie zwischen diese zu nehmen, bei einem Bataillon Compagnie-Kolonnen zu formiren und diese schachbrettförmig, das Geschütz zwischen sich, zurückgehen zu lassen, wobei diese dann auch noch in Thätigkeit bleiben.

Wenn also das volle Carré leichter zu formiren ist, grössere Beweglichkeit hat, in der Feuerwirkung dem hohlen nicht wesentlich nachsteht, ein grösserer Raum im Falle der Noth darin hervorgebracht werden kann und seine Widerstandsfähigkeit unzweifelhaft die grössere ist, so kann kein Grund sein, davon abzugehen. Dazu kommt nun noch, dass die Angriffskolonne zugleich die Carré-Formation und die

*) Bei Etoges musste der Feldmarschall Blücher mit seinem Gefolge in einem Bataillons-Carré Schutz suchen, wodurch dieses fast gesprengt wurde.

Formation für den Angriff, also Offensiv- und Defensiv-Formation in sich schliesst. Ueberhaupt aber ist die volle Masse der Natur der Menschen gemäss, die geneigt sind, im Moment der Gefahr sich zu dichten Haufen an einander zu schliessen. Für uns wird ausserdem noch durch die kurze Dienstzeit der Mannschaft und unser Landwehrsystem die höchste Einfachheit in allen Formationsveränderungen Grundbedingung, und es würde daher die Wiederannahme des hohlen Quarrées ganz im Widerspruch mit dem Geiste unserer Taktik sein.

Man könnte nun allerdings einwenden, dass es zweckmässig sei, das volle Carré da anzuwenden, wo die Zeit fehlt, das hohle zu bilden. Indessen dies ist nur theoretisch richtig. Praktisch stellt sich die Sache ganz anders. Einmal tritt da, wo die Wahl für die eine oder die andere Form überlassen bleibt, nur zu oft bei den Führern Unentschlossenheit ein; andererseits aus demselben Grunde bei der Mannschaft Unsicherheit und Unordnung; daher ist die höchste Einfachheit der Form zugleich die praktischste und somit die beste; das, was ausgeführt werden soll, muss den Unterbefehlshabern und der Mannschaft ganz mechanisch sein.

2. Formationsveränderungen der Kavallerie.

Auch hier ist die Fundamentalstellung die Linie und auch hier tritt, obgleich nicht ganz in der hohen Bedeutung wie bei der Infanterie, die Wechselbeziehung von Linie, Kolonne und zerstreuter Ordnung ein. Nicht in der Bedeutung, weil bei der Kavallerie das Gefecht in zerstreuter Ordnung nur Nebensache, die Kolonnenstellung mehr Formation für die Bewegung als für das Gefecht selbst ist. Die Kavallerie entwickelt sich zum Gefecht in Linie; sie steht vor dem Gefecht grundsätzlich in der Kolonne. Diese gewährt die Mittel, dem Feinde die eigenen Kräfte zu verbergen, erhöht die Beweglichkeit der Massen, und lässt den Feind nicht frühzeitig das Ziel unserer Bestrebungen errathen.

Jeder Uebergang nun aus der einen in die andere Form ist ein schwacher, aber unvermeidlicher Moment. Dieser muss daher möglichst abgekürzt werden, ohne die Ordnung zu opfern. Einfachheit der Evolutionen ist das beste Mittel hierzu. Man unterscheidet bei ihnen diejenigen, welche ausgeführt werden müssen im Moment, wo man mit dem Feinde handgemein werden will, von denen, welche schon in weiterer Ferne erforderlich sind.

Bei der Infanterie war, wie wir gesehen haben, die Kolonnenstellung der taktischen Einheit, des Bataillons, das Mittel, immer dem Feinde in der gewohnten Ordnung der Unterabtheilungen desselben entgegen zu treten. Welches auch die Richtung des Gefechts wurde, es war immer leicht, die Kolonne augenblicklich so zu wenden, dass die Grundformation nicht verkehrt wurde, dass keines der Glieder des Bataillons also sich in der Inversion befand. Und wenn dies selbst im Falle eines plötzlichen Angriffs durch Infanterie geschah, so konnte das Feuer in der Inversion ebenso leicht in Wirkung gesetzt werden. Bei der Kavallerie tritt nun der Umstand ein, dass durch schwierigere Ausführung der Wendung die Inversion nicht zu vermeiden ist, und dass es sich bei allen Formationen meist darum handelt, die Inversion wenigstens innerhalb der taktischen Einheit, der Schwadron, so selten als möglich zu machen.

Die Art der anzuwendenden Manövrir-Kolonne wird also bedingt durch die Nothwendigkeit, für das unvorhergesehene Gefecht immer möglichst geordnet zu sein.

Zunächst haben wir die einfache Zugkolonne. Sie hat den Vortheil, dass sie am leichtesten zu formiren und zu entwickeln ist und die Pferde am wenigsten ermüdet, nimmt aber zu viel Raum in der Tiefe ein und ist deshalb bei einer grösseren Anzahl von Schwadronen, bei einem Regiment, nicht mehr zur Manövrir-Kolonne geeignet, es sei denn, man müsse in einer bestimmten Richtung sich mit schmaler Front bewegen, um Terrainhindernisse zu umgehen, oder bei schon entwickelter Linie eine kurze Seitwärtsbewegung auszuführen. In ganz einzelnen Fällen kommt zwar das Gefecht mit solchen langen schmalen Kolonnen vor (Dembe Wielkie 1831, das Defilé von Sommo-Sierra 1808), aber das sind nur Ausnahmefälle.

Insofern nun bei der Kavallerie die Eskadron die taktische Einheit ist, wollen wir an dem Beispiel der preussischen und der österreichischen Reiterei zunächst betrachten, wie die Zugkolonne derselben, um die es sich hier handelt, bei beiden gehandhabt wird.

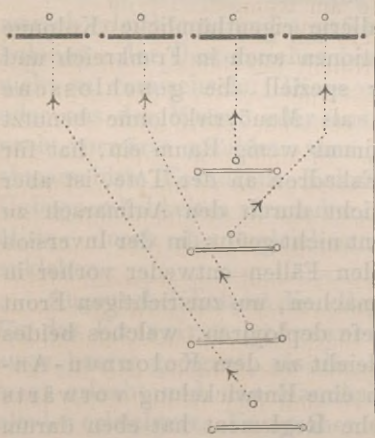
Hier fällt zunächst in die Augen, dass die preussische Kavallerie zwei Arten der Zugkolonne hat, indem je durch eine gleichzeitige Viertel- oder eine gleichzeitige Achtel-Schwenkung aller Züge die Zugkolonne oder die Halbkolonne gebildet wird. Die Linie wird nun aus der Zugkolonne nur durch Einschwenken, oder den Aufmarsch ohne Inversion, gebildet, und namentlich soll die Halbkolonne dazu dienen, um Flügeldeckungen schnell vorziehen

und zu schrägen Flankenangriffen benutzen zu können. Das Reiten in der Halbkolonne ist schwierig, namentlich in welligem Terrain oder in starken Gangarten; ob daher dieselbe zu solchen Flankenangriffen, die immer in starker Gangart vorbereitet werden müssen, so geeignet ist, wie die österreichische Form, werden wir gleich sehen.

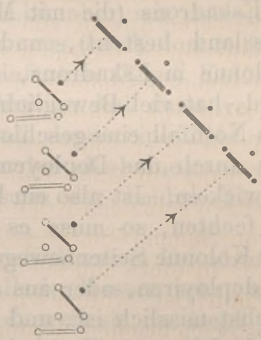
Die österreichische Eskadron wird aus der Kolonne nach vorwärts (Aufmarsch), in eine der beiden Flanken, oder in eine schräge Linie entwickelt.

Der Aufmarsch nach vorwärts führt den zweiten Zug rechts, den dritten und vierten links neben den ersten in die Front, wenn nicht durch ein einfaches Avertissement »rechts (links) vorwärts aufmarschiren« die Züge alle nach einer Seite geführt werden. — In eine schräge Linie wird die Zugkolonne durch das Kommando »halb rechts (links) aufmarschiren« mit einer Achtelschwenkung aller Züge und den gleichfolgenden Aufmarsch, oder ein grades Vorgehen derselben in die Linie des vordersten Zuges, entwickelt. Der Aufmarsch in eine der beiden Flanken endlich geschieht wie bei der preussischen Kavallerie.

Vorwärts aufmarschiren.



Halbrechts aufmarschiren.



Was nun die Kolonnen des Regiments betrifft, so hat das preussische

1. die geöffnete Kolonne in ganzen Eskadrons und in Zügen,
2. die geschlossene Kolonne in ganzen Eskadrons,
3. die Regiments-Kolonne in Zügen,

4. die Eskadrons-Kolonnen in Zügen, a) geöffnet und b) zusammengezogen,
5. die Kolonne nach der Mitte in Zügen.

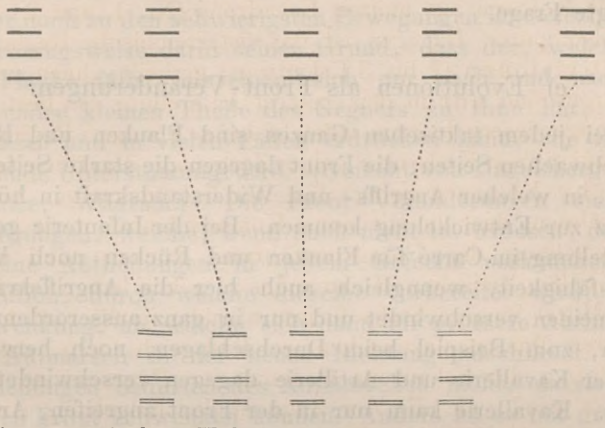
Das österreichische Regiment kann sich formiren a) in Kolonnen-Linien (wie No. 4a.), b) in Masse (wie No. 4b.), c) in der einfachen Kolonne (wie No. 3.), d) in der Doppel-Kolonne (wie No. 5.).

Die Kolonne aus ganzen Eskadrons (Nr. 1. und 2.) fehlen hier also ganz. Dagegen ist das österreichische Regiment in zwei Divisionen (2 bis 3 Eskadrons) getheilt; ihnen wie den Eskadrons sind nur in der ersten Aufstellung ein bestimmter Platz angewiesen; hieraus entsteht bei schweren Regimentern die Divisions-Kolonne, eine Zerlegung derselben in zwei einfache Kolonnen behufs längerer Frontmärsche. Auch ist zu erwähnen, dass die Divisions-Kommandanten mehr nur zur Ueberwachung der Eskadronsführung existiren und nur in wenig Fällen Zwischen-Kommandos zu geben haben; es ist ein gutes Mittel jüngere Stabsoffiziere allmälig in die Führung der grösseren Massen einzuweihen. — Man sieht also, dass die Inversion der Eskadrons-Ordnung im Regiment so wenig beachtet wird, wie die der Züge in der Eskadron, wie dies noch später zu zeigen ist.

Die der preussischen Kavallerie eigenthümliche Kolonne in Eskadrons (die mit Modificationen auch in Frankreich und Russland besteht), und zwar speziell die geschlossene Kolonne in Eskadrons, welche als Manövrirkolonne benutzt wird, hat viel Beweglichkeit, nimmt wenig Raum ein, hat für den Nothfall eine geschlossene Eskadron an der Tête, ist aber nur durch das Deployement, nicht durch den Aufmarsch zu entwickeln. Ist also ein Regiment nicht geübt, in der Inversion zu fechten, so muss es in vielen Fällen entweder vorher in der Kolonne Seitenbewegungen machen, um zur richtigen Front zu deployiren, oder aus der Tiefe deployiren, welches beides höchst misslich ist, und dann leicht zu dem Kolonnen-Angriff führt, ein Nothbehelf, um eine Entwickelung vorwärts zu gewinnen. Das österreichische Reglement hat eben darum diese Eskadrons-Kolonne nicht, weil es das Deployement nicht statuirt, sondern nur den Aufmarsch nach vorwärts oder seitwärts zulässt, und hierbei durch Zulassung der Inversion sich zu helfen weiss, und zwar in der Weise, dass die Kommandos und Formen im Regiment genau analog der für die Eskadron gegebenen und so einfach wie möglich sind. Die österreichischen Regimenter haben 5 bis 6 Eskadrons und deshalb würde ein Deployement zu viel Kräfte verbrauchen

und zu lange dauern; aus diesem Grunde gehen sie aus der »Masse« in die »Kolonnenlinie« oder aus der »einfachen Kolonne« in die Kolonnenlinie nach vorwärts über; sie gebrauchen mehr Raum zu ihrem Manöver, aber sie sollen nur dann manövriren, wenn sie den Angriff vorhaben.

Kolonnen-Linie auf die 3. Eskadron.



Die preussische »Kolonne nach der Mitte« soll den Aufmarsch erleichtern, und ungefähr das leisten, was die »Doppelkolonne« der Oesterreicher bezweckt, ist aber mit derselben nicht zu verwechseln. Diese wird nur aus der Kolonnenlinie, oder aus der Masse, oder aus der einfachen (Zug-) Kolonne nach vorwärts gebildet; aber jede Division hat dann rechts abmarschirte Eskadrons-Kolonnen, und damit eine Zahl von Unbequemlichkeiten vermieden, welche der »Kolonne nach der Mitte« durch die ungleichen Abmärsche der beiden Theile ankleben.

Augenscheinlich ist die »Regiments-Kolonne in Eskadrons« für das Exerziren grösserer Kavallerie-Massen sehr, und zwar besser geeignet, als die »Masse«, weil sie ein Deployement erlaubt und das Handhaben der verschiedenen Massenglieder erleichtert. Es ist aber die Frage, ob im Ernstgebrauch so grosse Massen sich mit Vortheil aufstellen und verwerthen lassen werden und zwar namentlich gegenüber den weittragenden so wirksamen Geschossen der Artillerie und Infanterie, und bei der Tendenz des Zeitalters, grosse Massen auf die entscheidenden Stellen zusammenzudrücken. Ferner ist die »Masse« sehr geeignet auch zu Flankenbewegungen, da sie durch ein einfaches Abschwenken in Zügen sich in die »Kolonne in Eskadrons« verwenden lässt; allerdings gelegentlich in der

Inversion; dass diese Inversion sich aber nicht immer vermeiden lässt, wo man sich weder die ersten Aufstellungen, noch die ersten Angriffsdirektionen ohne Rücksicht auf das feindliche Feuer wählen kann, ist wohl klar. Aus diesen letzteren Rücksichten sind denn auch wohl die neuen Formen des österreichischen Reglements entstanden; ob seine Regimenter die Ideen seines Schöpfers reiten werden, ist eine noch nicht erledigte Frage.

c) Evolutionen als Front-Veränderungen.

Bei jedem taktischen Ganzen sind Flanken und Rücken die schwachen Seiten, die Front dagegen die starke Seite, diejenige, in welcher Angriffs- und Widerstandskraft in höchster Potenz zur Entwickelung kommen. Bei der Infanterie gewährt die Stellung im Carré für Flanken und Rücken noch Widerstandsfähigkeit, wenngleich auch hier die Angriffskraft im Allgemeinen verschwindet und nur in ganz ausserordentlichen Fällen, zum Beispiel beim Durchschlagen, noch hervortritt. Bei der Kavallerie und Artillerie dagegen verschwindet auch dieses. Kavallerie kann nur in der Front angreifen, Artillerie ihre Feuerwirkung, auf welche sie überhaupt beschränkt ist, nur in der Front äussern. — Für die Gefechtsverhältnisse folgt hieraus, dass es nothwendig ist, dem Gegner überall die Truppen in der Front entwickelt entgegenzustellen oder entgegenzuführen. Der Angriffspunkt, den wir wählen, liegt aber oftmals in der Flankenrichtung unserer ursprünglichen Stellung, oder doch seitwärts; und ebenso ist der Angriff des Gegners häufig von der Seite her oder gegen unsere Flanke gerichtet, woraus denn also Front-Veränderungen, sowohl vor dem Gefecht, als im Gefechte selbst, sowohl totale, d. h. alle Theile des Ganzen treffende, als partielle, nöthig werden. Dergleichen Front-Veränderungen waren zur Zeit der Linear-Taktik schwierige und zeitraubende Bewegungen, die, ausgeführt unter den Augen und in der Angriffssphäre eines entschlossenen und manövrirfähigen Gegners, häufig die Niederlage vorbereitet haben, so z. B. Prag, Crefeld, Leuthen. Interessant sind in dieser Beziehung vorzugsweise die Schlachten von Hohenfriedeberg und Soor. In der ersteren konnte der linke Flügel des verbündeten Heeres, die Sachsen, auf keine Weise dazu gelangen, dem Flankenangriff du Moulin's eine neue Front entgegenzustellen, während bei Soor der König selbst, in der rechten Flanke weit überflügelt, diesen feindlichen linken Flügel, gegen den er sich schnell formirt, wegschlägt und nun den Gegner

selbst in dessen linker Flanke fasst, der ebenfalls ausser Stande ist, dagegen eine neue Front zu bilden.

Seitdem in Kolonnen evolutionirt und geschlagen wird, sind diese Schwierigkeiten grösstentheils verschwunden, so weit sie aus der Unbehülflichkeit der Bewegung langer zusammenhängender Linien entstanden. Dennoch aber gehört die Bildung einer neuen Front nach der Flanke hin für den Angegriffenen immer noch zu den schwierigsten Bewegungen im Gefecht. Dies hat vorzugsweise darin seinen Grund, dass der, welcher auf die Flanke fällt, mit einem sich nur nach und nach verstärkenden kleinen Theile des Gegners zu thun hat, den er umfassen und in vielen Fällen erdrücken kann, ehe ihm bedeutende Unterstützung wird. (Gefecht von Hagelsberg, Belle-Alliance, Wagram.) Die Front-Veränderungen sind also Bewegungen, welche, wenn auch nicht im Grossen, doch für einzelne Abtheilungen in jedem Gefecht vorkommen. Die Evolution, durch welche dieselbe vorbereitet wird, ist die Schwenkung, an welche sich dann für grössere Abtheilungen der Aufmarsch in der neuen Richtung anschliesst. Kleine Abtheilungen bedürfen des Aufmarsches nicht, da sie in der ganzen Front schwenken können. Anders ist es mit grösseren, welche sich durch das Aufschwenken in einzelne Abtheilungen zerlegen müssen. Die grösste Abtheilung, mit welcher ein geordnetes, regelmässiges Abschwenken zulässig ist, ist für die Infanterie die Compagnie, für die Kavallerie die Schwadron. Jedoch bequemer ist bei der Infanterie das Abschwenken mit Zügen.

Für beide Waffen muss demnächst die Entwickelung in der neuen Frontlinie folgen. Diese kann geschehen entweder durch das einfache seitwärts Herausziehen, das Evantailliren, oder durch eine Hakenschwenkung, auf welche sodann der Marsch in das neue Alignement und das Einschwenken in demselben folgt. Liegt die Mitte der neuen Frontlinie in der früheren Flanke, so muss Alignementsmarsch und Evantailliren verbunden, oder die Achsschwenkung gemacht werden. Demnächst aber muss die Möglichkeit gegeben sein, nach dem Feinde zu aufzumarschiren oder auch rückwärts. Wir nennen das Letztere eine Schwenkung rückwärts, ein Manöver, das sogar häufiger angewendet werden muss, als das Erstere, da es den bedrohten Flügel dem nächsten Angriffe entzieht. Man wird es daher anwenden, wo es nicht darauf ankommt, mit dem bedrohten Flügel irgend einen Terrain-Vortheil festzuhalten.

Die Infanterie führt nun diese Bewegungen stets in Kolonnen nach der Mitte aus, und selbst einzelne Bataillone

werden nie im Gefecht in den Fall kommen, mit Zügen zu evolutioniren, abzuschwenken, zu evantailliren oder einzuschwenken. Für grössere Abtheilungen ist jede Front-Veränderung, bei der das Pivot, der Dehnungspunkt, nicht auf einem Flügel oder ausserhalb der Frontlinie, sondern innerhalb derselben liegt, eine Achsschwenkung, die dann durch theilweises Vorwärts- und Rückwärtsschwenken ausgeführt wird. — Eine besondere Schwierigkeit lag früher in den Front-Veränderungen, die einen kleineren Winkel als 90° betrugen. Es konnte eine solche nur durch Schwenkungen mit ganzen Bataillonen in Linie und allmäliges Einrücken in die neue Frontlinie ausgeführt werden. Jetzt macht sich das alles in der Kolonne nach der Mitte, selbst im Marsch, ohne alle Schwierigkeit. Diesem Verhalten ähnlich ist nun auch das der Kavallerie, welche in Eskadronen oder Divisions-Kolonnen abschwenkend durch nachheriges Aufmarschiren die neue Front bildet. Für sie ist dies Abschwenken sogar noch wichtiger. Die Schwenkung einer Schwadron ist in der schnellsten Gangart ausführbar. Eine Schwadron von 70 Rotten braucht zur Viertelschwenkung ungefähr 15 Secunden, während der Flügel einer Infanterie-Compagnie von 70 Rotten 120 Schritt zurückzulegen hat, im Schritt also mindestens eine Minute hierzu gebraucht. Dabei bleibt die Eskadron während der Schwenkung völlig schlagfähig, und kann in jedem Moment derselben zur Attake übergehen. Zugleich bildet sich leicht aus dem Abschwenken mit Eskadrons eine Gefechtsformation der Kavallerie, die zur Echelon-Attake, so dass mithin die Kavallerie während dieser Evolution in ihrer Gefechtsbereitschaft sehr wenig gestört ist. Auch bei uns wird daher reglementsmässig, namentlich bei der sogenannten Direktions-Veränderung, d. h. bei einer Schwenkung unter 90°, die Front mit Eskadrons gebrochen, und eskadronsweise entweder aufmarschirt, oder allmälig eingeschwenkt.

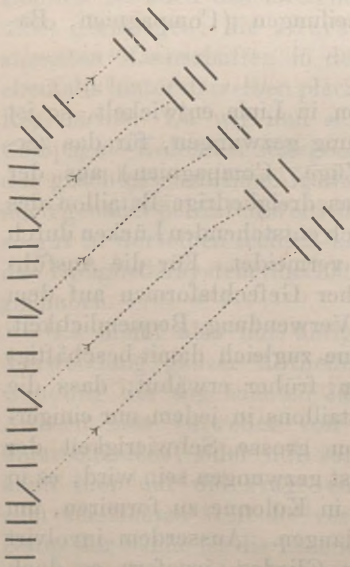
Alle Schwenkungen geschlossener Kolonnen setzen übrigens ein bewegliches Pivot voraus, so dass der Drehungspunkt sich nach und nach mit vorbewegt, oder sie bringen ein gewaltsames Drängen und Schieben der inneren und hinteren Theile der Kolonne hervor. Bei der Kavallerie tritt dieser Umstand schon ein, so bald die Kolonne nur Zugdistance hat, indem nämlich der folgende Zug früher den Drehungspunkt erreicht, als der vorhergehende die Schwenkung vollendet hat. Die Kavallerie schwenkt daher auf dem Haken stets mit einem beweglichen Pivot.

Zu bemerken ist endlich noch, dass bei der Infanterie

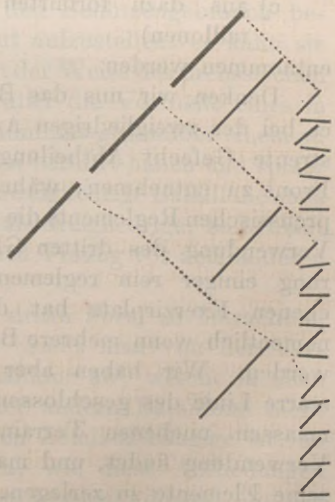
das Abschwenken in Zügen, halben Zügen, so wie das Einschwenken, durch das rottenweise Aufmarschiren ersetzt werden kann, wie dies die französische und österreichische Infanterie meistens thut. Sie macht, wenn die geöffnete Zugkolonne die Front herhalten soll, rechts oder resp. links um, und marschirt links oder resp. rechts auf. Man will dadurch den Vortheil erreichen, schnell eine Anzahl Mannschaft in die Frontlinie zu bringen, um das Feuer zu eröffnen. Auch setzt das Schwenken, wenn es mit Präcision gemacht werden soll, grosse Uebung voraus, und die Schwierigkeit steigt in demselben Verhältniss, wie die Grösse der schwenkenden Abtheilung.

Die österreichische Kavallerie benutzt das schon angegebene Verfahren, eine Eskadron in eine schräge Richtung, oder in eine Flanke zu entwickeln, auch in analoger Weise bei dem Regiment, und einer grössern Anzahl von Schwadronen überhaupt zu Front-Veränderungen, und zwar wiederum mit dem Bestreben des Raumgewinns, zur Entwickelung zum Angriff zugleich, da sonst kein Grund zur Front-Veränderung vorläge. Auf diese Weise kann sie aus der Zug- (einfachen) Kolonne eine Kolonnen-Linie halb rechts oder halb links bilden mit einem sehr einfachen Kommando; ebenso sich in Linie entwickeln, — eine für überraschende oder Flankenangriffe sehr geeignete, aber, wie es scheint, schwierige Evolution.

Kolonnen-Linie halbrechts!



Halblinks aufmarschiren!



d) Formation und Evolutionen zum Gefecht in zerstreuter Ordnung.

Bei der Evolution der geschlossenen Truppe ist das feste Zusammenhalten aller Theile, in sich selbst und als Glieder eines grösseren Ganzen, das Haupterforderniss. Demnächst nöthig ist Erhaltung der grösstmöglichsten Ordnung, um jeden Theil für sich zu befähigen, seine Gefechtswirksamkeit zu entwickeln, damit die anderen Theile dadurch zugleich in ihrer Gefechtswirksamkeit unterstützt werden. Die Formationen zum zerstreuten Gefecht haben dagegen den Hauptzweck, die dazu bestimmten Truppen zu befähigen, leicht und ungezwungen und ohne dass die Gefechtsordnung der geschlossen bleibenden Theile wesentlich gestört oder verändert wird, in das zerstreute Gefecht einzugehen. Zugleich sollen sie selbst für dieses Gefecht, das die Auflösung des engen Zusammenhangs von Gliedern und Rotten zur Grundbedingung hat, tauglich werden.

1. Formation der Infanterie.

Man findet drei verschiedene Arten, Infanterie zum zerstreuten Gefecht zu verwenden, je nachdem die dazu bestimmten Theile

a) aus der Frontlinie,
b) aus dem dritten Gliede, oder
c) aus dazu formirten Abtheilungen (Compagnien, Bataillonen)

entnommen werden.

Denken wir uns das Bataillon in Linie entwickelt, so ist es bei der zweigliedrigen Aufstellung gezwungen, für das zerstreute Gefecht Abtheilungen (Züge, Compagnien) aus der Front zu entnehmen, während das dreigliedrige Bataillon des preussischen Reglements die dadurch entstehenden Lücken durch Verwendung des dritten Gliedes vermeidet. Für die Ausführung einiger rein reglementarischer Gefechtsformen auf dem ebenen Exerzirplatz hat diese Verwendung Bequemlichkeit, namentlich wenn mehrere Bataillone zugleich damit beschäftigt werden. Wir haben aber schon früher erwähnt, dass die starre Linie des geschlossenen Bataillons in jedem nur einigermaassen unebenen Terrain schon grosse Schwierigkeit der Verwendung findet, und man meist gezwungen sein wird, es in seine Elemente zu zerlegen, oder in Kolonne zu formiren, um in Ordnung an den Feind zu gelangen. Ausserdem involvirt eben dieser Gebrauch des dritten Gliedes, insofern es doch

als taktisch untrennbar vom Bataillon angesehen werden, immer unter der Leitung des Kommandeurs stehen muss, im Gefecht die Anomalie, dass der Zusammenhang bei der geringsten Veranlassung aufgehoben wird. Das in Halbbataillonen formirte 5. preussische Corps hat 1866 bei Nachod und namentlich bei Skalitz, wo seine kleinen Bataillone die zwölf Halbzüge der beiden Compagnien als die Züge eines reglementarisch formirten Bataillons, und somit die vier Schützenzüge in der Abhängigkeit vom Bataillon verbrauchten, nur die Erfahrung aufs Neue gemacht, dass die sogenannte Schützen-Division sich zu leicht vom Bataillone trennte, und im Verlauf des Gefechts gerade eben der Umstand eintrat, den man vermeiden wollte, nämlich das Untereinanderkommen der Mannschaften verschiedener Truppentheile und die Auflösung der gewünschten Ordnung. Ferner aber ist der Nachtheil, dass die zweigliedrige Aufstellung Abtheilungen aus der Frontlinie entnimmt, und dadurch Lücken erzeugt, nur für den Anfang des Gefechts theoretisch sichtbar; denn im Verlauf desselben muss auch die dreigliedrige Aufstellung den zuerst Vorgesendeten die ihnen zugehörigen Compagnien als Soutiens und Reservoirs nachsenden, somit ebenfalls die Frontlinie des Bataillons verkleinern. Dies wird und muss eintreten, sobald das geschlossene Bataillon hinter seinen Schützen eine grössere Flankenbewegung antritt, oder weiter von ihnen zurückbleibt, um Deckung zu suchen u. dergl. m. Endlich ist auch das zweigliedrig aufgestellte Bataillon darum nicht gezwungen, die zuerst für den Schützengebrauch bestimmten Mannschaften in der Front aufzustellen; es kann sie ebenfalls hinter derselben placiren, in der Weise des preussischen Reglements. Da wir nun schon früher die Vortheile eines in Compagnie-Kolonnen zerlegbaren Bataillons gegenüber einem an der geschlossenen Linie festhaltenden berührt haben und später noch genauer berühren werden, und zweigliedrige Bataillone eben so gut in derselben fechten können als dreigliedrige, so scheint das Dreigliedersystem durchaus keinen Vorzug vor dem anderen zu haben.

Es bleibt also nur übrig, die dritte Form zu betrachten, Verwendung ganzer Abtheilungen. Sieht man von der Verwendung der sogenannten Jägerbataillone ab, welche in allen Armeen eine entweder von der der andern Bataillone nicht unterschiedene, oder nur vom reinen Zufall abhängige ist, so kann hier nur die Frage entstehen, wie diese Abtheilungen zum zerstreuten Gefecht verwendet werden können. In der Natur der Sache ist die Erscheinung begründet, dass die Grundsätze des preussischen Reglements hier mit dem österreichischen

und italienischen übereinstimmen, nachdem auch Oesterreich sein Bataillon in vier Compagnien getheilt hat (gegen die sechs der früheren Organisation vor 1866). Während nun das preussische Reglement über die Verwendung der Compagnie-Kolonne die einfachsten positiven Rathschläge giebt und ihre Vorschriften Leib und Seele, wirklichen Inhalt von Formen und Mitteln haben, überlässt das österreichische Reglement dem Urtheil des Führers jegliche Maassregel, was namentlich für den Bataillons-Kommandeur zu einer schweren Aufgabe und Verantwortung werden kann. Das französische Reglement endlich beschränkt seine Vorschriften für das zerstreute Gefecht auf Feststellung der Formen, in welchen sich eine Compagnie oder mehrere in die geöffnete Linie entwickeln können. Das österreichische Reglement gliedert seine Compagnie, wie das italienische, in vier Züge, womit sich doch eine gewisse Mannigfaltigkeit der Formen verbinden lässt; eine blos in zwei Züge getheilte Compagnie, wie die französische, hat aber eben nur das Eingehen in das Gefecht im Sinne, aber nicht die Wechselfälle desselben, weil sie nur eine geschlossene Abtheilung behält. Ob vier oder drei Züge für das Gefecht besser sind, oder mit anderen Worten, ob die Compagnie-Kolonne, als solche, sich besser nach preussischem oder österreichischem System handhaben lässt, wollen wir nicht schroff entscheiden. Für die Theilung in drei spricht der Umstand, dass dann auch die Friedensstärke Züge von angemessener Bedeutung für Uebungen zulässt, während bei vier Zügen und schwachem Friedensetat die Züge zu schwach werden. Dagegen ist man in Preussen genöthigt, auf der Kriegsstärke gewöhnlich Halbzüge zu formiren, was die Kolonne handlich macht, aber mehr geeignete Führer erheischt, als oft vorhanden sind, während die Eintheilung in vier Züge für den Krieg die constanten Führer vorhanden hat und die Züge auch noch handlich genug sein können.

Die Züge werden nun überall in Schwärme (Oesterreich), Sectionen (Preussen), Halbsectionen (Frankreich) von nahe gleicher Stärke getheilt; es wird dies von den sonstigen reglementarischen Formen und organisatorischen Verhältnissen abhängen; endlich aber unterscheiden sich die Armeen, welche die reine zweigliedrige Stellung adoptiren und die Doppelreihe gebrauchen, von der preussischen noch dadurch, dass sie diese Sectionen noch in Doppelrotten, *groupes* (zu vier Mann), zerfällen, während in Preussen die Section oder der Zug aus einfachen Rotten besteht. Die Doppelrotte ist ein praktisches Verwerthen der auch für die anderen Evolutionen

nöthigen Eintheilung, da man die Führung derselben dem brauchbarsten Manne übertragen und so die Intelligenzen in der Mannschaft nutzbar machen, ihnen einen passenden Wirkungskreis schaffen kann; z. B. bei plötzlichen Kavallerie-Angriffen oder in der Bewegung im Feuer, wo der Geschickteste die übrigen drei möglichst verdeckt führt, und das so üble Verdichten der Feuerlinie abwehren hilft. In der italienischen Infanterie werden die Bewegungen fast immer doppelrottenweise, die vier Mann hintereinander, ausgeführt. — Ueberall besteht nun auch zur nächsten Unterstützung der Fechtenden das Soutien, ein von der Compagnie vorgesendeter geschlossener Theil zur nächsten Unterstützung. Das französische Soutien ist nicht genug gegliedert und auch nicht stark genug dazu. Die Bewegungsformen sind sonst fast dieselben. Merkwürdigerweise lässt man fast überall, in der österreichischen Infanterie noch am Wenigsten, die Schützenlinie in Friedensübungen durch das Signal bewegen, was im Gefecht grösserer wie kleiner Abtheilungen fast nie geschehen darf, da dadurch leicht die unglücklichsten Missverständnisse hervorgerufen werden können. Diese Sitte sollte ebenso auf das Minimum reduzirt werden, wie das Tirailliren in der Ebene ohne markirten Feind überhaupt; es verlangsamt die Bewegungen, raubt ihnen den Impuls der Schnelligkeit und Ueberraschung und bleibt immer nur Zweck an sich. — Die Schützen formiren sich überall in einem Gliede, nur in der preussischen Infanterie ist es ihnen freigestellt, als Rotte in zwei Gliedern oder in gleicher Höhe zu gehen; die reglementarischen Distancen von Mann zu Mann sind dann in der Regel 4 bis 5 Schritt.

2. Formationen für das zerstreute Gefecht der Kavallerie.

Auch hier findet eine verschiedenartige Formation statt und zwar eine doppelte. Nämlich entweder sind:

1. gewisse Abtheilungen aus der Frontlinie, oder
2. besondere Abtheilungen ausserhalb derselben

dazu bestimmt.

Die erstere Form, obschon in sich wieder modifizirt, ist offenbar die vorherrschende. Das Plänkergefecht bei der Kavallerie ist offenbar eine Nebensache, für welche man grössere Abtheilungen einer so theueren Waffe weder ausschliesslich noch vorzugsweise bestimmen und ausbilden will. Hierin hat man denn auch augenscheinlich Recht, trotz aller Einwürfe des Generals von Bismark, dessen Lieblingsidee die Formation

besonderer Schützen-Schwadronen ist; eine Idee, die an sich gut, aber nicht mit Erfolg unter unseren Verhältnissen zu realisiren ist. Es hat dies den Nachtheil, dass die einzelnen Eskadrons keine zerstreuten Fechter haben und deshalb nicht für alle Gefechtszwecke verwendbar sind.

Bei den Franzosen sind der erste und vierte Zug bestimmt, nach den Umständen als Plänker aufgelöst zu werden; sie lösen selbst ganze Schwadronen so auf, dass von jeder nur ein Zug geschlossen bleibt. Die preussische Eskadron bestimmt den vierten Zug und setzt ihn aus den gewandtesten Leuten und Pferden zusammen.

Wie bei der Infanterie aus dem Tirailleurzuge sich die Feuerlinie und das Soutien bildet, so auch bei der Kavallerie. Ein Theil des vorgerückten Zuges löst sich als Plänkerlinie auf, bei uns gewöhnlich vier Rotten, bei den Franzosen der halbe Zug. Der Zweck des Flankirens ist, den Feind zu beobachten, das Andringen einzelner Reiter an die geschlossene Abtheilung zu verhindern, oder selbst mit Karabiner- und Büchsenschützen an die geschlossenen feindlichen Abtheilungen heranzugehen, um ihnen durch Feuer Abbruch zu thun. Diesem Zwecke gemäss ist das Verhalten der Plänkerlinie, die sich deshalb vorzugsweise der Feuerwaffen bedient. Der Rest des Zuges bildet das Soutien, das die Plänkerlinie nach Umständen aufnimmt, unterstützt oder ablöst. Das Ablösen wird bei der Kavallerie häufiger vorkommen, als bei der Infanterie, indem die Plänker, um nicht dem Feinde, von dem sie in der Regel nicht über 80 bis 90 Schritt entfernt sein dürfen, zum sichern Ziele zu dienen, in steter Bewegung bleiben und deshalb ihre Pferde sehr anstrengen müssen.

Die österreichische Kavallerie kennt ausser dem weiter unten zu besprechenden Schwarm-Angriff kein zerstreutes Gefecht, kein sogenanntes Flankiren; sie sendet nur kleine Patrouillen vor, dergestalt, dass eine Eskadron einen oder zwei Reiter in jeder Flanke, eben so viel rückwärts und vorwärts reiten, das Feuergefecht ist nicht ihre Aufgabe.

VIERTER ABSCHNITT.

Gefechts-Verhältnisse der einzelnen Waffen.

Nachdem wir die verschiedenen Formationen und Evolutionen der Infanterie und Kavallerie betrachtet haben, gehen wir nun über zu dem Verhalten derselben im Gefecht selbst, zu der Art und Weise ihrer Gefechtswirksamkeit. Wir wollen hierbei zunächst jede Waffe für sich in ihrer Eigenthümlichkeit, sodann beide in ihrer Wirkung auf einander betrachten.

A. Die Infanterie.

Das Gefecht der Infanterie kann der Natur dieser Waffe nach, so wie nach Maassgabe ihrer Formation und Fundamental-Eintheilung sein:

a) Gefecht geschlossener oder
b) Gefecht zerstreuter Infanterie.

Wir betrachten zunächst also das Gefecht geschlossener Infanterie, was dann wieder zerfällt in das:

1. Feuergefecht,
2. Bajonettgefecht, Gefecht mit der blanken Waffe.

1. Das Feuergefecht.

Das eigentliche Feuergefecht der Infanterie setzt die Linienstellung voraus, indem nur in dieser die Truppe die möglichst grösste Zahl ihrer Gewehre in Wirksamkeit bringen kann. Dies schliesst zwar nicht aus, dass sich die Infanterie auch in der Kolonne, im Carré mit dem Schuss wehre; wir betrachten dies jedoch immer nur als einen Nothbehelf, von dem wir hier abstrahiren können.

Die Wirkung, welche das Feuer überhaupt, und also auch das Infanteriefeuer hervorbringt, haben wir schon im Capitel von der Bewaffnung als eine doppelte charakterisirt: einmal nämlich ist sie ein direkter, realer, physischer, und zweitens, indirekt, ein taktischer und ein moralischer Effekt. Der direkte Effekt beruht in der Zahl der durch das Feuer getödteten, verwundeten und so ausser Gefecht gesetzten Feinde. Steigt diese Zahl auf eine gewisse Höhe, so wird dadurch die taktische Ordnung beim Gegner zunächst gestört, dann aufgelöst und er ausser Stand gesetzt, seinen Gefechtszweck zu verfolgen und zu erreichen. Die moralische Wirkung besteht dann darin, dass der Gegner den Muth verliert, seinen Gefechtszweck zu verfolgen, wenn auch der reale Verlust dieses noch zuliesse. Bei schlechten oder unerfahrenen Truppen kann diese moralische Wirkung bereits eintreten, ohne dass der wirkliche Erfolg dess feindlichen Feuers bedeutend ist. Sie wird aber selbst bei besseren Truppen um so leichter eintreten, je bedeutender die Verluste sind, die in kurzer Zeit oder überraschend eintreten. Ein Beispiel von dem Einfluss des moralischen Effekts auf die Truppen liefert uns die Schlacht von Ligny.*) Sie wird ausserdem viel eher gegen einen Feind hervorgebracht, der sich in Kolonnen befindet, als gegen einen völlig entwickelten. Die feindliche Linie nämlich kann selbst jeden Augenblick zum Feuer übergehen und sie wird es jedenfalls, sobald sie Halt macht. Die Kolonne dagegen muss sich erst entwickeln, was auf nahe Distance vom Feinde in einem heftigen Gewehrfeuer höchst schwierig und oft positiv unmöglich ist. Der Krieg der Engländer und Franzosen in Spanien gewährt hierüber vielfach belehrende Beispiele, die ihren Grund vorzugsweise darin haben, dass bei den Engländern die Linienstellung vorherrschte, während die Franzosen sie damals fast ganz aufgegeben hatten, und ihre Gegner durch Kolonnen-Angriffe überraschen wollten. Namentlich sind in dieser Hinsicht die Gefechte von Maida (1806), Albuera (16. Mai 1811) und Pamplona (28. Juli 1813) interessant.**)

Die Erfolge des Infanteriefeuers werden gesteigert durch die längere Dauer des Feuers, durch die Schnelligkeit desselben, durch die Conzentrirung desselben auf einen Punkt und durch das richtige Treffen. Im freien Felde, wo keine örtliche Hindernisse die Annäherung des Gegners hemmen

*) Siehe Note 1.
**) Siehe Note 2.

und im Bereich unseres Feuers aufhalten, kann die längere Dauer nur durch ein früheres Beginnen des Feuers erzielt werden; denn von dem Augenblick an, wo der Gegner entwickelt auf wirksame Schussweite uns gegenüber steht, sind, abstrahirt von sonstigen Terrainvortheilen, die Verhältnisse gleich. Die Wirkung des Feuers steht aber im umgekehrten Verhältniss zur Entfernung, und mit dem früheren Beginn des Feuers wird sich also auch eine geringere Wirkung ergeben. Dieses hat dann zur Folge, dass die feuernde Truppe das Vertrauen zu ihrer Waffe verliert; der Pulverdampf hindert am Zielen; es tritt Uebereilung und Unruhe ein, wodurch die Wirkung noch geringer wird. Zugleich aber steigert sich, in demselben Maasse, als das eigene Vertrauen schwindet und die Wirkung des Feuers abnimmt, das des Gegners; er gewöhnt sich an die Gefahr, die nicht mehr so gross erscheint, und bleibt im entschlossenen Vorrücken. Mit dieser ruhigen ungeschwächten Haltung des Gegners und seinem Beharren im Angriff schwindet dann endlich bei dem Feuernden das Vertrauen auf den Erfolg. Das Feuer ist daher zu früh, sobald es auf eine Entfernung eröffnet wird, wo seine Wirkung nur gering ist; es muss vielmehr möglichst lange aufgespart werden; in grösster Nähe ist seine Wirkung fast jedesmal erschütternd. Es war dieses eine starke Seite der Engländer, worin sie von keiner andern Armee erreicht wurden. Die Entfernung, auf welche die Feuerwirkung nur eine geringe sein kann, wird nach dem Gewehr eine verschiedene sein, und namentlich ist das Zündnadelgewehr in dieser Beziehung durch die Kaliber-Verhältnisse schon um Vieles von andern Systemen übertroffen; aber im Wesentlichen haben darauf Einfluss die Umstände beim Zielen, wie wir dies schon früher ausgeführt haben. Ueber 400 Schritt hinaus ist es sehr schwer, auf nicht ganz freistehende Massen zu zielen, namentlich wenn dazu nicht die gehörige Zeit gelassen wird; dies wird also die Grenze des Salvenfeuers sein. Die Conzentration des Feuers vermehrt die Wahrscheinlichkeit des Treffens, ganz abgesehen schon von der höheren oder geringeren Schiessfertigkeit; denn unzweifelhaft ist, selbst bei geringer Wahrscheinlichkeit des Treffens, dieselbe noch grösser, wenn 400 Gewehre auf einen Punkt gerichtet sind, als wenn sie sich auf eine breite Fläche vertheilen. Was die Schnelligkeit betrifft, so war dies in der älteren Lineartaktik der Punkt, auf welchen man ein Hauptgewicht legte; man schoss in einer Minute fünfmal, indem man zum Laden acht bis neun Secunden, zum Feuern etwa drei Secunden gebrauchte. Alle Veränderungen, die

man an dem Gewehr vornahm, hatten dieses Ziel. Erst später gelangte man dahin, einzusehen, dass mit der Schnelligkeit nicht die Anzahl der Treffer wuchs, vielmehr sogar abnahm. Bei Czaslau verschoss die preussische Infanterie 700,000 Patronen; die Oesterreicher verloren in der Schlacht 3000 Mann an Todten und Verwundeten, wovon denn noch ein Theil auf die Wirkung der Artillerie und Kavallerie zu rechnen ist. Die Zahl der Treffer nimmt ab, weil der gemeine Mann sehr bald in dem Dampf, in der Aufregung und dem Lärm des Gefechts merkt, dass von einem nur einigermaassen genügenden Zielen kaum Erfolg zu hoffen ist. Das Verhältniss hat sich gegen früher aber doch bedeutend durch die rasantere Bahn der heutigen Geschosse und die Ladeweise überhaupt geändert. Wenn der Mann früher der umständlichen Ladeweise wegen bald ermüden musste, leicht eine Menge Gewehre verladen wurden und den Dienst versagten, die Pulverladung beim heftigen Abbeissen leicht zu schwach, und so der bestrichene Raum zu klein wurde, — so fallen heute diese abschwächenden Momente ganz fort, und die Anwendung des schnellen Feuers wird daher noch in jedem speziellen Fall von uns besonders discutirt werden müssen.

Wir können nun näher auf das Feuer geschlossener Infanterie eingehen. Die Art, wie das Feuer geschlossener Infanterie zur Anwendung kommt, ist verschieden:

1. nach der Gleichzeitigkeit: Salvenfeuer, Gliederfeuer;
2. nach der Schnelligkeit: Schnellfeuer;
3. nach der Grösse der feuernden Abtheilung.

Da eine jede Abtheilung sich der unter 1. und 2. bezeichneten Feuerarten bedienen kann, so wollen wir in unserer Betrachtung derselben diese Beziehung einflechten.

1. Salvenfeuer. Richtig angewendete Salven bringen eine grosse, in einen Moment zusammengedrängte, gewöhnlich unerwartete und mörderische Wirkung hervor, wie Beispiele aus der Kriegsgeschichte beweisen. So z. B. wurden bei Breslau (22. November 1757) zwei preussische Infanterie-Regimenter von den Oesterreichern auf nahe Distance mit Salven empfangen, welche sie bald völlig in Unordnung brachten und zum Zurückgehen nöthigten. Das Salvenfeuer hat ferner den grossen Vortheil, den man nicht hoch genug anschlagen kann, dass die feuernde Truppe in der Hand des Führers bleibt; er behält seinen Einfluss, das Kommando wird nicht gestört und nicht unmöglich gemacht. Das Salvenfeuer lässt daher das Einstellen des Feuers, jede Bewegung, und vorzugsweise das augenblickliche und allgemeine Uebergehen des Bataillons zum Bajonettangriff

zu. Beim Gliederfeuer oder Schnellfeuer ist das sehr schwer; es gelingt immer erst nach längerer Zeit, das Feuer zu stopfen und der Stimme des Führers Gehör zu verschaffen. Einheit in der Handlung und Zusammenhang, in solchen Fällen die Hauptsache, werden zerrissen. Andererseits gehören aber sehr gut exerzirte und disciplinirte Truppen dazu, längere Zeit im Salvenfeuer auszuharren. Der Eine ist mit dem Laden früher fertig als der Andere; die Pause zwischen den Salven ist kritisch; die eigenen Verluste erzeugen Unruhe; der Lärm im Gefecht bringt Missverständnisse hervor; der Eine, der Andere schiesst, und das Rottenfeuer ist da, und dann ist es ausserordentlich schwer, ja unmöglich, die Ordnung wieder herzustellen. Jedenfalls könnte dies nur mit Zeitverlust geschehen. Ferner ist es für den Einzelnen schwer, zu zielen, namentlich, wenn auf weitere Entfernung geschossen wird und eine besondere Visirklappe oder Vorrichtung gebraucht werden muss. Man wird in den meisten Fällen daher zufrieden sein, zwei bis drei Salven geben zu können. Werden solche auf nahe Distance mit Ruhe abgegeben, so sind sie auch in der Regel vollkommen genügend. Fällt die Front demnächst aber von selbst ins Einzelfeuer und hält der Gegner Stich, so wird man sie fast immer ihrem Schicksal überlassen und abwarten müssen, wie sich die Sache gestaltet. Ein Versuch, Ordnung wieder herzustellen, sie wieder unter das Kommando zu bringen, wird bei einer grösseren Front fast immer nachtheilig, mindestens aber erfolglos sein.

Die Salven bedingen jedoch, wenn sie ihre volle Wirkung unter allen Umständen hervorbringen sollen, abgesehen davon, dass sie nicht auf zu weite Distance abgegeben werden müssen, noch dreierlei. Es muss nämlich im richtigen Moment geschossen werden, und die Feuerwirkung muss beliebig auf einen Punkt konzentrirt werden können. Was den richtigen Moment anbetrifft, so ist derselbe, wenn wir uns nicht in einer vollkommenen Ebene befinden, nicht immer leicht zu treffen. Eine geringe Unebenheit, Senkung, eine Terrainfalte, die der Feind im Moment der Salve passirt, kann die Wirkung theilweise oder ganz aufheben, und eine solche Unebenheit kann oft so gering sein, dass der Kommandeur sie nur bei grosser Aufmerksamkeit bemerkt, namentlich beim Bataillon.*)

Der zweite Punkt ist, dass die Möglichkeit gegeben sein muss, auf einfache Weise die Feuerwirkung zu konzentriren. Agiren zwei Bataillone in Linie gegen einander, so wird dies weniger nothwendig; sie werden sich so

*) Siehe Note 3.

bewegen, dass sie einander gegenüber stehen. Anders ist es aber, wenn der eine Theil in Kolonne bleibt. Sind die Mannschaften nämlich nicht auf schräges Anschlagen exerzirt, so schiesst, wie bei der Uebung, Jeder gradeaus, und dies wird ganz gewiss geschehen, sobald der Gegner die Front durch Tirailleurs beschäftigt. Die Folge davon ist, dass die Tête der Kolonne nur durch die Wirkung eines gleich weiten Theils des in Linie entwickelten Bataillons getroffen wird.

Nun wird aber der, welcher sich des Salvenfeuers bedient, in der Regel der Vertheidiger sein; wogegen der Angreifer, um schneller und gesammelter heranzukommen, meist sich in Kolonne befinden wird. In solchen Fällen aber kommt es gerade darauf an, diese Wirkung auf die Kolonnentête zu konzentriren; geschieht dies unter Terrain-Verhältnissen, welche der Feuerwirkung günstig sind, so wird es, wie vielfache Beispiele zeigen, der Kolonne unmöglich, Terrain zu gewinnen. Wie schwer dieses Konzentriren aber ist, wenn nicht reglementarische Bestimmungen dazu vorhanden und die Mannschaften darauf exerzirt sind, davon kann man sich schon bei jedem Manöver überzeugen; es ist nämlich der Mannschaft zur andern Natur geworden, geradeaus zu schiessen, und es fehlen uns reglementarische Mittel, um das Feuer nach irgend einer Stelle hin zu konzentriren. Franzosen und Engländer haben dieses rechts und links Anschlagen, was besonders bei den Engländern dazu gedient haben soll, die Wirkung ihres Massenfeuers zu steigern. Ob dies Schräganschlagen besonderen Nutzen hat, müssen wir bezweifeln; viel besser ist es daher, die zum Feuer disponible Front in sich gliedern, in kleinere Abtheilungen gliedern, und diese schnell ihre Front verändern lassen zu können. Die Führer kleiner Abtheilungen sind in der Regel zu Fuss, und können daher besser direkt sehen, wann das Objekt für die feuernde Masse sichtbar ist, das Kommando besser abpassen, als der zu Pferde befindliche Kommandeur eines Bataillons; ein Bataillon in Linie, welches seine Front verändert, braucht erst Zeit hierzu, muss das Centrum festhalten, und für die der Salve etwa folgende Offensivbewegung immer erst wieder die gerade Front annehmen lassen. Endlich ist noch zu bemerken, dass für ein in geschlossener Kolonne vorgegangenes Bataillon der Moment der Entwickelung zu lange dauert, um ihm einen Erfolg für seine Salve versprechen zu können. Die Salve des Bataillons in Linie wird also nur selten mit Aussicht auf Erfolg angewendet werden können. Ist es möglich, dasselbe vorher gedeckt und entwickelt aufzustellen, so ist dies noch die einzige sichere Chance, nach einem

Hervortreten, oder Aufstehen, wenn die Mannschaft niedergekniet war, eine solche Form des Feuers anzuwenden; wir vermögen aber nicht einzusehen, was für einen Erfolg die Salve eines in Linie über schwieriges Terrain vorgerückten Bataillons nach einer längeren Angriffs-Bewegung haben soll. Der Zweck, welchen darauf zielende reglementarische Uebungen verfolgen, ist uns völlig unverständlich.

Um allen diesen Missständen abzuhelfen, hat man dann das Feuer in Abtheilungen eingeführt. Zur Zeit der Lineartaktik war das Pelotonfeuer des geschlossenen Bataillons ein Gegenstand häufiger Uebung und Anwendung. Das Pelotonfeuer ist eine Erfindung Gustav Adolfs, und soll zum ersten Male in der Schlacht von Leipzig zur Anwendung gekommen sein. Es setzt eine sehr grosse Uebung der Truppe voraus, was die Ursache gewesen sein mag, dass man es späterhin ganz wieder aufgab. Die preussische Infanterie unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. kultivirte diese Feuerart besonders, und in der Schlacht von Mollwitz hat die preussische Infanterie, wie auf dem Exerzirplatz, mit Pelotons gefeuert. Es wird dabei erzählt, dass hinter der Front der Bataillone die einzelnen Leute gefuchtelt worden seien, die etwa geplackert hätten. Es besteht wesentlich darin, dass mit überspringenden Zügen salvenweise geschossen wird, und es konnten dadurch, dass man vom rechten oder linken Flügel anfing, mancherlei Variationen hervorgebracht werden. Namentlich die ganze Aufmerksamkeit der Zugführer wird dadurch in Anspruch genommen.

Dieses Feuer mit Abtheilungen hat allerdings den Vortheil, dass keine Pause eintritt, in welcher das Bataillon ohne Feuer ist. Es muss jedoch mit grösster Präzision ausgeführt werden und verlangt deshalb ungemeine Uebung; selbst dann aber bringt der Tod oder die Verwundung der Zugführer fast immer Unordnung hervor, und eine Konzentration des Feuers ist dadurch auch nicht weiter ermöglicht. Merkwürdigerweise haben die Franzosen dieses Pelotonfeuer, ebenso wie das mit Halbbataillonen u. s. w., noch im Reglement von 1862; — es ist das vielleicht nur beibehalten, um die Zeit hinzubringen.

In einem helleren Lichte dagegen erscheint die Anwendung der Salve, sobald sie bei den kleineren taktischen Organismen, Compagnien, Zügen erscheint. Eine preussische Compagnie ist in der Regel so gut in der Hand, und hat eine so leicht zu biegende Front, dass sie in der kürzesten Zeit eine Correktur der Aufstellung bewerkstelligt. Sie kann als Kolonne, und selbst schon entwickelt, sich so leicht bis zum Moment der Ab-

gabe des Schusses bergen, dass sie unnützen Verlusten nicht so leicht exponirt ist; selbst kleine Vor- oder Seitenbewegungen zum Zweck des Schusses, kann sie aus einer bergenden Deckung — ohne wesentliche Störung der Ordnung — ausführen, — Umstände, die beim Bataillon schwerlich so zutreffen können. Endlich liegt es in der Natur der Sache, dass eine Bataillonsfront die wichtigste vom System des Gewehrs abhängige Gefechtseigenschaft, die Schussbereitschaft, nicht so prompt ausnutzen kann, wie die Front einer Compagnie oder eines Zuges. Und hier tritt besonders der Umstand hervor, dass selbst eine Compagnie in Kolonne im Stande ist, alle ihre Feuergewehre in Thätigkeit zu setzen; dass sie im Nothfall die Zeit der Entwickelung sparen kann, wenn der erste Zug niederkniet oder liegt, und der hinterstehende aufrecht bleibt. Für einen einzelnen Zug, welcher im Knien den Schuss abwartet, bedarf es nur des Winks seines Führers, um in einem Moment aufzustehen und eine rasch und gut gezielte Salve zu geben. Die Compagnie-Kolonnen sind also nicht nur für die zerstreute Fechtart, sondern auch für die Entwickelung des Massenfeuers die eigentliche Form des Bataillons, in welcher es die ganze Kraft seines Zusammenhangs ebenso wie seine Elastizität bewährt, durch welche es sich auch in dem schwierigsten Terrain zu einer energischen und kreuzenden konzentrirten Bestreichung des Vorraums befähigt.

Als eine Modification des Salvenfeuers erscheint das Gliederfeuer und das Bataillenfeuer, *feu à volonté.*

Irren wir nicht, so war es Behrenhorst, welcher vom Bataillenfeuer sagte, »indem man dasselbe reglementsmässig einführt, etablirt man so die Unordnung in der Truppe«, und nach dem, was über die Vortheile des Salvenfeuers angeführt ist, ist allerdings diesem, wiewohl hart klingenden Urtheile beizutreten.

Dieses Bataillenfeuer *(feu à volonté* der Franzosen) ist diejenige Art des Feuers, welche fast immer und vorzugsweise bei nicht ganz gründlich ausgebildeten und disciplinirten Truppen aus dem Salven- oder Abtheilungsfeuer im Gefecht entsteht, sobald erst Verluste eintreten, Lücken entstehen, Zugführer fallen. Man braucht es garnicht zu üben, es macht sich von selbst, so lange das Bataillon im Gefecht ausharrt. Es schiesst dann Jeder ohne Kommando, sobald er geladen hat.

Der General von Holleben in seinen »militairischen Betrachtungen eines preussischen Offiziers» hat sich hierüber so

vortrefflich und erschöpfend ausgesprochen, dass man dem Urtheile dieses kriegserfahrenen Offiziers nichts hinzufügen kann; wir verweisen deshalb auf sein Werk. Es lässt sich dann für das Bataillenfeuer etwa nur anführen, dass bei demselben die fortgesetzte Wirkung jedes Einzelnen mehr hervortritt, der Einzelne mehr in unausgesetzter Thätigkeit bleibt, und die Gefechtsereignisse, die entmuthigend auf ihn wirken würden, theilweise unbemerkt von ihm bleiben. So ist mit Sicherheit anzunehmen, dass eine Truppe im Bataillenfeuer noch ausdauert, deren Ordnung und Zusammenhang schon vielfach zerrissen ist, und die deshalb das Gefecht durch Salvenfeuer vielleicht längst aufgegeben hätte. Um in dieser Beziehung nur eins anzuführen, bemerke man, dass beim Salvenfeuer der Gang der ganzen Maschine in dem Bataillons-Kommandeur beruht. Wird er ausser Gefecht gesetzt, so wird schwerlich das Eingreifen seines Stellvertreters im Kommando so augenblicklich und präzise stattfinden, dass nicht eine Stockung einträte, die im günstigsten Falle zum Bataillenfeuer führt, aber auch viel üblere Folgen haben kann. Dieses hier vom Bataillons-Kommandeur Bemerkte gilt nicht so sehr von dem Führer kleinerer Abtheilungen.

Um das Feuer zu sparen, die Ordnung so lange als möglich zu erhalten, dem Einzelnen das Zielen und sichere Schiessen möglich zu machen, hat man einen Mittelweg im Gliederfeuer gefunden, wonach jedes der beiden Glieder für sich das Feuer abgiebt, und zwar so, dass immer eines geladen haben muss, ehe das andre zum Feuer übergeht. Dieses Feuer ist dem Bataillen- oder Rottenfeuer vorzuziehen; es wird aber höchst wahrscheinlich, wenn die Truppe auch ausharrt, im Laufe des Feuergefechts zum Rottenfeuer werden. Jedenfalls aber ist es ein Mittel, um die Truppe so lange, als es möglich ist, in der Hand zu behalten. Man erhält dadurch Gelegenheit, bei der auf etwa 400 Schritt abgegebenen Salve des ersten Gliedes noch die Wirkung zu beobachten und hat die Zeit, das zweite Glied zu instruiren. Theoretisch betrachtet kann ein Bataillon, welches auf 300 Schritt einen Kernschuss und in etwa zwei Minuten bequem sechs wohlgezielte Lagen abzugeben in der Lage ist, auf diese Entfernung mit dem kommandirten Gliederfeuer anfangen, und die Salve beider Glieder auf eine Entfernung von 200 bis 150 Schritt versparen. Noch viel mehr wäre diese Regel beim Feuer einer einzelnen Compagnie, wenn sie in die Lage kommen sollte, zu empfehlen. Diese theoretischen Betrachtungen führen denn auch wohl das österreichische und französische Reglement

zur Betonung des Salvenfeuers in Gliedern, oder des kommandirten Gliederfeuers. In der Praxis jedoch wird man seiner Truppe sehr Herr, ihrer Leistung und der Umstände sehr sicher sein müssen, um diese Feuerart anstatt der vollen Salven anzuwenden und so eine kostbare Zeit nicht ganz ungenutzt verstreichen zu lassen. In den meisten Fällen thut man besser, mit beiden Gliedern zu feuern.

Wir finden hier den natürlichen Uebergang zur Betrachtung des Schnellfeuers. Haben die Ziele grosse Tiefe, oder wünscht man in kurzer Zeit eine energische Wirkung über einen Raum zu erstrecken, in welchem sich zielwürdige Objekte bewegen (Batterien, Kavalleriemassen), so ist der Gebrauch des Schnellfeuers namentlich bei sehr rasanter Flugbahn der Geschosse angezeigt. Das Schnellfeuer kann erscheinen als beschleunigtes Salvenfeuer oder als beschleunigtes Bataillenfeuer. Wir haben oben S. 136 schon das Schnellfeuer berührt, und es wurde dabei ausgeführt, dass es die physische Kraft im hohen Grade beansprucht und von einem eigentlichen Zielen dabei dann namentlich nicht die Rede sein kann, wenn die höheren Visire gebraucht werden müssen, weil dann das Gewehr schwerer zu handhaben ist; dass es übrigens nur dadurch auf das Maximum der Leistung gebracht wird, wenn die Ladegriffe auf das Minimum beschränkt sind. Dies letztere ist namentlich der für das beschleunigte Salvenfeuer günstige Umstand, wodurch ein wenig Zeit zum Athmen und Beruhigen durch schnellere Schussbereitschaft gewonnen werden kann. Aber aus dem oben Gesagten geht hervor, dass selbst bei den meisten Systemen man das Schnellfeuer über die Entfernung von 400 Schritt hinaus selten oder garnicht anzuwenden Grund hat. Für die beschleunigten Salven passt, was wir vorhin wegen der Stärke der Abtheilung sagten, in erhöhtem Maasse, besonders weil die Dampfschicht vor der feuernden Truppe leichter verfliegt; und da man fast immer eine Gefechtskrisis dabei voraussetzen kann, so ist auch in den meisten Fällen für den geschlossenen Trupp diese beschleunigte Salve dem freien Schnellfeuer vorzuziehen, weil mit Zunahme seiner Grösse auch die Schwierigkeit des Stopfens zunimmt. In der Gefechtskrisis kommt es, wenn irgend, am wesentlichsten auf das in der Hand halten der Truppe an, namentlich wenn ungünstige Wendung zu befürchten ist; und eine dem Schnellfeuer anheim gefallene Truppe ist nicht in der Hand.

Als eine vierte Art des Feuers erscheint endlich das Carréfeuer; die Feuerart, welche die bei dem drohenden Angriff feindlicher Reiterei im Carré formirte Infanterie gegen

den auf sie einstürmenden Choc anwendet, um denselben zu brechen. Die Infanterie befindet sich in einer Formation, die den Vortheil gewährt, der Front eine grössere Tiefe zu geben und zugleich Flanke und Rücken zu decken, die aber zugleich den Nachtheil mit sich führt, dass nur eine geringe Anzahl von Feuergewehren in Wirksamkeit treten kann. Gerade beim Choc der Kavallerie kommt es aber, wenn es ernstlich gemeint ist, darauf an, eine möglichst grosse Feuerwirkung zur Vertheidigung des Carrés zu entwickeln; die Gewalt des Chocs muss dadurch gebrochen werden, dass Ross und Reiter zusammen- und übereinanderstürzen. Es kommt also vorzugsweise darauf an, zur rechten Zeit und gleichzeitig die richtige Entfernung zu schiessen. Ausserdem ist hier die Erhaltung der Ordnung, das gleichmässige und augenblickliche Einstellen des Feuers doppelt nöthig, da jede Gefechtspause sogleich zur Bewegung, zur Fortsetzung des Rückzuges benutzt werden muss.

Wo die Kavallerie, wenn sie nicht ganz überraschend angreift, dem Feuer des Bataillons auf etwa 6 — 800 Schritt ausgesetzt ist, kann der Kommandeur ohne Gefahr auf weitere Entfernungen dasselbe beginnen und behufs moralischer Wirkung die beiden vordersten Glieder zwei bis drei Salven geben lassen. Er wird dann immer noch bis auf 60 Schritt die letzte entscheidende Salve in der Hand haben.

Dass das Carréfeuer, wenn es seinen Zweck erreichen soll, Salvenfeuer sein muss, ist fast überall anerkannt. Sich auf Schnellfeuer einzulassen, würde selbst in dem Falle bedenklich sein, wo man einen abgeschlagenen Angriff damit verfolgen wollte. Einige Salven auf nahe Distance genügen immer und haben auch fast immer genügt, wie dies die englische Infanterie, welche immer das hohle Carré hatte und nur mit zwei Gliedern schiessen konnte, zur Genüge bewiesen hat. Sie hatte freilich dabei die Sitte, von vier Gliedern Tiefe die beiden vordersten niederknieen und im extremsten Falle in der nächsten Nähe mitfeuern zu lassen. Welche Wirkung dies hat, zeigt die Geschichte ihrer Kriege. Selten ist es der feindlichen Kavallerie gelungen, ein solches Carré zu sprengen, obschon sie es, wie z. B. bei Belle-Alliance, oft versucht hat, wo trotz aller Anstrengung und trotz der kräftigsten Unterstützung durch Kartätschfeuer es den französischen Kürassieren nur in einzelnen wenigen Fällen gelang, in die Carrés einzudringen.

Die eigentliche Vertheidigung der Infanterie gegen Kavallerie besteht also überall in dem Schusse;

das Bajonett thut hierbei nichts; das Feuer der Carrés, von Bataillonen wie Compagnien u. s. w., sollte daher vorzugsweise kultivirt und nicht als eine Nebensache betrachtet werden. Dieses Feuer muss zuletzt in näherer Distance abgegeben werden, damit seine volle Wirkung eintritt. Indessen darf dieses auch nicht übertrieben werden, und besonders nicht, wenn der Feind in der Karriere attakirt, indem in dieser schnellen Bewegung selbst tödtlich getroffene Pferde noch 20 bis 30 Schritt laufen und gerade solche am leichtesten in den letzten Sprüngen der Todesangst in das Carré eindringen. Kommt die Kavallerie im Trabe heran oder im kurzen matten Galopp, so kann man sie auf 40 bis 50 Schritt heranlassen; sonst muss sie die letzte Salve auf 60 bis 70 Schritt erhalten.

Wie man Vorschläge gemacht hat, die Formation des vollen Carrés von den Mängeln zu befreien, woran sie unstreitig leidet, so hat man auch experimentirt, das Feuer desselben zu verstärken. Diese Vorschläge laufen denn in der Regel darauf hinaus, dass auf der angegriffenen Front drei oder fünf Glieder niederfallen und von hinten her successive, entweder je ein Glied oder zwei Glieder, aufspringen und feuern. Es spricht indessen hiergegen das, was man überhaupt gegen das Niederfallen der vorderen Glieder anführen kann; man muss sehr sicher sein, dass die Leute in so kritischen Momenten wieder aufspringen; es gehören um so disciplinirtere und geübtere Truppen dazu, als dies gerade hier mit grosser Ordnung geschehen muss, wenn die Maassregel von Frfolg sein soll. Abgesehen hiervon und rein theoretisch betrachtet, erscheint uns dieser Vorschlag an sich zweckmässig, indem die Feuerwirkung des Carrés dadurch unstreitig sehr erhöht wird. Während z. B. bei einem Bataillon, dessen Züge 35 Rotten haben, aus der angegriffenen Front, wenn sie ihr Feuer bis auf 120 Schritt spart, 140 Schuss fallen, ehe die Kavallerie heran ist, so bekommt sie auf diese Weise 420 Schuss, also das Dreifache, und in drei vollen Salven. Auf dem Exerzirplatze ist indessen vieles ausführbar, was im Gefecht vermieden werden muss, und wir wagen daher nicht, uns für die Zweckmässigkeit eines solchen Manövers zu entscheiden.

2. Das Gefecht mit der blanken Waffe.

Von den ältesten Zeiten an, und sobald man geschlossene Massen Fussvolk in den Kampf führte, war der Angriff mit

der blanken Waffe die herrschende Fechtart und musste es bleiben, so lange die Pike als Hauptwaffe der Infanterie galt. Mit der allgemeinen Einführung des Feuergewehrs veränderte sich dies Verhältniss. Das Feuergefecht drängte das Gefecht mit der blanken Waffe immer mehr in den Hintergrund, und dies musste um so mehr geschehen, als der Mangel des Gefechts in zerstreuter Ordnung dieses Verhältniss nicht vermittelte; also der, welcher den Angriff mit der blanken Waffe suchte, kein Mittel hatte, denselben zu verbergen und gegen das Feuer der stehend den Angriff erwartenden Linie zu schützen. So wurde der Angriff mit dem Bajonett eine Form, auf welche die Reglements zwar noch einige Rücksicht nahmen, die in der Wirklichkeit jedoch nie mehr zur Anwendung kam.

Während aber die Phalanx der Griechen, die hellen Haufen der deutschen Landsknechte und alle ähnlichen Formationen älterer und späterer Zeit den Zweck hatten, bei ihrem Angriffe in der That den Feind zu durchbrechen und niederzumachen, besteht der Bajonett-Angriff der neueren Zeit eigentlich nur in einem geschlossenen und entschlossenen Drauflosgehen, wobei weniger die Absicht vorherrscht, mit dem Gegner in einen Kampf Mann gegen Mann zu gerathen, als ihn vielmehr durch die Besorgniss vor einem solchen und die ungünstigen Gefechts-Chancen, die sonst noch entstehen können, zu bewegen, das Feld zu räumen. Dies wird durch die Erfahrung der neueren Kriege vollkommen bestätigt, in welchen es sehr selten zum Bajonettkampf im freien Felde gekommen ist, oder immer nur unter dem Einfluss ganz besonderer Umstände und Zufälligkeiten, so z. B. bei Hagelsberg*).

In jenem Sinne des entschlossenen Drauflosgehens muss daher der Ausdruck Bajonett-Angriff in der Regel verstanden werden, und so kommt denn diese Form allerdings häufig vor, auch vielfach mit Erfolg. Dieser besteht in der Regel darin, dass der Gegner das eigentliche Gefecht mit dem Bajonett und der Kolbe nicht annimmt, sondern ihm ausweicht, da er dabei allerdings das Aeusserste, die vollständigste Niederlage, zu erleiden Gefahr läuft. Hält er dagegen den Angriff aus, so wird in vielen Fällen der Erfolg ein anderer und gewöhnlich der sein, dass sich ein Feuergefecht stehenden Fusses entwickelt**). So z. B. mehrmals in der Schlacht von Möckern.

*) Siehe Note 4.

**) Siehe Note 5.

α. Der Angriff mit dem Bajonett wird nun vorzugsweise in der Kolonne ausgeführt. In dieser Form lässt sich die Ordnung leichter erhalten, schneller marschiren; man kann die Direktionslinie leicht und nach Maassgabe der feindlichen Stellung verändern; man kann in derselben Terrain-Schwierigkeiten leichter besiegen, und ist darin auf einen plötzlichen Kavallerie-Angriff vorbereitet. Früher hat man auch auf den Druck, den die Kolonne beim Bajonett-Angriff äussern soll, ein besonderes Gewicht gelegt, und man hat gesucht, dies auf ein berechenbares System zurückzuführen, worin die beiden Faktoren Schnelligkeit und Masse sein sollten. So Venturini in seinem Lehrbuch. Dies ist aber irrig. Von einem solchen Druck kann schon deshalb nicht die Rede sein, weil auch in der dichten Kolonne, insofern sie sich bewegt, kein Mann auf den andern, kein Glied auf das andere wirklich einen mechanischen Druck ausübt. Der Vortheil, den die Form der Kolonne für den Bajonett-Angriff gewährt, liegt vielmehr in dem oben Angeführten; dann aber auch auf der moralischen Seite. Das Vertrauen des Soldaten ist in der Masse grösser, er glaubt gleichsam an einen materiellen Druck; die Hülfe seiner Kameraden erscheint ihm näher. Ausserdem ist es dem Führer leichter, durch Wort und Beispiel auf die Truppe zu wirken; er hat sie in der Hand. Endlich findet auch ein wirklicher, materieller Druck statt, der indessen von dem des Einbruchs in den Feind wohl zu unterscheiden ist; nämlich der, welcher die vorderen Glieder hindert, zu weichen, und sie zwingt den Angriff fortzusetzen. Betrachten wir ferner die Angriffs-Kolonne nicht ganz abstrakt, so tritt bei derselben noch der Vortheil ein, dass sie den Bajonett-Angriff durch das Feuergefecht der Tirailleurs unterstützen kann. Diese können dieses Feuer bis zum Moment des wirklichen Einbruchs fortsetzen, ohne hinderlich zu werden, und können zum Schutz der Kolonne es wieder aufnehmen, sobald sie etwa zum Umkehren genöthigt ist.

β. Nichtsdestoweniger kommt aber auch der Bajonett-Angriff in Linie vor, der im Gegensatz zu dem in der Kolonne die Vortheile hat, dass die meisten Bajonette in Thätigkeit kommen, so dass bei Muth und festem Willen in jedem Einzelnen ein guter Erfolg erwartet werden, und jeden Augenblick die Möglichkeit vorhanden sein kann, aus dem Massenfeuer in den Bajonett-Angriff und aus diesem in jenes überzugehen. Zu weiten Bewegungen über das Feld aber eignet sich die Linie nicht; Bajonett-Angriffe aus grösserer Ferne wird man daher jedesmal in Kolonne machen müssen, und in

Linie vorzugsweise nur dann angreifen, wenn man entwickelt den Feind mit Massenfeuer empfing, er den Bajonett-Angriff dessenungeachtet aber fortsetzt oder stutzig wird. Die Engländer haben in den Kriegen mit den Franzosen auf diese Weise vielfach, und fast immer mit Erfolg, das Bajonett angewendet, z. B. bei Pampelona 28. Juli 1813*), bei Belle-Alliance und ein anderes Beispiel an der Katzbach.

Die Russen, welche überhaupt den Bajonett-Angriff lieben, haben in ähnlicher Weise im Feldzuge von 1831 mehrfach mit den Polen gefochten, so z. B. die beiden Grenadier-Regimenter Astrachan und Suworow in der Schlacht von Ostrolenka. Der Bajonett-Angriff ist das letzte Mittel, das Infanterie-Gefecht durch Infanterie zur Entscheidung zu bringen. Er kommt daher bei der Einleitung des Gefechts niemals vor; es hiesse das mit Gold gegen eine Bank pointiren, die nur Kupfermünze enthält. Das, was beim Bajonett-Angriff, wenn das Gefecht nicht in der Periode der Entscheidung schwebt, gewonnen werden kann, steht in keinem richtigen Verhältniss mit dem, was dabei auf das Spiel gesetzt wird und namentlich wenn er etwa mit ganzen Bataillonen in Kolonne nach der Mitte ausgeführt wird. Er führt sie in der Regel in das wirksamste Schützenfeuer, setzt sie bedeutenden Verlusten durch die Tirailleurs aus, und zwingt sie sehr häufig, sich in naher Distance auf ein zweifelhaftes Massenfeuer einzulassen. Der ganze Gewinn aber besteht, wenn der Gegner durch das Gefecht noch nicht mürbe gemacht ist, gewöhnlich nur in einigen hundert Schritt Terrain und oft noch nicht so viel. Dieser Gewinn, der allerdings wesentlich ist, wenn er zu einer schnell benutzbaren Deckung führt, ist viel besser durch den Angriff in den kleineren Compagnie-Kolonnen und dann oft durch successives Vorbrechen derselben (nicht durch gleichzeitiges) zu erreichen. Man kann bei der jetzigen Infanterie-Taktik nur einen Gegner, der ausser Verhältniss schwächer ist, überrennen. Anders ist dies natürlich, wenn das vorhergegangene Gefecht dem Gegner schon bedeutende Verluste gebracht hat, seine Reihen gelichtet sind und die Ordnung aufgelöst ist. Dann werden frische Truppen, die entschlossen mit dem Bajonett darauf los gehen, häufig das Gefecht entscheiden, und das wird besonders der Fall sein, wenn der Gegner schon einige Mal eine solche Lektion erhalten hat, und weiss, was ihm bevorsteht, wenn er es auf das Aeusserste, das Gefecht Mann gegen Mann, mit Kolbe und Bajonett ankommen lässt. In den Jahren 1813 und 1814 beruhte das Uebergewicht der preussischen

*) Siehe Note 6.

Infanterie über die französische allein hierauf. Das Tirailleurgefecht hielt diese tagelang aus; dem Bajonett-Angriff dagegen wich sie in der Regel. Eine tüchtige und brave Infanterie, die aus einem körperlich stärkeren Menschenschlage besteht, wird stets ihre Rechnung dabei finden, Behufs der Entscheidung den Gegner mit dem Bajonett anzugreifen. In einem Kriege mit den Franzosen wird es zweckmässig sein, nur so lange, als gerade nothwendig, mit ihnen herum zu tirailliren und sie bald möglichst mit dem Bajonett anzugreifen. Dagegen besteht die Hauptkraft der Russen seit längerer Zeit im Kampf Mann gegen Mann, wie sich das von Zorndorf bis Ostrolenka und besonders in den Feldzügen Suworows deutlich zeigt. Auch mit englischer Infanterie dürfte es nicht rathsam sein, gerade vorzugsweise in dieser Art anzubinden. Beider schwache Seite ist das zerstreute Gefecht, und dies muss man daher mit ihnen führen.

In neuerer Zeit hat man nun den Bajonett-Angriff mit dem Feuergefecht combinirt, indem man entweder Tirailleurs in dichten Schwärmen den Angriffs-Kolonnen vorausgehen lässt oder die Zwischenräume derselben mit Tirailleurs ausfüllt. Diese Maassregel ist im Allgemeinen zweckmässig und verleiht dem Bajonett-Angriff eine neue Stärke. Wenn das Feuer der Schützen bei einer solchen Gelegenheit auch keine grosse physische Wirkung haben wird, so kann es doch einer moralischen nicht ermangeln; es wird für den Angegriffenen schwer sein, die Kolonnentête genau in der Masse des auf ihn losstürzenden Schwarms zu unterscheiden, und sein Feuer auf sie zu konzentriren; und endlich, wenn ein unerwartetes Hinderniss etwa die Kolonne zum Halten bringt, hat man doch wenigstens gleich ein Mittel, den Angriff durch Feuer aus nächster Nähe fortzusetzen. Die Schützen zur Aufnahme stehen bleiben zu lassen, wird nur unter ganz günstigen Gefechts- und Terrain-Verhältnissen rathsam sein; in solch einem Augenblick muss Alles, was Beine hat, heran; das Feld rückwärts füllt sich sonst gar zu leicht mit Mannschaften zweifelhaften Charakters. Natürlich muss ein jeder Bajonett-Angriff durch nahes Feuer gut vorbereitet sein, schon weil die Schützen in der Lage sind, sich die Gelegenheiten des Terrains und der feindlichen Aufstellung näher ansehen zu können. Die Franzosen haben die Form des Angreifens ohne genügende Vorbereitung, indem sie, namentlich in ihren Entscheidungsschlachten, den Accent auf brüskes Ueberrennen des Gegners legen wollten, mehrfach angewendet und häufig jene Nachtheile geerntet. In der Schlacht von Belle-Alliance

schlugen sich das erste und zweite Corps und später die Garde, indem sie mit dichten Massen die Linien der Engländer stürmend angriffen und mehrfach durchbrachen; das nicht erschütterte Feuer der Engländer aber zwang sie jedesmal zur Entwickelung oder zum Weichen.

Obschon die Kriegsgeschichte vielfach zeigt, dass in letzter Instanz das entschlossene Drauflosgehen, was man Bajonett-Angriff nennt, was es aber in den seltensten Fällen ist, das einzige Entscheidungsmittel ist, und häufig der schönste Erfolg dasselbe gekrönt hat, so fehlt es doch nicht an Gegnern dieser Fechtart. Sie stützen sich hauptsächlich auf die Theorie und auf eine mathematische Rechnung, welche beweist, dass ein solcher Angriff völlig unausführbar ist, wenn der Gegner im ruhigen Feuern bleibt. Die Praxis haben sie keinenfalls für sich, und selbst dann nicht, wenn man die Resultate der Armee zu Grunde legt, bei der die Feuer-Taktik am meisten ausgebildet ist, der englischen. Es zeigt sich da immer, dass diese Resultate mehr in dem ungeschickten Drauflosgehen grosser Massen, und in dem Mangel aller Unterstützung derselben durch Tirailleurs zu suchen sind, als in der absoluten Wirkung des Feuers. Wie sehr man im Jahre 1815 von dem Gegentheile jener Theorie durchdrungen war, zeigt die Instruktion, welche der Fürst Blücher beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten erliess und in der er sagt:

»Da die Erfahrung gelehrt hat, dass die französische Armee den Bajonett-Angriff unserer Bataillonsmassen nicht auszuhalten vermag, so ist es Regel, diesen stets auszuführen, wo es darauf ankommt, den Feind über den Haufen zu werfen oder einen Posten zu gewinnen. Es muss darauf hingewirkt werden, dass der Angriff mit dem Bajonett nicht in ein Geschiesse ausarte, dadurch geräth der Angriff meist ins Stocken.«

Dieses Haltmachen und Feuern bringt gewöhnlich die Krisis hervor, und ist ein Vorbote, dass der ganze Angriff misslingen werde, wenigstens unter zehn Malen neun Mal. Macht der Feind irgend eine Offensivbewegung, so ist das Umdrehen fast unvermeidlich und durch keine Anstrengung der Führer zu verhindern. Das Haltmachen geschieht aber besonders dann, wenn die angreifende Kolonne zufällig auf deckende Terrain-Gegenstände stösst, unter das Feuer des Feindes kommt und so gegen dasselbe geschützt ist. Entweder müssen in solchen Fällen der Führer und die Offiziers, insofern sie nicht schon ausser Gefecht gesetzt sind, den Leuten einen besondern Aufschwung zu geben verstehen, oder man muss auf Kommando

halten, die Ordnung herstellen, Tirailleurs vorwerfen und gesammelt nach einer kleinen Pause weiter vordringen. Schliesslich sei noch bemerkt, dass eines der grossartigsten Beispiele des Bajonett-Angriffs die Schlacht von Gross-Beeren bildet, die, abgesehen von der Kanonade, mit der das Gefecht eröffnet wurde, eigentlich nur aus einem solchen Bajonett-Angriff der vier Brigaden des von Bülowschen Corps, 41 Bataillone gegen das Reyniersche Corps von 29 Bataillonen, besteht.

b. Das zerstreute Gefecht der Infanterie.

Das Tirailleurgefecht ist es, welches dem Infanteriegefecht der neueren Zeit überhaupt seinen besonderen Charakter verleiht. Jedes Infanteriegefecht wird durch Tirailleurs eingeleitet und hingehalten. Indem Infanterie in zerstreuter Ordnung jeden, auch den kleinsten, Terrainvortheil zur Vertheidigung benutzt, sich so überhaupt in jedem Terrain, in welchem ein Gefecht möglich ist, schlagen kann, wird der Gegner fast immer gezwungen, dieselbe Form anzunehmen, da jede andere Form, wenn sie überhaupt durch das Terrain gestattet ist, seine Verluste vervielfachen würde, ohne weitere Vortheile zu gewähren. Die Tirailleurlinie bietet dem Feinde ungleich weniger Treffpunkte dar, als die geschlossene Linie oder Kolonne: sie ist geschickt, dem Feinde Stärke und Absicht zu verbergen, da in ihr immer nur ein verhältnissmässig geringer Theil der Massen entwickelt wird. Diese Massen bleiben intakt, während auch ein langdauerndes Tirailleurgefecht die dazu verwendeten Truppen viel weniger mitnimmt, als jede andere Gefechtsform.

Gewöhnlich wird das zerstreute Gefecht als ein Produkt der neueren Zeit angesehen, als eine Gefechtsform, die erst in neuerer Zeit erfunden worden sei. Dieses ist jedoch eine unrichtige Annahme. Einerseits beruht es in der Natur der Sache, dass das zerstreute Gefecht dem der geschlossenen Ordnung in der Zeit vorangegangen sein muss, indem diese geschlossene Ordnung, ihre Bewegungen und die gleichzeitige Wirkung derselben schon eine viel grössere taktische Ausbildung voraussetzt. Andererseits lässt sich dies Vorangehen des Gefechts der zerstreuten Ordnung auch historisch nachweisen. Wir finden so die zerstreuten Fechter neben der Phalanx, neben der Legion, wie neben den Schlachthaufen des Mittelalters. Wir sehen ferner die zerstreute Fechtart überall da, wo ganze Völker den Krieg gleichsam auf eigene Hand und ohne stehendes Heer führen: wo sie die Vortheile des heimischen Bodens zur Vertheidigung gegen die Massen des Feindes benutzen, so

bei den Aufständen der Tyroler, Schweizer, Spanier, Calabresen u. s. w. In den Kriegen der stehenden Heere, als die Feuertaktik der Masse sich immer mehr ausbildete, und demgemäss die Schlachten gleichsam vertragsmässig im freien Felde geschlagen wurden, und das Feuergefecht mit der Möglichkeit des Handgemenges verbunden wurde, erst da tritt das zerstreute Gefecht in den Hintergrund, ohne jedoch auch in dieser Zeit ganz zu verschwinden. Selbst Friedrich II. konnte das zerstreute Gefecht nicht ganz entbehren; die Panduren, Croaten u. s. w. der Oesterreicher zwangen ihn, Truppen für dasselbe zu bestimmen und auszubilden.

Als später im Jahre 1775 der nordamerikanische Freiheitskrieg ausbrach, da trat, begünstigt von den Vortheilen des heimathlichen Bodens, zuerst wieder das zerstreute Gefecht in grosser Ausdehnung und voller Wirksamkeit hervor. Es waren die Tausende der Riflemen, die sich aus den Kolonisten, Jägern und Pächtern der weiten Landstriche Nordamerikas bildeten, denen bei Lexington, Saratoga und Yorktown die für das Liniengefecht ausgebildeten trefflichen Truppen der Engländer, Hessen und Braunschweiger erlagen. Diese grossen Erfolge gaben die Veranlassung zu der allgemein verbreiteten Annahme, dass in jenem Kriege die zerstreute Fechtart erfunden oder doch neu erweckt worden sei. Dazu kam, dass in dem neun Jahre später ausbrechenden Revolutionskriege Männer mit an die Spitze kamen, die in jenen Kriegen mitgefochten hatten und dahin wirkten, dass hier, wie dort, die zerstreute Fechtart fast ausschliesslich angewendet wurde, so Lafayette, Rochambeau und Andere.

Sowohl in Nordamerika, als im Revolutionskriege, und namentlich bis zur Napoleonischen Zeit, hatte das zerstreute Gefecht der Lineartaktik gegenüber das Uebergewicht; es galt allgemein für das entscheidendste Mittel und war es auch in der That. Die Lineartaktik wurde durch das zerstreute Gefecht gezwungen, in Terrains sich zu schlagen, die durchaus keine freie Entwickelung ihrer Gefechtswirksamkeit gestatteten, wo sie daher rathlos war. Dieses Verhältniss dauerte so lange, bis die zerstreute Fechtart allgemein reglementarisch adoptirt und die Infanterietaktik eine Combination des zerstreuten und geschlossenen Gefechts wurde. Damit verschwand das entschiedene Uebergewicht des zerstreuten Gefechts; jedes der beiden Elemente erhielt seinen eigenthümlichen Werth und gestattete dem anderen seine gebührenden Rechte.

Aus der Natur der Sache folgt, dass das zerstreute Gefecht die Entscheidung nicht in dem Sinne der offenen, mit

Gewalt durchgeführten Ueberwältigung herbeiführen kann. Diese Art der Entscheidung durch Niederrennen oder Niederschiessen en masse gehört der geschlossenen Ordnung an. Dagegen gehört der zerstreuten Form der ausgedehnteste Gebrauch des Feuergefechts in jedem Terrain, wogegen das Gefecht der blanken Waffe, des Bajonetts, nur zu einem Nothbehelf herabsinkt, wo es sich um die Selbsterhaltung handelt, oder wo das Feuergefecht unzulässig ist, oder wo einem zaghaften geschlagenen Feinde dadurch imponirt werden soll.

Der Bajonett-Angriff der Tirailleurs, in Fällen, wo das Feuergefecht unzulässig oder nachtheilig ist, kommt nur da vor, wo das Terrain keine Deckung gewährt, der Feind gut postirt ist, und mithin nicht durch Feuergefecht vertrieben werden kann, wie z. B. beim Angriff auf einen Waldrand, einen Graben u. s. w. Es kommt dabei ganz auf die Umstände, auf den Grad an, den die Demoralisation der feindlichen Truppen bereits erreicht hat, und auf den Grad von Selbstvertrauen, Muth und Entschlossenheit, der die eigenen Truppen beseelt. Bei der Verfolgung wird der Geschlagene in solchen Fällen nicht sowohl durch das Bajonett, als durch seine Muthlosigkeit, durch den Mangel an Vertrauen, Ordnung und Zusammenhang vertrieben, der bei ihm eingerissen ist. Der Bajonett-Angriff ist dann nur die Form, nicht der Zweck, unter welcher Schützen-Linien im Laufe näher an den Feind heranzukommen suchen; sie consterniren durch die Plötzlichkeit der Bewegung, durch Hurrahgeschrei den Vertheidiger, lähmen auf einen Moment sein Feuer, bis sich eine Gelegenheit etwa zur neuen, wenigstens etwas deckenden Stellung findet, vermeiden so vielleicht grössere Verluste, und beginnen das Feuer von Neuem. Der wirkliche Angriff mit der blanken Waffe ist fast immer nur eine Drohung; zum wirklichen Kampf wird er fast nie, und nur höchstens auf einzelnen Punkten kommen. Das Gefecht mit der blanken Waffe können wir daher bei der ferneren Betrachtung des Tirailleurgefechts ganz fallen lassen, und es genügt, bei diesem nur das Feuergefecht in Erwägung zu ziehen.

Das Tirailleurgefecht wird durch verhältnissmässig kleine Theile des Ganzen unterhalten, und kann seiner Natur nach nur dazu dienen, das Gefecht zu eröffnen, hinzuhalten, wieder abzubrechen, Zeit zu gewinnen, ferner dem Gegner durch ein sicheres, gutgezieltes Feuer Abbruch zu thun, vorzugsweise sobald er geschlossene Truppen oder Artillerie im Feuerbereich zeigt; das Gefecht im koupirten Terrain zu führen; das Terrain aufzuklären, um über die Wahl der Angriffspunkte richtige

Daten zu liefern; den Feind über den Hauptangriffspunkt in Ungewissheit zu erhalten, ihn zum Enfalten grösserer Truppen-Abtheilungen zu zwingen; um das Gefecht der geschlossenen Linie oder Masse einzuleiten, vorzubereiten, zu begleiten, und nach dem Erfolg entweder den Gegner zu verfolgen oder den eigenen Rückzug zu decken. Man sieht so, obgleich hier keineswegs alle Fälle erschöpft sind, in denen das Tirailleurgefecht zur Anwendung kommt, dass dasselbe ein Mittel für die verschiedenartigsten Gefechtszwecke ist, und dass man dasselbe überall angewendet sieht. Das geht dann so weit, dass tiraillirt wird, sobald man auf den Feind stösst, und nicht weiss, was man beginnen soll.

Die taktischen Formen des Tiraillirens haben wir bereits kennen lernen, und es kommt nun hier auf ihre Anwendung im Gefecht an. Obschon wir, strenge genommen, in diesem ersten Theile unserer Betrachtung der Elementartaktik das Gefecht entkleidet von seinen Beziehungen zum Terrain betrachten, so wird dieses hier nicht vollkommen durchzuführen sein, da die Verwendung und der Gebrauch der Tirailleurs zu eng mit der Benutzung des Terrains verwachsen ist, als dass sich Beides vollständig von einander trennen liesse.

Diese Benutzung des Terrains ist für die Tirailleurs von dreifacher Art: 1) um sich dem Auge des Gegners zu entziehen; 2) um sich vor der Wirkung seiner Schiesswaffen zu sichern, und 3) um den Gegner der erfolgreichsten Wirkung unserer eigenen Waffen möglichst vollständig und möglichst lange auszusetzen.

Die erste Art tritt für die Tirailleurlinie selbst bei jeder Aufstellung ein, die vor dem Gefecht, Behufs desselben, genommen wird. Aber auch während des Gefechts müssen die Soutiens und Reserven, so viel als irgend möglich, dem Auge des Gegners entzogen werden. Er bleibt dann um so länger in Ungewissheit über unsere Stärke, unsere Zwecke und Maassregeln. Wir gewinnen damit ausserdem auch noch den Vortheil, Gegenmaassregeln gegen seine Angriffe vorbereiten zu können, auf die er nicht vorbereitet ist, die ihn daher überraschen und zu neuen Anordnungen zwingen.

Die zweite Art der Terrainbenutzung fällt häufig mit der dritten zusammen, oft aber auch sind beide nicht zu vereinigen. Sie ist die passive Benutzung des Terrains. Dass die Tirailleurs Schutz suchen gegen das feindliche Feuer hinter Bäumen, Mauern, einem Hügel, in einem Graben, geschieht ganz instinktmässig und braucht kaum angeordnet zu werden. Mehr Einsicht wird schon nöthig, wenn es sich darum handelt,

jede Blösse gegen feindliche Reiterei durch geschickte Benutzung des Terrains zu vermeiden, sich auch gegen Flankenfeuer oder enfilirendes Feuer und nicht bloss gegen das direkte Feuer des Gegners zu decken. Hier wird dann schon die Intelligenz und Aufmerksamkeit des Führers in Anpruch genommen. Noch mehr ist dieses bei der aktiven Benutzung des Terrains der Fall, wo es darauf ankommt, sich so aufzustellen, dass dadurch die Wirksamkeit unseres Feuers möglichst gesteigert werde. Diese aktive Benutzung des Terrains muss womöglich mit der passiven Hand in Hand gehen; sie ist jedoch die entscheidende, sobald beide sich nicht vereinigen lassen; d. h. die eigene Sicherheit gegen das feindliche Feuer muss geopfert werden, wenn dadurch die eigene Feuerwirkung leidet oder gar unmöglich wird. Die Beurtheilung des Terrains nach der Seite dieser Verhältnisse ist oft nicht leicht und wird schwieriger, je verwickelter und unbekannter das Terrain wird, und je weniger Zeit wir haben, dasselbe kennen zu lernen. Sie ist daher vorzugsweise Sache der Führer, die bei scharfem Blick und Aufmerksamkeit fast in allen Fällen noch Mittel finden werden, selbst aus den scheinbar einfachsten Terrain-Verhältnissen noch Vortheile zu ziehen, oder Nachtheile aufzuheben, die auf den ersten Blick häufig unabwendbar erscheinen. Da aber im Gefecht die Hauptleute und Zugführer sehr leicht kampfunfähig werden, auch nicht an allen Punkten zugleich sein können, ist es Aufgabe, die Mannschaften schon im Frieden so zu organisiren und auszubilden, dass die intelligenteren und tüchtigeren Elemente in ihr sich in solchen Fällen durch selbstständiges Handeln nutzbar machen können. Auf die Unteroffiziere wird man sich in den wenigsten Fällen nach dieser Seite hin stützen können, schon weil ältere Unteroffiziere überhaupt mehr und mehr selten werden; die Mannschaft selbst, namentlich im Reserve-System, muss sich organisch zu bethätigen gewöhnt sein. Nach dieser Seite also bleibt der Friedensausbildung ein reiches Arbeitsfeld, denn der ungebildete gemeine Mann zieht sonst die passive Benutzung des Terrains vor, oder es fehlt ihm der weitere Blick zur Beurtheilung der Verhältnisse, oder er bemerkt auch in seiner Hast, vielleicht auch in der Ermüdung, die nächsten Vortheile und Nachtheile nicht.

Was nun die taktischen Formen des zerstreuten Gefechts anbetrifft, so sind dies, wie wir bei der Betrachtung der Evolutionen gesehen haben, deren drei: Die eigentliche Feuerlinie, das Soutien und die Reserve. Das Verhalten dieser drei Formen haben wir nun für das Gefecht näher zu betrachten.

1. Die Feuerlinie.

Ihre Stärke wird von Hause aus und im Allgemeinen durch die Zahl der Mannschaften bedingt, welche für das zerstreute Gefecht bestimmt sind. Für jeden einzelnen Fall aber ist in dieser Hinsicht maassgebend: erstens der Gefechtszweck, welcher durch das Tirailleurgefecht erreicht werden soll; zweitens die Beschaffenheit und Ausdehnung des Terrains, in welchem das Gefecht geführt wird; drittens die Zahl der Truppen, welche der Gegner ins Gefecht bringt, und die Art, wie er sie verwendet. Diese Umstände bestimmen in jedem speciellen Fall die Stärke unserer Tirailleurlinie und es lässt sich daher in dieser Hinsicht allgemein Geltendes wenig geben; selbst ein Minimum oder Maximum lässt sich nur annäherungsweise bestimmen. So kann es z. B. bei der ersten Besetzung eines Abschnittes vollkommen genügen, eine ganz dünne Tirailleurlinie in der Form einer Postenlinie, mit mehreren kleinen Soutiens dahinter, aufzustellen. Im Gefecht selbst werden 12 bis 15 Schritt Intervalle zwischen den Rotten, also etwa 20 Rotten auf die Bataillonsfront, gewöhnlich das Minimum sein. Das Maximum dürfte vorerst in der Auflösung aller vier Tirailleurzüge des Bataillons liegen, so dass sich die Tirailleurs zum Bataillon wie 1 : 2 verhalten.

Damit geht aber fast immer einer der Hauptvortheile des zerstreuten Gefechts, die Deckung gegen das feindliche Feuer, verloren, und es werden daher nur unter ganz besonderen Umständen so dichte Feuerlinien von verhältnissmässigem Nutzen sein.

So einfach, wie sich die Sache darstellt, wenn man bei den Formen des Reglements stehen bleibt, so schwierig wird es doch, im Gefecht selbst in Bezug auf die Stärke der Feuerlinie das richtige Maass zu treffen. Dieses ist von grosser Wichtigkeit, wo es sich um bestimmte Gefechtszwecke handelt.

Ist dieser z. B. Zeitgewinn, so ist nichts nachtheiliger, als von Anfang an eine zu grosse Masse von Tirailleurs zu verwenden, indem man sich dadurch in demselben Verhältniss der Mittel beraubt, das Gefecht zu nähren. Ungeübte Infanterie verfällt sehr leicht in diesen Fehler; wie z. B. unsere Truppen im Jahre 1813, namentlich in der Schlacht von Gross-Görschen. In einem koupirten Terrain, wo Verstärkungen der Feuerlinie, neue Aufstellungen u. s. w. leicht sind, kann man ohne Besorgniss die Feuerlinie Anfangs sehr schwach machen.

Handelt es sich dagegen um Vertheidigung eines bestimmten Abschnittes, einer Dorf- oder Waldlisière, eine-

Grabens etc., so würde eine zu schwache Besetzung ein Fehler sein, den man vielleicht nie wieder, oder doch nur mit unnöthigen Opfern, verbessern kann. Die Feuerlinie muss da von Hause aus so stark sein, dass sie jedenfalls den ersten Stoss des Gegners auszuhalten vermag. In der Schlacht von Ligny hatte man so versäumt, die südliche Spitze des Dorfes St. Amand stark genug zu besetzen; die Franzosen nahmen sie im ersten Anlauf, und den grössten Anstrengungen mehrerer Brigaden, die hier nach und nach ins Feuer kamen, war es nicht möglich, diesen Theil des Dorfes wieder zu erobern. Ein Aehnliches ist bei Möckern geschehen.

Hier ist aber der Ort, die Bemerkung zu machen, dass die Feuerlinie und die ihr gegebenen nächsten Soutiens in einer fortwährenden Relation stehen müssen. Einestheils ist es oft sehr schwierig, eine genügend starke Feuerlinie in gleichmässiger Dichtigkeit zu placiren; dann aber ist das moderne Artilleriefeuer mächtiger in seiner Wirkung auf feste Ziele, wie dünne Mauern, Bäume u. s. w.; endlich ist das Vorterrain oft nicht gleichmässig eben genug, um rechtzeitig den Angreifer unter Feuer nehmen zu können. Um daher die Lücken und Schwächen der Aufstellung schnell ausfüllen zu können, wird es fast immer nöthig sein, kleine geschlossene Trupps à portée zu haben; in der Feuerlinie selbst Schiebungen oder Veränderungen eintreten zu lassen, ist in solchen Momenten nicht möglich und auch gefährlich.

Aehnlich werden die Maassregeln beim Angriff sein. Will man den Feind nur beschäftigen, das Gefecht hinhalten, so reichen namentlich in einem koupirten Terrain schwache Tirailleurlinien aus, die man dann immer nach den Umständen verstärken kann. Kommt es dagegen darauf an, den Gegner aus einem festen Abschnitt durch Tirailleurfeuer zu vertreiben, so muss man die angreifende Linie von Hause aus der vertheidigenden überlegen machen, um durch die grössere Feuerwirkung den Vortheil aufzuheben, den der Gegner aus dem Terrain zieht.

Es muss also eine rechnende Oekonomie der Kräfte stattfinden, die aber nicht immer in dem Geizen mit denselben beruht; die vielmehr unter Umständen den Anschein von Verschwendung haben kann. Es wäre der grösste Fehler, als absolutes Prinzip hinzustellen, dass immer nur mit wenigen Tirailleurs das Gefecht begonnen werde. Eine nutzlose Verschwendung aber tritt jedesmal ein, wo die daran gesetzten Kräfte, es mögen zu viel oder zu wenig sein, ausser Verhältniss mit dem zu Erreichenden stehen. Man darf da nicht

vergessen, dass, so wenig Kräfte auch ein Tiraillement dünner Linien bei weiter Entfernung gewöhnlich verbraucht, dieses Gefecht doch höchst blutig werden kann, sobald es bis in grosse Nähe poussirt wird. Ein Beispiel liefert das Gefecht von Stachow 1812*).

Wie dort im Grossen, so darf also auch im Kleinen kein Missverhältniss zwischen dem Zweck und den Opfern stattfinden, die ihm gebracht werden müssen. Dahin gehört dann auch, dass man sich hütet, unnützer Weise ins Gefecht einzugehen, was namentlich mit den Tirailleurs gar häufig geschieht. Man fängt ein Tirailleurgefecht an, wenn man nicht weiss, was man will; ebenso zieht man es unnütz in die Länge. Man zersplittert mit vielfachen, langen und unnützen Tirailleurlinien seine Kräfte, und hat am Ende für den Moment der Entscheidung nichts oder nicht hinreichende Kräfte verfügbar. Das Tirailleurgefecht kann seiner Natur nach, das darf man nie vergessen, nur in sehr seltenen Fällen, und nur in besonders günstigem Terrain etwas Entscheidendes bewirken, und man darf daher über demselben den Hauptgesichtspunkt für die Infanterie, das geschlossene Gefecht, nicht aus den Augen verlieren. Wer zu lange tiraillirt, hält dadurch das Massenfeuer und den Bajonett-Angriff zu lange zurück und verpasst darüber leicht den Moment der Entscheidung. Eine Ausnahme hiervon ist nur zu statuiren, wenn es sich um Zeitgewinn handelt und der Feind beschäftigt werden muss. Man glaubt oft, die Truppe durch dergleichen Tiraillements zu aguerriren, für das Gefecht abzuhärten. Dies geschieht jedoch nur durch den richtigen Gebrauch, und keineswegs durch den Missbrauch des Tirailleurgefechts. Durch unnützes Herumknallen auf weite Entfernungen und durch fruchtlose Opfer, die doch bei jedem Tirailleurgefecht genug fallen, werden die Truppen vielmehr demoralisirt und verlieren endlich die Fähigkeit, herzhaft und entschlossen an den Feind heranzugehen, wenn es gilt.

Maximum der Stärke und Dichtigkeit der Feuerlinie.

Lange und starke Feuerlinien sind im Gefecht schwer zu handhaben und lassen sich nur in einem durchschnittenen Terrain rechtfertigen, wenn entweder das ganze Gefecht in einem solchen geführt wird oder doch der Schwerpunkt desselben in solchem Terrain liegt; also z. B. im Gebirgskriege, oder im waldigen, durchschnittenen Terrain, wie bei Königs-

*) Siehe Note 7.

wartha. Die Franzosen nannten dieses Tirailliren mit dichten, grossen Tirailleurschwärmen, denen starke Kolonnen als Reserve folgen, *tiraillement en grande bande;* es war dieses die erste Form, die sie an die Stelle der geschlossenen Ordnung setzten und in der sie im Anfange der Revolutionskriege selbst ihre Schlachten schlugen. Im Feldzuge gegen die Spanier 1794 nahm so Augerau, der unter Dugommier eine Division kommandirte, durch Tirailleurschwärme die starke Position von St. Lorenzo de la Maya in den Pyrenäen, die durch 27 Redouten und Batterien in zwei Linien gedeckt und von der halben spanischen Armee brav vertheidigt wurde. Aehnlich verwendete Davoust in dem Gefecht von Hausen 1809 ganze Bataillone zum Tirailleurgefecht, hinter denen er mit seinem Korps fortmarschirte. In den späteren Feldzügen kommt diese massenhafte Verwendung der Tirailleurs, durch welche ganze Truppenkörper für einen untergeordneten Zweck verwendet werden, immer seltener vor.

Die Entwickelung der Tirailleurs aus der geschlossenen Abtheilung, das Auflösen, geschieht, wenn es irgend möglich ist, ausserhalb des Bereichs des feindlichen Feuers. Der in der Vertheidigung Befindliche muss seine Tirailleurlinie frühzeitig etabliren; die Mannschaft erhält dadurch Zeit, sich einzunisten, wo sie sich schlagen soll; der Führer findet Gelegenheit, sich mit der Oertlichkeit bekannt zu machen, seine Tirailleurs dem Terrain gemäss zu vertheilen, in einzelnen Fällen selbst Verstärkungen der Stellung anbringen zu lassen, was namentlich von der Dorf-Vertheidigung gilt. Fast niemals aber werden in einer Stellung alle Theile der Vertheidigung gleich günstig sein. Es giebt überall stärkere und schwächere Punkte: demgemäss vertheilen sich die Tirailleurs. Die zusammenhängenden langen Linien, in denen die Rotten gleich weit von einander entfernt sind, verschwinden daher im Gefecht, die Schützen gruppiren sich. Diese zweckmässige Vertheilung der Tirailleurs ist vorzugsweise Sache der Führer, und in ihr liegt gewöhnlich die eigentliche Stärke einer Stellung. Von Richtung und enger Verbindung kann dabei natürlich nicht die Rede sein; man hat nur dafür zu sorgen, dass sich vor der Feuerlinie nicht Räume finden, die nicht durch ein wirksames Feuer vertheidigt werden. Auf den günstigen Punkten können daher die Tirailleurs sich häufen, während die dazwischen liegenden ebenen, keine Deckung gewährenden Stellen, oder einspringende Winkel der Stellung unbesetzt bleiben.

Dem ähnlich ist das Benehmen der zum Angriff vor-

gehenden Tirailleurlinie. Auch sie bildet nur, so lange sie aus dem Feuerbereich des Gegners ist, eine zusammenhängende Linie. Kommt sie in denselben, so gruppiren sich die Tirailleurs auf den Punkten, welche die meisten Vortheile, für die eigene Deckung sowohl als für die Bestreichung der feindlichen Stellung, gewähren. Im ganz ebenen Terrain bleibt freilich beiden Theilen nichts übrig, als das Ziel dadurch zu verkleinern, dass sich die Tirailleurs niederlegen; es ist dann freilich wesentlich zu prüfen, ob sie noch im Stande sind, etwas vor sich zu sehen und ein Schussfeld zu haben; ein Umstand, der im hohen Grase oder Korn dann sehr leicht alle Wirkung paralisirt. Das parallele Vorgehen mit einer Feuerlinie gegen den Feind wird man gern vermeiden. Man zieht es mit Recht vor, mit einem Flügel oder irgend einer passenden Abtheilung einen Terrainvortheil als Stützpunkt zu gewinnen, zu besetzen, und dann die anderen Theile nachrücken zu lassen.

Bei dem Vorgehen muss in der Regel nicht geschossen werden; erst wenn die Linie sich auf wirksamen Schussbereich etablirt hat, also auf 500 bis 400 Schritt, eröffne man das Feuer. Eine einigermaassen gut postirte Feuerlinie wird man mit Tirailleurs nie über den Haufen rennen, und am wenigsten mit einer schiessend sich langsam nähernden Tirailleurlinie. Die Entwickelung der Tirailleurs darf so wenig, als ihr weiteres Vorgehen, im Laufen stattfinden. Die Leute kommen dabei ausser Athem; die Einwirkung des Führers geht ganz oder theilweise verloren, namentlich für die spätere Postirung der Feuerlinie. Nur ganz besondere Umstände können eine Ausnahme hiervon begründen; wenn man z. B. einen Abschnitt eher als der Feind erreichen und besetzen will.

Nachdem sich die Feuerlinie postirt hat, beginnt das Feuergefecht. In der Regel wird es der Vertheidiger früher anfangen, um die Blösse zu benutzen, welche ihm die herankommende feindliche Feuerlinie gewährt, und welche theilweise oder ganz verschwindet, sobald der Gegner sich auch postirt hat. Der Führer muss darauf wirken, dass die vorgehende Linie sich dadurch nicht auch zum Feuern verleiten lässt, wodurch nur Aufenthalt entsteht und die Verluste wachsen. Das Feuer selbst muss ruhig, jeder Schuss gezielt sein; die Leute müssen dabei besonders auch ihre Aufmerksamkeit seitwärts richten und sich nicht blos mit den feindlichen Rotten beschäftigen, die ihnen gerade gegenüber stehen. Einerseits wird ihnen so Gelegenheit werden, einen gut gezielten Schuss anzubringen, andererseits werden sie selbst, wenn sie geübte

Tirailleurs gegen sich haben, oftmals Schüsse von der Seite her bekommen.

In diesem Feuergefecht wägen sich nun die Kräfte nach und nach ab. Die Faktoren sind hierbei, insofern wir ein solches Gefecht entkleidet von allen Nebenumständen, mithin isolirt für sich betrachten, bessere oder schlechtere Aufstellung zur eigenen Deckung, wie in Bezug auf die Wirkung des eigenen Feuers; grössere oder mindere Geschicklichkeit der Mannschaft im Schiessen; grössere oder geringere Zahl der Mannschaft; grössere oder geringe Disciplin und Bravour, endlich Zufälligkeiten, wie Tod oder Verwundung des Führers. Das auf der einen Seite überwiegend nachtheilige Resultat der einzeln sich ergebenden Ereignisse des Kampfes macht entweder eine Verstärkung der Feuerlinie nöthig oder führt dann auf dieser Seite zu dem Entschluss, das Gefecht aufzugeben. — Die ganze im Feuer befindliche Linie gleichmässig durch Eindoubliren zu verstärken, ist weder beim Angriff, noch bei der Vertheidigung in den wenigsten Fällen zweckmässig. Sowohl in der Vertheidigung, als beim Angriff, sind es fast immer einzelne Punkte, auf deren Festhaltung oder auf deren Wegnahme es ankommt, gegen welche sich daher der Hauptangriff richtet, oder auf deren Vertheidigung der Hauptaccent gelegt werden muss. Diese Punkte muss man daher zur rechten Zeit und nach sorgfältiger Abwägung der Verhältnisse, und daher erst so bald als es wirklich nothwendig wird, aus dem Soutien verstärken. Verstärkt man dagegen die ganze Linie gleichmässig, so wird man gewöhnlich auf den entscheidenden Punkten nicht stark genug sein. Zweckmässiger ist es, wenn sich solche entscheidende Punkte etwa nicht finden, oder die Gelegenheit dazu günstig ist, durch die Verstärkung die Feuerlinie nicht zu verdichten, sondern zu verlängern, dadurch die feindliche Feuerlinie zu umfassen, was in vielen Fällen entscheidend werden kann. — Verstärkt man die Feuerlinie auf den wichtigen Punkten, so wird dadurch ferner vielfach die Möglichkeit gewährt, dem Feinde nach und nach kleine Terrainvortheile zu entreissen, oder durch rasches, entschlossenes Drauflosgehen eines dichten Schwarmes einen Punkt in seiner Stellung zu nehmen, dessen Besitz über die fernere Vertheidigung derselben entscheidet. Für den Vertheidiger folgt daraus die Regel, solche Punkte vorzugsweise zu besetzen, und wenn ihm nach und nach kleine Terrain-Vortheile entrissen werden, oder wenn ein Punkt der feindlichen Feuerlinie ihm besonders nachtheilig wird, selbst in ähnlicher Weise zum Angriff derselben überzugehen, endlich durch Verlängerung der Feuer-

linie und Vorgehen eines oder beider Flügel in die Flanke des Feindes, diesen zurück zu drängen. Welches Mittel man anwenden will, hängt vorzugsweise von der Gestaltung des Terrains, sowie von der Bravour und Disciplin der Truppe ab. Mit unerfahrenen oder durch Unfälle muthlos gewordenen Truppen wird man sich mehr passiv schlagen müssen, während geübte und brave Truppen ihren Vortheil in der aktiven Vertheidigung finden werden. — Muss aus irgend einem Grunde von einer Seite das Gefecht aufgegeben werden, so wird der siegende Theil diesen Moment benutzen, durch ein lebhaftes Feuer dem Zurückgehenden noch möglichst viel Abbruch zu thun. Muss daher eine Position verlassen oder ein Angriff aufgegeben werden, so muss sich die weichende Linie bemühen, schnell aus dem Bereiche des feindlichen Feuers zu gelangen, denn es ist für sie der nachtheiligste Moment eingetreten. Sie geht daher in diesem Falle rasch und ohne zu feuern, und, wenn sie freies Terrain hinter sich hat, im Laufe 200 bis 300 Schritt zurück, und stellt die Ordnung erst her, wenn sie aus dem feindlichen Feuerbereich ist. — Aber auch die siegreiche Tirailleurlinie wird, wenn sie ein ordentliches Feuergefecht durchgeführt und nicht blos einige Kugeln mit dem Gegner gewechselt hat, Ablösung oder doch Wiederherstellung. der Ordnung nöthig haben; sie wird daher dem Gegner nicht ohne Weiteres folgen, was wir manchmal bei unseren Uebungen sehen, wo lange Tirailleurlinien Feld und Wald durchziehen und den Gegner aus einer Stellung nach der andern schlagen.

Soll das Gefecht fortgesetzt werden, so wird die zurückgehende Feuerlinie durch eine neue abgelöst, welche man da aufstellt, wo das Terrain es noch mit Vortheil zulässt. Bedingen höhere Gefechtsrücksichten nicht ein Anderes, so ist es jedesmal besser, eine vortheilhaftere neue Stellung weiter rückwärts zu nehmen, als eine schlechtere näher am Feinde. Bei solchen Tirailleurgefechten kommt es in der Regel auf ein paar hundert Schritt Terrain nicht an. Die im Gefecht gewesene Feuerlinie durch die neue aufzunehmen, ist selten rathsam. Man bekommt dadurch für das neue Gefecht von Anfang an eine zu dichte Feuerlinie; die zurückgehende Linie hat sich vielleicht theilweise verschossen, es muss neue Munition aus dem Tornister in die Taschen gepackt, hier und da an den Gewehren etwas hergestellt werden; die Leute sind angegriffen, oft erschöpft, jedenfalls unruhig und haben einen Theil ihres Selbstvertrauens verloren. In solcher Situation können die Führer nichts thun, um Ordnung und Vertrauen

wieder herzustellen. Man wird daher stets wohl thun, die aus dem Gefecht kommende Linie beim Soutien zu sammeln und dort unter den Augen der Führer die Ordnung wieder herzustellen.

Was hier von den Zurückgehenden gesagt ist, gilt, wenn auch nicht in gleichem Maasse, doch jedenfalls theilweise auch vom Sieger. Auch er bedarf der Erholung, einer Wiederherstellung der Ordnung, der Waffen, Munition etc.; und so entsteht denn in der Regel eine Pause, die von beiden Theilen in ihrem Sinne, in ihrem Interesse benutzt wird. Dieses, sowie den ganzen Hergang des Tirailleurgefechts, stellen unsere Uebungen nur unvollkommen dar, indem man da in der Regel keine Zeit hat, um die Darstellung des Gefechts so ruhig durchzuführen. Das eigentliche Tirailleurgefecht hat meist einen langsamen Verlauf. Da schiesst man sich um den Besitz eines Grabens, einer Mauer, einer Lisière oft einen halben Tag herum. Dies entsteht häufig dadurch, dass im Kriege die Zwecke der partiellen Gefechte oft gar nicht so bestimmt ausgesprochen oder auch nur gefühlt sind, wie bei den Uebungen durch die gegebene Idee oder Disposition. Hat aber ein Tirailleurgefecht erst eine Zeit lang in dieser stehenden Weise gedauert, so lässt es sich durch die im Gefecht begriffene Linie nicht in einen aktiven Charakter hinüber führen. Der Theil, welcher dieses beabsichtigt, muss vielmehr durch Verstärkung mit frischer Mannschaft dem Gefecht eine neue Nahrung geben.

Ablösungen der Feuerlinie, wie wir sie bei den Uebungen sehen, um die Uebung eben über alle Theile der Truppe auszudehnen, kommen im Gefecht nicht vor, oder doch nur unter ganz besonderen Verhältnissen. Fast immer wird man sehr zufrieden sein, wenn die im Gefecht begriffene Tirailleurlinie das Feuer hinhält, und so lange sie aushält, nicht an Ablösen denken, als bis ihre Gefechtsbrauchbarkeit abgenutzt, ihr kriegerisches Feuer ausgebrannt ist und nur noch die Schlacken übrig sind. Die Ablösung im Gefecht hat nie Vortheil, man verliert dabei unbedingt Mannschaft, und die dabei unvermeidlichen langsamen Verständigungen führen zu Ablenkungen der Aufmerksamkeit von dem Feind auf Nebendinge. Ablösungen sind immer gefährlich gewesen, wie dies zum Beispiel die beiden Schlachten bei Castiglione 1796 und 1859 zeigen; und dies deswegen, weil sie taktische Rückzüge doch eines Theils der Vertheidiger sind, wobei denn sehr leicht bewusste oder unbewusste Missverständnisse des Verfahrens auch bei denjenigen entstehen, welche

eben ins Gefecht gehen sollen. — Von Vortheil ist es dagegen, die Feuerlinie zu vermindern, sobald man sich überzeugt, dass der Gefechtszweck auch mit einer minder dichten Linie erreicht wird, oder dass es dem Feinde mit seinem Angriff nicht Ernst ist, er uns nur beschäftigen will, oder wenn wir unsere Stellung oder unseren Angriff nach und nach aufgeben wollen, ohne zu früh die Aufmerksamkeit unseres Gegners zu erregen. In solchen Fällen kann man natürlich nicht ganze Abtheilungen zurücknehmen, sondern die Führer müssen dann einzelne Rotten zum Soutien zurückschicken, was so verdeckt und vorsichtig, wie irgend möglich, zu geschehen hat.

Seitwärts-Bewegungen im Feuergefecht selbst sind gefährlich und bringen jedesmal Verluste hervor. Der Angreifende wird sie daher stets ausserhalb des feindlichen Feuers ausführen; der Angegriffene entweder sie durch Verlängerung der bedrohten Flanke, oder Falls er dem feindlichen Feuer sich entziehen muss (was bei gelungenen Umgehungen vorkommen kann), lieber durch einen entschlossenen Angriff auf die umgehende Truppe ersetzen. Gelingt dies nicht oder gestatten es die Gefechtsverhältnisse nicht, so ist eine Lage eingetreten, die man entweder mit Standhaftigkeit ertragen muss, wenn Höheres auf dem Spiele steht, oder aus der man sich anderen Falles so schnell als möglich herausziehen muss, ohne sich auf weiteres Gefecht einzulassen. Es wird dann freilich ohne Verluste nicht abgehen, sie werden aber wahrscheinlich geringer sein, als wenn man in solchen Fällen die Formen des Uebungsplatzes beibehalten will. Aehnlich ist es mit den Schwenkungen ganzer Feuerlinien; auch sie kommen im Gefecht nicht vor. Ist man gezwungen, eine Direktionsveränderung vorzunehmen, so geschieht dies dadurch, dass man im Vorgehen auf der Seite des herumgehenden Flügels stärker drückt und den anderen Flügel festhält, oder im Zurückgehen den stehenbleibenden Flügel verstärkt und den andern allmälig zurückgehen lässt. Wird dieses Manöver unmöglich, indem das Pivot gegen den starken Andrang des Feindes nicht zu halten ist, so bleibt nichts übrig, als in der neuen Richtungslinie eine neue Feuerlinie zu etabliren. Unter ihrem Schutz, der dadurch wirksam wird, dass sie den vordringenden Feind jedesmal in die Flanke fasst, zieht sich die andere Feuerlinie zurück.

In Bezug auf die Benutzung des Terrains durch die Feuerlinie ist hier noch Einiges allgemein zu erwähnen. Wer eine Stellung nimmt, um sich darin zu schlagen, der hat in der Regel die Wahl wenn auch nicht im Grossen, doch im Einzelnen. Er hat daher den grossen Vortheil, allen möglichen

Nutzen aus dem Terrain zu ziehen. Wer dagegen angreift, der muss das Terrain annehmen, wie es ist. Aus diesem Verhältniss folgt, im Grossen wie im Kleinen, der Hauptvortheil der Defensive: nicht als eine erzwungene, sondern als eine gewählte Gefechtsform.

Eine Tirailleurlinie bedarf nun Deckung gegen das feindliche Feuer und den feindlichen Kavallerie-Angriff, und sucht sich ferner so zu etabliren, dass sie das vorliegende Terrain unter ihrem Feuer hat. Letzteres ist allerdings nur in beschränkterem Maasse möglich, sobald das Gefecht innerhalb eines koupirten Terrains geführt wird. Hierin beruht die besondere Wichtigkeit der Lisièren und Abschnitte im Wald- und Dorfgefecht, im koupirten Terrain.

Die beste Deckung gewähren der Tirailleurlinie kleine Höhenzüge, Thalränder, Dämme, Gräben, kleine Vertiefungen und Mauern. Der Mann kann ganz gedeckt laden und ist nur dem feindlichen Feuer ausgesetzt, wenn er selbst schiesst. Hecken, Zäune, Gebüsch, schwache Dorfumfassungen gewähren eine viel schwächere Deckung und mehr gegen das Auge als den Schuss des Feindes. Indessen ist es auch schon ein Vortheil, den Gegner zu zwingen, nach unseren Schatten zu schiessen und man wird daher auch solche Terraingegenstände benützen. Die schlechteste Deckung gewähren dagegen Bäume. Die geringste Unebenheit des Terrains schützt besser, als ein Baum; denn selbst ein starker Baum deckt nur nach vorn und schützt garnicht gegen Schüsse von der Seite. Ueberhaupt ist es von Wichtigkeit, sich gegen das enfilirende Feuer zu schützen, also besonders, wenn die Stellung in geraden Linien gebrochen ist und ausspringende Winkel hat. Bei der Besetzung solcher Stellungen muss man auf dergleichen Verhältnisse besonders Rücksicht und danach seine Maassregeln nehmen. Ein Hauptvortheil bei der Aufstellung einer Tirailleurlinie findet sich da, wo das Terrain es gestattet, einzelne, im Schussbereich der Linie vor derselben liegende Punkte zu besetzen. Eine kleine Erhöhung, eine Vertiefung, eine Kiesgrube, eine dichte Baumgruppe, ein Haus können auf diese Weise die Vertheidigung sehr viel stärker machen. Der Gegner muss diese Punkte, die er der Feuerlinie wegen nicht umgehen kann, erst überwältigen, ehe er seinen Angriff auf diese richtet. Aber allerdings muss die so verwendete Mannschaft eine sehr zuverlässige und tüchtige sein, da ihr das Gefecht schwerere Prüfungen auferlegt und sie sich sonst sehr leicht in den Zustand der Passivität versetzt, der die grössere Gefahr auf solchen Posten vermeiden hilft.

Bei einem blossen Infanterie-Gefecht braucht man weniger ängstlich um Anlehnung der Flügel zu sorgen; hat man dagegen zu erwarten, dass auch Kavallerie im Gefecht auftritt, und hat man freies Terrain hinter sich, so ist es vortheilhaft, die Flügel anzulehnen oder zu verstärken. Diese Anlehnung besteht dann entweder darin, dass man die Linie bis an unpassirbare oder doch schwer passirbare Terraingegenstände ausdehnt, See, Fluss, Moor, Bruch, oder bis an einen, der Vertheidigung besonders günstigen Punkt, den man dann stark besetzt. Eine Hauptverstärkung der Flügel aber liegt in den Soutiens.

2. Das Soutien

nennen wir den geschlossenen, zur unmittelbaren Unterstützung der Feuerlinie dienenden Trupp. Der Gebrauch dieser noch geschlossenen Abtheilungen soll nun eigentlich dem Schützengefecht seine Form, die Charakteristik verleihen; zwischen ihm und der Feuerlinie soll eine stete Reziprozität bestehen, die nur durch die Führer vermittelt wird, und das Schützengefecht ist als ein zweckmässiges kaum denkbar, wenn sich diese Wechselbeziehung nicht in dem Verhalten der Soutiens ausdrückt. Die Schützenlinie drückt zunächst nur den einfachen Willen des physischen Kampfes aus, und, bei nicht zu ungleichen Kräften, ist sie fast nie im Stande, etwas mehr zu thun; erst die Soutiens sollen und können dem speziellen Willen und Zweck des Führers den sichtbaren, Allen erkennbaren Ausdruck verleihen.

Es dient zunächst nun zur Verstärkung der Feuerlinie auf den wichtigsten Punkten, sowohl beim Angriff, als bei der Vertheidigung, und zur Aufnahme derselben, indem es eine neue Feuerlinie bildet; oder als Sammelpunkt, wenn dieselbe von feindlicher Kavallerie überrascht wird; — ferner aber soll es auch als geschlossener Trupp und durch Massenfeuer wirken.

Das Soutien wird also so aufzustellen sein, dass es gegen feindliches Feuer gedeckt, aber im Stande ist, die bedrohten Punkte der Feuerlinie zu verstärken und zu unterstützen.

Wie weit sich das Soutien hinter der Feuerlinie befinden muss, bestimmt in jedem einzelnen Falle das Terrain; weiter als 250 bis 300 Schritt darf es jedoch nicht entfernt sein, da sonst die Unterstützung leicht zu spät kommt. Unter Umständen kann es aber viel näher, und sogar dicht hinter der Feuerlinie aufgestellt werden. Letzteres ist namentlich der Fall, wenn eine Stellung sehr hartnäckig vertheidigt werden soll, der Besitz eines oder einiger Punkte dabei voll-

ständig entscheidend ist und diese sich zugleich zur verdeckten Aufstellung der Soutiens eignen; oder wenn aus einer Aufstellung zu einem überraschenden Angriff übergegangen werden soll.

Aus dem Gange des Gefechts, wie wir ihn vorher betrachtet haben, bestimmt sich nun die Stellung des Soutiens in Bezug auf Flügel oder Mitte der Feuerlinie, je beim Angriff oder der Vertheidigung.

Die schwachen Punkte einer Feuerlinie sind in der Regel die Flanken und vorspringenden Winkel der Stellung; gegen diese wendet sich daher fast immer der nächste Angriff. Der Angreifende wird daher sein Soutien hinter denjenigen Theil seiner Feuerlinie bringen, den er späterhin vorzugsweise verstärken will. In den meisten Fällen aber ergiebt sich dieses erst im Laufe des Gefechts selbst, und er wird daher, wenn das Terrain es nicht anders erheischt, sein Soutien gewöhnlich hinter der Mitte folgen lassen. Gewährt die Stärke der Abtheilung, zwei Soutiens zu bilden, so folgen sie hinter beiden Flügeln. Von dem Vertheidiger gilt hier fast dasselbe, da auch er in den meisten Fällen nicht ganz sicher sein wird, gegen welchen Punkt seiner Stellung der Feind sich vorzugsweise wenden wird. Ist die Feuerlinie über 250 bis 300 Schritt lang und soll ein nachhaltiger Widerstand geleistet werden, so sind zwei Soutiens nothwendig, die dann hinter die Flügel der Linie zu stellen sind, und zwar unbedingt jedesmal, sobald die Feuerlinie keine Anlehnung hat. Dass sich jedes Soutien für sich, unabhängig von dem andern, nach dem Terrain und den Umständen richtet, versteht sich von selbst. Das eine kann vielleicht dicht hinter der Feuerlinie stehen, während das andere 300 Schritt abbleiben muss, weil es erst da eine verdeckte Aufstellung findet. Das Soutien giebt der Tirailleurlinie erst Halt und Selbstvertrauen; es ist daher durchaus nöthig, beide Theile unter einen Führer zu stellen, da nur dadurch das Eingreifen und das gemeinsame Handeln möglich wird. Aus demselben Grunde ist es daher auch nicht zweckmässig, Soutien und Feuerlinie von verschiedenen Abtheilungen des Ganzen zu entnehmen, z. B. die Tirailleurs von der einen Compagnie, das Soutien aber von der andern. Muss in solchem Falle das Soutien die Feuerlinie unterstützen, so bilden sich da Vermischungen von Mannschaften und Führern, die sich gegenseitig wenig oder garnicht kennen. Dies ist aber gerade im Tirailleurgefecht am nothwendigsten, wo so viel auf die Individualität der Fechtenden

wie der Führer ankommt, und wo die Leitung vorzugsweise auf Wink und namentlichen Zuruf beruht.

Die Regel, dass eine Tirailleurlinie niemals ohne Soutien sein soll, findet sich in allen Vorschriften und Handbüchern; in der Praxis aber ist sie eben nicht leicht durchzuführen. Sobald man nämlich in die Lage kommt, von dem Soutien Gebrauch zu machen, ist die Versuchung so oft wie die Nothwendigkeit da, dass es sich in einen Tirailleurschwarm auflöse. Wird die Feuerlinie auf dem einen oder dem anderen Punkt verstärkt, wird eine neue gebildet zur Aufnahme der alten, wird ein Anlauf gemacht gegen irgend einen Punkt der feindlichen Stellung, oder ein Ausfall aus dieser, so wird man fast immer dies durch die noch intakten Soutiens bewerkstelligen lassen müssen; dies ist die schnellste, geordnetste Weise. Hat das Soutien Erfolg gehabt, so ist die Nothwendigkeit oder Verführung nahe, den Erfolg direkt auszubeuten; ist der Erfolg nicht sogleich sichtbar oder sehr zweifelhaft, so liegt in der Regel, und ehe der neue Entschluss gefasst ist, auch eine Veranlassung vor, die Pause durch Schützenfeuer auszufüllen. Sofort ein neues Soutien aus der Reserve vorzuziehen, wie es auf dem Uebungsplatze geschieht, geht in der Regel nicht so schnell, bringt eine Zersplitterung der Kräfte hervor u. s. w., und es ist daher am sichersten, baldmöglichst sich wieder ein Soutien zu bilden, sobald der Zweck seiner Auflösung erreicht ist. Ist z. B. der Anlauf gegen einen Punkt einer Lisière, eines Grabens u. s. w. gelungen, so dringt man darin weiter vor; der eingedrungene Schwarm breitet sich aus; dadurch werden die nebenstehenden Theile der Feuerlinie überflüssig und bilden sofort ein neues Soutien. Gelang ein solcher Anlauf nicht, so sammelt sich der Schwarm wieder als Soutien u. s. w. Bei gut geübten Tirailleurs, die Appell haben, wird der Führer bald wieder über ein kleines Soutien verfügen können; nichtsdestoweniger aber müssen die Leute hierauf geübt werden. Geschieht dieses nicht, so hat es Schwierigkeit, sie schnell zusammen zu bringen.

Eine Verwendung des Soutiens als geschlossener Trupp ist namentlich bei der Vertheidigung solcher Terraingegenstände der Fall, die dem Gegner die Annäherung oder das Eindringen nur in schmaler Front gestatten; z. B. bei dem Gefecht um Defiléen, Brücken, Dämme, Dorfeingänge u. s. w., oder wenn einem feindlichen geschlossenen Trupp bei seiner Angriffsoperation unerwartet entgegenzutreten ist. Da kann es denn, wenn die Reserve nicht zur Hand ist, selbst rathsam sein, mit dem Soutien, welches man in der Nähe haben muss,

in letzter Instanz eine Salve zu geben und sich entschlossen auf die Spitze der feindlichen Angriffs-Kolonne zu stürzen. Beim Angriff solcher Defiléen, oder beim Vorgehen über dieselben überhaupt, ist es dagegen nothwendig, die Tirailleurzüge an der Tête der Kolonne zu haben, damit sie sich, sobald man auf der andern Seite Fuss fasst, ausbreiten und einnisten können. Das Hervorholen von der Queue oder aus der Kolonne bringt oft um die kostbarsten Momente und kann unter Umständen bei engen Defiléen sogar unmöglich werden, und es ist deshalb nothwendig, auch schon im Frieden die Compagnien und Bataillone so häufig als möglich in der Inversion der Normal-Ordnung zu üben, und ihre Elemente so selbstständig in sich zu machen, als möglich.

Es bleiben nur noch die Feuerarten zu betrachten, durch welche Schützen und Soutien zu wirken haben.

Die Schützen sollen einleiten, allmälig den Feind mürbe machen; in der Regel werden auch ihnen nur feindliche Schützen gegenüberstehen, wo nicht der Feind gewaltsame Aenderungen des Gefechtsstandes herbeiführen will. Dies können sie nur durch überlegtes, ruhiges Feuer; wobei sie noch zu bedenken haben, dass der Taschenvorrath sich durch eiliges Feuer zu leicht erschöpft. Endlich wird ihre Placirung sehr oft eine solche sein, dass sie nur mit Aufmerksamkeit gute oder gut gemeinte Schüsse abgeben können; und ein solches Feuer ist denn meist schon von so guter Wirkung, namentlich in der Defensive, dass es für die Zwecke völlig genügt. Hieraus geht hervor, dass zunächst es eine Hauptaufgabe für den Angreifer wie für den Vertheidiger ist, sich das Feuer nicht ablocken zu lassen, sondern es so bewusst und überlegt als möglich zu beginnen. Dieser Rath ist zwar leichter gegeben als ausgeführt; aber seine Beachtung ist für die wirklich kriegsmässige, wenn wir sagen dürfen kunstgemässe Durchführung des Schützengefechts das erste Erforderniss. Eine stehende Linie, welche das Feuer zu früh beginnt, also ohne seine Wirkung positiv übersehen und korrigiren zu können, wird schon, wie der Schütze vor der Scheibe in solchem Falle, beunruhigt und unnütz ermüdet. Eine Linie, welche geht, wird entweder durch den Beginn des Feuers ins Halten, Ueberlegen, Zögern gerathen, oder ins Blaue hinein feuern und alle die Aufmerksamkeit auf die Bewegungen selbst verlieren, welche diese erfordern, wobei dann das Halten der Intervallen verschwindet und die Masse sich zu Klumpen ballt, welche selbst einem schlecht schiessenden Gegner wirkungsreiche Objekte bieten. Durch zu früh

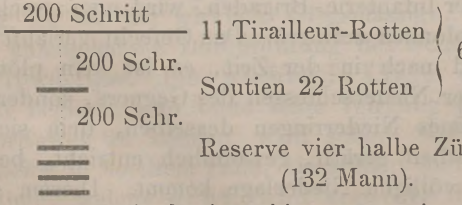
beginnendes Feuer wird man vielleicht eine geringe physische Wirkung erreichen, selten aber eine taktische, noch seltener eine moralische. — Haben wir nun im Gedächtniss, dass das Schnellfeuer eines gut rasanten Gewehrs nur dann den Munitions- und Kräfteverbrauch rechtfertigt, wenn die Ziele vollkommen sichtbar, tief oder breit sind, so dass auch bei einem verhältnissmässig mangelhaft gezielten Schuss, aber sonst gutem Anschlage, ein weiter, ebener Terrainstrich durch eine grosse Geschossmasse beherrscht werden kann, — so werden wir als Regel adoptiren, Schnellfeuer wo möglich nur durch das Soutien oder bereit gehaltene Trupps abgeben zu lassen. Es handelt sich hierbei darum, schnell den Erfolg desselben übersehen, es für Augenblicke stopfen zu können, um ihm bessere Richtung zu geben und, wo nöthig, Unterstützung aus der Reserve zufliessen zu lassen. Alles das lässt sich mit der Schützenlinie nur sehr unvollkommen machen. In den meisten Fällen wird ein beschleunigtes Salvenfeuer, selbst mit den kleinsten Trupps (Sectionen, Halbzüge), von energischer und doch lenkbarer Wirkung sein, und die gedeckte Postirung solcher Trupps zu solchen Zwecken in der nächsten Nähe der Schützenlinie wird dem Gefecht einen sehr festen Charakter zu geben wohl geeignet sein.

3. Die Reserve.

Bei ganz kleinen Abtheilungen fällt Reserve und Soutien zusammen, bei sehr grossen Abtheilungen dagegen bilden gewöhnlich Bataillone die Reserve; in allen dazwischen liegenden Fällen ist es nöthig, die Reserve des Tirailleurgefechts in Halb-Bataillonen oder Compagnie-Kolonnen zu bilden. Die Avantgarde, die Arrièregarde, kleine Abtheilungen von einem oder einigen Bataillonen, selbst in den meisten Fällen die ersten Treffen fechtender Infanterie-Brigaden, wird man zweckmässig in Compagnie-Kolonnen zerlegen. Das Gefecht verläuft gegenwärtig nach und nach in der Zeit, es ist kein plötzliches Niederwerfen oder Niederschiessen des Gegners, sondern vielmehr ein langsames Niederringen desselben, dem sich der, welcher in Nachtheil geräth, gewöhnlich entzieht, bevor es noch zu seiner völligen Niederlage kommt. Diesem gemäss geht die Eintheilung der Truppen dahin, das Gefecht zu nähren, zu unterhalten, die im Feuergefecht befindlichen Theile zu unterstützen oder aufzunehmen, und dieses wird besonders durch die Gliederung der Truppen in die Tiefe erreicht. Nach dieser Seite hin ist der Zweck und das Verhalten der Reserve, die man, da sie einem bestimmten Theile der Gefechtslinie

zur Unterstützung dient, die specielle Reserve nennen kann, ganz klar. Das Verhalten geht aus dem Zweck der Unterstützung der Feuerlinie hervor. Die zweite Seite ist aber, dass die Reserve auch bestimmt ist, das geschlossene Gefecht, also entweder als Bajonett-Angriff oder das Massenfeuer, zu führen, sobald es darauf ankommt, die Entscheidung zu geben oder abzuwehren.

Wir sehen daher, wie zweckmässig die Formation der Compagnie-Kolonne für alle Truppen ist, die zuerst ins Gefecht geführt werden, die bestimmt sind, dasselbe zu beginnen. In der Regel sollen diese das Gefecht beginnenden Truppen einen Vorhang bilden, hinter welchem der Aufmarsch oder der Abmarsch erfolgt, oder entscheidende Bewegungen vorbereitet werden. Der Gesichtskreis des Gegners soll demgemäss beschränkt oder von seiner Seite aus erhalten werden. Die Zugänge zu seiner Stellung sollen besetzt, genommen und vertheidigt werden. Es kommt also darauf an, eine Menge kleiner Punkte zu erringen, zu besetzen, festzuhalten, ohne dass man vorher weiss, welche der Gegner wählen und welche man selbst benutzen wird. In der Stellung eines Bataillons werden sich daher fast immer mehrere solcher Punkte finden, und eine Theilung des Bataillons in kleine diskrete Abtheilungen wird daher nöthig, wenn man nicht gezwungen sein will, im Laufe des Gefechts das Bataillon in kleine unselbstständige Theile zu zersplittern. — Sehen wir z. B. also eine Compagnie in der Gefechts-Formation. Der Tirailleurzug ist vorgeschoben. Aus ihm entwickelt sich die Tirailleur-Linie und ihr Soutien; zwei Züge, zwei Drittel des Ganzen, oder auf der Kriegsstärke vier halbe Züge, bilden die Reserve. Rechnen wir hierbei die Compagnie zu 200 Feuergewehren, so entwickelt sich daraus die untenstehende Normal-Gefechtsstellung einer Compagnie.

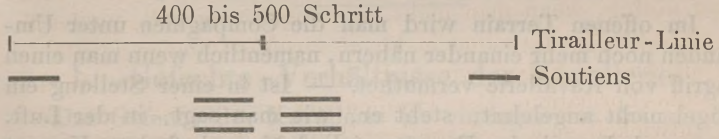


Die Compagnie beginnt hier etwa mit ein Neuntel ihrer Stärke das Gefecht, dem zwei Neuntel als Soutien folgen, während zwei Drittel als Reserve disponibel ist. Die Auflösung des ganzen Soutiens giebt schon eine sehr starke Feuerlinie; in diesem Falle wird dann das Soutien durch einen halben Zug der Reserve ersetzt, so dass auch dann noch die Hälfte

der Compagnie disponibel bleibt. Das Terrain und die besonderen Umstände bringen nun natürlich mannigfache Veränderungen in dieser Formation zu Wege. Man wird in dem einen Falle Soutien und Reserve hinter der Mitte, im andern Falle beide Abtheilungen hinter einem Flügel, im dritten das Soutien hinter dem Einen, die Reserve hinter dem Andern aufstellen, je nachdem der eigentliche Angriffspunkt noch unentschieden ist, oder auf einem der Flügel liegt, oder beide bedroht sind oder bedrohen sollen.

Sind zwei Compagnien für das Gefecht bestimmt, so ist zunächst die Frage, ob die Frontbreite der Stellung verdoppelt oder der Stellung nur eine grössere intensive Kraft, sei es zum Angriff, oder zur Vertheidigung, gegeben werden soll. In beiden Fällen wird jedoch die Normalstellung von zwei Compagnien die Wiederholung der vorigen für eine Compagnie mit allen ihren Modifikationen sein.

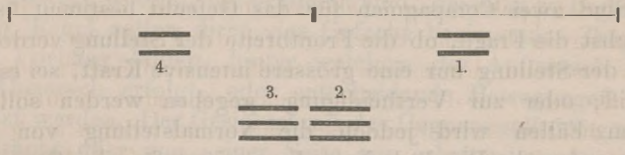
Wir dürfen jedoch, wenn es das Terrain gestattet, fast immer dafür sein, die Soutiens nach den äusseren Flügeln, die Reserve nach den inneren zu bringen, indem auf diese Weise eine kompaktere Masse zusammen bleibt und die Einheit in den Bewegungen und dem Verhalten überhaupt mehr gesichert ist.



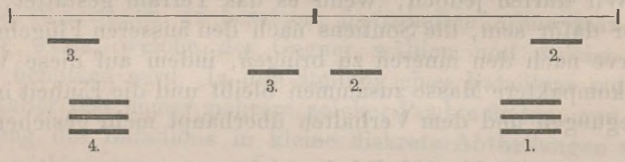
Steigt die Zahl der zum Gefecht zu verwendenden Compagnien auf drei oder vier, so wächst damit auch die Zahl der Combinationen, und es kommt der Umstand hinzu, dass dann schon zur Verstärkung der intensiven Kraft der Formation ein zweites Treffen gebildet werden kann. Soll bei drei oder vier Compagnien ebenfalls nur die Feuerlinie verlängert werden, so ist die Aufstellung wiederum nur eine Wiederholung der obigen Aufstellungen; indessen wird es gut sein, auch in solchen Fällen die Reserven mehr einander zu nähern. Sie sind dann vielleicht 120 bis 150 Schritt von einander entfernt, können leicht ganz vereinigt werden und gemeinsam handeln.

Da man bei drei und noch mehr bei vier Compagnien der Feuerlinie schon eine bedeutende und fast immer genügende Ausdehnung, bei hinlänglicher innerer Stärke, geben kann, so benutzt man dann gewöhnlich die dritte und vierte Compagnie zur Bildung eines zweiten Treffens, indem man sie hinter einem, oder hinter beiden Flügeln oder der Mitte aufstellt.

Es lassen sich mehrfache Combinationen anordnen, wie Terrain und Gefechtsverhältnisse es am zweckmässigsten machen. Regeln lassen sich darüber nur wenige geben, und auch sie werden in jedem einzelnen Falle nach Umständen modifizirt werden müssen. Hat man eine Compagnie im zweiten Treffen, so wird man sie hinter denjenigen Punkt der Stellung bringen, auf dem die Entscheidung beruht. Zwei Compagnien im zweiten Treffen wird man entweder in der Mitte zusammenhalten,



oder das erste Treffen rechts und links überflügeln lassen, wenn man in diesem Treffen die Reserve zusammenhält.



Im offenen Terrain wird man die Compagnien unter Umständen noch mehr einander nähern, namentlich wenn man einen Angriff von Kavallerie vermuthet. — Ist in einer Stellung ein Flügel nicht angelehnt, steht er, wie man sagt, in der Luft, so muss jedesmal eine Reserve sich dahinter befinden. Kommt es darauf an, einen Punkt der Stellung zu halten oder wegzunehmen, so gehören die Reserven in seine Nähe. In der Defensive kann man in dieser Beziehung nicht vorsichtig und aufmerksam genug sein. Viele Gefechte werden dadurch entschieden, dass die Reserve nicht auf dem rechten Punkt ist, und nicht zur rechten Zeit in den Gang des Gefechts eingreift. Bei der Wegnahme einer Anhöhe, einer Lisière u. s. w. kommt es oft auf wenige Augenblicke an, in denen alle Vortheile des Terrains verloren und selbst auf den Gegner übergegangen sein können.

Im koupirten Terrain, im Walde, wird man die Reserven auf oder dicht an den Hauptwegen halten.

Die Reserve hat aber noch einen andern Zweck, den, das Gefecht zu entscheiden durch den Bajonett-Angriff oder das Massenfeuer. Wo ein zweites Treffen vorhanden ist, wird dies mehr für den ersten Zweck, und das vordere Treffen für den letzteren bestimmt werden.

Schliesslich ist auf den allgemeinen Charakter des Tirailleurgefechts mit Compagnie-Kolonnen noch hinzuweisen. Es ist der, dass das gegenseitige Sekundiren der Abtheilungen wohl im Auge zu behalten ist. Wie in der kleinsten Abtheilung, der Rotte, zwei Mann sich gegenseitig unterstützen, der eine feuert, während der andere ladet und die Wirkung des Schusses beobachtet — wie ebenso zwei Gruppen ihr Feuer konzentriren, oder es alterniren lassen, wie die eine sich vorzuschleichen sucht, während die andere stehend ihr Feuer verdoppelt; — wie ebenso, bei zwei Zügen, in der Vertheidigung der eine dem Angreifer die Flanke zu gewinnen sucht, während der andere die Stellung vertheidigt; oder im Rückzuge der eine die Stellung rückwärts nimmt, während der andere die alte Aufstellung noch hält — so werden auch zwei Compagnien ihr Verhalten nach den relativen Gefechtsverhältnissen immer die eine in Bezug auf die andere, und nicht ohne dieses gegenseitige Beziehen, dieses gegenseitige Unterstützen beim Angriff, bei der Vertheidigung, beim Rückzug, regeln. Ohne diese feste, durchgehende Regel wird das Gefecht immer ein loses, kraftverzehrendes, die Führung wenn nicht unmöglich, so doch höchst schwierig machendes sein.

---

b. Gefechts-Verhältnisse der Kavallerie.

Das Gefecht der Kavallerie ist vorzugsweise das mit der blanken Waffe, das Einhauen, der Choc; das Feuergefecht erscheint hier nur als eine Nebensache.

a. Der Choc ist die letzte Spitze des Angriffs überhaupt, das wirkliche Zusammentreffen und Handgemeinwerden mit dem Gegner. Die Bewegung dazu, das Herankommen bis zu dem letzten ungestümen Einbrechen nennen wir die Attake. Das preussische Exerzir-Reglement nennt die Attake eine gegen den Feind gerichtete Vorbewegung in Linie mit wachsender Schnelligkeit; seine Niederlage ist ihr Endzweck. Der Choc ist so das Criterium für alle Stellungen und Bewegungen der Kavallerie. Eine Stellung, welche den Choc unmöglich macht, eine Bewegung oder Formation, die denselben hindert oder erschwert, sind im Gefecht immer unzweckmässig. Alle Anordnungen müssen vielmehr dahin gehen, den Choc zu erleichtern und ihn so nachdrücklich und kräftig als möglich zu machen. Der Nachdruck des Chocs aber liegt vorzugsweise darin, dass in den letzten Moment der Attake, in den des Zusammentreffens mit dem Feinde, die höchste Kraftäusserung von Pferd

und Mann gelegt werde. Dies ist unmöglich, wenn ein bedeutender Raum uns vom Feinde trennt und man mit gleichmässig beschleunigter Geschwindigkeit denselben durchlaufen wollte. Die Pferde würden erschöpft und athemlos an den Feind kommen. Man geht daher nach und nach aus der langsameren in die schnellere und schnellste Bewegung über. In einer früheren Zeit war das anders; man bildete da die Reiterei mehr für das Feuergefecht aus, und chokirte im Trabe; und wenn auch Carl XII. seine Reiterei überall in der Carrière attakiren liess, so ist dies doch eine isolirt dastehende Erscheinung.

Friedrich II. sagt von der Reiterei, wie er sie gefunden bei seiner Thronbesteigung:

»sie habe die Chargirung so gut gemacht und in alle den Arten, wie die Infanterie, aber zu keiner schnellen Bewegung sei sie tauglich gewesen.«

Der Trab war so bis zum siebenjährigen Kriege die Gangart, in der im Allgemeinen attakirt wurde; der kurze Galopp bildete eine Ausnahme, und so war es selbst noch in dem Reglement von 1743. Denn erst durch eine spätere Instruktion vom Jahre 1744 befahl der König, auf 200 Schritt vom Feinde in gestreckten Galopp zu fallen und sich unter keiner Bedingung mit Schiessen aufzuhalten. Das österreichische Reglement von 1749 und das französische von 1755 bestimmen, dass die Kavallerie zur Attake im Trabe vorrücken, auf 30 Schritt vom Feinde die Pistole abfeuern, und dann den Degen aufnehmen und einhauen solle. Die österreichische Kavallerie hat diese Art bis nach dem siebenjährigen Kriege beibehalten; die französische hat durch das Reglement von 1788 hierin nichts geändert und selbst später noch in dieser Weise gefochten; fast immer aber, wenn der Gegner entschlossen darauf losging, mit dem entschiedensten Nachtheil. So z. B. in dem Gefecht von Dannigkow am 5. April 1813*).

Das Feuergefecht der Kavallerie schaffte Friedrich II. schon frühzeitig ab; der Choc in der Carrière dagegen wurde erst in der Zwischenzeit bis zum siebenjährigen Kriege eingeführt und zuerst angewendet von Seydlitz, dem Reiter-General, der in der Geschichte der Reiterei unerreicht dasteht.

Die preussische Kavallerie des siebenjährigen Krieges ist in dieser Beziehung, namentlich in Hinsicht der Schnelligkeit ihrer Bewegungen und des Ungestüms, der Rapidität ihres Chocs, einzig in ihrer Art, und ihr Ruf dauerte noch ein halbes Jahrhundert, nachdem das belebende Prinzip, der Geist,

*) Siehe Note 8.

bereits von ihr gewichen war. Selbst Napoleon fürchtete sie im Feldzuge von 1806, und dass sie hier nichts leistete, lag eben in dem Mangel des belebenden geistigen Prinzips. Sie hatte keinen Führer an ihrer Spitze, der sie zu gebrauchen, zu enthusiasmiren verstand; die Commandeurs waren alte, abgelebte Greise, alle Kavallerie-Generale waren Leute von 60 bis 72 Jahren; selbst Blücher, der jüngste, war bereits 55 Jahr alt, eben so alt waren die Obersten. Diese Kavallerie trat nun einem Heere gegenüber, dessen Infanterie eine fast noch ganz unbekannte und der Kavallerie überhaupt ungünstige Taktik angenommen hatte. Sie konnte so nichts leisten.

Napoleon, selbst ein schlechter, ungeschickter Reiter, hat die Taktik der Kavallerie nicht allein nicht gefördert, sondern sogar Rückschritte veranlasst. Nur der nicht zu verkennenden grossen Tapferkeit der Franzosen, der Masse und dem dichten Zusammenhalten hat Napoleon die Erfolge zu verdanken, welche seine Reiterei vielfach erfochten hat, und durch welche die grossen Mängel ihrer Organisation und Taktik verdeckt wurden. Sie steht so scheinbar in ihren Leistungen den andern Waffen nicht nach. Dieses führte dahin, dass man von Seiten seiner Gegner, wie von Seiten der Theorie, Ursach und Wirkung verwechselte. Was das Genie Napoleons in der richtigen Benutzung des Augenblicks, des Terrains und der Gefechtsverhältnisse erzeugt hatte, diese oft grossartigen Erfolge, hielt man für die Wirkung der taktischen Formen; man bildete daher, ihm nachahmend, grosse Kavalleriemassen. Bei Gross-Görschen waren 134 Eskadrons, davon 105 auf dem linken Flügel, vereinigt, ohne irgend etwas zu leisten. Die französische Kavallerie attakirte oft in dichten Kolonnen; man hielt daher die Kolonne für die eigentliche Angriffsform der Kavallerie; — sie attakirte im Trabe oder kurzen Galopp, man ahmte ihr darin nach; — sie ritt schlecht, und man fing an, die Ausbildung von Mann und Pferd für überflüssig zu halten. Die Reglements der Kavallerie fingen an, sich nach diesen Ansichten zu formen, und wurden damit den Infanterie-Reglements ähnlicher.

Erst der neuen Zeit blieb es vorbehalten; die Kavallerie-Taktik wieder von dieser schiefen Ansicht zu reinigen. Hierzu hat das Studium des siebenjährigen Krieges das Meiste, und der General v. Bismark durch seine anregenden Werke über Reiterei, so wie der Graf Canitz durch sein klassisches Buch »Ueber die Thaten und Schicksale der Reiterei« viel beigetragen. Seydlitz's Name ist wieder eine Autorität, seine Thaten leuchtende Vorbilder für die Kavallerie geworden, und man

hat wieder die Ueberzeugung gewonnen, dass die Bürgschaft für den Erfolg des Kavallerie-Angriffs nur in der Heftigkeit des Anrennens, in dem Ungestüm des Chocs der geschlossenen Linie zu finden ist.

So einfach dieses nun auch aussieht, so schwierig ist es doch in der Ausführung. Einerseits ist das Geschlossenbleiben während der Attake, besonders wenn sie lang ist, schwer, viel schwerer als bei der Infanterie, weil dabei viel auf das Terrain, auf gute Ausbildung der Truppe und die gleiche Kraftäusserung der Pferde ankommt, die von einem gleich guten Zustand derselben abhängig ist. Andererseits aber hat kein Pferd in der Welt Lust, in eine stehende oder gar entgegenkommende Masse hineinzulaufen; alle Pferde vielmehr stutzen jedesmal; sie versuchen, wenn es möglich ist, auszubiegen oder umzukehren, woran der Reiter sie verhindern muss, wenn die Attake nicht ein- für allemal missglücken soll. Hieraus folgt, dass der Reiter vollkommen Herr seines Pferdes sein, selbst den festen Willen haben muss, in den Feind einzubrechen, und dass so geschlossen attakirt werden muss, dass selbst die Einzelnen, wo Beides etwa nicht zutrifft, nicht ausbiegen und nicht umkehren können. Der feste Entschluss der Truppe, in den Feind zu kommen, ist ein fast immer nothwendiges Moment, wenn ein Kavallerie-Angriff gelingen soll. Die Kavallerie muss für den Angriff enthusiasmirt werden, das Vorgefühl des Sieges muss sie hinreissen. Wir sehen daher, dass für die Kavallerie eine andere Art von Muth und Tapferkeit nöthig ist, als bei der Infanterie. — Während bei dieser in Bezug auf den Einzelnen ein zähes Aushalten, eine mehr passive Tapferkeit ein Haupterforderniss ist, wird bei der Kavallerie für den Führer, wie den Soldaten, mehr die aufbrausende Kühnheit und Tapferkeit nothwendig, die sich fast blindlings, kopfüber in die Gefahr stürzt, mit dem Leben nicht rechnet und dem Glück vertraut.

Betrachten wir nun die Kavallerie-Attake näher, so beruht, abgesehen von den moralischen Eigenschaften der Truppe, der Erfolg vorzugsweise in der gesteigerten Geschwindigkeit des Anlaufs und in der geschlossenen Ordnung. Der Angriff durchläuft jedesmal eine grössere oder geringere Terrainstrecke, welche uns vom Feinde trennt. Uebersteigt diese Entfernung ein bestimmtes, gar nicht bedeutendes Maass, etwa 200 bis 300 Schritt, so kann die Bewegung, wenn sie mit dem schnellsten Tempo anfängt, nicht allein nicht mehr gesteigert werden, sondern sie wird jedenfalls langsamer. Steigt die Entfernung, so wird die Bewegung mit der eintretenden Verzehrung der

Kräfte der Pferde zuletzt fast ganz aufhören, jedenfalls aber geschlossene Ordnung und die Kraft zum Einbrechen verbraucht sein, noch ehe man den Feind erreicht. Sie kann dann in ihrer Wirkung mit der Welle verglichen werden, die auf dem Strande matt verläuft, während sie wenige Schritte vorher noch einen Menschen umwerfen konnte. — Einen solchen Verlauf hatte z. B. die grosse Kavallerie-Attake Murats in dem Gefecht von Wachau am 16. Oktober 1813*).

Ein Haupterforderniss für jede Attake ist es also, von der langsameren, Kräfte schonenden Bewegung, zur aufregenden, dem raschen Trabe, zur schnelleren, dem Galopp, überzugehen und mit der schnellsten, der Carrière, in den Feind einzudringen, was nur durch richtige Eintheilung des zu durchlaufenden Raumes möglich wird.

In dieser Beziehung kann man die Kraft des Chocs annehmen, als im umgekehrten Verhältniss stehend mit der Grösse des zu durchlaufenden Raumes und der dazu angewendeten Geschwindigkeit. Jedoch hat dies seine Grenze, und ein Choc, dem ein rascher Trab und ein die Kräfte sammelnder Galopp auf mässige Entfernung vorangegangen ist, wird mit grösserer Vehemenz auszuführen sein, als ein Choc auf ganz kurze Distance vom Fleck aus im Fanfaro-Galopp.

In allen Armeen ist, indem das Bedürfniss fester Bestimmung hervortrat, die Attake nach dieser Seite in feste Regeln gebracht.

Das preussische Reglement setzt fest, dass bei der Einübung der in den verschiedenen Gangarten zurückzulegende Raum eine Ausdehnung von 800 Schritt betrage. Hiervon kommen 500 Schritt auf die Bewegung im Schritt und im Trabe, um die Linie in Bewegung zu setzen, gleich darauf erfolgt 200 Schritt vom Feinde Galopp und 100 Schritt vom Feinde die Carrière.

Die Franzosen wollen 60 Schritt für die Carrière und 100 Schritt für den Galopp haben, und in jeder weiteren Entfernung traben.

Die Engländer haben 50 Schritt Carrière, 200 Schritt Galopp, den Rest Trab.

Die österreichische Kavallerie fällt auf 200 Schritt vom Feinde in Galopp, auf 150 Schritt wird der Galopp verstärkt, auf 80 bis 100 Schritt Carrière.

Graf Bismark will erst 300 Schritt vom Feinde sich in Trab setzen (wie er den weiteren Raum zurücklegen will, sagt

*) Siehe Note 9.

er nicht), 100 Schritt vom Feinde in Galopp fallen, der sich verstärken soll, je näher man an den Feind kommt, auf 30 Schritt Marsch Marsch.

Praktischer scheint Warnery, der auf 200 Schritt aus dem Trabe in den kurzen Galopp übergeht, auf 70 bis 80 Schritt in Fanfaro, ohne jedoch den Pferden, da sie nicht alle gleich stark laufen, ganz die Zügel zu geben; auf 20 Schritt den Pferden beide Sporen in die Rippen und mit der Carrière in den Feind. Scharfe Sporen und lange Zügel werden bei einer solchen Gelegenheit allerdings gut sein.

Man sieht, dass die Vorschriften verschieden sind, jedoch nur in dem Maasse der verschiedenen Entfernungen, was darin liegt, dass sich eigentlich kein für alle Fälle passendes Recept geben lässt. Alle aber kommen in der allmäligen Steigerung der Geschwindigkeit überein. Das Uebrige wird sich im Gefecht selbst aus den Umständen ergeben und durch die Einsicht des Führers bestimmt werden müssen. Wind und Wetter, Terrain und Bodenbeschaffenheit, Zustand der Pferde u. s. w. werden dabei von entscheidendem Einfluss sein.

Die zweite Bedingung für den glücklichen Erfolg der Attake ist die Erhaltung der geschlossenen Ordnung. An sich steht sie im Widerspruch mit der beschleunigten Bewegung, und nur in der taktischen Ausbildung der Truppe, in der Dressur von Mann und Pferd findet sich das Ausgleichungsmittel, welches verhindert, dass das eine Element nicht durch das andere aufgehoben wird. In der That ist es nur die enge festgeballte Masse, welche, indem sie mit gesteigerter Schnelligkeit daher stürmt, den Choc wirksam macht. Eine lockere Attake hat wenig Aussicht auf Erfolg.

Bei der Attake kann man nun den Accent mehr auf die Richtung des Ganzen oder mehr auf den Schluss der Abtheilungen in sich legen. Früher, als man Knie an Knie ritt, geschah das letztere; man beurtheilte die Attake auf dem Exerzirplatze von vorn; kam sie fest, geschlossen und rasch heran, so war sie gut; es wurde gar kein Werth darauf gelegt, ob eine Schwadron oder Theile einer solchen vorprellten oder nicht. Selbst das Ausdrängen einzelner Leute wurde übersehen, wenn es nur nach vorn geschah; wer sich aber nach hinten ausdrängen liess, wurde gestraft. — Jetzt beurtheilt man fast immer die Attake vom Flügel her, und das Bestreben, die Richtung und die Intervallen scharf zu erhalten, bringt leicht Schwanken, Seitwärtsschieben und damit Auflockern der ganzen Linie hervor. Theilweise vermieden wird dieser Uebelstand dadurch, dass man die Richtung in jeder Schwadron nach der

Mitte, und dann wieder im Regiment nach der mittleren Schwadron nimmt. Zugleich aber dürfte es zweckmässig sein, zu jener älteren Ansicht wieder zurückzukehren, denn in der That kommt auf die Richtung im Moment des Chocs wenig an, Alles aber darauf, ob die attakirende Linie fest geschlossen ist oder nicht.

Uebrigens tritt beim Choc auch der Unterschied hervor, der sich aus den verschiedenen Zwecken, für welche die schwere und leichte Kavallerie vorzugsweise bestimmt ist, ergiebt, und der selbst auf die Ausbildung des einzelnen Mannes und Pferdes influirt.

Der Hauptzweck und somit das Wesen der schweren Kavallerie liegt in dem Ungestüm, in der Gewalt ihres Angriffs; das Wesen der leichten Kavallerie in ihrer Beweglichkeit. Der Angriff der schweren Kavallerie kann nicht geschlossen genug sein. Das Pferd des schweren Reiters darf also weder zu empfindlich auf den Schenkel geritten sein, noch zu sehr auf das Hintertheil gesetzt werden, denn es soll den Druck der geschlossenen Attake aushalten und ihm widerstehen, es darf nicht zu leicht galoppiren, weil dadurch Unruhe und Drängen entsteht. Der Reiter muss zwar sein Pferd in der Gewalt haben, aber vorzugsweise auf das Geradeausreiten und auf ein festes Schliessen geübt sein. Die leichte Reiterei kann sich dagegen nicht schnell genug bewegen und muss geübt sein, rasch aus einer Form in die andere überzugehen. Das Pferd des leichten Reiters muss daher lose im Maul, empfindlich für den Schenkel geritten und vollständig auf den Galopp ausgearbeitet sein, damit es im Gleichgewicht steht und alle Kräfte beisammen hat.

Die schwere Kavallerie reitet demgemäss zur Attake im langen Trabe an und fällt auf 300 Schritt vom Feinde in lang gestreckten Galopp, auf welchen »Marsch Marsch« folgt. — Die leichte Reiterei muss dagegen ihre Pferde gesammelt haben; sie reitet deshalb einen kürzeren Trab und einen gesammelteren Galopp. Sie darf auch nicht zu enge reiten, damit sie im Stande ist, jeden Augenblick die Front zu brechen, um z. B. eine Bewegung in des Feindes Flanke auszuführen. In welchem Maasse übrigens geschlossene Ordnung, kräftiges Chokiren und leichte Beweglichkeit sich vereinigen lassen, hat die preussische Kavallerie unter Seydlitz bewiesen.

Wenn wir nun die Attake der Kavallerie in ihrer Eigenthümlichkeit näher betrachten und uns klar machen wollen, wie es dabei hergeht, so wird es nöthig, diesen Hergang schärfer ins Auge zu fassen und namentlich zu sondern, welchen

Antheil an dem Erfolge die Kraft des Stosses der Pferde, und welchen der Gebrauch der blanken Waffe in der Hand des Reiters hat.

Der Theorie nach scheint es, als wenn bei zwei gegen einander sich bewegenden Kavallerie-Linien weder ein Ausweichen noch ein Durchbrechen stattfinden könne. Es sind zwei Massen von gleichem Gewicht und gleicher Cohärenz, die mit gleicher Schnelligkeit, also mit gleicher Wirkung auf einander treffen. Warum soll die eine zersplittern oder zerbrechen? Nichtsdestoweniger aber lehrt die Erfahrung, dass dieses dennoch der Fall ist. Dies entsteht vorzugsweise dadurch, dass die physische Unmöglichkeit vorhanden ist, in der Bewegung zum Choc die ursprüngliche Geschlossenheit der Truppe beizubehalten, indem nämlich die verschiedene Schnelligkeit der Pferde, der verschiedene moralische Antrieb des Reiters zum Einbrechen, ebenso den gleichmässigen Zusammenhang aufheben, als auch die gleichmässige Widerstandskraft, welche dem Feinde in dem Augenblick, wo die beiden Linien auf einander treffen, entgegen gesetzt wird. Diesem gemäss sind es nicht zwei volle gerade Linien, die gegen einander stossen, vielmehr bilden sich auf beiden Seiten aus der anfänglich geschlossenen geraden Linie eine Menge kleiner Keile, die einzeln und ungleichmässig auf einander stossen und in einander brechen, so dass also ein wechselseitiges Durchbrechen stattfindet. Die bravsten Reiter auf den besten Pferden bilden die Spitzen dieser Keile, an welche sich die anderen anschliessen. Uebersehen dürfen wir indessen nicht, dass, wie die Kriegsgeschichte uns lehrt, solche Attaken von zwei Kavallerie-Linien gegen einander höchst selten in der Weise vorkommen, dass sie bis zu dem wirklichen Einbrechen in einander, bis zu diesem letzten äussersten Moment durchgeführt werden. In der Regel dreht ein Theil früher um, nachdem er auf das entschlossene Herankommen des Gegners allmälig die Zügel herannimmt und stutzt; oder die Attake wird stehenden Fusses erwartet, wo man sich denn durchbrochen sieht und geworfen wird. In diesem Einbrechen und Durchbrechen liegt, wie man sogleich fühlt, die nächste Entscheidung. Der Durchbrochene ist getheilt, zerrissen, zu geordneten Bewegungen unfähig, und kann im glücklichsten Falle nur durch überwiegenden Muth und grössere Geschicklichkeit der einzelnen Reiter das Gefecht wieder herstellen. Die Kraft des Stosses, die in den Choc gelegt wird, bringt also die nächste eigentliche Entscheidung, und es kann in Bezug auf diese sogar gleichgültig erscheinen, ob die Kavallerie den Degen aufgenommen hat

oder nicht; ihre Gefechtskraft liegt vorzugsweise im Choc. Nach dieser Seite hin ist es denn auch nicht falsch, zu behaupten, es sei gleichgültig, ob die Kavallerie gerade Säbel führe oder krumme. Die andere Seite ist aber, dass man vor keinem unbewaffneten Feinde das Feld räumt. Die einbrechende Reiterei will nicht den Feind nur umreiten, sondern sie bricht ein, um den Gegner mit der Waffe zu erreichen, und dieser kehrt um und flieht nicht sowohl, weil er das Anreiten und Uebergerittenwerden fürchtet, sondern weil er sich der Wirkung der feindlichen Säbel entziehen will. Die blanke Waffe wirkt also in dieser Beziehung zunächst moralisch, indem sie das wechselseitige Verhältniss von Muth und Entschlossenheit bei beiden Theilen stört, auf der einen Seite Beides hebt, auf der anderen Seite deprimirt. Ausserdem aber tritt die physische Gewalt der Waffe von dem Moment an ein, wo der Choc gelungen ist, wo beide Theile Mann an Mann aneinander sind. Die blanke Waffe vollendet so das Kavalleriegefecht und ist endlich die Sichel, welche die Früchte des Sieges bei der Verfolgung schneidet. Ist der Choc ausgeführt, ist die Reiterei in einander, so sammelt jeder sein Pferd und sucht durch die blanke Waffe so viel Gegner als möglich gefechtsunfähig zu machen. Bei gleicher Tapferkeit von beiden Seiten entscheidet da nur die bessere Bewaffnung und die grössere Geschicklichkeit aller Einzelnen. Ein so durchgeführtes Reitergefecht, welches übrigens zu den grossen Seltenheiten gehört, da, selbst wenn es vorkommt, eine auf einer Seite disponibel gehaltene Reserve der Sache einen ganz anderen Gang giebt*), endet dann damit, dass durch die einzelnen Erfolge für die eine Seite ein merkliches Uebergewicht eintritt, dem der Rest der andererseits noch gefechtsfähigen Mannschaft nicht mehr widerstehen kann; er zieht daher vor, sich dem weiteren Gefecht durch die Flucht zu entziehen. — Der Choc giebt also bei dem Kavalleriegefecht die Entscheidung; das Gefecht wird dann aber durch die blanke Waffe fortgesetzt und vollendet. — Ueber den eigentlichen

*) In dieser Beziehung ist das Gefecht bei Xionsz am 20. April 1848 zwischen einer preussischen Husaren- und einer Ulanen-Schwadron einerseits und etwa 150 polnischen Reitern der Insurrektion merkwürdig. Letztere waren mit Lanzen bewaffnet und in einem Gliede aufgestellt. Beide Theile hatten Lust sich zu schlagen. Beim Choc, welcher von beiden Seiten auf kurze Distance ausgeführt ward, ritten die Polen mehr gegen die Husaren an als gegen die Ulanen. Beide Linien durchbrachen sich gegenseitig, kehrten dann um und geriethen nun ins Handgemenge, in welchem die Polen erlagen. Würde die Attake ebenso ausgefallen sein, wenn, gegen die Meinung vieler Engländer, die Polen in zwei Gliedern ritten?

Gebrauch der blanken Waffe ist viel gestritten worden. Reiter, welche neben der völligen Herrschaft über ihre Pferde die Fähigkeit des Stossfechtens besitzen, werden bei dem Stoss mit dem Pallasch oder dem wenig gekrümmten Säbel eher ihre Rechnung finden, als bei dem Hieb, namentlich wenn sowohl die Lanze wie das Seitengewehr nur zu kurzen Stössen gebraucht werden. Der Gebrauch des Hiebes ist für mehr naturalistische Fechter geeignet, weil ihr Auge wie ihre Hand in der Regel nicht genug auf den Stoss geübt sind und bisher deshalb, wenigstens von deutschen Reitern, vorgezogen werden; es wird aber unzweifelhaft vortheilhaft auch für diese sein, das Fechten auf den Stoss mehr zu üben, weil es rationeller ist. — Was den Gebrauch des Revolvers belangt, so schwärmen die Amerikaner sehr für ihn, und es lässt sich nicht leugnen, dass er in vielen Fällen des Einzelgefechts erfolgreich gewirkt habe; aber es ist eine zweischneidige Waffe, welche bei enger Melée sehr leicht den eigenen Waffengenossen eben so gefährlich werden kann, wie dem Feinde. —

In diesen Verhältnissen liegt der charakteristische Unterschied der Attaken der regulairen und der irregulairen Kavallerie, der Türken, Mamelucken, Araber, Spahis, Kosaken etc. Während bei der regulairen Kavallerie die Gewalt des geschlossenen Chocs die Hauptsache und das Entscheidende ist, so tritt bei der Attake solcher irregulairen, in kleinen Trupps regellos heranjagenden Reiterei der Gebrauch der blanken Waffe in dem Kampfe Mann gegen Mann an die Spitze. Der geschlossene Zusammenhang ist für sie nicht vorhanden und die Beschleunigung ihrer Bewegungen hat nur den Zweck, dem Gegner zu imponiren oder einzeln seine Abtheilung schneller zu erreichen. Hieraus folgt aber auch, dass die irregulaire Reiterei nie im Stande ist, einen geschlossenen Choc auszuhalten, und sie kann überhaupt erst wirksam werden, wenn der taktische Zusammenhang beim Gegner aufgelöst ist. Durch ihr regelloses Herumtummeln kann sie ihn aber nicht lösen. Wenn mithin die regulaire Kavallerie den Zusammenhang erhält, so ist die irregulaire ihr gegenüber wirkungslos und einer Niederlage ausgesetzt. Hierin liegt das grosse und entscheidende Uebergewicht der regulairen Kavallerie über irregulaire, welches selbst nicht durch die vollkommenste Ausbildung des einzelnen Reiters, in der Handhabung seiner Waffen wie seines Pferdes, ausgeglichen wird. In dem Feldzuge der Franzosen in Aegypten tritt dies besonders hervor. Die Mamelucken waren für das Einzelgefecht unbedingt die beste Kavallerie der Welt, dabei beseelt von dem glühendsten, fanatischsten Muth; nirgend

haben sie aber gegen die schlecht reitende geschlossene französische Kavallerie Stand halten können. Napoleon sagt sehr bezeichnend: »zwei Mamelucken waren drei Franzosen entschieden überlegen; 100 Mamelucken standen 100 Franzosen gleich, 300 Franzosen waren 300 Mamelucken gewöhnlich überlegen, 1000 Franzosen warfen jedesmal 1500 Mamelucken.« — Die Feldzüge von 1812 bis 1814, welche Kosaken mit europäischer, regulairer Reiterei in Contakt brachten, haben überall Aehnliches gezeigt. Dasselbe haben wir in Algier gesehen.

Das Kavalleriegefecht, mag nun die Sache durch den einfachen Choc oder durch den Kampf mit der blanken Waffe entschieden sein, endet jedesmal mit der Flucht des einen Theils. Die Zwischenfälle (wobei vom Eingreifen einer Reserve noch abgesehen wird), welche eintreten können, sind nun folgende:

A greift B an.

1) B macht, so bald er die Attake kommen sieht, kehrt und geht zurück; dieses ist der Fall, welcher jedesmal eintritt, wenn es nicht im Interesse des einen Theils liegt, sich zu schlagen.

2) B geht der Attake entgegen, verliert die Entschlossenheit, stutzt und kehrt um; der Fall, welcher am häufigsten vorkommt.

3) B erwartet den Angriff stehenden Fusses, wird durchbrochen und flieht sofort, oder wehrt sich einzeln und erliegt allmälig. (In der Kriegsgeschichte häufig, besonders im siebenjährigen Kriege.)

4) B geht A entgegen, beide Theile durchbrechen sich und das Gefecht wird mit der blanken Waffe ausgefochten; der seltenste Fall.

5) Endlich kann das Gefecht auch unentschieden bleiben, indem beide Theile vor dem eigentlichen Kampfe oder aus demselben zurückgehen.

Je später das Umkehren des einen Theils stattfindet, oder je mehr beide Theile in einander gerathen sind, je mehr wird der letzte Zweck des Gefechts, die Vernichtung des Gegners, erreicht werden können, was dann besonders in der Verfolgung hervortritt. Mit dem blossen Umkehren des Gegners ist uns selten und etwa nur dann gedient, wenn es uns darauf ankommt, eine Terrainstrecke zu occupiren. Wir wollen in der Regel seine taktische Ordnung gründlich auflösen, wollen seine Gefechtsfähigkeit vernichten, was nachhaltig nur durch die Verluste an Mannschaften und Pferden geschehen kann, die wir ihm beibringen, sei es durch die blanke Waffe, oder

durch das fortgesetzte Verhindern der Herstellung der taktischen Ordnung, d. h. durch die Verfolgung. — Infanterie und Artillerie können den fliehenden Feind nur durch ihr Feuer verfolgen, also in beschränkter Weise. Die Kavallerie dagegen kennt nur die persönliche, schnellste aber nachdrücklichste Verfolgung; diesen Nachdruck kann keine andere Waffe in die Verfolgung legen, weil jeder anderen die so lange ausdauernde Schnelligkeit der Bewegung fehlt. Die Kavallerie ist deshalb die eigentlichste und gefährlichste Verfolgungswaffe, der deshalb auch in solchen Fällen die Verfolgung aufgegeben wird, wo der Sieg von anderen Waffen erkämpft worden ist. In jeder zum Zurückgehen aus dem nahen Gefecht gezwungenen Truppe ist die taktische Ordnung gebrochen; ein kräftiges nachhaltiges Verfolgen wird in vielen Fällen den Rückzug in eine Flucht verwandeln, die nur aufhört, wenn frische Truppen die geschlagenen aufnehmen.

Nach jedem Choc, der Angriff mag einen Verlust gehabt haben welchen er wolle, sind beide Theile in Unordnung. Auch der Sieger ist aus der taktischen Ordnung gekommen, und, abgesehen von dem geistigen Aufschwunge, den der Sieg herbeiführt, ist der Sieger in eben so ungünstiger Verfassung als der Besiegte. Graf Bismarck sagt: Kavallerie ist nie schwächer, als nach einem glücklichen Choc. Das Sammeln und Wiederherstellen der Ordnung ist so das Erste und Nächste, was nach dem Choc geschehen muss. Dieses Sammeln ist aber nicht so leicht, wie auf dem Exerzirplatze, und man wird kürzere oder längere Zeit dazu gebrauchen, je nachdem das Gefecht blos in dem Choc bestand und der Feind umkehrte, oder beide Theile tüchtig in einander waren. Vorzugsweise zeigt sich aber hierin der Standpunkt der taktischen Ausbildung und der Disciplin der Truppe. Der Eine hat ein Beutepferd, der Andere einen Gefangenen, des Dritten Pferd ist verwundet, der Vierte ist es selbst; Jeder redet mit dem Nachbar, freut sich, erzählt was er gethan hat, und darüber vergessen sie, was noch zu thun ist und eben jetzt geschehen muss. Bei der Infanterie lässt sich dem viel leichter begegnen. Die Masse steht auf einem kleinen Fleck zusammen; sie steht unter der Gewalt der Stimmen des Führers, unter dem Kommando; schlimmsten Falles lässt man antreten und Marsch schlagen. Bei der Kavallerie dagegen, wenn sie nach einem Gefecht zerstreut ist oder in verschiedenen Abtheilungen sich sammelt, verursacht die grössere Ausdehnung, das Lärmen, Gebrause und Schnaufen der Pferde, das Zurechtmachen zerrissener, zerhauener oder verlorener Reitzeugstücke, und der weite Spiel-

raum, den ein Mann zu Pferde auf dem weiten Felde hat, eine viel grössere und viel schwerer zu beseitigende Störung der Ordnung. Der Appell und das Sammeln ist der Probirstein der Ausbildung der Reiterei, und mit einer Kavallerie, die dies nicht versteht, ist es gefährlich, sich auf ein einigermaassen gewagtes Unternehmen einzulassen.*)

Das Sammeln ist also das Erste, was nach dem Choc geschehen muss, wenn die Kavallerie, welche denselben gemacht hat, für neue Angriffe befähigt sein soll. Ohne diese Wiederherstellung der Ordnung kommt die Kavallerie in Gefahr, durch den Angriff einer verhältnissmässig sehr geringen, aber in Ordnung angreifenden feindlichen Abtheilung alle Früchte des anfänglichen Sieges augenblicklich wieder zu verlieren. Das Sammeln geschieht am Zweckmässigsten im langsamen Vorrücken der zuerst wieder geschlossenen Abtheilung, oder indem man einen kleinen Theil, die Standartenrotten, aus dem eigentlichen Choc zurück behält und mit diesem nachrückt und Appell blasen lässt. Der geworfene Theil kann sich nur sammeln, wenn er nicht rasch verfolgt wird, oder durch frische Truppen aufgenommen wird; die Offiziere müssen da suchen, an die Spitze zu kommen und die Vordersten zum Halten zwingen. Dieses Sammeln aber verhindert zugleich für den Sieger eine rasche Verfolgung des Sieges, man bleibt dem Gegner nicht in den Eisen. Beides steht sich einander gegenüber; wenn man sammelt, kann man nicht weiter verfolgen; und bleibt man in der Verfolgung, so kann man nicht sammeln. Beides ist aber nothwendig, wenn man gegen Unfälle gesichert sein und den wahren Nutzen aus dem Siege ziehen will. Scheint auch auf den ersten Blick es unmöglich, beides zu erreichen, so zeigt doch bei näherer Betrachtung sich das Mittel bald in der Reserve oder in dem Verfolgen mit einzelnen Theilen, während die anderen sich sammeln, was dann auf das Ausfallen und Verfolgen mit den vierten Zügen geführt hat, welches eintritt, wenn der Choc gelang. Bei den Franzosen fallen die ersten und vierten Züge aus.

Nur so viel ist gleich hier zu bemerken, dass die Kavallerie, welche die Entscheidung herbeigeführt, den glücklichen Choc ausgeführt hat, immer auch die nächste Verfolgung übernehmen muss, da sonst Pausen im Gefecht entstehen, welche dem Feinde günstig sind. Die weitere Verfolgung wird man dagegen häufig frischen Truppen übertragen können, was vorzugsweise der leichten Kavallerie anheimfällt, wenn die schwere den Choc gemacht hat.

*) Siehe Note 10.

Das Kavalleriegefecht wird, in Rücksicht auf die Verfolgung, sich in einer von folgenden drei Formen zeigen.

1) Die geworfene Truppe wird durch irgend einen günstigen Umstand zum Frontmachen bewogen und wirft sich auf die Verfolger, wodurch sehr leicht aus dem Sieger der Besiegte werden kann. Es ist dieses ein gewöhnliches Mittel, dessen sich irregulaire Kavallerie bedient, wenn sie von regulairer angegriffen und verfolgt wird, was indessen bei regulairer Kavallerie sehr selten eintritt, obschon ein solcher Gefechtsgang von einer tüchtigen Kavallerie auch wohl künstlich herbeigeführt wird, um einen stärkeren aber unvorsichtig verfolgenden Gegner, dessen taktische Ausbildung mangelhaft ist, in ein nachtheiliges Gefechtsverhältniss zu bringen. Es setzt dies aber jedesmal sehr tüchtige, gefechtgewohnte Truppen voraus, die unweigerlich und augenblicklich der Stimme ihres Führers gehorchen. Die Blücherschen Husaren haben in der Rhein-Campagne 1793 diese List mehrfach angewendet. Eins der hübschesten Beispiele liefert indessen das Gefecht von Berry-au-bac am 14. März 1814.*)

2) Die zweite Form ist die, dass der Verfolgte durch frische, geschlossene Truppen aufgenommen wird, die ihrerseits zum Angriff vorgehen und der Verfolgung Schranken setzen, oder den Sieger gar zum Rückzuge oder zur Flucht zwingen. Hierin liegt der Grund zu den vielfachen Variationen, dem Hin- und Herwogen der Kavalleriegefechte, die hier gelingend, dort scheiternd, so wenig Bürgschaft für einen allgemeinen und dauernd glücklichen Erfolg in sich tragen. Die Kriegsgeschichte bietet die vielfachsten Beispiele für das eben Gesagte, indem die meisten Kavalleriegefechte diesen Charakter an sich tragen. Liebertwolkwitz, Würzburg, das Gefecht von Egloffheim, Schierling, nach der Schlacht von Eckmühl, das Reitergefecht von Regensburg, Prag u. s. w., in allen findet sich dies Hin- und Herwogen. Wir wählen als Beispiel das Gefecht von Gödau am 7. Juli 1760.**)

Aus diesem schnellen Umschlagen der Kavalleriegefechte folgen dann aber auch die Grundsätze:

1) Dass eine siegreiche Kavallerie nie mit allen disponibeln Kräften auf die Verfolgung eingehen darf; diese muss vielmehr immer nur einem Theile zufallen, und der andere Theil geschlossen folgen.

2) Dass sie aber auch nie mit dem Ganzen gleichzeitig in das eigentliche Gefecht, den Choc, eingehen darf, wenn man

*) Siehe Note 11.

**) Siehe Note 12.

nicht Alles an einen Wurf setzen will. Bei der Kavallerie ist eine disponible Reserve noch viel nothwendiger, als bei der Infanterie; nur in der Reserve liegt die Möglichkeit, dem nachtheiligen Gange des Gefechts eine Wendung zu geben, und den Sieg ohne die Gefahr, ihn jeden Augenblick vielleicht in eine Niederlage verwandelt zu sehen, auszubeuten. Nur wer eine Reserve hat, behält den Ausgang eines Kavalleriegefechts in der Hand, und gewöhnlich oder fast immer erreicht der den Sieg, welcher die letzten frischen Kräfte hat. Dies gilt von der grössten, wie von der kleinsten Abtheilung. Niemals ist es rathsam, sich mit allen Kräften in das Gefecht gleichzeitig einzulassen; und selbst wenn eine Patrouille, eine Feldwache von zwanzig Pferden agirt, so muss sie sich in zwei Theile theilen, die dann, sofern sie geschlossen gebraucht werden sollen, in einem Gliede attakiren.

3) Die dritte Form des Gefechtsganges ist dann, dass die Verfolger, indem sie mit dem höchsten Nachdruck verfahren, die Fliehenden auf die sie aufnehmenden frischen Kräfte werfen, so dass diese entweder mit fortgerissen werden, oder doch in Unordnung gerathen und ausser Stande sind, das Gefecht sofort wieder herzustellen. Das ist denn der Gang des Gefechts, der den höchsten Erfolg, die grösstmöglichsten Vortheile hervorbringt, der aber bedingt wird durch die fehlerhafte Aufstellung der feindlichen Reserve; dergestalt, dass dieselbe entweder zu nahe hinter dem Punkte des Zusammenstosses sich befindet, oder gerade in der Rückzugslinie der geworfenen Reiterei, oder in einem schmalen Terrain, in welches dieselbe in der Verfolgung gedrängt wird. — Die Kriegsgeschichte liefert hiervon, im Grossen wie im Kleinen, unzählige Beispiele. So wurde bei Lowositz die österreichische Kavallerie des linken Flügels, 50 Schwadronen, die in drei Treffen dicht hinter einander standen, durch das erste Treffen der preussischen Reiterei, 12 Schwadronen unter dem General v. Buddenbrock, im ersten Anlauf geworfen und in das koupirte Terrain des hinter ihnen liegenden Georgen-Grundes gestürzt. Und wo in Reitergefechten ein grosses Resultat erlangt worden ist, spielt ein solcher Umstand fast immer mit. Entweder wurde das vordere Treffen auf das hintere geworfen, oder von der Seite her eine Schwadron auf die andere, oder die Kavallerie auf ihre noch unentwickelte nachrückende Reserve.

Hieraus folgt dann die Regel, dass die Reserve der Kavallerie niemals zu nahe hinter derselben sich befinden, nie aus einer geschlossenen Linie bestehen darf, die kein Ausweichen gestattet und, sofern sie aus einem zweiten Kavallerie-

treffen besteht, fast immer seitwärts viel zweckmässiger sich befindet, da sie auf solche Weise der siegreichen, verfolgenden Kavallerie zugeich in die Flanke fallen kann. 200 Schritt dürfte die kürzeste Entfernung sein, in welcher sich die Reserve befinden darf, und es wird fast immer besser sein, sie 300 bis 400 Schritt abbleiben zu lassen.

Was nun den Einfluss des Terrains auf die Gefechtswirksamkeit der Kavallerie betrifft, so ist die Kavallerie von allen Waffen am meisten in dieser Hinsicht abhängig. Sie bedarf zur Aeusserung ihrer vollen Kraft eines ebenen und festen Bodens, und je weniger ein solcher sich findet, je mehr ein Kriegstheater coupirtes Terrain hat, desto beschränkter ist der Gebrauch der Kavallerie. Coupirtes Terrain, Gräben, Hecken, Höhen und Vertiefungen vermindern, wenn sie selbst den Choc noch zulassen, doch jedenfalls die Schnelligkeit, lösen Ordnung und Zusammenhang auf. Weicher Boden, tiefer Sand, durchgeweichter Lehm u. s. w. ermüdet die Pferde, vermindert die Rapidität der Attake und bringt die Pferde ermattet an den Feind, das geringste Hinderniss lässt dann den Choc oft gar nicht gelingen. (So bei Breslau die Kürassier-Regimenter unter Pennavaire; bei Torgau der Zscheitschken-Graben, ein sonst unbedeutendes Hinderniss; bei Ligny die Attake vom 6. Ulanen-Regiment, die besonders durch einen 5 bis 6 Fuss hohen steilen Erdabfall, den das Regiment hinunterspringen musste, misslang; die Gefechte bei Racicz und Sendraschitz am 3. Juli 1866.) Solcher Beispiele sind unzählige, und die neuesten wie die ältesten beweisen nur, wie wichtig es ist, das Terrain vor der Attake durch Eklaireurs zu recognosziren, und wie leicht diese so wichtige Gewohnheit auf den Exerzirplätzen verloren geht. Uebrigens ist es sehr relativ, was für die Kavallerie ein Hinderniss ist oder nicht. Ein Graben z. B. kann für eine müde, abgetriebene Kavallerie, die nicht im Setzen mit geschlossenen Abtheilungen geübt ist, ein Hinderniss sein, während er von einer anderen geübten Reiterei auf tüchtigen Pferden mit Leichtigkeit überflogen wird.

Die Kavallerie hat allein Gefechtskraft im Angriff; sie muss stets attakiren, man mag sich im Ganzen in der Offensive oder in der Defensive befinden. Wo sie nicht angreifen kann, ist sie die schwächste aller Waffen und eine blos nutzlose Dekoration. Friedrich II. hat dies gründlich erkannt, denn schon in seiner Instruktion vom 25. Juli 1744, die er also vierzehn Tage vor Eröffnung des zweiten schlesischen Krieges gab, heisst es:

»Es verbietet der König hierdurch allen seinen Offiziers von der Kavallerie bei infamer Kassation, sich ihr Tage nicht in keiner Aktion vom Feinde attakiren zu lassen, sondern die Preussen sollen allemal den Feind attakiren.«

Und über die Ausführung dieser Attake bestimmt er:

»Wenn der General befiehlt zu attakiren, so ebranlirt sich die Linie im Schritt, fället in Trab, und wenn sie 200 Schritt vom Feinde sind, so sollen sie den Pferden den Zügel völlig abandoniren und hereinjagen. Der Einbruch muss mit ganzer Gewalt und mit Geschrei geschehen; dabei aber die Ordre de bataille in ihrer Ordnung unveränderlich conservirt werden, und dass die drei Treffen jederzeit 300 Schritt von einander bleiben und die Husaren auf den Flanken. Wenn beide Treffen des Feindes völlig über den Haufen geworfen sind, so soll das erste Glied vom ersten Treffen (die Kavallerie rangirte sich damals noch in drei Glieder) ausfallen und nachhauen; ingleichen die Husaren von den Flanken, welche nebst denen Kürassieren den flüchtigen Feind verfolgen, so dass die Eskadrons nicht über 200 Schritt hinter ihren ausgefallenen Leuten geschlossen und in guter Ordnung folgen. Bei dem Verfolgen müssen die Kürassiers und Husaren dem Feinde nicht die Zeit geben, wieder zusammen zu kommen, sondern ihn so weit verfolgen, als wo ein Defilee oder dichter Wald oder dergleichen ist, da denn der Feind einen enormen Schaden dabei haben muss. Und müssen diejenigen, so den Feind verfolgen, wenn er aus einander kommt, immer suchen die Vordersten einzuholen, indem die Letzten doch allemal ihre bleiben, und wenn sie die Tête von dem flüchtigen Feinde gewinnen, so sind die Andern so ihre.

Es sind dies Lehren, die noch heute ebenso anwendbar sind, als damals, und die sich jeder Kavallerie-Offizier auf das Tiefste imprimiren sollte.

Wir kommen nun zu den verschiedenen Formen des Kavallerie-Angriffs. Dies sind nun folgende:

1) in Linie ohne oder doch nur mit geringen Zwischenräumen, die Attake en muraille,
2) in Linie mit Intervallen,
3) in gebrochener Linie in Staffeln, en échelon,
4) in gebrochener Linie en échiquier, schachbrettförmig,
5) in Kolonnen, und endlich

6) die Schwärm-Attake,

womit denn die verschiedenen Angriffsformen erschöpft sind.

1. Attake en muraille.

Sie ist die gewöhnliche unseres Exerzir-Reglements, indem nämlich die kleinen Eskadrons-Intervallen von sechs Schritt hierbei nicht in Betracht kommen können. Sie gewährt offenbar den Vortheil, dass dabei die meisten Reiter gleichzeitig ins Gefecht kommen; sie gewährt den festesten innigsten Zusammenhang und somit den besten Choc. Mag man das Gewicht bei der Betrachtung des Chocs mehr auf die Gewalt des Anrennens oder auf die Wirkung der blanken Waffe legen, immer gewährt sie die meiste Wahrscheinlichkeit des Erfolges. Allerdings aber gehört dazu eine sehr gut exerzirte Kavallerie, wenn nicht Unordnung, Drängen und Schwanken eintreten soll, besonders wenn mit langen Linien attakirt wird. Was Uebung aber hierin leistet, zeigen die Manövers Friedrichs II., besonders nach dem siebenjährigen Kriege, wo er oft 20 bis 30 Eskadrons auf diese Weise und in schönster Ordnung attakiren liess. Bei einer solchen Attake von 30 Kürassier-Schwadronen, die Seydlitz bei einer Revüe in der Gegend von Neisse ausführte, war es, dass Kaiser Joseph sagte: »Wäre ich Privatmann, so müsste ich in dieser Kavallerie dienen«. Nichtsdestoweniger hat die Attake en muraille viele Gegner, und allerdings hat sie einige sehr wesentliche Mängel. Die Bewegungen in einem nicht ganz günstigen Terrain sind schwierig, weil es nicht möglich ist, Feld zu geben und einzelne kleine Terrainhindernisse zu umgehen; es bleibt dann nichts übrig, als abbrechen zu lassen. Man ist weniger im Stande, Fehler und Versehen noch im Vorgehen zu verbessern, und Blössen, die beim Feinde sich zeigen, mit einzelnen Abtheilungen zu benutzen. Unordnungen, welche entstehen, namentlich wenn die Linie auf irgend einem Punkte durchbrochen wird, verbreiten sich leichter über die ganze Linie, oder doch über grössere Theile, da sich dafür keine Grenze findet, wie bei den Intervallen. Wird die erste Linie geworfen, und ist die zweite auch en muraille, so wird sie von jener in den meisten Fällen mit fortgerissen. Endlich ist es schwierig, im Vorgehen einzelne Abtheilungen zu Flankenangriffen u. s. w. zu verwenden, indem man durch die Continuität der Linie die Disposition über einzelne Theile mehr oder weniger verloren hat.

Nichtsdestoweniger aber trägt dieser geschlossene Angriff

die grössere Wahrscheinlichkeit des Erfolges in sich; wo es also auf ein entschiedenes Niederreiten des Gegners ankommt, und nicht auf weiteres Manövriren, Flankenangreifen u. s. w., und wo wir tüchtige, gut exerzirte Truppen haben, werden wir uns des Angriffs en muraille bedienen. Es scheint daher, dass die schwere Kavallerie vorzugsweise en muraille attakiren sollte, während die leichte sich des Angriffs mit Intervallen bedienen müsste.

2. Angriff mit Intervallen.

Diese Intervallen können grösser oder kleiner sein. Die Attake mit grösseren Intervallen, z. B. Schwadronsbreiten, gehört besonders einer früheren Periode an, und wurde von den Gegnern der preussischen Kavallerie noch im siebenjährigen Kriege vielfach angewendet. In späterer Zeit kommt sie noch in einzelnen Fällen vor; besonders wenn man bei geringerer Stärke sich in grösserer Frontbreite, durch das Terrain gezwungen, aufstellen musste. Der Attake en muraille wird eine solche Form fast nie widerstehen. Die Attake mit kleinen Intervallen ist noch jetzt in den meisten Fällen gebräuchlich. Bei den Franzosen und Russen haben die Schwadronen Zug-Intervalle; Bismarck will neun Schritt, um mit halben Zügen abschwenken zu können. Bei den Oesterreichern haben die Divisionen zwölf Schritt Intervalle. Zu verkennen ist nicht, dass bei dieser Form die Beweglichkeit des Ganzen, wie der einzelnen Abtheilungen, sehr gewinnt und kleine Terrainhindernisse leichter überwunden werden. Auch können sich Unordnungen, Schwankungen, Drängen u. s. w. nicht leicht aus einer Abtheilung in die andere fortpflanzen; letztere gleichen sich vielmehr in den einzelnen Eskadrons aus. Ferner behalten die Führer die Eskadrons mehr in der Hand, und können daher Flanken-, Rücken- oder Kolonnen-Angriffen leichter begegnen, so wie erstere leichter ausführen. Endlich kann man so eine grössere Terrainbreite einnehmen und leichter überflügeln, während man schwerer überflügelt wird. Dagegen ist zu bemerken: die Kavallerie reitet so schon locker; hat jede Schwadron eine grössere Intervalle, so wird sie bald noch lockerer sein; denn Niemand lässt sich gern drängen, wer ausweichen kann, weicht aus, und das können hier beide Flügel; es wird daher sehr schwer sein, im Choc einen festen, geschlossenen Zusammenhang zu erhalten. Der Choc wird vielmehr in der Regel matt sein und locker ausgeführt werden. Werden die Intervallen sehr gross genommen, z. B. Schwadronsfronten, so sind gegen geschlossene Kavallerie die

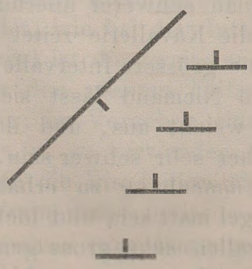
einzelnen Schwadronen der Ueberflügelung und Flankenangriffen ausgesetzt. Endlich verlangt diese Form auch intelligentere Führer, da jeder mehr auf seine eigene Hand handeln und in den Gang der Attake eingreifen muss. Die Intervallen müssen variabel sein, um sie den Umständen — dem Terrain, der Stärke, dem Zwecke — gemäss einrichten zu können.

Die preussische Kavallerie hat selten in dieser Form mit grossen Intervallen gefochten, nur die Husaren haben sich ihrer früher bedient; die grossen, glänzenden Siege hat sie fast immer en muraille oder doch mit kleinen Intervallen erfochten, und es würde daher sicher unrecht sein, wenn wir davon abgehen wollten.

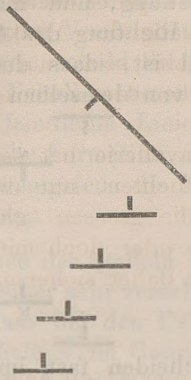
3. Angriff en échelon.

Der Angriff mit Staffeln kann vom Flügel oder aus der Mitte stattfinden, immer aber wird man jede einzelne Staffel nicht unter einer Schwadron stark machen. Manövrirt man mit Divisionen, so wird es sogar vorzuziehen sein, jede Staffel aus einer solchen zu bilden. Der Echelon-Angriff hat viele Anhänger, und allerdings ist anzuerkennen, dass er mancherlei Vortheile darbietet. Es wird von selbst eine Reserve gebildet, ein Theil der Truppen bleibt daher in der Hand des Führers; es lassen Flankenangriffe sich dadurch sehr gut einleiten, und es kann ein Theil der Schwierigkeiten, welche der Angriff langer Linien herbeiführt, entfernt werden. Uebersehen darf freilich nicht werden, dass leicht die einzelnen Staffeln zu sehr isolirt werden können, wobei sie dann Flankenangriffen ausgesetzt sind, und dass sich bei dieser-Formation die Zahl dieser Flanken um die Zahl der einzelnen Staffeln vermehrt.

Am gefährlichsten ist der Staffelangriff, wenn man nicht senkrecht an den Feind kommt, sondern unter einem Winkel, der kleiner ist, als ein rechter.



Je stumpfer dagegen dieser Winkel wird, je mehr Vortheile gewährt der Staffelangriff.

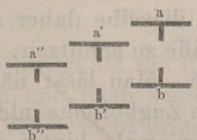


Im ersten Falle sieht man, dass der Gegner durch ein einfaches Vorgehen alle Staffeln in die Flanke, mehr oder weniger, nimmt; und je spitzer der Winkel wird, je mehr nähert sich die Formation einem Alignementsmarsch vor der feindlichen Front, die gefährlichste Bewegung.

Im zweiten Falle dagegen braucht nur die erste Staffel zu reüssiren, und die ganze Linie des Gegners wird in die Flanke genommen.

Von dem Bilde, welches uns der Exerzirplatz von dem Echelon-Angriff gewährt, wo wir jede Schwadron einzeln in das Alignement im Choc einrücken und sich einrichten sehen, ist hier zu abstrahiren, indem bei dieser Art von Exerzir-Uebung keine Rücksicht auf das Verhalten des Gegners genommen wird. In der Wirklichkeit macht sich die Sache anders, und es kommen dann folgende Fälle vor:

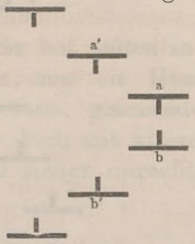
1) Der Gegner attakirt ebenfalls mit Staffeln, aber vom entgegengesetzten Flügel.



Man sieht, dass in dieser Form die Flügel der Eskadronen genau auf einander gerichtet sein, sogar an einander vorbeigehen und beide Theile wie zwei Kerbstöcke in einander eingreifen müssten. Das kommt nun aber Alles anders. Entweder

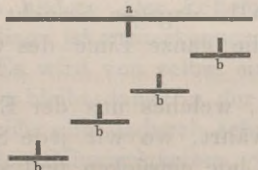
die Flügel der Schwadronen *a* und *b* stossen auf einander, oder sie wenden sich gegen einander; dadurch entsteht in allen Schwadronen eine Drehung, und man schlägt sich mithin schräg gegen die erste Richtung des Angriffs.

2) Der zweite Fall ist, dass der Gegner ebenfalls mit Echelons vorgeht und von demselben Flügel.



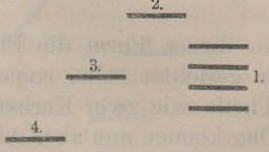
In diesem Falle entscheiden fast immer die beiden ersten Echelons das Gefecht. Wirft die Schwadron *a* die Schwadron *b*, so wird *b'* von *a'* in Front, und von einem Theile *a* in die Flanke attakirt, was ein so nachtheiliges Verhältniss erzeugt, dass *b* den Angriff fast immer aufgiebt.

3) Der dritte Fall ist, dass der Gegner in Linie entgegenkommt.



Auch hier ist in der Regel der Angriff der ersten Staffel entscheidend, weniger jedoch für *a* als für *b*. Siegt nämlich die erste Staffel *b*, so wird zwar *a* theilweise flankirt, dies hat aber bei der Länge der Linie weniger auf sich; siegt dagegen *a*, so werden alle folgenden Staffeln umfasst.

Es kommt also in dem zweiten und dritten Fall, und dieses sind die hauptsächlichsten, wesentlich auf die erste Staffel an. Man sucht dieselbe daher möglichst zu verstärken und gegen Flankenangriffe zu schützen, und erreicht dies durch eine sogenannte Flanke. Man lässt nämlich auf der äusseren Seite eine Schwadron in Zugkolonne oder in Halbkolonne folgen, deren Tête sich aber niemals hinter der Staffel, sondern frei seitwärts befinden muss.



Man gewinnt damit bedeutende Vortheile. Ueberflügelt der Gegner, so marschirt sie auf und flankirt ihn; wird das erste Echelon geworfen, so nimmt sie eine Stellung seitwärts und verhindert so jedes weitere Vordringen; diese Stellung muss sie aber jedesmal nehmen, sobald die erste Staffel in Galopp fällt. Siegt das erste Echelon, so schwenkt sie links und nimmt nun die ganze feindliche Linie in die Flanke. Hat endlich der Gegner dieselbe Formation, so paralysirt sie dessen Flanke und verhindert wenigstens die Nachtheile, die für uns daraus erwachsen würden.

Was nun die Distance der Staffeln von einander anbetrifft, so sind die Ansichten darüber sehr verschieden. Das preussische Reglement setzt fest, dass bei den Uebungen nach beendeter Attake des letzten Echelons im Ganzen 800 Schritt zurückgelegt worden sind. Die Franzosen wollen 62 Schritt für jede Staffel; nämlich die Frontlänge der Schwadron 50 Schritt + 12 als die Intervalle. Die österreichische Kavallerie hat keine Vorschrift für die Staffelangriffe. In jedem Fall muss der Führer Zeit behalten, mit den rückwärtigen Staffeln noch manövriren zu können, um nach dem Ergebniss des ersten Chocs zu verfahren.

Da es bei der Staffel-Formation wenig auf das genaue Halten der Intervallen ankommt, hierin vielmehr ein Hinderniss liegt, da doch bald ein Flügel hinter den andern kommen wird, so gewährt diese Formation noch vielfache Variationen und ist somit vorzugsweise eine Gefechtsform der leichten Kavallerie. Gegen einen Feind, der schwerfällig manövrirt, unbehülflich ist oder schlecht reitet, formirt man z. B. Echelons von beiden Flügeln, die beide Flanken gleichzeitig bedrohen, oder man geht in Front gegen einen Flügel, mit einem andern Echelon in die Flanke (wie das sechste preussische Ulanen-Regiment bei Ligny, wo es auf diese Weise ein Chasseur-Regiment warf).

Am meisten gerechtfertigt ist die Echelon-Attake also da, wo der Feind erst nach und nach seine Kräfte entwickelt, da man nie mehr Truppen ins Gefecht bringen soll, als zum Siegen nothwendig sind.

Solche Gefechtsformationen setzen aber intelligente, umsichtige und tüchtige Schwadronsführer voraus; da hier alle Theile der Maschine auf das Genaueste in einander greifen müssen, und keiner manquiren darf, wenn nicht Unordnung und somit nachtheilige Gefechtsverhältnisse eintreten sollen.

4. Angriff en échiquier, schachbrettförmig.

Es ist dieses eine Form, welche die jetzigen Reglements nicht mehr enthalten, während dieselbe früher häufig angewendet worden ist. Sie setzt zwei Linien unter einem Führer voraus, die so gebrochen oder mit so grossen Intervallen aufgestellt sind, dass die Abtheilungen der zweiten Linie auf die Intervallen der ersten treffen und umgekehrt. Man war vielfach der Meinung, dass so die Vortheile der Attake en muraille mit denen der Attake mit grösseren Intervallen vereinigt würden, indem man sehr leicht mit einer Linie aus einer Form in die andere übergehen konnte, und doch seine Reserve, sein zweites Treffen disponibel erhielt. Die vorderen Abtheilungen sollten so durch die zweite Linie gleichsam Defensivflanken erhalten, und eigentlich der Echelon-Angriff auf mehreren Punkten so gleichzeitig angewendet werden. Der Zweck, den man hier vorzugsweise im Auge hatte, war der, dass die erste Linie den Feind werfen oder doch im unglücklichen Fall so in Unordnung bringen sollte, dass er dem gleich darauf folgenden Angriff der zweiten Linie nicht zu widerstehen vermochte. Wird die erste Linie geworfen, so soll sie hinter die zweite zurück gehen und sich hier sammeln, während der Feind in der zweiten Linie frische Kräfte findet, die sich ihm entgegenstellen. Diese darf deshalb nicht zu weit ab sein; 100 bis 150 Schritt dürfte das Maximum sein. Gegen einen Feind, der sich passiv verhält, der nicht im ungestümen Choc sein Heil sucht, der sich vielmehr angreifen lässt, hat diese Angriffweise offenbar grosse Vortheile; sie gewährt alle Vortheile der Linien-Attake und gewährt zugleich den, dass die frischen Kräfte eines zweiten Treffens jederzeit sofort in Thätigkeit treten können. Hat man es dagegen mit einem entschlossenen, tüchtigen Gegner zu thun, der dem Echiquier-Angriff in geschlossener Linie entgegengeht, so wird meist immer die erste Linie der Echiquier-Stellung geworfen, und von einem energisch nachdringenden Feinde auf die zweite Linie geworfen werden, die somit in die Flucht verwickelt wird. Man muss daher wissen, wen man vor sich hat, wenn man sich auf dergleichen einlässt. In den schlesischen Kriegen war diese Form ein Lieblings-Manöver der preussischen Kavallerie und hatte vielfach den schönsten Erfolg, was seinen Grund aber sicher weniger in der Zweckmässigkeit ihrer Anwendung im Allgemeinen, als in der Passivität ihrer Gegner hatte. In anderen Armeen ist sie noch reglementsmässig, und man findet sie allgemein besonders nützlich und anwendbar, um mit grösseren Kavallerie-Abtheilungen Angesichts des Feindes, und stets bedroht von seinen Angriffen, einen Rückzug

zu machen, indem hier stets eine Linie dem Feinde schlagfertig gegenübersteht, während die andere eine neue Aufstellung nimmt. Hat man übrigens kein wirkliches zweites Treffen, so hat die Echiquier-Aufstellung wenig Haltung, denn ihre beiden Linien bilden nur ein volles Treffen; hat man ein solches, so braucht man nicht en échiquier zurückzugehen, dann nimmt man mit dem zweiten Treffen die neue Aufstellung.

In jener Weise ist übrigens die Echiquier-Stellung mehr eine Stellungs- und Bewegungsform als Angriffsform. Sie setzt endlich, wie die Echelonsform, fähige und entschlossene Führer der einzelnen Abtheilungen voraus; wo die nicht vorhanden sind, bleibe man ja in Linie, in welcher einfachen Form es nur auf Tapferkeit ankommt. Wie übrigens bei dem Staffel-Angriff die Stärke jeder Staffel von einer Schwadron bis zu einem Regiment steigen kann, so auch hier. Wir können grössere Massen eskadrons-, divisions- oder regimenterweise en échiquier stellen; unter einer Schwadron darf jedoch keine Abtheilung sein.

5. Kolonnen-Angriff.

Die Kolonnen-Attake ist ein Erzeugniss der neueren Zeit, hervorgerufen durch die Franzosen, die in ihr ein Mittel fanden, der geringen Manövrirfähigkeit der Kavallerie zu begegnen, sie vorzugsweise zum Durchbrechen feindlicher Linien anwendeten, der sie aber fast nie eine schnellere Bewegung als Trab gaben. In früherer Zeit kommt diese Formation höchst selten und nur als letztes Mittel vor, um sich durchzuschlagen. Ein Beispiel liefert das Gefecht von Landshut 1760 *).

In neuerer Zeit hat man nun den Franzosen nachgeahmt und theoretisch den Kolonnen-Angriff ausgebildet, wobei man vorzugsweise die Regiments-Kolonnen in Eskadrons anwendet, obgleich er in dieser Form noch nicht im Kriege angewendet ist und daher von Erfahrungen nicht die Rede sein kann.

Wenn es sich darum handelt, grössere Massen zu bewegen, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass hierzu die Kolonne die geeignetere Form ist. Sie ist beweglicher, zu allen Evolutionen geschickter, und umgeht Terrainhindernisse leichter als die Linie. Anders ist dies jedoch, sobald die Bewegung ein Vorwärtsgehen zum Angriff ist. Das Einschlagen der Kugeln, der Staub, das Getöse der Pferde und Waffen wirken dann sehr auf die Lösung und Aufhebung der Ordnung, was sich unter solchen Umständen in der Kolonne sehr leicht

*) Siehe Note 13.

verbreitet. Handelt es sich dabei überdies noch um die Besiegung solcher Terrainhindernisse, welche nicht umgangen werden können, muss ein Graben, eine niedrige Hecke übersprungen, eine sumpfige Stelle, ein Gebüsch durchritten werden, so ist unbedingt die Linie beweglicher und wird viel schneller die volle Gefechtsform wieder einnehmen.

Wir haben gesehen, dass es zwei Momente sind, welche bei dem Kavalleriegefecht hervortreten: einerseits der Stoss, die Gewalt des Anrennens, andererseits der Gebrauch der blanken Waffe.

Diese beiden Momente sind es, an welche sich die Gegner wie die Vertheidiger der Kolonnen-Attake besonders halten. Die Kolonne verspricht den sicheren Erfolg in Bezug auf das Niederreiten; und wer die Kraft der Kavallerie nur hierin sucht, vertheidigt sie. Sie ist dagegen im Gebrauch der blanken Waffe in entschiedenem Nachtheil gegen die Linie, da sie nur ein Viertel der Reiter auf diese Weise ins Gefecht bringt. Diejenigen militairischen Schriftsteller, welche auf die Waffe in der Hand des Reiters einiges Gewicht legen, verwerfen mithin die Kolonne zum Angriff. (Zu den Vertheidigern der Kolonne gehört v. Heidebrand, der eine kleine Schrift darüber geschrieben hat; zu ihren Gegnern sind zu zählen v. Canitz und v. Decker.)

Es fragt sich nun, ob die Gewalt des Chocs in der That durch die Kolonnenformation, durch die Vervielfältigung der Glieder, erhöht werden kann. Es fragt sich ferner, ob, wenn dies der Fall ist, die Nachtheile, welche diese Formation hat, und das Aufgeben der Vortheile, welche die Linien-Attake darbietet, damit in einem richtigen Verhältnisse stehen; so also, dass die Verstärkung des Stosses diese Nachtheile und dieses Aufgeben von Vortheilen nicht blos aufwiegt, sondern selbst überwiegt.

Zur direkten Wirkung kommen nur die vorderen Glieder. Die hinteren Glieder können den Stoss derselben nur verstärken durch einen mechanischen Druck, so dass die ersteren, gleichsam wie ein Keil den andern treibt, vorwärts gedrängt werden. Ein solcher Druck aber ist nicht vorhanden und kann nicht vorhanden sein, indem in dem Moment des eigentlichen Chocs die Kolonne, wie die Linie, eine schnelle Gangart annehmen muss, wenn der Stoss überhaupt kraftvoll sein soll. Eine solche Gangart macht aber eine so grosse Entfernung der hinteren Glieder von den vorderen nothwendig, dass von einem eigentlichen konstanten Druck garnicht die Rede sein kann, den ausserdem aber auch die wenigsten Pferde sich

gefallen lassen würden. Alles, was in dieser Beziehung durch die hinteren Glieder effectuirt werden kann, ist, dass dadurch die vorderen gezwungen werden, alle die Vehemenz in den Angriff zu legen, deren eine Reiterlinie fähig ist, die den festen Willen zum Einbruch hat. Diese Art von Zwang ist nun in der That bei dem Kolonnen-Angriff vorhanden und entsteht dadurch, dass die hinteren Glieder in ihrer schnellen Bewegung den vorderen nicht gestatten, zu stutzen oder gar umzukehren; dazu ist keine Zeit und kein Raum: der Abstand ist so geringe, dass die Stutzenden oder Umkehrenden jedenfalls in der schnellen Gangart über den Haufen geworfen und umgeritten werden würden. Also auch der Feige, der Unentschlossene muss in der Kolonne die ungestüme Attake mitmachen und sich in den Feind stürzen.

Zugleich ist auch der moralische Impuls grösser in der Kolonne. Umgeben von seinen Kameraden, steigt Jedem der Muth, und endlich sehen und erkennen die hinteren Glieder die Gefahr, den Moment der Entscheidung nicht; Alles stürmt vorwärts, und die feindliche Linie ist durchbrochen oder niedergeritten, ehe die hinteren Schwadronen, durch Staub und die Masse gehindert, kaum wissen, dass man an dem Feinde ist. Bei einer Kavallerie, wo es also darauf ankommen kann, diese nach der Seite des Muths hin liegenden Vortheile zu benutzen, wo man befürchten muss, die vorderen Glieder würden umkehren, da ist die Kolonnen-Attake unter Umständen rathsam. Hierzu kommt nun noch, dass das Heranstürmen einer solchen Masse eine moralische Wirkung auf den Gegner äussern kann. Der dichte, undurchdringlich erscheinende Haufen nimmt dem gemeinen Mann leicht die Hoffnung eines erfolgreichen Widerstandes; er glaubt sich nicht kräftig genug, einem solchen Keile entgegentreten zu können. Dieses werden die Vortheile der Kolonnen-Attake sein.

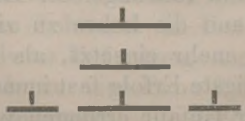
Betrachten wir nun die andere Seite. — Die Kolonne ist eigentlich die Formation für den Widerstand, für die Defensive. Bei der Kavallerie aber ist die passive Widerstandskraft ziemlich $= 0$, von einer solchen kann also hier nicht die Rede sein. Um dem feindlichen Angriff zu begegnen, muss Kavallerie stets angreifen, sie ist durch und durch Offensiv-Waffe. In dem Begriff des Angriffs aber, sofern letzterer aus dem Choc und dem Kampfe mit der blanken Waffe besteht, liegt zugleich, dass der Erfolg um so mehr gesichert erscheint, je grösser die Frontbreite ist, die auf den Feind chokirt und ihn mit dem Gefecht der blanken Waffe bedroht. Bei der Kolonne aber wird nur ein Viertel des Ganzen auf diese Weise

in Thätigkeit gesetzt, und eine erprobte, tapfere Schaar, sagt Canitz, würde daher Niemand so an den Feind führen wollen, dass drei Viertel ihrer Schwerter unbenutzt in der Scheide bleiben können, und Keiner aus einer solchen Schaar würde Lust haben, hinter seinen fechtenden Kameraden im achten Gliede zu reiten. Die Gegenwirkung der Artillerie gegen Kavallerie ist, wie aus der Sache selbst folgt, grösser gegen Kolonnen als gegen Linien. Ausser den wirklichen Verlusten durch Artilleriefeuer, die sich trotz der raschen Bewegungen und der kürzeren Frontlinie, oder vielleicht gerade wegen der letzteren nicht zu Gunsten der Kolonnen stellen, ist das Artilleriefeuer der Kolonne besonders durch die Unordnung gefährlich, die dasselbe hervorbringt. Ein Paar gut treffende Granaten, die in der Kolonne krepiren, einige Raketen, die darüber fortsausen, sind im Stande, die Ordnung und den Zusammenhang zu stören. Was die Gegenwirkung der Infanterie anbetrifft, so ist ihr Feuer vielleicht noch mehr im Stande, die Kolonne aufzulockern, weil auch die auf die erste Staffel zu hoch gerichteten Geschosse hinten noch Objekte genug finden. Indessen werden wir späterhin sehen, dass bei dem Gefecht mit der Infanterie noch andere Momente auf die Kolonne einwirken. — In Hinsicht des Gegenangriffs der Kavallerie gegen die Front der Kolonne kann nur die grössere Gewalt des Chocs das Entscheidende sein. Ist der Stoss aber gegen die Flanke gerichtet, so wird er bedeutend empfindlicher für die Kolonne, als für die Linie. Die Linie ist im Stande, einem feindlichen Flankenangriff Abtheilungen entgegen zu werfen, oder sich durch schnelles Vor- oder Zurückbewegen dem feindlichen Flankenangriffe zu entziehen. Dieses ist bei der preussischen Kolonne nicht, nur bei der österreichischen Masse möglich, weil sie die Schwadronen nicht hinter-, sondern nebeneinander setzt. — Der Hauptfeind der Kolonne ist die Unordnung und Unbehülflichkeit, die dadurch entstehen, dass die Führer fast allen Einfluss auf ihre Abtheilungen verlieren, sobald die Kolonne sich in rascher Gangart bewegt. Diese Unordnung wird vermehrt durch den Staub, durch Terrainhindernisse; Niemand sieht, wohin er reitet; an ein Ausweichen ist nicht zu denken; es schlagen Kugeln ein, hier und dort stürzt Mann und Pferd zusammen, die Andern müssen darüber fort; die Stimme der Führer, ja selbst der Schall der Trompete verschwinden in dem Getobe der Pferde, dem Klappern der Waffen, dem Donnern des feindlichen Geschützes; aus der Kolonne wird ein Haufen, der, im glücklichsten Falle zusammengedrängt wie ein Masse wilder Pferde, dahinstürzt, der allerdings die Aussicht hat, nieder-

zureiten, was ihm gerade gegenübersteht, aber nichts weiter, und von dem Niemand sagen kann, was dann weiter aus ihm wird. Weicht der Gegner daher dem direkten Stosse aus und fällt dem unbehülflichen Haufen, aus welchem Ordnung und Führung gewichen ist, in Flanke und Rücken, so wird das Gefecht sicher mit einer Niederlage der Kolonne enden.

Die Kolonne ist also eine Form, die nicht in dem Geiste der Kavallerie beruht, und sie kann daher nur als eine Ausnahme Anwendung finden. Sie ist aber zugleich eine Form, die mancherlei schwache Seiten hat, und man wird sie daher nur mit grosser Behutsamkeit anwenden dürfen, und zwar eigentlich nur in den Fällen, wo es an Zeit und Raum fehlt, sich zu entwickeln, und wo Alles darauf ankommt, im entscheidenden Augenblick die feindliche Aufstellung auf einem Punkte zu durchbrechen. Ein Verhältniss, welches dann auch beim Durchschlagen der Kavallerie stattfindet, wo allerdings keine andere Formation eintreten kann. Endlich wird man sich der Kolonne bedienen, wo man sich nicht auf den Muth und die Tüchtigkeit der Kavallerie verlassen kann und also gezwungen ist, diesem Mangel durch die Form zu begegnen. Immer aber muss dabei, wenn von Erfolg die Rede sein soll, vorausgesetzt werden, dass die Kolonne nicht der vollen Wirkung einer zahlreichen feindlichen Artillerie ausgesetzt ist. Immer muss bei einem Kolonnen-Angriff Flanke und Rücken unbedingt gegen jeden Angriff gesichert sein, entweder durch das Terrain oder durch nachrückende Reserven. Es müssen daher seitwärts jeder Kolonne andere Truppen in Linie folgen, um die Flanken jener zu decken, und, wenn mehrere Kolonnen sind, zu verhindern, dass der Gegner nicht in die Intervallen eindringt, die vorhanden sein müssen und zwar in genügender Breite, sobald mehrere Regimenter in Kolonne attakiren.

Die preussische Kavallerie hat reglementarisch zwei Arten des Kolonnen-Angriffs. Die erste ist die, wo die Regimenter in geschlossener Kolonne in Eskadrons den Anritt vollführen und wo darauf gerechnet ist, dass die Attake nicht durch Handgemenge entschieden wird. Zu dem Ende hängt sich, bei einem Regiment, je die Hälfte der vierten Eskadron an jeden der Flügel der hintersten und fällt nach dem Galopp, mit welchem die Attake endet, in der Schwärm-Attake aus.



Bei einer Brigade oder einem Treffen werden die schweren Regimenter im Centrum behalten und die leichten auf die Flügel in derselben Art vertheilt.

Die zweite Art ist die in geöffneter Kolonne, wobei die Masse im Trabe vorgeht und dann eskadronsweise, während die hintern Schwadronen halten, im Marsch! Marsch! die Schwärm-Attake vollführt. Je nach dem Gelingen oder Misslingen des ersten Angriffs sollen dann die hintern Staffeln die Attake geschlossen vollenden oder einzeln die Schwärm-Attake wiederholen.

Die Franzosen haben eine eigenthümliche Art der Kolonnen-Attake, indem sie jede Linie in der Kolonne aus ganzen Regimentern bilden. Bei Eckmühl attakirten sie mit einer Kolonne von zehn schweren Regimentern in fünf Linien hintereinander auf Schwadrons-Distance, jede Linie aus zwei Regimentern bestehend. Wäre die Masse geworfen worden, so würde die Wiederherstellung der Ordnung sehr problematisch gewesen sein. Der Einfluss der Führer hört hier fast ganz auf. Die enggeschlossenen Kolonnen ganzer Brigaden und Divisionen sind nur Exerzirübungen.

Das österreichische Reglement sagt von der Kolonnen-Attake, dass sie unternommen werde: wenn keine Zeit zur Entwickelung sei, weil man überraschen wolle oder überrascht würde, oder der Raum zur Entwickelung mangle, oder wenn es sich darum handle, auf einem bestimmten Punkte um jeden Preis durchzubrechen. Da dies nur für die Zugkolonne einer Schwadron bestimmt ist, die Formation in Masse (die Eskadrons-Kolonnen dicht nebeneinander) aber nur angewendet wird, wenn auf engem Raum mehrere Eskadrons gedeckt aufgestellt, oder ausserhalb des Geschützfeuers zu bewegen sind, so ist wohl prinzipiell von der Kolonnen-Attake abstrahirt worden. Auch soll diese Kolonnen-Attake mit allen Signalen ausgeführt werden. — Misslingt der Kolonnen-Angriff, so muss ein zweites Treffen die Kolonne aufnehmen, die in keiner guten Verfassung zurückkommen und Zeit gebrauchen wird, sich wieder zu sammeln. Gelingt die Attake, so muss die Kolonne zeitig halten, sammeln und die Ordnung herstellen, die Verfolgung aber muss sie andern Truppen überlassen. Eine Kolonne, die aus dem Choc in die Verfolgung übergeht, wird ein völlig regelloser und führungsloser Haufen.

Aus Allem ist dann die Lehre zu ziehen, dass man bei der Kolonnen-Attake mehr einsetzt, als zu gewinnen ist, und dass selbst der günstigste Erfolg fast immer mit grossen Opfern und nur unter grosser Gefahr errungen werden kann.

6. Die Schwärm-Attake.

(Unser Reglement nennt sie Attake mit auseinandergehender Linie, bei den Franzosen heisst sie *à la débandade* oder *en fourageur*.) Sie ist eine Annäherung an die Angriffsweise der undisciplinirten Reiterei der Türken, Kosaken etc., die in ungeordneten Schwärmen heranjagen. Sie ist daher auch nur für die leichte Reiterei passend, da hierbei von der eigentlichen Kraft des Chocs wenig die Rede sein kann, und sie wird daher auch nur dann anzuwenden sein, wo es auf einen solchen kräftigen Stoss nicht ankommt, also z. B. beim Angriff auf isolirte Artillerie. Bei uns ist die Schwärm-Attake nur eine Form der Verfolgung, die also erst eintritt, nachdem die eigentliche Attake ausgeführt und gelungen ist. Sie ist somit nichts weiter, als eine Erweiterung des Ausfallens der vierten Züge, so dass nur ein Zug von der Eskadron geschlossen bleibt, um die Intervalle desselben zum Entwickelungsraum für die drei andern zu gewinnen. Diese Art zu verfolgen ist jedenfalls gefährlich, so lange der Gegner noch geschlossene Kavallerie in der Nähe hat, und wird um so gefährlicher, je weniger die Truppe, welche sich auf die Schwärm-Attake einlässt, geübt ist, sich rasch wieder zu sammeln, die Ordnung herzustellen und dem Gegner geschlossen entgegen zu gehen. Es folgt hieraus, dass man die Schwärm-Attake stets durch nachfolgende geschlossene Abtheilungen unterstützen und gegen einen plötzlichen Unfall sichern muss, und dass diese ganze Form nur für kleinere Abtheilungen, für partielle Gefechte passt. Wie schon bemerkt, wird man sie nur da als wirkliche Angriffsform anwenden können, wo es nicht auf die Kraft des Chocs, nicht auf wirklichen Einbruch ankommt. Also z. B. indem man Truppen überrascht, die eben in der Formation oder in der Entwickelung begriffen sind, indem man eine Tirailleurlinie überreiten und niederhauen will, oder beim Angriff auf exponirte Artillerie; in welchem Falle die Schwärm-Attake auch noch die Aussicht darbietet, durch das feindliche Feuer während des Herankommens weniger zu leiden. Das österreichische Reglement sagt deswegen: »Die Attake auf die Geschütze geschieht stets im Schwarm. Mit dieser zugleich muss aber stets ein Angriff mit einer geschlossenen, entsprechend grossen Abtheilung gegen die Geschützbedeckung unternommen werden. Greift z. B. eine Eskadron feindliche Artillerie an, so attakirt ein Zug im Schwarm die Geschütze, während drei Züge im Schwarm deren Bedeckung angreifen.« Immer aber ist die Schwärm-Attake nur eine Form für die leichte Kavallerie und für kleinere Abtheilungen. In der Schwärm-Attake löst

sich die ganze Linie in einen ordnungslosen Schwarm auf, der etwa anderthalb Frontenlängen breit wird, an deren Spitze sich die besten Pferde und muthigsten Reiter befinden. Die Bande der Ordnung sind dabei gelöst; Jeder hängt von seinem Muthe, seiner Gewandtheit und der Güte des Pferdes ab. Wohin die Schwärm-Attake führen, was aus ihr werden wird, kann man nicht vorher wissen, da die Führer in der Masse verschwinden. Es gehört eine grosse Disciplin dazu, sich nach einer Schwärm-Attake schnell wieder zu sammeln und zur geschlossenen Ordnung zurückzukehren. Sie kann überhaupt nur angewendet werden, wenn der Gegner bereits locker gemacht und in Unordnung ist. Gegen geschlossene Kavallerie, besonders bei der Einleitung des Gefechts, wird sie selten etwas leisten; in der Schwärm-Attake ist dabei die Kavallerie allen Zufälligkeiten preisgegeben, wogegen sie nur durch geschlossen folgende grössere Abtheilungen gesichert werden kann. Fehlen solche geschlossene Abtheilungen, so jagt ein solcher Schwarm oft noch einmal so weit zurück, als er vorging, sobald er durch geschlossene Kavallerie angegriffen wird; denn jeder Versuch, einen solchen Schwarm aufzuhalten, ist in der Regel unnütz. Erst hinter einer Reserve kann er wieder in Ordnung gebracht werden. — Schwärm-Attaken sind mithin eine gefährliche Form, die selten bedeutende Erfolge verspricht.

Von der Direktion des Angriffs.

Bei dem Angriff der Kavallerie sind nur zwei Direktionen denkbar:

a) der Parallelangriff,
b) der Flankenangriff,

die dann aber wieder mit einander kombinirt werden können. — Was den einfachen Parallelangriff anbelangt, so ist er die einfachste und gewöhnlichste Form, welche der Richtung des Angriffs gegeben wird. Obschon es dabei auf ein gleichmässiges Zusammentreffen beider gegen einander wirkenden Linien ankommt, so muss man in der Praxis doch von mathematischer Genauigkeit abstrahiren. Man wird daher auch Angriffe, bei denen die Linien unter einem kleinen Winkel auf einander treffen, noch Parallelangriffe nennen, so lange damit keine Ueberflügelung des einen oder des andern Theils verbunden ist. Theoretisch wirken hierbei alle Theile beider Linien senkrecht auf einander, und die Entscheidung beruht, abgesehen von der Mitwirkung der anderen Waffen, z. B. der Artillerie, nur in dem besseren, kräftigeren Choc, in der tüchtigeren Bewaffnung, der grösseren Geschicklichkeit im Gebrauch der

blanken Waffe und endlich in der grösseren oder geringeren Tapferkeit des einen Theils. Aller dieser Elemente kann der Führer sich nur in einem gewissen beschränkten Maasse vorher versichern, und niemals so weit, dass er damit einen absoluten Vortheil über den Gegner besässe, da es hier auf eine Wechselbeziehung ankommt, und mithin auf das Gewicht, welches der Gegner in derselben Rücksicht in die Wagschale legen kann, und welches fast immer ein mehr oder weniger unbekanntes ist. Es kommt also bei dem Parallelangriff vorzugsweise auf die grössere Gewalt des Chocs an, der z. B. durch grössere, stärkere oder besser konservirte Pferde hervorgebracht wird. Der Parallelangriff wird mithin, abgesehen von allen andern Umständen, schon deshalb besonders die Form der schweren Reiterei sein. Die Front, gegen welche der Parallelangriff stets gerichtet ist, ist die starke Seite der Kavallerie; die Flanke dagegen die schwache Seite; bei dieser Schwäche der Flanke hat daher der

b) Flankenangriff, im Gegensatz zu dem Parallelangriff, die Wahrscheinlichkeit eines sicheren Erfolges in hohem Grade für sich, und man hat daher mit Recht auch das System der Flankengewinnung das entscheidende Mittel zum Siege genannt. Bei dem Flankenangriff wirkt nämlich die stärkste Seite des einen Theils, die Front, auf die schwächste Seite des andern; und der Erfolg wird um so sicherer, je weniger sich diese letztere Seite dem Angriffe entziehen und aus dem Flankenangriffe wieder einen Parallelangriff bilden kann.

Der Flankenangriff kann nur bestehen:

1) entweder in einer Ueberflügelung, oder
2) in dem direkten Angriff gegen die feindliche Flanke.

Die Ueberflügelung setzt einen Parallelangriff voraus, in welchem wir die feindliche Linie überragen und so ihre Flanke gewinnen. Bei gleicher Frontlänge kann natürlich in dieser Beziehung nichts gewonnen werden; oder, was auf dem einen Flügel gewonnen wird, wird auf dem andern verloren. Die Ueberflügelung setzt mithin eine grössere Frontlänge des einen Theils voraus, und dann findet sie sich von selbst, oder die Aufstellung des einen Theils mit grösseren Intervallen. Soll diese letzte Form Wirkung haben, so muss der Vortheil der allgemeinen Ueberflügelung der ganzen Linie nicht durch den Nachtheil der partiellen Ueberflügelung der einzelnen Abtheilungen wieder aufgehoben werden können. Man wird daher diese Form nur mit Vorsicht anwenden, denn der Zusammenhang des Ganzen ist unterbrochen und der Erfolg beruht in der Wirkung aller einzelnen Theile.

Abstrahiren wir von den mitwirkenden Verhältnissen, z. B. der Wirkung eines zweiten Treffens, so ist der Hauptvortheil der Ueberflügelung der, dass der Gegner dagegen gar kein wirksames Gegenmittel in der dem Angriff ausgesetzten Linie selbst findet. Er kann aus der Linie keine Abtheilung gegen die Ueberflügelung verwenden, die nicht sogleich durch den gleichzeitigen Parallelangriff wieder in die Flanke genommen würde. Die Schwäche des Ueberflügelungsangriffs aber besteht darin, dass die überflügelnden Abtheilungen nicht durch den eigentlichen Stoss des Chocs wirken können, sie haben dazu keinen Anlauf; sondern lediglich durch die blanke Waffe.

Der direkte Angriff gegen die feindliche Flanke kann dagegen von der kleinsten Abtheilung gegen die grösste in Anwendung kommen. Das Stärkenverhältniss, welches bei der Ueberflügelung wie bei dem Parallelangriff fast immer entscheidend ist, entscheidet hier wenig; die Front einer kleineren Abtheilung ist immer noch überlegen stark gegen die Flanke einer grösseren. Zugleich sichert dieser direkte Flankenangriff die eigene Flanke; wenn nur der Choc früher erfolgt, als der Gegner im Stande ist, Gegenanstalten zu treffen, d. h. die parallele Front wieder zu gewinnen. Es kommt mithin hier darauf an, entweder allmälig und gleichsam unbemerkt die Richtung gegen die feindliche Flanke zu gewinnen, oder dem Feinde plötzlich und überraschend in die Flanke zu fallen. Das Erstere kann geschehen, indem man sich aus der ursprünglich parallelen Stellung im Laufe des Gefechts, während des Hin- und Herwogens der Attaken, dem Feinde allmälig mit einer Abtheilung in die Flanke zieht, was durch den Diagonalmarsch oder durch Abschwenken und Wiedereinschwenken ausgeführt wird. Der Diagonalmarsch, den übrigens Zieten oftmals mit Vortheil angewendet haben soll, steht im Widerspruch mit der beschleunigten Bewegung, und kann daher nur gegen einen passiven Feind angewendet werden. Das Abschwenken und Wiedereinschwenken ist in der Nähe eines entschlossenen Gegners gefährlich, und darf daher nicht in zu grosser Nähe ausgeführt werden. Das allmälige Gewinnen der feindlichen Flanken hat somit manche Schwierigkeit, und setzt ausserdem ein sehr geschicktes und aufmerksames Verhalten aller Führer der einzelnen Abtheilungen voraus. Jedenfalls aber behält ein aufmerksamer Gegner Zeit und Mittel, solche Angriffe zu paralysiren, oder sich ihnen zu entziehen.

Die direkten Angriffe gegen die Flanke sind daher fast immer nur dann von grossem Erfolge, wenn sie mit Ueber-

raschung gepaart sind, so dass der Gegner ausser Stande ist, Gegenmaassregeln zu treffen, oder sich dem Stosse in seine Flanke zu entziehen. Das Hauptmittel, dergleichen überraschende Angriffe vorzubereiten, besteht in verdeckten Aufstellungen, dann aber auch in eigenthümlichen Formations-Verhältnissen. Gegen den überraschenden direkten Flankenangriff hat der Gegner nur zwei Mittel: entweder rasches Zurückgehen, um während desselben die parallele Aufstellung wieder zu gewinnen, oder, wenn dies mit Ordnung nicht mehr möglich ist, dass er dem Angriff eine Abtheilung, gewöhnlich die nächste der bedrohten Flanke, entgegenwirft, um denselben zum Stehen zu bringen, oder doch einige Augenblicke aufzuhalten, damit sich inzwischen der übrige Theil dem Angriffe entziehen kann.

Fast bei allen Kavallerie-Gefechten erscheint so neben den Parallelangriffen das Bestreben vorherrschend, dem Gegner die Flanke abzugewinnen und die eigene gegen seine Angriffe zu decken. Fast jedes Kavallerie-Gefecht besteht aus einer Reihenfolge von Parallel- und Flankenangriffen. Wer dabei das Letzte einzusetzen hat, und dem Gegner damit in die Flanke kommt, ist, fast ohne Ausnahme, der Sieger. Die Frontalangriffe beschäftigen den Gegner, halten ihn fest, während die Flankenangriffe die Entscheidung herbeiführen; sie kommen daher in jedem grösseren Kavallerie-Gefecht fast immer vor. Diese Wichtigkeit der Flankenangriffe hat darauf geführt, ihnen durch eine Form der Formation zu begegnen, die zugleich in leichter Weise die eigenen Flankenangriffe ausführbar macht. Es sind dieses die

Offensiv- und Defensiv-Flanken, von den Franzosen *garde-flancs* genannt. Dies ist eine Form, welche, obschon sie seit der Schlacht von Czaslau bei der preussischen Kavallerie mehrfach zur Anwendung gekommen ist, doch erst in neuerer Zeit reglementsmässig wurde. Man verbindet in dieser Form den Parallelangriff mit dem Flankenangriff, indem man seitwärts hinter den Flügeln der attakirenden Linie Abtheilungen folgen lässt, die dem Gegner während oder kurz vor dem Frontalangriff überraschend in Flanke und Rücken fallen, zugleich aber auch feindlichen Flankenangriffen begegnen sollen. Es ist nicht zu verkennen, dass dieser Formation ein sehr glücklicher Gedanke zum Grunde liegt; beide Zwecke können auf keine einfachere Weise erreicht werden.

Es ist daher auch natürlich, dass die meisten Reglements des Flankenangriffs erwähnen und auch Vorschriften dafür geben. Das preussische sagt anrathend, dass in den meisten

Fällen einem der Flügel einige Züge zu diesem Behuf anzuhängen seien, welche dann debordirend (in Halbkolonne, wenn ein Flankenangriff beabsichtigt ist) folgen sollen. Das österreichische Reglement bietet in seinem schrägen Aufmarsch eine geeignetere Evolution für solche Zwecke, weil die Ordnung in der einfachen Zugkolonne in schärferen Gangarten leichter zu erhalten ist, als in der Halbkolonne.

Es ist zu bedauern, dass man bei den Uebungen diese Formation so selten angewendet sieht, dass sicher viele Offiziere sie kaum kennen. Das Bestreben, immer mit möglichst langen Linien zu chokiren, hat sie ganz in den Hintergrund treten lassen; und doch muss sie durch Uebung vorbereitet werden, wenn sie künftighin im Ernst mit Erfolg angewendet werden soll. Die Flankenkolonne darf nur, bis die raschere Gangart der Attake beginnt, hinter dem Flügel der Linie bleiben, und auch nur um sich dem Auge des Gegners zu entziehen; sie muss sich dann jedenfalls seitwärts wenden; gelingt der Angriff nicht, so ist sie nur in dieser Weise nicht in den Rückzug verwickelt. In vielen Fällen, namentlich wenn sie offensiv gebraucht werden soll, wird sie, schon während des Trabes, im Galopp seitwärts vorgezogen werden müssen.

Will man nun diese Flanken offensiv benutzen, so gehen die Abtheilungen, welche sie bilden, in verstärkter Gangart der eigenen Linie vorbei, sowie wo möglich auch dem Flügel der feindlichen, schwenken ein, und fallen ihr in die Flanke und in den Rücken. Es kommt natürlich dabei alles darauf an, dass der Flankenangriff mit dem Choc der Linie zusammenfällt. Um dieses zu erreichen, müssen die Offensivflanken spätestens beim Galopp der Linie vorgezogen werden und so weit debordirt haben, dass sie später dem Angriff der Flügel-Eskadron nicht hinderlich sind; man verliert zwar so einen Theil der Ueberraschung, indessen hat der Feind doch keine Zeit mehr, Gegenanstalten zu treffen, und man hat daher grosse Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich.

Will man dagegen die Flanke nur defensiv benutzen, so geht sie zwar ebenfalls seitwärts heraus, marschirt aber in Linie auf, und ist dann im Stande, jeden Flankenangriff des Feindes abzuwenden, und beim Misslingen des Angriffs die geworfene Linie durch Bedrohung der feindlichen Flanke aufzunehmen. Operiren beide Theile mit Flanken-Kolonnen, so werden sich diese allerdings paralysiren, dann hat aber jeder Theil den Nutzen davon, durch die Kolonne des Gegners wenigstens nicht in direkten Nachtheil versetzt worden zu

sein, was sonst unausbleiblich der Fall ist. Kavallerie sollte daher eigentlich niemals ohne dergleichen Flanken-Kolonnen attakiren.

Von der Verbindung der Flanken mit dem Echelon-Angriff haben wir schon früher gesprochen, und es ist nicht zu verkennen, dass die so zusammengesetzte Form eine grosse innere Angriffskraft besitzt.

Das Verfolgen.

Schon früher ist bemerkt, dass die erste Verfolgung von der Truppe geschehen muss, welche den Choc machte, damit der Feind nicht Zeit erhält, sich zu setzen. Die weitere Verfolgung aber muss entweder durch Abtheilungen der Linie geschehen, während die anderen sich sammeln und geschlossen folgen, oder durch besondere Abtheilungen.

Bei der ersten Art kann man entweder einzelne Züge aller Schwadronen, oder einzelne Schwadronen des Regiments dazu bestimmen. Bei der preussischen Kavallerie nimmt man entweder die vierten Züge, wenn der Feind die Attake nicht annahm, oder man lässt eine Schwadron des Regiments in der Schwärm-Attake folgen, und die anderen Schwadronen sammeln. Dasselbe schreibt auch das österreichische Reglement vor. Ueberhaupt wird diese Wsise der Verfolgung durch Abtheilungen der Linie nur zweckmässig sein, wenn der Gegner vor dem eigentlichen Zusammentreffen kehrt machte, die Linie mithin noch nicht aufgelöst und im Handgemenge war. Hat man eine Reserve, ein zweites Treffen oder eine Flügel-Kolonne, so wird es fast immer das grösste Resultat geben, wenn die siegreiche Kavallerie, ohne an Sammeln zu denken, nachhaut, so weit es gehen will. Eine Ausnahme macht hiervon die schwere Kavallerie, der sich der flüchtige Feind fast immer leichter entziehen kann, und die man gern so bald als möglich wieder in die geschlossene Ordnung bringt. Man giebt der schweren Kavallerie daher Flügelkolonnen von leichter Kavallerie, die ausser jenen bei den Flankenangriffen angegebenen Vortheilen noch den Zweck haben, die Verfolgung zu übernehmen, sobald der Feind geworfen ist.

Die Verfolgung muss unter allen Umständen so nachdrücklich wie möglich geführt werden. Scharfe Säbel, Revolver, scharfe Sporen und schnelle Pferde bringen hier die besten und leichtesten Früchte. Dabei muss die Verfolgung so weit getrieben werden, als es ohne die augenscheinlichste Gefahr, die nur von frischen oder seitwärts stehenden Truppen des Feindes ausgehen kann, irgend möglich ist. Napoleon nannte das »*pousser à fond*«.

So lange die Pferde Athem haben und der fliehende Feind keinen Vorsprung gewinnt, also Gefangene und Verwundete lassen muss, so lange muss die Jagd fortgehen. Gewinnt er dagegen Vorsprung, so ist es Zeit zu halten: denn das weitere Verfolgen wird nutzlos. Das Sprüchwort: »dem fliehenden Feinde muss man goldene Brücken bauen«, ist überhaupt unwahr, bei keiner Waffe aber schlechter angewendet als bei der Kavallerie.

Zerstreutes Gefecht der Kavallerie.

Während bei dem Gefechte der Infanterie im Geiste der neueren Taktik die zerstreute Ordnung vorherrscht, findet bei der Kavallerie das Entgegengesetzte statt. Die Zusammensetzung von Mann und Pferd beraubt die Kavallerie des Vortheils, in jedem Terrain fechten zu können; sie ist auf ebenes, freies Terrain beschränkt. Hierin liegt der Hauptgrund, weshalb bei der Kavallerie das zertreute Gefecht fast ganz zur Nebensache wird und nur das geschlossene die Entscheidung giebt. Nur bei einigen Reitervölkern ist das zerstreute Gefecht, welches dann mit dem Feuergewehr oder der blanken Waffe geführt wird, das Mittel zur Entscheidung geblieben, indem es die einzige Form ist, in der sie fechten.

Bei der regulairen Kavallerie dient das zerstreute Gefecht vorzugsweise zur Entfernthaltung des Feindes, und beruht besonders im Feuergefecht, wobei jedoch durch Schnelligkeit der Bewegung des Reiters die blanke Waffe nicht ausgeschlossen bleibt. Dem zerstreuten Gefecht fallen so die Momente der Gefechtseinleitung, der Aufklärung des Terrains, so wie der feindlichen Anordnungen, das Zurückwerfen oder Abhalten der feindlichen Eklaireurs anheim. Zugleich aber tritt es auch, wie wir gesehen haben, bei der Verfolgung ein. Ein Weiteres darf man bei der regulairen Kavallerie von dem zerstreuten Gefecht nicht wohl verlangen. Dagegen ist von den zerstreuten Fechtern der Kavallerie zu fordern: Gewandtheit, grosse Fertigkeit in der Handhabung der Schiess- und blanken Waffen, sowie vollkommene Herrschaft über ein gewandtes, ausdauerndes Pferd. Der Mangel dieser Eigenschaften wird zwar nicht gerade von wesentlichem Einfluss auf die Gefechtsentscheidung in letzter Instanz sein, wohl aber wird derselbe höchst fühlbar bei den Gefechtseinleitungen, bei Rückzügen und bei den Ereignissen des kleinen Krieges hervortreten. Die Franzosen haben so z. B. niemals durch Gewandtheit und Brauchbarkeit der einzelnen Reiter sich ausgezeichnet, ihre Kavallerie war für das zerstreute Gefecht

sehr schlecht ausgebildet; daher hat jener Mangel ihnen vielfache Verluste zugezogen, und namentlich, indem durch den kleinen Krieg ihr Gesichtskreis verengt wurde, auch einen für sie nachtheiligen Einfluss auf die grösseren Operationen gehabt. Wenn sie in den Gefechten sich auch durch den geschlossenen Zusammenhang der blanken Waffe des zerstreut fechtenden Gegners entziehen konnten, so waren sie doch seiner Feuerwirkung ausgesetzt, und dies ist von letzteren oft benutzt worden, um die französischen Massen zu beunruhigen und ihnen Schaden zuzufügen, ohne dass sie ein Mittel dagegen anwenden konnten.

Was nun die Form des zerstreuten Gefechts der Kavallerie anbetrifft, so bleibt hier nur zu bemerken, dass man im Allgemeinen dabei von denselben Grundsätzen ausgehen muss, wie bei dem zerstreuten Gefecht der Infanterie. Ausser dem Gros ist hinter der Plänkerlinie ebenfalls ein Soutien nöthig, um erstere zu unterstützen, abzulösen, aufzunehmen und ihnen überhaupt einen Halt zu geben. Es tritt jedoch hier der Unterschied ein, dass, während die Infanterie im koupirten Terrain das eigentliche Feld für das zerstreute Gefecht findet, und die Terrainhindernisse und Schwierigkeiten dem zerstreuten Gefecht Anhaltspunkte gewähren, die Flankeurs der Kavallerie dagegen im offenen, freien Terrain vorzugsweise thätig sein können, und nur in der Bewegung Schutz gegen die feindlichen Schiesswaffen finden. Das Flankiren im koupirten Terrain ist damit zwar nicht ganz ausgeschlossen; es wird jedoch seltener vorkommen, wenn der eine Theil mehr Karabiner- und Büchsenschützen hat, die, abgesessen und durch einzelne Trupps unterstützt, bald ein entschiedenes Uebergewicht über die Flankeurs erlangen werden. Dies führt uns auf

das Fussgefecht der Kavallerie.

Das Fussgefecht der Kavallerie ist eigentlich nur ein Nothbehelf. So lange man noch Infanterie bei der Hand hat, wird man niemals daran denken, Kavallerie für diese Gefechtsweise zu verwenden; man kann sie besser brauchen. Nichtsdestoweniger kommt aber dasselbe im Kriege, besonders im kleinen Kriege, in den Gefechten der Detachements, der Avant- und Arrièregarden, häufig vor und ist von der preussischen Reiterei auch im neuesten Kriege mit Erfolg gebraucht worden. Es tritt da oftmals der Fall ein, dass Kavallerie isolirt handeln muss, und dabei ist es dann häufig von grösster Wichtigkeit, eine solche zu haben, welche auch als Infanterie zu gebrauchen ist, und das Gefecht um Terrainhindernisse nach Art der

Infanterie führen kann. Nicht selten ist es von Wichtigkeit, einen entfernten Punkt im durchschnittenen Terrain vor dem Feinde zu erreichen, sich dort festzusetzen, eine Brücke, ein Defilée u. s. w. in Besitz zu nehmen, oder einen solchen Punkt noch eine Zeit lang zu vertheidigen, während die übrigen Truppen sich zurückziehen; wobei Infanterie vielleicht sehr exponirt, wenn nicht bestimmt verloren sein würde. Da muss denn Kavallerie absitzen und das Gefecht zu Fuss, selbst gegen feindliche Infanterie, einige Zeit führen können. Oder es ist von Wichtigkeit, einen schwach besetzten Punkt, ein Defilée, dem Gegner zu entreissen, weil dann erst unsere Kavallerie wirksam werden kann; ein Fall, der besonders bei Umgehungen vorkommt.

Früher hatte man dazu die Dragoner, indessen haben aber auch schon in den schlesischen Kriegen die Husaren zu Fusse gefochten. So liess z. B. Friedrich II. am 4. Dezember 1757, dem Tage vor der Schlacht von Leuthen, Neumarkt durch Husaren angreifen. Oesterreichischerseits war dieses Städtchen mit 2 Bataillonen Croaten und 500 Husaren besetzt. Der König befand sich selbst bei der aus 9 Bataillons und 40 Eskadrons bestehenden Avantgarde und trabte mit den letzteren voraus, so dass die Infanterie weit zurückblieb. Vor Neumarkt angekommen, überzeugte er sich von der Wichtigkeit der schnellen Wegnahme dieses Punktes. Er liess einige Schwadronen Husaren absitzen und die Thore von Neumarkt stürmen; sie wurden genommen; hinter den Stürmenden folgte ein Husaren-Regiment, die andern umgingen die Stadt, und fast die ganze Besatzung wurde niedergehauen oder gefangen. Aehnliche Fälle finden sich besonders bei kleineren Gefechten mehrere.

Die Kavallerie nimmt also bei diesem Fussgefecht die Form der Infanterie für einige Zeit an, was dann zur Folge hat, dass sie vorzugsweise die Form annimmt, welche gerade bei der Infanterie die geltende ist. So fochten die Dragoner einer früheren Periode, bewaffnet mit Bajonettgewehren, ganz in den Formen der Lineartaktik. Sie sassen ab, wurden in drei Glieder geschlossen aufgestellt und bildeten Bataillone, die ganz nach der Weise der damaligen Infanterie sich im Gefecht verhielten, d. h. überall in Linie blieben, mit Pelotons oder mit Divisionen feuerten, auf Hecken chargirten etc.

Als man noch das ebene Terrain sich zum Kampfplatz eigends aufsuchte, war das ganz in der Ordnung; gegenwärtig würde man in einem solchen Terrain, auf dem sich mit geschlossenen Bataillonen mit Vortheil in Linie avanciren und

fechten lässt, es vorziehen, die Dragoner als Kavallerie zu gebrauchen. In neuerer Zeit, wo man für die Infanterie vorzugsweise das koupirte Terrain sucht und in der zerstreuten Ordnung ficht, hat auch das Fussgefecht der Kavallerie diese Form angenommen; und es wird sicher Niemandem einfallen, aus Kavallerie-Regimentern Bataillone zu formiren und mit diesen im Gefecht aufzutreten. Die einzige Ausnahme hiervon bildete das russische Dragoner-Corps, welches eine innige Vereinigung der drei Waffen darbot, und bestimmt war, als eine Abtheilung von bedeutender Stärke im Gefecht aufzutreten. Diese grossartige Einrichtung, deren Nutzen sich indessen nicht bewährt hat, kommt nicht weiter vor; in allen andern Heeren wird das Fussgefecht der Kavallerie nur als Nothbehelf mit kleinen Abtheilungen geführt werden, die eine Tirailleurlinie und ein Soutien bilden.

Für längere Dauer kann abgesessene Kavallerie das Feuergefecht nur aushalten gegen feindliche Kavallerie, die dann gezwungen sein wird, ebenfalls in das Fussgefecht einzugehen, oder gegen schwächere Infanterie-Abtheilungen. Obschon nämlich der Karabiner auf nähere Distancen dem Infanteriegewehr an Sicherheit des Schusses keineswegs nachsteht, so ändert sich doch dieses Verhältniss bei grösseren Schussweiten, wo die Uebung der Infanterie in ihre Rechte tritt. Abgesessene Kavallerie muss sich also nur auf nähere Distancen mit dem Gegner einlassen, wenn sie Effekt hervorbringen will. Beim Angriff muss sie also nahe an den Feind herangehen, bei der Vertheidigung ihn nahe herankommen lassen.

Bei Abwägung der Gefechtsverhältnisse in Bezug auf die numerische Stärke der Truppen darf man übrigens nicht übersehen, dass ein starkes Kavallerie-Regiment immer nur so viel Feuergewehre ins Fussgefecht bringen kann, wie etwa zwei Compagnien, da ein Drittel der Mannschaft zum Pferdehalten bestimmt bleiben muss.

Hierin liegt aber zugleich auch noch ein weiterer Grund der Schwäche des Fussgefechts der Kavallerie. Kann der Gegner nämlich auf irgend eine Weise, z. B. durch Umgehung, gegen die Pferde der abgesessenen Kavallerie wirken, so wird die Lage der letzteren dadurch sehr gefährlich; und dieser Fall tritt schon ein z. B. bei einem Defiléegefecht, wo nur der Frontalangriff möglich ist; in dem Moment, wo der Gegner sich des Defilées bemächtigt und nun sofort aus demselben mit Kavallerie hervorbrechen kann. Es folgt hieraus, dass immer nur ein verhältnissmässig kleiner Theil der Kavallerie zum Fussgefecht verwendet werden kann, da zum Schutz

der Pferde und zur Aufnahme der abgesessenen Reiter ein verhältnissmässig grosser Theil zu Pferde bleiben muss, ganz abgesehen von den eigentlichen Pferdehaltern. Die Zusätze zu dem preussischen Reglement bestimmen in dieser Beziehung und in Rücksicht dieser Umstände, dass gewöhnlich von einer Eskadron ein Zug, von einem Regiment vier Züge absitzen sollen, und nur unter besonderen Umständen mehr. Aber auch äussersten Falles wird man von einer Eskadron einen Zug, von einem Regiment eine Eskadron zu Pferde behalten müssen, wenn nicht andere Kavallerie zur Unterstützung und Aufnahme vorhanden und ganz in der Nähe ist.

Das Absitzen geschieht ausserhalb des Bereichs des feindlichen Feuers oder unter sicherer Terraindeckung, da es sonst schwer, ja unmöglich sein dürfte, unter den Pferden ohne Reiter Ordnung zu erhalten. Auch dürfen die abgesessenen Reiter nicht so weit von ihren Pferden entfernt sein, dass sie diese nicht schnell und möglichst sicher erreichen können. Müssen die abgesessenen Reiter weichen, so muss, wenn es das Terrain irgend gestattet, der zu Pferde gebliebene Theil zum Angriffe vorgehen, um jene zu degagiren und ihnen durch einen brüsken Angriff Zeit zu verschaffen, an und auf die Pferde zu kommen.

Aus dem Gesagten geht für den Gegner hervor:

a) Infanterie, die der abgesessenen Kavallerie nicht überlegen ist, muss das Feuergefecht auf etwa 400 Schritt unterhalten; ist sie überlegen, so muss sie entschieden darauf los gehen.

b) Kavallerie wird fast immer genöthigt sein, auch in das Fussgefecht einzugehen, was sich dann nach den Regeln des Infanteriegefechts entscheidet. Vorzugsweise wird sie aber danach zu trachten haben, gegen die Pferde der abgesessenen Kavallerie zu wirken; ist dies nicht möglich, so muss vorzugsweise der Moment zum Nachdringen benutzt werden, wo der Gegner das Fussgefecht aufgiebt. Auf diesen muss man daher besonders aufmerksam sein, da der Gegner dieses Abbrechen des Gefechts wo möglich unbemerkt durch allmäliges Zurücknehmen seiner abgesessenen Fechter zu bewerkstelligen suchen wird *).

*) Einige ganz interessante Notizen über das Fussgefecht der Kavallerie, Beispiele hiervon, so wie Vorschläge zur Organisation und Bewaffnung der Kavallerie nach dieser Seite finden sich in einer kleinen Schrift von v. Brandt: »Ueber Wiedereinführung der Dragoner als Doppelkämpfer.«

C. Kavallerie und Infanterie im Gefecht gegen einander.

Die taktischen Formen der Truppen bringen möglicherweise folgende Fälle hervor:

a) Geschlossene Kavallerie gegen geschlossene Infanterie.
b) Geschlossene Kavallerie gegen Infanterie in zerstreuter Ordnung.
c) Flankeurs gegen Tirailleurs.

Der vierte theoretisch mögliche Fall, nämlich Flankeurs gegen geschlossene Infanterie, ist praktisch werthlos, er kommt im Gefecht der grossen europäischen Armeen nicht vor.

a) Geschlossene Kavallerie gegen geschlossene Infanterie.

Betrachten wir dieses Gefecht nun näher, so bemerken wir sogleich, dass hier die beiden Gefechtsformen, Offensive und Defensive, völlig gesondert auftreten. Auf der einen Seite bei der Kavallerie sehen wir die ausschliessliche Offensive gegen die eben so ausschliessliche Defensive der andern Seite; wir sehen den Choc und das Gefecht mit der blanken Waffe gegen das Feuergefecht auftreten; es ist also hier zunächst Choc und Feuerwirkung im Contakt. Die Wirksamkeit des Chocs wird nun, wie wir wissen, durch die beschleunigte Bewegung und den geschlossenen Zusammenhang herbeigeführt, und wenn von einem Widerstand der Infanterie die Rede ist, so muss dieselbe auf diese beiden Momente aufhebend wirken, denn einen andern Widerstand der feststehenden Masse gegen die dagegen anrennenden Pferde kann man nicht erwarten. Die Kraft, welche ein in der Carrière befindliches Pferd im Anlauf entwickelt, ist so gross, dass jedes Carré unbedingt von demselben durchrannt werden würde. Jene Gegenwirkung der Infanterie gegen den Choc wird nun hervorgebracht durch ein für die wirksamste Nähe aufgespartes Feuer. Dieses Drohen mit dem Feuer und namentlich mit dem Schnellfeuer wirkt zunächst auf das moralische Element der Kavallerie, bei der die stete Erwartung eines mörderischen Feuers den guten Willen lähmt und bricht, die Zügel verkürzt und so die beschleunigte Bewegung des Chocs aufhebt. Durch das Feuer selbst und seine Wirkung wird dagegen der geschlossene Zusammenhang aufgelöst. Zur Vertheidigung durch Feuer gehört aber die Vertheidigung stehenden Fusses, und um in letzter Instanz noch durch die Masse widerstehen zu können,

die geschlossene Stellung. Dieser Widerstand der Infanterie durch die geschlossene Stellung beruht besonders darauf, dass kein Pferd ungezwungen sich in einen Haufen Menschen stürzt, wenn es daran vorbei kann; sein Reiter muss es durch Sporn und Zügel dazu zwingen. Dies erklärt die Erscheinung, dass es der Kavallerie häufig nicht gelungen ist, in die Infanterie einzubrechen, selbst wenn kein Gewehr, des Regens wegen, losging (z. B. Katzbach).

Hieraus ergiebt sich denn im Allgemeinen das Verhalten der Kavallerie. Diese muss nämlich in der Schnelligkeit ihrer Bewegung ein Mittel finden, die Infanterie in der Bewegung, in der Formation der geschlossenen Ordnung zu überraschen. Sie muss angreifen, wenn die Ordnung in der Masse gestört ist, sie aus der Fassung bringen, zum zu frühzeitigen Abgeben des Feuers verleiten und den wirklichen Choc ausführen, wenn sie nicht geladen hat oder im Laden begriffen ist.

Ob es der Kavallerie gelingen wird, die Infanterie in einer oder der andern Weise zu überraschen, ist bei den heutigen Gewehren sehr ungewiss; nie aber darf die Kavallerie einen Choc nur zur Probe unternehmen; die Infanterie wird ihn sehr bald als einen solchen erkennen, und das moralische Element der Kavallerie leidet unter solchen Versuchen sehr. In keinem Kampfe aber kommt es mehr auf dieses moralische Element an, als gerade bei diesem. Die Kavallerie muss, wenn sie Erfolge haben will, nothwendig von der festen Ueberzeugung durchdrungen sein, dass nichts ihrem Choc widerstehe, dass sie jedesmal eindringen werde. Eben so muss aber auch die Infanterie den festen Glauben haben, dass die Kavallerie ihr nichts anhaben kann, dass sie ihren Attaken nur Ruhe und Feuer in kurzer Entfernung entgegenzusetzen brauche, um sie abzuweisen.

Die Theorie hat vielfach die Frage aufgeworfen, welche von beiden Waffen in diesem Kampfe die überlegene sei, und die Ansichten sind hierüber in den verschiedenen Lehrbüchern und Schriften vollkommen verschieden und einander oft diametral entgegengesetzt. Es liegt dies besonders in dem Widerspruch, der sich in dieser Beziehung zwischen der Theorie und der praktischen Erfahrung zeigt. Jeder, welcher bei der Betrachtung des Gefechts der Kavallerie mit der Infanterie den Hauptaccent auf die dabei mitwirkenden mechanischen Gesetze der Bewegung, der Schwere und der Masse legt, kommt zu der Ueberzeugung, dass die Infanterie niemals dem Choc der Kavallerie zu widerstehen vermag; und die Kriegsgeschichte liefert dann die Beispiele, dass die

Infanterie trotz Feuer und geschlossener Stellung niedergeritten worden ist, wenn die Kavallerie im Anreiten beharrte. Auf dasselbe Resultat gelangen denn auch diejenigen Schriftsteller, welche ein enthusiastisches Vorurtheil für die Kavallerie mitbringen.

Auf das entgegengesetzte Resultat kommen dagegen diejenigen, welche den Accent auf das moralische Element legen. Auch sie finden ihre Beweisstellen in der Geschichte aller Kriege, und gelangen so zu dem Axiom der Ueberlegenheit der Widerstandsfähigkeit der Infanterie. Denn die Kriegsgeschichte ist allerdings reich an Beispielen, dass eine tüchtige Infanterie, selbst unter anderweitig sehr ungünstigen Verhältnissen, in sich die Hülfsmittel gefunden hat, allen Angriffen der Kavallerie zu widerstehen.

Wie so häufig, dürfte die Wahrheit auch hier in der Mitte liegen, und ein entschiedenes, durch Formation, Organisation vorher bestimmtes Uebergewicht der einen oder der andern Waffe scheint nicht vorhanden zu sein.

Behält man die entschiedene Wirksamkeit des moralischen Elements im Auge, so muss man aber allerdings zugeben, dass von allen Aufgaben, welche der Kavallerie im Gefecht gestellt werden, der Kampf mit geschlossener Infanterie zu den schwierigsten gehört, und dass derselbe einen Probirstein für die Güte und vorzugsweise den moralischen Aufschwung derselben abgiebt.

Allgemein ist man der Meinung, dass eigentlich die Zeit der grossen Thaten der Reiterei vorbei sei, und ist dann sehr geneigt, dies nicht blos der veränderten Fechtart der Infanterie, welche ihre Verwendung in jedem Terrain möglich macht, sondern auch der veränderten Stellungsart zuzuschreiben. Als die Infanterie noch in langen dünnen Linien focht, da konnten leicht grosse Erfolge von der Kavallerie erfochten werden; da waren Thaten, wie die bei Hohenfriedberg und Zorndorf möglich. Seitdem sich die Infanterie in diskrete Haufen formirt, in Massen der Kavallerie entgegentritt, die in keinem direkten Zusammenhange stehen, so dass die Niederlage des einen keinesweges die der andern mit sich führt oder bedingt, ist es für die Kavallerie nicht mehr möglich, grosse Abtheilungen des Gegners gleichsam hinwegzuspülen von dem Schlachtfelde. Ihre Wogen brechen sich an den vielen kleinen Felsstücken, auf die sie stossen, und wenn sie auch einzelne mit fortreissen, so erleidet doch das Ganze dadurch keinen so erschütternden Stoss, dass es unfehlbar zusammenbrechen muss.

Man muss dies als richtig anerkennen, indessen darf man sich dadurch nicht zu weiteren falschen Schlüssen verleiten lassen, und namentlich nicht dazu, dass durch diese Veränderung der Infanterie-Taktik die Kavallerie ihr Wirkungsfeld auf das Verfolgen und Patrouilliren beschränkt sehe.

In eine tüchtige Infanterie einzubrechen, war von jeher eine gefahrvolle und schwierige Sache, mochte sie mit Piken oder Musketen bewaffnet sein. Wo die Kavallerie im siebenjährigen Kriege mit einer muthigen und disciplinirten Infanterie zu thun hatte, ist es ihr sauer genug geworden und oft ist es ihr gar nicht gelungen. Die dreigliedrige Infanterielinie hat ohne Massenformation die Angriffe der Kavallerie oft zurückgewiesen; das haben die Preussen eben so oft selbst gethan als erfahren. Die abgeschlagenen Attaken von Kollin, Breslau Prag u. s. w. sind Zeugnisse dafür. Besonders lehrreiche Beispiele liefern das Gefecht von Neustadt und die Schlacht von Minden*), so wie Prenzlau 1806.

Ferner kann durch die Form nie die innere Tüchtigkeit ersetzt werden; die Massenstellung, das Carré, gewährt keinen absoluten Widerstand, und es kommt noch immer auf das moralische Element der Infanterie an. Bei der Massenstellung werden etwa drei Viertel der Feuerwirkung aufgegeben; dagegen gewährt sie den Vortheil, dass die schmale Front immer nur mit einer kleinen Abtheilung angegriffen werden kann, dass die Schwäche der Flanken verschwindet und zwischen den einzelnen Massen so grosse Räume entstehen, dass die Kavallerie überall an den Carrés vorbei drängen kann. Dieses Letztere möchte man geradezu den Hauptvortheil nennen. Die Kavallerie wird überdies noch durch die Uebungen an das Umkehren gewöhnt, was offenbar ein Fehler ist, der dazu beiträgt, die Angriffe der Kavallerie auf Infanterie zweifelhaft zu machen. Die österreichische Kavallerie hatte sonst die Uebung, dass sie in kleinen Abtheilungen durch die feuernde, sich schnell öffnende Infanterie hindurchreiten musste; eine sicher sehr zu empfehlende Uebung.

Im Allgemeinen ist anzunehmen, dass, so lange sich die Infanterie in Ordnung befindet, und nicht überrascht wird, es nicht rathsam erscheint, sie mit Kavallerie anzugreifen; diese wird daher abwarten müssen, bis eine solche Gelegenheit sich durch das Gefecht oder Bewegungen ergiebt. Allerdings giebt es auch Beispiele, in welchen Kavallerie selbst in tüchtige, völlig intakte Infanterie eingebrochen ist, allein dies sind nur Ausnahmen. Eines der glänzendsten Beispiele liefert das

*) Siehe Note 14.

Gefecht von Garzia Hernandez am 12. Juli 1812*) und das Gefecht von Hainau 1813; auf letzteres werden wir später noch zurückkommen.

Trotz solcher Beispiele hat ein solches Gefecht viel Chancen gegen die Kavallerie und wird in der Regel zu ihrem Nachtheile ausschlagen, so lange die Infanterie in völliger Ordnung bleibt, wie z. B. im Gefecht von Krasnoi, wo 3 französische Kavallerie-Corps mit 96 Geschützen nicht im Stande waren, die Newerowskische Division (6000 Mann Infanterie mit 8 Geschützen) zu sprengen, da Murat seine überlegene Artillerie nicht dazu benutzte, die feindliche Infanterie erst gründlich zu erschüttern, ehe er seine Kavallerie zum Choc heranbrachte.

Im Allgemeinen werden die Kämpfe zwischen Kavallerie und Infanterie gegen das Ende der Gefechte vorkommen, und dann wird die Kavallerie, richtig und geschickt benutzt, auch noch heute, bei ganz veränderter Taktik der Infanterie, Zeit und Gelegenheit finden, grosse und entscheidende Resultate herbeizuführen. Die Infanterie hat dann durch den Verlauf des Gefechts einen grossen Theil ihrer Schlagfertigkeit verloren; die Ordnung ist gestört; die Bataillone sind gelichtet; das moralische Element ist gesunken; die wahren Träger desselben, die Führer und die bravsten Soldaten, sind theilweise getödtet oder verwundet, und da ist dann der kräftige und ungestüme Choc der Reiterei von doppelter Wirkung. Ausserdem aber treten auch im Verlauf der Gefechte Momente ein, wo die Infanterie schwächer erscheint als gewöhnlich; wo ihre Ordnung für einige Zeit gestört und ein Kavallerie-Angriff ihr daher gefährlich ist. Dieses tritt ein z. B. bei lang dauernden Bewegungen, besonders auf dem Rückzuge; wenn sie eine Zeitlang im kleinen Gewehrfeuer stand, oder einem heftigen Geschützfeuer ausgesetzt war; wenn sie im Evolutioniren überrascht wird. Solche Momente muss die Kavallerie benutzen; sie sind es, wo sie die Frucht eines, wenn auch nur partiellen Sieges ohne grosse Opfer pflücken kann. Zu dem Ende aber muss sie in der Nähe und im hohen Grade aufmerksam sein; denn bei einer guten Infanterie sind solche schwachen Momente immer nur schnell vorübergehend. Die Benutzung dieser immer auch nur partiell eintretenden günstigen Momente ist daher vorzugsweise Sache der Divisions-Kavallerie, während die Entscheidungs-Momente des Gefechtsbeschlusses der Reserve-Kavallerie zufallen. Aber auch im Beginn der Gefechte kann die Kavallerie, wenn auch nicht durch die That, so doch durch das Drohen mit derselben die Infanterie in ihrer Entwickelung

*) Siehe Note 15.

namentlich zum zerstreuten Gefecht lähmen, hindern, und so die Entscheidung hinziehen; ihr Zweck ist dann also Zeitgewinn.

Das Verhalten der Infanterie im Gefecht mit der Kavallerie ist wesentlich defensiv, und die Infanterie aller Armeen nimmt dazu nach reglementarischen Bestimmungen die Carréform an. Jedenfalls wird mithin der Kavallerie nur eine schmale Front entgegengesetzt; und es entsteht daher die Frage, welche Formation demgemäss die Kavallerie bei dem Choc anzunehmen habe, da ihr eine grössere Frontausdehnung, die theilweise ins Blaue attakirt, nichts nutzt, vielmehr durch unnütze Verwendung von Streitmitteln schadet. Das preussische Reglement bestimmt zwar nicht wörtlich, dass die Attake auf Infanterie, die im Carré steht, in geöffneter Kolonne mit Eskadrons ausgeführt werden soll, aber es ist dies so zu sagen aus den Zeilen zu lesen. Die Têten-Eskadron führt die Attake wie gewöhnlich durch; die anderen halten, um sie zu unterstützen, wenn sie eindringt, oder die Attake zu erneuern, wenn sie abgeschlagen wird und sich rechts und links herauszieht u. s. f. Das österreichische Reglement lässt die Abtheilungen 80—100 Schritt hintereinander folgen, welche angreifen sollen; ob dies Echelons sein sollen oder eine ad hoc zu formirende Kolonne in Eskadrons, ist nicht gesagt. Die Franzosen haben genau die oben angeführte geöffnete Kolonne, nur ist die Distance zwischen den Schwadronen doppelt so gross. Die militairischen Schriftsteller sind darüber ebenfalls keineswegs einig. Ebenso verschieden sind die Ansichten über die Wahl des Angriffspunktes. Der eine will die Flanken, der andere nur die Ecken angreifen, jedoch vereinigen sich die meisten Stimmen in der letzten Beziehung.

Fragen wir nun nach den Erfordernissen, welche für die Form der Kavallerie beim Angriff auf Infanterie aus der Natur der Sache folgen, so sind es folgende:

1. Der Angriff muss mit möglichster Ueberraschung, daher möglichst schnell geführt werden können; jedoch ohne Beeinträchtigung der Ordnung und des geschlossenen Zusammenhanges.
2. Die Frontlänge der attakirenden Kavallerie muss der Frontlänge der Infanterie entsprechen; die grössere Länge der ersteren ist unnütz.
3. Die Form muss die Möglichkeit einer schnellen Wiederholung der Attaken*) gewähren, um den Gegner zu erschüttern und den Vortheil benutzen zu können, der daraus erwächst, dass die Infanterie ihr Feuer auf die erste angreifende Abtheilung abgiebt.

*) Jacquinot de Presle.

Allen drei Anforderungen entsprechen die Attaken in geöffneter Kolonne und in Echelons, die Attake in geschlossener Kolonne aber keinesweges der ersten und dritten Anforderung, da sie ihre Schnelligkeit nur bis zum Galopp zu steigern vermag, und von schneller Aufeinanderfolge neuer Angriffe bei ihr nicht die Rede sein kann. Hierauf kommt es aber in den meisten Fällen an. In den beiden ersten Formen muss die Infanterie auf den Angriff der ersten Eskadron ihr Feuer abgeben; die übrigen Schwadronen aber können so schnell folgen, dass die Infanterie keine Zeit zum ruhigen Wiederholen des Feuers behält. Diese Wiederholung der Angriffe in schnell verlaufenden Pausen ist wesentlich nothwendig, um die Infanterie nach und nach zu erschüttern. Es macht auf die Infanterie den nachtheiligsten Eindruck, wenn sie schnell eine neue Linie auf sich anreiten sieht, während sie glaubt eben eine Attake abgeschlagen zu haben.

4. Ferner ist es von Wichtigkeit, dass die Attaken sich auf einem Punkte, auf einer Seite des Carrés wiederholen, was am meisten und am leichtesten durch die Attake der geöffneten Kolonne erreicht wird. Die Echelon-Attake wird dagegen, man mag sie einrichten wie man will, entweder mindestens zwei Seiten bedrohen oder, wenn mehr als zwei Echelons sind, theilweise an dem Carré vorbeigehen, wenn die Eskadrons nicht nahe vor dem Carré schwenken, wodurch ein Theil der Vehemenz des Chocs unbedingt verloren geht.

Von Decker will die Vortheile beider Formen mit einander vereinigen, indem er zugleich der Meinung ist, dass durch das rechts und links Auseinandergehen der Schwadronen deren Angriff nicht gelingt, und bei der Attake in geöffneter Kolonne sehr schwer zu beseitigende Unordnungen entstehen werden, da kein Schwadrons-Chef seine Schwadron auf diese Weise in der Hand behält. Er sagt, die Erfahrung lehre, dass, wenn die Infanterie den Angriff der Kavallerie abschlägt, diese selten geradezu umkehre und auf demselben Wege zurückgehe, auf dem sie vorgegangen, sondern sich seitwärts wegdrängt und sich um das Carré herumschiebt. Er schlägt daher vor, mit Echelons zu attakiren, so dass jede hintere Eskadron die nächst vorhergehende um zwei Züge überflügelt, und hofft auf diese Weise so viel Raum zu gewinnen, dass die hinteren nicht in das Gedränge verwickelt werden, wenn der Angriff der vorderen misslingt. Jede Eskadron habe daher freies Feld, den Angriff zu erneuern, wobei dieser auf die Diagonale des

Carrés gerichtet werden soll. Drei Eskadrons sind zum eigentlichen Angriff, die vierte zur Reserve bestimmt. Die erste Eskadron schiebt sich links fort, wenn sie nicht eindringt; die zweite rechts; die dritte hofft, der Oberst werde jedenfalls eindringen, entgegengesetzten Falls schiebt sie sich auch links, und die gesammelten Eskadrons chokiren von Neuem. Zu bemerken ist hierbei, dass man in der Wirklichkeit nicht wissen kann, auf welche Weise sich die Reiter, die nicht in die Infanterie einbrechen, dem feindlichen Feuer entziehen werden. Einexerziren kann man dergleichen nicht: auch nicht vorher bestimmen, denn das würde nur dazu führen, die Schwadronen auf das Misslingen des Chocs eigens vorzubereiten. Man muss dies dem Zufalle überlassen und kann nur verlangen, dass die Schwadronen sich möglichst bald wieder sammeln. Zweitens geht dies Seitwärtsschieben der ganzen Schwadron nur, wenn es schon früh beginnt, und zwar zu einer Zeit, wo es noch ungewiss ist, ob der Angriff gelingen wird oder nicht. Nehmen wir an, die Mitte der ersten Schwadron treffe gerade auf die Ecke, sie erhalte auf 25 bis 30 Schritt Feuer, so werden schwerlich der erste und zweite Zug sich in dieser Nähe vor der feindlichen Front vorbeiziehen, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass, wenn nicht die ganze Schwadron stutzt und kehrt macht, das erfolgen wird, was unser Reglement vorschrieb, nämlich ein Zerreissen in zwei Theile, wovon der eine rechts, der andere links sich wegwendet. Endlich werden auch die Deckerschen hinteren Echelons, so gut wie die anderen, welche sich ganz überflügeln, schwenken müssen, wenn sie alle gleichförmig die Ecke des Carrés fassen wollen. Es scheint uns daher nach allem Gesagten in dieser besonderen Echelonform, die fast mathematische Genauigkeit erfordert, kein vorzugsweiser Werth zu liegen. Sie ist überdies praktisch im Kriege selbst noch nicht erprobt, und wir geben demnach der älteren, ganz einfachen, kunstlosen Form der Attake in geöffneter Kolonne den Vorzug. Nur würden wir den einzelnen Schwadronen eine doppelte Distance geben.

Der Feldmarschall von Wrangel (Beiheft zum Militair-Wochenblatt für 1851) entscheidet sich in diesem Sinne, und wir können ihm als dem besten Kenner in der Sache nur beitreten. Er empfiehlt gegen Carrés Attaken aus der Kolonne in geschlossenen Schwadronen und räth diese Art auch für die Fälle gegen Kavallerie an, wo nicht Zeit und Raum zur Entwickelung ist. Das Reglement hat aber aus der geöffneten Kolonne nur die Schwärm-Attake. Eine solche

wird selbst gegen unsichere Infanterie meist misslingen. Man hat vorgeschlagen, den Hauptangriffen einzelne Trupps vorangehen zu lassen, um durch diese, in der Schwärm-Attake heranjagend, der Infanterie das Feuer abzulocken, und durch Karabiner- und Pistolenfeuer Unordnung in den Carrés zu erzeugen. Sind diese Vortrupps keck, ist die Infanterie keine erprobte Truppe von ruhiger Haltung, so kann ein solches Verfahren guten Erfolg haben. — Ist übrigens der Moment sonst günstig, ist die Infanterie erschüttert, in Unordnung, in Bewegung, so ist jede Form gut; es kommt nur darauf an, solche schnell vorübergehende günstige Augenblicke zu ergreifen, und man würde sehr unrecht thun, sich da erst mit dieser oder jener Formation aufzuhalten. Soll dagegen eine unerschütterte, intakte Infanterie angegriffen werden, so muss man allerdings Alles thun, um den Erfolg durch die Form der Attake möglichst zu vergewissern.

Fast alle Theile sind über die Richtung der Attake dahin einig, dass sie gegen die Ecken des Carrés geführt werden müsse. Im Widerspruch steht hiermit freilich das *carré oblique* der Franzosen, die gerade die Ecke dem Feinde zukehren. Die Gründe für die Attake der Ecken sind dann, dass erstens die Kavallerie eine grössere Front in Wirksamkeit setzen kann, indem zwei Seiten gleichzeitig attakirt werden; zweitens eine geringere Feuerwirkung zu erwarten ist, wenn die Infanterie nicht, wie bei den Franzosen, geübt ist, schräg anzuschlagen; drittens, weil bei grösseren als Bataillons-Carrés die Feuerwirkung allerdings auf das Minimum reduzirt wird, und weil endlich die Infanterie selbst überzeugt ist, dass die Ecken die schwächeren Punkte sind. Dagegen ist zu bemerken, dass bei dem Angriff auf eine Seite die volle Wirkung des Chocs gleichzeitig eintritt, während beim Choc gegen die Ecke der direkte Stoss nur auf einem Punkte stattfindet, und so gleichsam von selbst der Zusammenhang der chokirenden Linie gebrochen wird. Bei den hohlen Carrés sind Flanken und Front gleich stark, und da mag der Angriff auf die Ecken die entsprechendste Richtung sein; bei dem vollen Carré sind offenbar die Flanken die schwachen Seiten; hauptsächlich, weil hier der Zusammenhang am lockersten ist.

Aus der ganzen Art des Gefechts folgt, dass, wenn mehrere Carrés zu attakiren sind, man zunächst immer die Flügel-Carrés zu sprengen suchen muss. Greift man die mittleren Carrés an, so kommt man sicher in ein kreuzendes Feuer. Attakirt man dagegen ein Bataillon, und ein nebenstehendes will dasselbe durch Seitenfeuer souteniren, so muss

man, so bald noch irgend eine disponible Reserve da ist, sofort gleich selbst angreifen und die möglichsten Vortheile daraus zu ziehen suchen, dass das zweite Bataillon sich in das Feuer eingelassen hat.

Es kommt bei dem Gefecht mit geschlossener Infanterie Alles auf die Vehemenz und die Geschlossenheit des Chocs an; man wird daher wohl thun, die rascheren Gangarten nicht aus zu weiter Ferne zu beginnen; bis auf 150 Schritt Trab, 100 Schritt Galopp, 50 Schritt Carrière. Misslingt der Angriff der Kavallerie, so ist für dieselbe Truppe wenig Aussicht, dass ein erneuerter Angriff auf dieselbe Infanterie gelingen werde, denn dieses Gefecht hat die eigenthümliche Seite, dass die widerstehende Infanterie nichts verliert und ein Aequivalent für die Opfer der Kavallerie erst mit dem Siege derselben eintritt. In der Kriegsgeschichte finden wir zwar einzelne Beispiele, dass eine tüchtige Kavallerie erst nach mehreren missglückten Versuchen einbrechen konnte; dann lag aber der Grund des früheren Misslingens nicht in dem Verhältniss des moralischen Elements in beiden Truppen, sondern in zufälligen Nebenumständen, z. B. in Terrainverhältnissen, die der Infanterie günstig waren u. s. w.

Gelingt der Angriff der Kavallerie, so wird das Carré gesprengt und es entsteht ein Handgemenge, das, wenn die Infanterie ihre Schuldigkeit thut, nicht sowohl durch die eingedrungenen Reiter, denn ihre Zahl kann immer nicht bedeutend sein, als durch die nachdringenden Schwadronen zum Nachtheil der Infanterie entschieden wird und mit deren Niederlage endet. Die frühere russische Infanterie führte ein solches Handgemenge fast immer mit der grössten Zähigkeit durch, und wehrte sich einzeln und in kleinen Haufen; ebenso hat es preussische Infanterie oft gemacht. Die französische Infanterie wirft sich gewöhnlich zur Erde, springt auf und sucht sich von Neuem zu formiren, sobald die angreifende Kavallerie durchgejagt ist. Jedenfalls ist also hier eine Reserve nöthig, um zu vollenden, was die vorderen Truppen anfangen. Mit Lanzen bewaffnete Kavallerie ist natürlich in diesem Stadium des Gefechts der Infanterie am gefährlichsten.

Es handelt sich aber in vielen Gefechtslagen nicht blos um das absolute Gelingen, sondern auch darum, die angegriffene Infanterie lediglich aufzuhalten, und zwar entweder ein Vordringen derselben aufzuhalten, oder ein Zurückgehen, so lange bis der dadurch erzielte Zeitgewinn eine günstigere Situation herbeiführt. Diese Aufgabe kann der Kavallerie in allen Stadien des Gefechts gestellt werden, und ist dann sehr

leicht die schwierigste und undankbarste von allen; weil sie, ohne annähernd sichere Aussicht auf positiven Erfolg, sich lediglich mit einem negativen begnügen muss, nämlich erreicht zu haben, dass die Situation nicht schlimmer wurde. In solchen Lagen muss sie dann sich ihrer ritterlichen Abkunft bewusst sein und mit rücksichtsloser Hingabe der Person sich des Spruchs aus der letzten Ritterschlacht, Pavia, erinnern: »tout est perdu, fors l'honneur!«

Wir haben früher bemerkt, dass bei dem Gefecht der Infanterie und Kavallerie die Offensive ganz auf der Seite der Letzteren, die Defensive ganz auf der der Ersteren liegt. Indessen kommt doch auch, wenngleich nur sehr selten, der Fall vor, dass Infanterie die Kavallerie angriff (Schlacht von Liegnitz, das Regiment Bernburg; Château-Thierry, das Leib-Füsilier-Bataillon). Es sind dies Ausnahmen, die gar nicht in Rechnung gezogen werden können, da sie ganz unnatürliche Gefechtsverhältnisse voraussetzen; die Kavallerie muss ganz demoralisirt oder durch örtliche Umstände an jeder Bewegung gehindert sein.

b) Das Gefecht geschlossener Kavallerie gegen Infanterie in aufgelöster Ordnung.

Da, wo mit gemischten Waffen in einem zwar durchschnittenen, aber nicht überall das Gefecht kleinerer Abtheilungen von Kavallerie völlig ausschliessenden Terrain gefochten wird, kommt es gar häufig vor, dass Infanterie während des Tirailleurgefechts selbst, oder zu diesem vorgehend oder aus demselben zurückweichend, von der Kavallerie überraschend angegriffen wird, wenn sie ebenes Terrain zu passiren hat. Kann sich die zerstreute Infanterie nicht schnell genug in Haufen sammeln oder im raschen Laufe schützende Terraingegenstände erreichen, so kommt sie in eine höchst gefährliche Lage, die entweder ihre völlige Niederlage herbeiführt oder grosse Opfer zur Folge hat.

Der einzelne Infanterist ist gegen geschlossene Kavallerie widerstandslos, er wird jedenfalls niedergeworfen. Eine Tirailleurlinie, deren Fechter keinen gemeinsamen Widerstand leisten können, da sie zu einem solchen nicht vereinigt sind, hat unbedingt dasselbe Schicksal und ist verloren, sobald die Kavallerie Zeit hat, sich mit dem Niederhauen oder Gefangennehmen der einzeln niedergerittenen Infanterie aufzuhalten. An einen weiteren geordneten Widerstand der Infanterie ist daher hier nicht zu denken, und hierin liegt ein Hauptvortheil der Mischung

der Waffen auch im koupirten Terrain. Eine Schwadron, ja ein Zug Kavallerie, im richtigen Moment benutzt, überraschend auf einer geeigneten Terrainstrecke auftretend, kann oft einem langdauernden und lange unentschiedenen Tirailleurgefecht eine neue Wendung geben. Für den anderen Theil liegt hierin die Aufforderung zur höchsten Achtsamkeit. Wir werden späterhin sehen, welche grosse Vortheile aus diesem Umstande durch die Mischung der Waffen entstehen. Eine Waldlisière kann z. B., indem sie mit Infanterie besetzt ist, der einige Kavallerie beigegeben wird, für blosse Infanterie fast unangreifbar werden, indem die Kavallerie jede Entwickelung der Tirailleurs gegen die Lisière unmöglich macht.

Am gefährlichsten für die Tirailleurs ist ein solcher Angriff von geschlossener Kavallerie, wenn er im Gefecht selbst erfolgt; wenn er stattfindet, sobald die Linie mit feindlichen Tirailleurs im Feuergefecht steht. Gehen diese nämlich im Moment des Hervorbrechens der Kavallerie selbst zum Angriff über, so ist die Linie stets verloren, und selbst die Formirung von kleinen Haufen hilft nichts, da diese schnell von den feindlichen Tirailleurs umringt und zusammengeschossen werden.

Agirt die Kavallerie isolirt und hat sie der sonstigen Gefechtsverhältnisse wegen keine Zeit, sich mit den einzelnen Infanteristen weiter einzulassen, so ist der Nachtheil für die Infanterie weniger gross. Viele Infanteristen werden sich aus der Angriffslinie zu entfernen wissen, selbst in der Flanke angegriffen; andere werden übergeritten, ohne Schaden zu nehmen, und der Verlust besteht am Ende in einigen Verwundeten. So wurde eine starke Tirailleurlinie des zweiten Garde-Regiments hinter Pantin (in der Schlacht von Paris) von einer Schwadron polnischer Ulanen attakirt, die die ganze Linie vom linken nach dem rechten Flügel überritt. Alles warf sich in dem völlig ebenen Terrain zur Erde nieder, und der Verlust war ganz unbedeutend, da die Ulanen keine Zeit hatten, sich mit dem Aufsammeln der Früchte ihres Chocs aufzuhalten.

Ist die Infanterie nicht völlig sorglos, oder erfolgt der Angriff nicht vollkommen unerwartet und überraschend, so werden die Tirailleurs fast noch immer Zeit behalten, für sich kleine Haufen zu bilden oder sich zu diesem Zweck mit dem Soutien zu vereinigen. Dergleichen Haufen von 20 bis 50 Mann haben schon eine nicht unbedeutende Widerstandsfähigkeit, die verhältnissmässig eben so gross ist, als die der grösseren Carrés. Die Kavallerie kann nämlich diesen igelförmigen kleinen Klumpen nur etwas anhaben, nachdem sie durch die Gewalt des Chocs gebrochen sind. Der Choc aber kann nur

in sehr geringer Frontbreite, eigentlich nur mit einigen Pferden, ausgeführt werden; hat also wenig Kraft, und den Pferden ist es leicht, an den feuernden Haufen vorbeizudrängen. Dazu kommt noch, dass auf diese Weise das Einbrechen und Zusammenhauen eines solchen Haufens der Kavallerie oft eben so viel Opfer kostet, als das Niederreiten eines ganzen Bataillons, so dass sie in vielen Fällen überlegt, ob die Früchte des Opfers werth sind, und ansteht, diese zu bringen. Wir sehen daher in der Kriegsgeschichte sehr oft dergleichen kleine Massen sich unangefochten aus sehr bedrängten Lagen herausziehen, was dann aber natürlich voraussetzt, dass entweder eine Reserve oder ein schützendes Terrain in der Nähe ist.

Mit der Grösse der Massen steigt auch ihre Widerstandsfähigkeit, weshalb in solchen Fällen das Bestreben der Infanterie-Offiziere dahin gehen muss, im günstigen Moment die zunächst gebildeten kleinen Haufen in grössere zu vereinigen.

Am Schluss der Schlacht von Ligny schlug sich ein solcher Haufen von einigen Hundert Mann aller Regimenter, die in St. Amand gefochten hatten, in der Richtung nach der Höhe von Bry glücklich durch, indem alle Kavallerie-Attaken auf denselben scheiterten. Es war eine zähe Masse durch mehrstündiges Feuergefecht erprobter Tirailleurs. Solche Beispiele sind zwar nicht selten, indessen ist diese Situation für die Infanterie stets eine sehr gefährliche. Das Glücklichste, was sie dabei erreichen kann, ist das Entkommen mit heiler Haut.

Hat nun die Kavallerie einen solchen Haufen gesprengt oder die Infanterie so überrascht, dass sie garnicht mehr zur Formation von Knäueln kommen kann, und hat sie Zeit, dieses Gefechtsverhältniss ganz auszubeuten, so entsteht

c) das Gefecht der aufgelösten Kavallerie gegen Infanterie in zerstreuter Ordnung.

Dies ist ein Einzelnkampf, der natürlich auch unter vielfach anderen Umständen eintreten kann; z. B. bei der Verfolgung, beim Vorposten- und Patrouillendienst; im kleinen Kriege überhaupt. Man ist häufig der Ansicht, dass in diesem Einzelnkampf der Kavallerist dem Infanteristen überlegen sei. Dies ist jedoch unrichtig. Der einzelne Kavallerist hat über

den einzelnen Infanteristen nicht das mindeste Uebergewicht. Der Infanterist ist ganz Herr seiner Bewegungen; Wille und That sind bei ihm eins; der Kavallerist ist dagegen von seinem Pferde abhängig, das nicht gern ohne Zwang an einen fremden Gegenstand herangeht. Der Kavallerist sucht nun in diesem Kampf den Infanteristen umzureiten und gleichzeitig mit der blanken Waffe ausser Gefecht zu setzen, während der Infanterist bemüht ist, durch kurze Bewegungen zur Seite dem Stoss auszuweichen, um seinen Gegner an die linke Seite zu kommen und ihn entweder in sicherer Nähe durch einen Schuss niederzustrecken, oder durch einen Bajonettstoss ihn oder sein Pferd ausser Gefecht zu setzen. Gelingt es dem Infanteristen, dem Pferde einen Stoss oder Schlag mit dem Gewehr auf die Nase beizubringen, so wird der Kavallerist in den meisten Fällen ausser Stande sein, dasselbe von Neuem an den Infanteristen heranzubringen. Der Kampf bietet so für den Infanteristen viele Chancen dar, und der gefährliche Moment tritt für ihn erst ein, wenn er geschossen und gefehlt hat. Damit wird das moralische Element im Reiter gesteigert, und das, was ihn am meisten in Respekt hielt, fällt fort. Das vermeintliche Uebergewicht der Reiterei im Einzelnkampf besteht in der That nur in dem gesteigerten moralischen Element, das eben durch den Angriff hervorgebracht wird; dem Angreifenden wächst der Muth. Setzt aber der Infanterist diesem Angriff im Einzelnkampf Entschlossenheit entgegen, und ist er für diesen Kampf einigermaassen ausgebildet, so wird die Ueberlegenheit bald verschwinden. Es liegt hierin der Hauptnutzen des Bajonettfechtens. Die Infanterie sowohl wie die Kavallerie muss für dieses Gefecht unterrichtet und geübt werden; es macht sich das durchaus nicht von selbst, und um so weniger, als die Infanterie mehr darauf exerzirt ist.

Hört das Gefecht auf, ein wirklicher Einzelnkampf zu sein, schlagen sich mehrere Kavalleristen mit mehreren zerstreuten Infanteristen, so wird das Verhältniss allerdings anders, und es tritt ein Uebergewicht auf der Seite der Kavallerie ein, weil nämlich die Schnelligkeit der Bewegungen der Kavalleristen ein Zusammenwirken gegen einzelne Infanteristen gestattet, wozu diese um so weniger befähigt sind, als sie weit aus einander sich befinden und in solcher Lage in der Regel Jeder nur daran denkt, sich zu retten.

So ist es im offenen freien Terrain; im durchschnittenen Terrain tritt dagegen die Ueberlegenheit ganz auf die Seite der Infanterie, indem die Kavallerie die Freiheit der Bewegung

und zugleich auch ihre Wirkung verliert. Umstände können aber auch hier die Verhältnisse verändern. Ist die Infanterie z. B. durch ein vorhergegangenes unglückliches Gefecht sehr entmuthigt, das moralische Element in der Kavallerie dagegen sehr gesteigert, so kann letztere selbst im ungünstigsten Terrain Dinge unternehmen, deren Erzählung fast unglaublich wird.

In der Rhein-Campagne in den Jahren 1793 bis 1795 hat Blücher die feindliche Infanterie mehrmals durch Wald und Gebirge mit seinen Husaren verfolgt, die dabei in Plänker und einzelne Trupps aufgelöst waren und in solchen Fällen oftmals Hunderte von Gefangenen machten.

D. Kavallerie gegen Artillerie.

Wenngleich die Vervollkommnung der Geschütze auch im Gefecht der Kavallerie gegen Artillerie sich bedeutend erweisen wird, und namentlich bei Solferino als fast unüberwindlich sich gezeigt hat, so kann es doch auch Momente geben, wo leichte und gut berittene Kavallerie auch Batterien ausser Gefecht setzt. Diese Momente sind namentlich die Augenblicke des Marsches, des Auf- und Abprotzens; endlich diejenigen, wo Batterien, in Flanke oder Rücken genommen, nur einen kleinen Theil ihrer Geschütze entgegenstellen können. Immer wird Kavallerie nur im Nothfall eine feuernde Batterie in der Front angreifen, dann aber folgendermaassen verfahren.

Gegen eine Batterie reicht eine Schwadron aus, von welcher die eine Hälfte zur Schwärm-Attake, die andere zur Unterstützung bestimmt ist. Bei diesem Angriff ist es wichtig, so rasch als möglich den Feuerbereich zu durchlaufen, und man wird daher die letzten 400 Schritt in der Carrière zurücklegen müssen, während die andere Hälfte erst dann in den Kartätschbereich tritt, wenn die erste in die Batterie eingedrungen ist. Feldmarschall von Wrangel räth der Schwärm-Attake an, sich auf die Mitte der Front zu richten, aber, im Kartätschbereich angekommen, nach den Flügeln der Batterie auseinander zu gehen, um so die Geschütze zur Veränderung ihrer Richtung zu zwingen und Aufenthalt im Feuer zu verursachen.

Hat dann die gegen die Bedeckung der Batterie vorgegangene geschlossene Abtheilung diese geworfen, so ist die Batterie verloren; im schlimmsten Fall wird sie für einige Zeit ausser Gefecht gesetzt sein, wenn man die nächsten Anstrengungen darauf gerichtet hatte, sie möglichst immobil zu machen. Es kann hier ferner darauf hingewiesen werden, dass selbst ein nicht ganz durchgedrungener Flankenangriff die Bedienungsmannschaft unruhig machen und in ihrer ferneren Wirksamkeit lähmen wird.

FÜNFTER ABSCHNITT.

Gefechts-Verhältnisse grösserer Abtheilungen der einzelnen Waffen.

A. Infanterie.

Als die Lineartaktik durch das Feuer des Fussvolkes seine Kraft so nachdrücklich als möglich zu äussern strebte, stellte sie die Bataillone in eine Linie neben einander, weil die Gleichzeitigkeit der Wirkung derselben zu dieser Aeusserung führte; und wenn wir ein zweites Treffen in jenen Schlachten finden, so hat dieses hauptsächlich nur den Zweck, die während des Anmarsches entstandenen Lücken auszufüllen und dem ersten die Flanken und den Rücken so zu decken, dass es sich dem Frontalgefecht ungestört widmen konnte. In der Zeit Napoleons wurde das zweite Treffen verstärkt, dem ersten numerisch gleich gemacht, um es zu ersetzen, wenn die Aufgabe des zerstreuten Gefechts seine Reihen gelichtet hatte und der Nachdruck noch geschlossener Haufen dem Kampfe eine Wendung geben sollte; oder um es aufzunehmen, wenn die Wechselfälle der Schlacht das erste Treffen zu einem vorübergehenden Weichen nöthigten; endlich auch, um den Verbrauch der Streitkräfte zu einem allmäligen, nicht so normalen und schematischen wie bei der Lineartaktik zu machen. Es war eben die Geschicklichkeit Napoleons, seiner Heerführer und seiner Armee, den Feind zu einem frühzeitigeren Verbrauch der Truppen zu verlocken und dann ihm durch sorgfältig zurückgehaltene Reserven den letzten Stoss zu geben, welche ihm in seinen glücklichen Tagen den Sieg so oft verschaffte, bis auch seine Gegner diese Kunst sich mehr oder weniger angeeignet hatten.

Dass die Nebeneinanderstellung der Bataillone keine continuirliche sein konnte, sondern Intervallen zwischen ihnen gehalten wurden, lag nicht nur in der Nothwendigkeit, ihnen

freiere Beweglichkeit zu geben, sondern auch in der, zwischen ihnen einen Raum zum Vorbrechen der Kolonnen des zweiten Treffens oder der Kavallerie zu sparen. In der Regel stellte man, in der französischen Normal-Schlachtordnung, die 3 Bataillone eines Regiments, die 2 Regimenter einer Brigade in eine Linie neben einander, die andere Brigade der Division dahinter in das zweite Treffen. Doch hielten sich die Führer in der Schlacht nicht an diese Aufstellung sclavisch fest, namentlich so lange die Regimenter 3 Bataillone zählten; erst später, als das Bedürfniss der Vermehrung der Cadres und der fast ungemessenen Vergrösserung des Heeres eintrat, und die Regimenter mit 2 Bataillonen auftraten, verloren die grösseren Körper auch damit die Fähigkeit, sich im Falle der Noth von der Gefechtsordnung zu emancipiren; und es ist eine von den französischen Schriftstellern vielfach anerkannte Thatsache, dass die taktische Brauchbarkeit ihrer Truppen zum grossen Theile mit dieser Umformung der Regimenter gleichzeitig litt und dies in ihr seinen Grund gehabt hat. Ein Regiment von 3 Bataillonen kann in sich Behufs der Einleitung und Fortführung des Gefechts in ein erstes und zweites Treffen zweckmässig gegliedert werden und in dieser Gliederung die ganze Kraft seines organischen und geistigen Zusammenhangs entwickeln. Dieser letztere Gedanke ist in der langen Friedensperiode nach den napoleonischen Kriegen deshalb in der Normalaufstellung der preussischen Brigade nicht zur reinen taktischen Thatsache geworden, weil sie lange Zeit hindurch aus einem Landwehr-Regiment und einem Linien-Regiment bestand, welchem letzteren seiner Natur nach die Einleitung des Gefechts von der Brigade überlassen werden musste, während die Bataillone der Landwehr nur die letzte Entscheidung zu geben hatten, zu welcher weniger die geschulte Geschicklichkeit des Führerpersonals, als der feste Zusammenhang der Kolonne nöthig ist. — Seitdem nun aber die Brigaden aus ganz homogenen Elementen zusammengesetzt sind, hat man nichtsdestoweniger die Aufstellung derselben in 2 Treffen aus je einem Regiment beibehalten; die Form ist geblieben, aber die Ursache ist fortgefallen. Was übrigens in anderen Armeen, namentlich also auch in der älteren und neueren französischen, lediglich als Produkt einer mechanischen Auffassung und nicht eines tieferen Gedankens erschien, hatte in der früheren preussischen Form seine volle Begründung und erschien als Organismus, nicht als Mechanismus; denn auch die so gebildete preussische Brigade war eine organische Zusammensetzung zweier von Grund aus zusammengehöriger

aber verschieden gebildeter Regimenter. Ganz folgerecht stellte daher auch das ältere preussische Reglement die Brigade als den grössten und letzten zu Einem taktischen Zwecke zu bildenden und zu übenden Körper hin, in welchem das Regiment an sich die Bedeutung eines taktischen Körpers so lange verlieren musste, bis man anfing, die taktischen Potenzen der Bataillone aus ihrem Schlummer zu wecken, und die Kunst ausgebildet wurde, mit Compagnie-Kolonnen zu fechten. Alles hing in der Normal-Gefechtsaufstellung bis vor 10 Jahren eng genug zusammen: Organisation, Bewaffnung, die Natur der der Brigade beigegebenen glatten Batterie (welche ihr bis ins Nahgefecht wirksam zu folgen im Stande war), um aus der Brigade die wahre höhere taktische Einheit zu machen; und das Armee-Corps fand in der Combination von 4 solchen discreten, aus allen Waffen verstärkten Brigaden einen Reichthum an Formen für das Gefecht, wie er kaum ergiebiger gedacht werden konnte.

Aber die Truppen sind dazu da, auf ein gemeinsames Ziel mit ihren Waffen hinzuarbeiten, und wenn diese tiefgehende Veränderungen erfahren, muss auch die Combination der Truppen, ihre Gefechtsform eine andere werden. Die Erfahrungen der neuesten Kriege nicht allein, sondern schon die einfache Erwägung und Kenntniss der modernen Waffenwirkung haben die heutige Division zum eigentlichen Schlachtorganismus geschaffen. Den Grundstock derselben bilden überall 4 Regimenter, für welche man dann die mechanische Eintheilung in 2 Brigaden beibehalten hat. Diese Eintheilung hat wenigstens in der preussischen und deutschen Armee noch einen organisatorisch bedingten Grund; taktisch aber ist sie durch innere Nothwendigkeit nicht herzuleiten, denn die Division findet in der freien Combination von 4 Regimentern eine grössere Leichtigkeit, den Anforderungen der Bewegung und des Gefechts sich anzuschmiegen als in der von 2 Brigaden, von denen eine in der Regel sich ihre Elemente zerlegen muss, damit die Division sich taktisch zweckmässig gliedern könne. Ein Regiment von 3 Bataillonen ist durch seine Stärke und Formation völlig fähig, einen Gefechtsakt in sich abgeschlossen durchzuführen, und es würde für den Führer der Division nur darauf ankommen, ihm die Grenzen dieses Gefechtsakts anzuweisen. Aber nicht allein durch Stärke und Formation, sondern vielmehr noch durch seinen Organismus, seine Ausbildung, seine ganze in sich selbst abgeschlossene taktische Erziehung ist das Regiment befähigt, den auflösenden Einflüssen des modernen Feuergefechts grössere

moralische Mächte sowohl, wie einen grösseren Formenreichthum entgegenzusetzen, und diese Thatsache allein könnte genügen, um ihm den Rang der höheren taktischen Einheit wieder zu geben, den es sich zwar in den modernen Schlachten erobert hat, der ihm aber in den reglementarischen Ordnungen noch so wenig, wie in den Befehls-Gewohnheiten der höheren Führung eingeräumt wird.

Das preussische Reglement setzt, ähnlich wie das österreichische, nun fest, dass für das Verhalten mehrerer Bataillone, deren Zahl nicht eine Brigade ausmacht, die für die letztere gegebenen Bestimmungen gelten sollen. Also auch die Regimenter fechten und üben sich in 2 Treffen, und besitzen durch die Anwendung der für die Bataillone und die Brigaden existirenden Gefechtsregeln einen so reichhaltigen, jeder Gefechtslage gewachsenen Vorrath von Formen und Combinationen, dass sie nicht leicht in Verlegenheit kommen können. Selbst in einem längeren Gefecht voll Wechselfällen aller Art werden sie dabei in der Lage sein, immer wieder die organischen Verbände leicht herstellen zu können; was in einer Brigade schon nicht so leicht der Fall ist. Doch da das preussische Reglement seine Bestimmungen für eine volle Brigade bemessen hat, und wir bei unsern Betrachtungen an das einmal Existirende, Wirkliche uns halten müssen, so wollen wir im Folgenden uns dem Gedankengange desselben anschliessen.

1. Aufstellung.

Wir gehen zunächst von der Aufstellung in zwei Treffen aus. Bei derselben sollen die Bataillone des zweiten Treffens nun so gestellt sein, dass sie das Gefecht des ersten ohne Weiteres aufnehmen können, damit dieses unter ihrem Schutz die etwa verlorne Gefechtsfähigkeit wieder gewinnen, oder das Abbrechen des Gefechts unternehmen kann. Es muss also ein Durchziehen des einen Treffens durch das andre möglich sein, was am einfachsten dadurch geschieht, dass die Bataillone des einen Treffens mit den Fahnen, dem Centrum, auf die Intervallen des andern stehen und dieses Verhältniss nie ganz verlieren dürfen. Hiemit erreicht man noch den Vortheil einer Ueberflügelung des ersten Treffens durch das zweite, bei gleicher Anzahl von Bataillonen in beiden Treffen, wodurch die Flanke des ersten gedeckt wird; weshalb denn das preussische Reglement angeordnet hat, dass die in einer Division rechts stehende Brigade das rechte Flügel-Bataillon des zweiten Treffens, die links stehende aber das linke Flügel-Bataillon

debordiren soll. — Kleinere Abtheilungen von 5, 4 oder 3 Bataillonen stellen sich also in solchen Fällen analog auf, wobei sich dann mehrfältige Variationen möglich erweisen.

Handelt es sich nun darum, ein Gefecht erst einzuleiten, oder sind die Terrainverhältnisse nicht übersichtlich, oder ist der Zweck des Gefechts noch nicht formulirt, oder soll eine solche Abtheilung isolirt fechten, so bedarf es einer noch tieferen Gliederung, welche dann vor dem zu beschleunigten Eingehen in das Gefecht hüten, dem feindlichen Feuer nicht so deutliche und nahe Ziele bieten und eine Reserve für die Entscheidung aufsparen soll. Je nach den sich darbietenden Zwecken und Verhältnissen kann nun diese Gliederung verschieden sein:

a) die Brigade nimmt (bei 6 Bataillonen) 1 Bataillon in das erste, 3 Bataillone in das zweite, 2 Bataillone in das dritte Treffen oder die Reserve; oder

b) sie stellt 2 Bataillone in das erste, 3 Bataillone in das zweite, 1 Bataillon in das dritte Treffen, oder endlich, wenn wir die noch weiter möglichen Combinationen übergehen, stellt sie

c) sich so auf, dass die Regimenter nebeneinander, Bataillon hinter Bataillon geordnet sind, und so gewissermassen 3 Treffen zu 2 Bataillonen, jedoch mit dem Zwecke entstehen, im Verlauf der Ereignisse flügelweise dirigirt zu werden. Dieser Fall kann eintreten, wenn sich voraussichtlich eine schnelle Ueberflügelung des Feindes als nöthig zeigt, oder das Gefecht zwei Brennpunkte für die Entscheidung darbietet, und eine breite Entwickelung noch nicht rathsam ist; oder wenn man in der Vertheidigung das Gefecht hinhalten und nähren und unerwartet dem Angriffe des Feindes in seinen beiden Flanken oder in einer einen Gegenstoss vorbereiten will. — Man sieht, wie hier schon der Gedanke lebendig wird, die ganze organische Kraft jedes Regiments für sich zur Wirkung zu bringen.

Hienach ergeben sich also als die Hauptkategorien zwei Arten der Aufstellung, in 2 und in 3 Treffen; wie aber jede dieser Formen nun speziell für das Gefecht modifizirt und zugerichtet wird, werden wir später sehen.

Soll nun die Division, welche wir hier in der Stärke von 12 Bataillonen in 2 Brigaden supponiren, eine Aufstellung zum Gefecht einnehmen, so gilt auch als Normalstellung für sie die Nebeneinanderreihung der 2 Brigaden in 2 Treffen.

Diese Form wird aber nur in Anwendung kommen, wo die Division die Sachlage durch eine Avantgarde schon klar gelegt findet und keinen isolirten Gefechtsbereich zu beherrschen, nicht eine selbständige taktische Aufgabe zu erfüllen hat. Setzt man sie dann in die Lage, einfach aus der ersten Normalstellung heraus ihre beiden Brigaden zu den Gefechtsaufgaben zu dirigiren, so liegt es in der Natur der Sache, dass sie sehr leicht für unvorhergesehene Fälle, die immer erscheinen, nichts mehr disponibel behält, weder im glücklichen, noch im unglücklichen Fall mit der ganzen ihr zugemutheten Kraft ihre taktische oder strategische Rolle spielen kann, und dass sie mit der Einleitung des Gefechts dann auch eine nachdrückliche Leitung und Lenkung desselben aufgeben muss. Selbst hier also wird sie sehr bald zu einer besonderen Formation in die Tiefe greifen müssen. Klarer und einfacher wird ihre Lage, wo sie einen isolirten Gefechtszweck oder eine unabhängige taktische Aufgabe bewältigen soll. Dann wird eine kräftige Avantgarde und eine tüchtige Reserve nöthig, also eine Gliederung in die Tiefe, und man wird dann gewöhnlich das Verhältniss von ein Viertel Avantgarde, ein Halb Gros und ein Viertel Reserve eintreten lassen. — Ob es nun immer durchaus nöthig und möglich ist, die Massen diese Normalstellungen vor dem Gefecht einnehmen, den Aufmarsch dazu ausführen zu lassen, das ist eine andre Frage. Wünschenswerth bleibt es immer, weil die Orientirung derselben in sich, Behufs näherer Kenntniss der wechselnden Combinirung der Truppentheile für die Führung von hoher Wichtigkeit ist, und die erste Aufstellung auch ihnen zugleich die Orientirung nach aussen verschaffen soll; weil ferner die Beobachtung dieser Form mehr Ruhe in die Gefechtsakte bringt, ein überlegteres Handeln, eine klarere Uebersicht über die Truppen selbst involvirt und unwillkürlich zu bestimmterem und eventuell kräftigerem Verfahren führt. Das wird aber nicht immer möglich sein, und so hat man denn als Mittelding zwischen Anmarsch und völliger Entwickelung die Rendez-vous-Stellung, in welcher die Massen dicht zusammengeschlossen und gesammelt werden, ihre Bestimmung für das zu führende Gefecht kennen lernen und aus welcher sie dann zu der Entwickelung später übergehen können. Was die Abstände der Treffen von einander betrifft, so werden dieselben bemessen nach der Wirkungsweite der feindlichen Geschosse, nach dem Terrain, endlich aber und wesentlich nach der Forderung, dass das Eingreifen der hinteren Treffen in das Gefecht möglichst schnell, und ohne zu grosse inzwischen eintretende Verluste vor sich

gehen könne. Denken wir uns die Schützenlinie des Vor-Treffens in einem Abstande = 500 Schritt vom Feinde (in ihrer ersten Entwickelung), so wird die Hauptlinie des ersten Treffens — wie das preussische Reglement auch vorschreibt, — 400 Schritt und mehr hinter ihnen entwickelt werden müssen, wenn sie einerseits nicht zu grosse Verluste erleiden, andrerseits aber auch nicht zu spät in die Aktion des Vortreffens eingreifen soll. In diesem Falle ist also die Hauptlinie des ersten Treffens 1000 Schritt von der feindlichen Schützenlinie entfernt; das zweite Treffen wird also, bei einem Abstande von 400 Schritt vom ersten, 1400 Schritt vom Feinde und, wenn nicht seinem Auge, so doch der Wirkung des Schützenfeuers fast ganz entzogen sein. Dieser direkte Abstand kann in pptr. 15 Minuten zurückgelegt werden (wenn man noch einige Zeit zur Austheilung der Befehle u. s. w. in die Rechnung zieht); aber in der Regel werden noch längere Bewegungen seitwärts zu machen, Terrainschwierigkeiten und dergl. zu überwinden sein, ehe auf das wirksame Eingreifen des zweiten Treffens zu rechnen ist. — Wir anticipiren also hier schon die Bemerkung, dass die Gefechtskraft des ersten Treffens völlig ausgebraucht werden muss, ein Ablösen, Wechseln der Treffen, wie es früher wohl vorkam, nicht mehr stattfinden darf; dass also mit einem Wort jedes Haupttreffen einen Gefechtsakt vollständig wird für sich durchspielen müssen; für die Entfernung des dritten Treffens lassen sich dann keine numerischen Maasse geben; sie muss sich nach der Möglichkeit richten, die das Terrain für die gedeckte Aufstellung desselben bietet.

Die Rendez-vous-Stellung muss auf ein Minimum der Ausdehnung nach Breite und Tiefe reduzirt sein, da die Bewegung der Masse dadurch im höchsten Grade erleichtert wird. Sie wird so das Bild der entwickelten Aufstellung, nur in andern Dimensionen, darstellen.

2. Bewegung grösserer Massen.

Aus dem Zweck der Rendez-vous-Stellung, zunächst die aus dem Anmarsch, aus dem Kolonnenwege tropfenweis hervorquellenden Truppen-Fäden in bestimmte Reservoirs zu sammeln, geht hervor, dass dies nur in der Kolonne geschehen kann, und es fragt sich nur, welche Kolonnen-Formation die Bataillone dazu am besten annehmen. In der Regel haben die Brigaden in dieser Formation noch Raum zurückzulegen, ehe sie zur Entwickelung schreiten können, und zwar wird dies, selbst ohne besondre Gefechts-Verwickelung, ebenso oft nach

der Flanke als in der Front geschehen müssen. Das preussische Reglement sagt nun zwar, dass die Zugkolonne (mit $\frac{1}{4}$ Abstand) zu wählen sei, wenn zunächst ein Marsch gemacht werden soll, und für Märsche in senkrechter Richtung auf die Frontlinie ist dagegen nichts einzuwenden. Sobald es sich aber um einen muthmaasslichen Abmarsch nach der Flanke (der noch gar nicht Evolution zu sein braucht) handelt, ist die Zugkolonne höchst unbequem, und man wird dann besser thun, in der Kolonne nach der Mitte mit Sectionen (oder Doppelreihen) rechts abzuschwenken. Bei der österreichischen Kolonne nach der Mitte rücken die 4 Compagnien nebeneinander (ähnlich der »Masse« der Kavallerie), in der Formation ihrer Compagnie-Kolonnen; man hat dort also bei einem plötzlich gestörten Flankenmarsch nur eine Compagnie an der Tête, während die preussische Kolonne auch nach der Flanke 2 Compagnien vorn hat, welche sich sehr schnell auch in der Inversion entwickeln werden. (Man sieht hier wohl, wie nöthig es auch für die Infanterie ist, diese Entwickelung in der Inversion häufig zu üben.) Diese Bewegungen in der dichten Stellung müssen aber in die Entwickelung übergehen, sobald das feindliche Geschützfeuer sich bemerkbar und wirksam macht. Sie werden um so schneller und geordneter ausgeführt sein, je tiefer die Brigade formirt ist; denn jede Aenderung der Frontrichtung hängt in der Ausführung von der Länge der Front ab. Die tief gegliederte Brigade hat dann den Vortheil, bei schleunig nöthigen Flankenbewegungen dem Feinde eine starke Front entgegenstellen zu können, und dies ist bei einem plötzlichen Zusammentreffen sehr wichtig; ist sie flügelweise in Regimentern formirt, so hat sie durch eine einfache Schwenkung aller Bataillone in sich sogleich 2 nach Regimentern geordnete Treffen in der Hand. Schliesslich ist noch zu bemerken, dass da, wo grössere Truppenmassen, also 2 und mehr Brigaden, zu der Verwendung stehen und eine Avantgarde ihre Entwickelung deckt, sie brigadenweise in den zur Entwickelung nöthigen Abständen ihre Rendez-vous-Stellungen einnehmen, und in dieser Form die zur Entwickelung nöthigen Bewegungen ausführen. Evolutionen entwickelter Massen dieser Grösse sind, mit Ausnahme des einfachen Frontalmarsches, zu schwerfällig.

3. Das Gefecht grösserer Massen

geht in seiner ersten Einleitung aus ihrer Aufstellung nach den oben angegebenen beiden Hauptkategorien hervor. Wir haben

es hier, ohne Rücksicht auf die besondern Zwecke und Verbindungen, lediglich der Form nach zu betrachten. Die einfachste der Formen war

a) die Gliederung in zwei Treffen.

Sie wird gewählt, wo die taktische Situation der Brigade eine Rolle in einem grösseren Verbande zutheilt, und der Zweck nach Angriff oder Vertheidigung klar bestimmt ist. Dem ersten Treffen fällt, beim Angriffe, dann das Abwägen der feindlichen Aufstellung zu; es soll ermitteln, wie der Feind seine Waffe zu gebrauchen versteht, seinen taktischen Werth verringern, indem es die taktische Ordnung desselben durch die physischen Wirkungen des Feuers aufzuheben sucht; von dem Resultat dieser Bemühungen hängt dann der Gebrauch des zweiten Treffens ab, welches eben das letzte Gewicht in die Wagschale legen, das Wagen übernehmen soll, um die (hier rein örtlich gedachte) positive Entscheidung herbeizuführen. In der Vertheidigung fällt dem ersten Treffen derselbe Zweck zu; an ihm müssen die feindlichen Versuche sich brechen; das zweite Treffen soll ihnen dann aber auf's Neue entgegentreten, wenn das erste nicht mehr fähig wäre, ihnen zu widerstehen; es hat hier, zunächst, also nur die negative Entscheidung zu bewirken.

In dem Erleiden und Ausüben einer so potenzirten Feuerwirkung, wie sie das heutige Gewehr bietet, liegt also der nächste Zweck des ersten Treffens; und da dies nur innerhalb eines gewissen, variabeln Zeitraums und allmälig geschehen kann und soll, wird es in sich in ein Vortreffen und die Hauptlinie gegliedert. Diesen beiden fällt dann das gegenseitige Ablösen und Wechseln zu, welches früher, zur Zeit der glatten Waffen, zwischen dem ersten und zweiten Treffen stattfand, um die jeweilige Feuerwirkung so intensiv als möglich zu gestalten; und in diesem Alterniren des Vortreffens und der Hauptlinie hat sich die Gefechtskraft des ersten Treffens summarisch, bis nahe an die Grenze der Erschöpfung, auszuringen, ehe die des zweiten in Anspruch genommen wird. Während früher der Antheil des zerstreuten Gefechts ein relativ nur geringerer sein konnte, da sein Effekt nur ein geringerer war, der Accent immer mehr auf das Massenfeuer und die sonstige Aktion der geschlossenen Truppe gelegt werden musste, muss ihm jetzt ein bedeutenderer gegönnt werden. Dem aus den Flügel-Compagnien gebildeten Vortreffen fällt hauptsächlich die erste durch Schützenfeuer zu machende Einleitung des Gefechts zu. Beim Angriffe muss die Entwickelung der zer-

streuten Fechter schon in der Entfernung von etwa 1000 Schritt von der feindlichen Aufstellung geschehen, da diese schon ihre Feuerwirkung in solcher Entfernung beginnen kann; und die so gebildete Linie hat sich in der Vorbewegung bis auf die Entfernung zu nähern, in welcher das Zielen auf den Einzelnen oder kleine Trupps möglich wird; also etwa bis zu 500 Schritt. Demnächst fällt den geschlossenen Theilen des Vortreffens der Versuch zu, durch rasche Vorstösse das Feuer auf nähere Entfernung heranzutragen, eine neue nähere Aufstellung zu gewinnen. In diesen Versuchen wird die Ordnung und Lenkbarkeit des Vortreffens sich vermindern; man wird daher zu den Mitteln der Hauptlinie greifen müssen, um so nahe an den Feind heranzukommen, dass die Aktion des zweiten Treffens einen nicht zu langen Weg (etwa 300—200 Schritt) bis zur feindlichen Stellung zurückzulegen hat. Die Vor- und Gegenstösse der Hauptlinie gehen also nicht eigentlich auf den Bajonettangriff, nur zufällig; immer aber auf das Delogiren der feindlichen Schützen, während die inzwischen für das Vortreffen gewonnenen freien Momente von diesem zur Retablirung der Ordnung und zum erneuten Nachrücken in der geschlossenen Form benutzt werden. Je auflösender das heutige Schützengefecht wirkt, desto mehr muss dieses wechselnde Straffziehen und Nachgeben, diese eigentliche Muskelkraft der Führung in dem Gefecht des ersten Treffens sichtbar werden. Die Natur der Sache selbst leitet darauf hin. Um das Feuer näher an den Feind zu tragen und dabei nicht zu grosse Verluste zu erleiden, wird man einzelne Strecken im raschen Anlauf zurücklegen müssen. In der Regel werden die Schützen dabei, dem Impuls der Führer folgend, diesem zueilen und, die Form des zerstreuten Gefechts verlierend, sich zu Klumpen ballen, welche vor der Hand unbrauchbar sind; ihre Rolle muss daher sogleich durch geordnet herangeführte Trupps übernommen werden, welche noch durch das Wort lenkbar erscheinen; diese geschlossenen Trupps sind, wenn die des Vortreffens nicht ausreichen, in den Halbbataillonen der Hauptlinie vorhanden. Ob man diese geschlossen oder compagnieweise vorsendet, hängt von den anderweitigen Gefechtsumständen und Gelegenheiten ebenso ab, wie von den Versuchen des Feindes, sich des diesseitigen Andringens zu erwehren.

Bei der Vertheidigung ist das Vortreffen bestimmt, die feindlichen Schützen abzuhalten, den schwächeren Vorstössen geschlossener Trupps zu begegnen und die Verluste der Schützenlinie zu ersetzen. Der Hauptlinie fällt dann zunächst die Benutzung einzelner günstiger Momente bei kräftigeren

Vorstössen des Feindes und die Abwehr derselben durch das Massenfeuer ihrer geschlossenen Theile zu; sie hat also, wie das Vortreffen, die Aktion des Feindes abzuwarten, und die Entscheidung nicht zu suchen, sondern hinzuhalten. Sie kehrt wieder in das alte Verhältniss zurück, wenn ihr jenes gelungen ist und die Kraft des Vortreffens zur Fortführung des zerstreuten Gefechts hinreicht; übernimmt aber diese Rolle, wenn es nicht rasch gelingt, das Vortreffen wieder in Thätigkeit zu setzen.

Dieses sich alternirende Handhaben des Schützenfeuers und des Massenfeuers durch die Theile des ersten Treffens wird dann bei ruhiger Beobachtung die Zeit zum geeigneten und prompten Gebrauch des zweiten Treffens geben. Das zweite Treffen sollte, sowohl beim Angriff, wie bei der Vertheidigung, in der Entfernung von etwa noch 400 Schritt eine noch zuwartende Rolle spielen; sein Eingreifen wird nach diesen beiden Seiten hin eine verschiedene Form annehmen; in jedem Falle aber muss es intakt bleiben so lange als möglich, denn von seiner Existenz hängt auch zugleich die Möglichkeit ab, einem bisher defensiv geführten Gefecht auf höhere Veranlassung einen offensiven Charakter zu geben und umgekehrt.

In der Vertheidigung ist seine Rolle klar, bestimmt. Es soll, abgesehen von der eben erwähnten abwartenden Haltung, welche ihm selbst bei einem sonst im Allgemeinen offensiven Charakter des Treffens für längere Zeit auferlegt werden kann, auch zu Gegenstössen gegen feindliche Durchbruchs- und Ueberflügelungsversuche bereit stehen; letzteren vorzugsweise, ersteren in vielen Fällen durch Nachstösse in der Flanke oder im Innern der eignen Stellung begegnen. Ein Treffen von 3 Bataillonen kann, wenn auch nur 2 derselben sich in Halb-Bataillone gliedern, einen so bedeutenden Raum überwachen und ist so biegsam, dass es dem Gefecht selbst in schwierigem Terrain eine ausserordentliche Zähigkeit verleihen kann, wenn es dem Treffenführer und seinen Organen gelingt, die verwendeten Theile immer wieder nach erreichtem Zweck in die alte Aufstellung zurückzuführen und sie von der zu weit getriebenen Ausdehnung eines partiellen Erfolges zurückzuhalten. Diese Aufgabe wird namentlich durch die Breitenausdehnung schwer werden, und ist es auch überhaupt deswegen, weil die einzelnen Theile der beiden Treffen sich im Verlaufe eines solchen Gefechts durcheinander mischen und die prompte Handhabung der Ordnung verhindern. Die vielfach angefochtene Kolonne nach der Mitte wird daher in diesem Verhältniss oft mit Er-

folg auftreten können, weil sie das Durcheinanderkommen der Mannschaften der Regimenter abzuwehren mehr im Stande ist.

Beim Angriffe wird es von der Beobachtung des Raumes, welcher die grösseste Dichtigkeit der feindlichen Geschosse offenbart, abhängen, wie das zweite Treffen zum Umschlagen der Waage verfährt. Setzen wir beim Feinde keine abnormen Verhältnisse voraus, so wird immer der Gefechtsraum des ersten Treffens mancherlei Hindernisse für das freie Vorrücken frischer Truppen darbieten; Todte und Verwundete hindern die Bewegung; die Uebersicht der Situation wird nur für den höheren Führer durch die verdunkelte Luft des Gefechtsbildes hindurchleuchten; die klaren Formen des ersten Treffens sind verwischt und die frontale Feuerwirkung des Feindes wird immer noch im letzten Augenblicke eine so kräftige sein, dass ein frontaler Durchbruch der Kolonnen nicht so leicht zu dirigiren ist und zu bedeutenden Verlusten ohne Erfolg führen kann.

In solchen Fällen wird also dem zweiten Treffen der Versuch einer Ueberflügelung und des ihr folgenden Flankenangriffs noch die meiste Wahrscheinlichkeit einer lenkbaren und erfolgreichen Ausführung darbieten. Obgleich nun ein solches Manöver im grösseren Verbande öfters wegen Mangel an Raum unterbleiben muss, so wird er doch auch in vielen Fällen durch die Terrainverhältnisse und die aus ihnen resultirenden Verschiebungen und Vergrösserungen der Intervallen zwischen den Brigaden von selbst entstanden und das Manöver möglich geworden sein. Deshalb und weil dieses Mittel einer isolirt fechtenden Brigade sich ohne Weiteres darbietet, also gelegentlich des Gefechts derselben doch abgehandelt werden müsste, werden wir es hier sogleich näher betrachten.

Als zur Zeit der Lineartaktik die Ueberflügelung zuerst als Evolution erschien, trat sie in der Form des Echelon-Angriffes auf, wie wir ihn in der historischen Einleitung schon berührt haben. Er war, einerseits, auf ein nicht weit reichendes Feuer der feindlichen Infanterie und auf die Unkenntniss des zerstreuten Gefechts, andererseits auf ihre Schwerfälligkeit, auf den Mangel an Geschicklichkeit zur prompten Ausführung von offensiven Gegenmanövern begründet, konnte daher ohne eine besondere Einleitung direkt durch das Haupt- oder erste Treffen unternommen werden, und fand seine Begleitung in drohenden oder wirklich ausgeführten Kavallerie-Angriffen, welche die Bewegung des Feindes zu lähmen im Stande waren. (Leuthen, Kollin.) Dieses staffelförmige Vorziehen der eigenen und Ueberflügeln der feindlichen Front war

dann das einzige Mittel, um die Continuität der Linie und mit ihr die grösste Feuerwirkung zu bewahren, und zugleich im letzten Augenblick zu einem wirklichen Angriff der feindlichen Flanke schreiten zu können. Die schiefe Schlachtordnung oder der Echelon-Angriff scheiterte, wenn die rückwärtigen Staffeln aus Mangel an Uebersicht des Terrains zu frühzeitig vorgingen und sich engagirten, noch ehe die Bewegung und der Angriff der vorderen ausgelaufen war (Kollin), oder wenn die vorderen Staffeln nicht die nöthige Haltung bewahrten und nicht zur Ueberflügelung gelangten (Zorndorf); er gelang entscheidend, wenn diese Unfälle nicht eintraten (Leuthen), die Kavallerie ihn energisch vorbereitete oder begleitete (Rossbach), oder das Terrain ihm nicht unvorhergesehene Schwierigkeiten in den Weg legte (Kunersdorf). Hiebei ist nicht zu vergessen, dass Friedrich der Grosse in den späteren Angriffen dieser Art nie die Vorbereitung desselben durch grössere Batterien unterliess (Leuthen, Zorndorf). Die vorher ausgeführte Ueberflügelung also war der erste, der demnächst durch eine Schwenkung und durch das Feuer bewirkte Flankenangriff war der zweite Schritt des Manövers. — Sobald man lernte, mit geschlossenen Kolonnen sich zu bewegen und zu fechten, das zerstreute Gefecht zu handhaben u. s. w., hatte man das wirksamste Gegenmittel gegen ein solches Manöver in der Hand; einem Gegner wie Napoleon gegenüber, wäre es von Seiten seiner durch ihn erst taktisch belehrten Feinde eine Dreistigkeit gewesen, es zu unternehmen; obgleich es auch dem Angreifer durch die neuere Taktik leichter gemacht war. Jedoch gleichviel aus welchen sonstigen Gründen — mit der Annahme der tiefen Kolonnenstellungen *(ordre perpendiculaire)* verschwindet die schräge Schlachtordnung, der Echelon-Angriff der Infanterie aus dem taktischen Receptbuche, und zwar weil man keine Garantie der ungefährdeten Ausführung, noch weniger die des Sieges damit gewann; man beschränkte sich auf Flankenangriffe, wenn man die Uebermacht hatte und die Anlage des Treffens einen solchen von vorn herein disponiren konnte.

Das wirksamste Mittel dagegen wurde zur Zeit der glatten Waffen nun in dem offensiven Gegenstoss aus der Stellung des Vertheidigers heraus gefunden. Er war dies wirklich; denn die Kämpfenden waren gezwungen, sich näher zu Leibe zu gehen, und ein Vorstoss mit Kolonnen hatte, um wirksam zu werden (also die Bewegung des Angreifers zu unterbrechen), einen verhältnissmässig geringen Raum zu durchschreiten. Jedoch ist ein solcher Offensivstoss auch eine von den Sachen, die sich leicht

dekretiren, aber schwer ausführen lassen. Wir wollen gar nicht davon reden, dass er bei Friedensübungen fast immer schon deswegen gefährlich ist, weil die Bataillone des Gegners nichts von ihm leiden und es immer des Eingreifens eines Schiedsrichters bedarf, um ihm auch nur das Minimum der Beachtung zu verschaffen, welche er im Ernstfalle höchst zuvorkommend finden würde — sondern nur das urgiren, dass er zu den Mitteln gehört, welche nur in schleunig und kräftig angewandten Dosen eine drastische Wirkung ausüben. Das würde daher in dem jetzigen Gefecht, wo das angreifende Vortreffen wohl nicht viel näher als 400—300 Schritt an den Vertheidiger kommen, die Hauptlinie aber eine mächtige Feuerwirkung auf solche Vorstösse ausüben wird, die obenein noch einen Raum von etwa 7—800 Schritt zurückzulegen hätten, — sehr schwierig zu erreichen sein. Hierbei ist denn freilich noch vorausgesetzt, dass der Echelon-Angriff sich hinter einem Vorhang zerstreut Fechtender des ersten Treffens bewegt. Denn wie unglücklich ein ungenügend oder gar nicht vorbereiteter Echelon-Angriff enden kann, sieht man an dem Schicksal der Brigade Fragnern bei Skalitz 1866*), welche ihn noch dazu mit ihrem ersten Treffen unternahm.

Für einen solchen Echelon-Angriff ist nun vor Allem nöthig, dem ersten Echelon ein deutliches äusseres Merkmal seiner Marschrichtung zu geben. Trifft es zufällig noch auf den Flügel des Feindes, so muss im günstigsten Falle es sich auf einen hinhaltenden Frontalangriff einlassen, um den folgenden Echelons Zeit und Raum zum Ausbiegen und weiteren Ueberflügeln zu schaffen; im ungünstigsten Fall verläuft das ganze Manöver in einen frontalen Aufmarsch im feindlichen Feuer und somit ohne Effekt oder in eine Ueberflügelung ohne den sie nutzbar machenden Flanken-Angriff. Erscheint nun eine Ueberflügelung als Evolution (nicht als das Ende eines frühzeitig disponirten Anmarsches), so kann man schon auf den Uebungsplätzen sehen, wie oft und leicht ihr Angriff zu eng angelegt wird, wie er fast nie zu einer Kreuzung des Feuers in dem angegriffenen Theil der feindlichen Stellung, sondern immer nur vor derselben, führt. Ihre letzte Bewegung gegen die wahre Flanke des Feindes soll auch seinen Flügel beschäftigen, und aus diesem Grunde ist ein Echelon-Angriff (oder wenigstens eine Evolution, deren Form sich demselben annähert) vorzuziehen. Die Staffeln halten sich so nahe am Feinde, dass sie in jedem Moment einschwenken oder successive den Angriff fortsetzen

*) S. Kritische und unkritische Wanderungen auf den Schlachtfeldern der preussischen Armeen in Böhmen, 2. Heft. S. 37—38.

können. Dass ein solcher Angriff direkt eine Entscheidung herbeiführe, ist ein unberechtigtes Verlangen. Kein Angriff trägt die Gewähr des Erfolgs in sich (er müsse denn auf einen unverhältnissmässig schwächeren Feind treffen); — man wird heutigen Tags schon froh sein müssen, wenn die Form desselben schon etwas Terrain gewinnen und die Truppen zu weiteren Unternehmungen bereit halten hilft, ohne sie besonderen Verlusten auszusetzen. — Die Reglements beschäftigen sich in der Regel nur mit den genaueren Vorschriften für den frontalen Angriff und überlassen es dann den Truppen, auf dem Uebungsplatz dem sich immer hervordrängenden Bedürfniss für die Ueberflügelung und den Flankenangriff auf ihre Weise zu genügen. Für den frontalen Angriff werden dann, mit Recht, ideale Formen gegeben, welche den unerfahrenen Truppen ein Bild der Durchführung des Gefechts vor die Anschauung bringen sollen. Niemand wird verlangen, dass sie auf dem Manöverterrain, oder gar im Ernstfalle, diese Formen mit eben so sicherer Hand reproduziren. Hält man aber die Darstellung eines solchen Ideals für die scheinbar einfachste Aufgabe für nothwendig, so ist sie es auch für schwierigere Aufgaben; deshalb wäre die reglementarische Durchführung eines Echelon-Angriffs auf dem Uebungsplatz wünschenswerth; denn um sich dem Ideal anzunähern, ihm nachstreben zu können, muss man es nicht blos im Geiste, sondern in Wirklichkeit gesehen und seine Darstellung versucht haben. Das preussische Reglement sagt: »In der zweckmässigen Anwendung der dem »Ort und der Zeit nach konzentrirten Feuerwirkung, verbunden »mit schneller Benutzung der dadurch herbeigeführten Verwirrung und Unordnung beim Feinde, liegt das Wesen der »Führung von Infanteriemassen im Gefecht.« Bataillone, welche sich in Halbbataillone und Compagnien zum geschlossenen und zerstreuten Gefecht zerlegen und bewegen können, werden auch für schwierigere Formen des Angriffs, welche unter allen Umständen diese prompte Feuerwirkung gestatten, sich hinlänglich geschickt erweisen.

b) Gliederung in drei Treffen.

Die Gefechtsmethode einer in drei Theile gegliederten Brigade muss sich aus der Nothwendigkeit herleiten, die zu der Gliederung geführt hat und wenigstens für die Einleitung und erste Entwickelung maassgebend bleiben wird.

Besteht das erste Treffen nur aus einem Bataillon, so will man die feindliche Stellung und Absicht erst sondiren,

ihre Stärke kennen lernen, sich demnächst das Weitere vorbehalten (wie die Placirung der Brigade, ob angriffs- oder vertheidigungsweise zu verfahren sei u. s. w.). Hieraus folgt für das erste Treffen ein leichtes Hinhalten, das Vermeiden hartnäckigen Kampfes, langsames Entwickeln der Kräfte; für die hinteren Treffen, also besonders das zweite, eine Placirung, welche entweder kräftiges, überraschendes Eingreifen in das Gefecht des ersten erlaubt, oder seine Aufnahme und seinen Rückzug in die gewählte Stellung protegirt.

Besteht das erste Treffen aus 2 Bataillonen, so ist man entschlossen, eine sich günstig zeigende Stellung festzuhalten, bis etwa der Aufmarsch der Brigade vollendet ist, oder schleunig zu einem Angriff überzugehen, dem jedoch eine umfassende wirksame Vorbereitung durch das Feuer vorangehen soll. Es ist dies die Formation für den Angriff, welcher nicht in der Hergabe der Mittel zögern darf, um rechtzeitig sein Ziel zu erreichen; oder für die Vertheidigung namentlich einer isolirten Brigade, wenn sie die Zeit gewinnen soll, ihre Hauptstellung noch durch Mittel der Feldfortification zu verstärken. Das Verhalten der anderen Treffen wird sich nach dem Zweck soweit zu richten haben, dass eines von ihnen immer noch für unerwartete Zwischenfälle disponibel bleibt, etwa also bei einem Rückzuge den andern zum Krystallisationspunkte, zur Aufnahme dienen kann. Die Arten und Weisen der Verwendung sind dann so vielfältig, dass sich die Regeln dafür garnicht angeben lassen; sicher aber wird, in den meisten Fällen, das Gefecht in seiner Verwickelung schon sich um einen oder zwei Brennpunkte, hervorstechende Terraintheile, concentriren, und nicht auf der ganzen Linie in gleichmässiger Hitze verlaufen, sondern auf den Intervallen hingehalten werden. Dies führt uns zu dem dritten Falle.

c) Flügelweise Gliederung.

Es ist dies diejenige, in welcher die Organismen der Brigade, die Regimenter, am meisten gemäss der ihnen inwohnenden Kraft zur Verwendung kommen, und bei welcher die höhere Führung des Gefechts auf die zweckmässigste und möglichst gleichmässige Weise zerlegt werden kann; da diese Form sich sowohl für die Vertheidigung, wie für den Angriff gelenkig, biegsam und zähe erweist. Der Brigade-Kommandeur, nicht durch die Normalform der Aufstellung gefesselt, welche den Regimentern lediglich nach ihrem Stiftungsalter ihre Stelle zuweist, wird hier dem einen wie dem andern nach seiner ihm eigenen spezifischen Individualität und nach

Fähigkeit und Charakter des Führers seine Rolle ertheilen können. Die Form eignet sich ferner für die Gefechtslagen am besten, in welchen man sich unerwarteter Zwischenfälle versehen muss, die sich dann meistens in den Flanken ereignen und sogleich einem Regiments-Kommandeur oder beiden Gelegenheit geben, schnell und wirksam im Sinne des Führers zu handeln, der nicht überall sein kann, und durch sie selbst auf diese Weise multiplizirt wird; während bei treffenweiser Gliederung sie sich meist in der Mitte, also in seiner Nähe halten, und eben so wenig im Stande sein werden, die ganze Linie mit ihrem Blicke zu umfassen. Endlich wird das, was wir oben die Muskelkraft, Elastizität der Führung nannten, und im modernen Gefecht so durchaus nöthig ist, sich hier am leichtesten äussern können, da sowohl zum Entladen der Kräfte, wie zum straffen Zusammenfassen derselben ein starker, entschlossener Wille und Autorität walten muss, und es sich nicht leugnen lässt, dass schnelles Verständniss des Befehls sich leichter unter Personen vermittelt, welche, wie die Offiziere eines Regiments, sich täglich sehen, genau kennen und auf Stichworte verstehen. — Handelt es sich um zähe Festhaltung eines Terrainpunktes, so wird dem zu solchen Aufgaben am meisten Geeigneten dieselbe übertragen, während dem Anderen die Offensivstösse gegen den Angreifer obliegen; wie denn es möglich und nöthig erscheint, die Rollen des gegenseitigen Secundirens, die im Compagniekolonnen-Gefecht immer präsent ist, auch im Gefecht grösserer Abtheilungen von einander zu scheiden. — Handelt es sich um Entwickelung eines umfassenden Angriffs, so kann man beide Regimenter neben einander je 2 Bataillone hierzu entwickeln und die ausgedehnte Front durch ihre Führer leiten lassen, während die Brigade den Rest sich zur eigenen Disposition behält. Eine Ueberflügelung des Feindes durch rückwärtige Theile des einen Regiments wird leichter eingeleitet und überwacht, kunstgemässer durchgeführt werden können. Endlich ist der Missstand, dass die Theile der beiden Regimenter im Hin- und Herschwanken des Gefechts durcheinander kommen, leichter oder fast ganz zu vermeiden, und man wird nicht die Führer in die Lage bringen, ihre Truppen aus der Hand zu verlieren, und schliesslich rathlos und ohne dieselben umherzuirren. Eine Taktik, welche die Kräfte ihrer Einheiten zu vervielfältigen und zu gliedern strebt, muss auch den organischen Zusammenhang, ihre Centripetalkraft stärken, und ihre Führung zweckmässig zu gliedern suchen.

Wir haben noch einer taktischen Kuriosität, der Brigademasse, zu gedenken. Sie abstrahirt von jeder Feuerwirkung

(es sei denn gegen Kavallerie) und erleidet dieselbe im höchsten Maasse, namentlich die der Artillerie; taugt also so wenig zum Angriff wie zur Vertheidigung. Beim Angriff der Infanterie ist die Möglichkeit, sich schnell in Linie zum Feuergefecht entwickeln zu können, das hier ganz fortfallende Hauptmoment, denn die Entwickelung aus der Brigademasse setzt Evolutionen voraus, die man im Nahgefecht unmöglich ausführen kann. Die Brigademasse gleicht einem Faustkämpfer, der sich die Hände auf den Rücken hat binden lassen, und den Gegner, der die Hände frei hat, umrennen will. Dazu kommt nun noch die mörderische Wirkung, die beim Angriff, wie bei der Vertheidigung, von dem Artilleriefeuer gegen solche Massen hervorgebracht werden wird. Dieses ist schon eine Hauptrücksicht bei dem Kolonnenangriff der Kavallerie; um wie viel mehr hier, wo diese Wirkung noch durch die langsamere Bewegung der Infanterie sehr bedeutend gesteigert sein muss. So sehen wir z. B. in der Schlacht von Belle-Alliance die Divisionsmassen der Franzosen, zwölf Bataillone in sechs Treffen mit Compagnie-Distance, fruchtlos gegen die dünnen Linien der Engländer anrennen; sie erliegen der vereinigten Feuerwirkung der zweigliedrigen Bataillone, die sie umfassen, und der Artillerie. Ebenso bei Albuera. Bei Haynau wurde die Division Maison, die in vier Massen sich formirte, die einander aber so nahe standen, dass sie eigentlich nur eine bildeten, ohne alle Vorbereitung durch Artillerie im ersten Anlauf niedergeritten.

Was man bei der Anwendung der Brigademasse eigentlich will, ist die Concentrirung einer möglichst grossen Kraft auf einen Punkt, um in einer Richtung damit zu wirken. Es ist dies, sei es beim Angriff, um eine feindliche Stellung zu durchbrechen, oder um sich beim Rückzug um jeden Preis Luft zu verschaffen, ein ganz einseitiger Zweck, der ohne die angeführten Nachtheile erreicht werden kann, wenn man die Distancen zwischen den Bataillonen und Treffen halbirt. Hier ist auch Vereinigung der Kraft zum Stosse ohne völlige Aufgabe der Beweglichkeit und Manövrirfähigkeit.

B. Die Kavallerie.

1. Von der Aufstellung im Allgemeinen.

Wie die Infanterie-Brigade einer verschiedenen Formation bedarf, je nachdem sie isolirt auftritt und für sich allein ein Gefecht zu bestehen hat, oder einen Theil einer grösseren Abtheilung im Gefecht bildet, so auch die Kavallerie-Brigade. Es ist schon früher erwähnt, dass die Kavallerie in der kleinsten, wie in der grössten Abtheilung niemals ohne Reserve fechten darf; eine Reserve, die sich, sobald die Abtheilung aus mehr als einem Regimente besteht, als zweites Treffen bildet. Eine isolirte Kavallerie-Brigade formirt daher stets zwei Treffen; ist sie dagegen der Theil eines grösseren Ganzen, so wird das Regiment die Einheit, wie bei der Infanterie sie das Bataillon bildet, und man zieht es sodann vor, die Regimenter einer Brigade, wie dort die Bataillone eines Regiments, in jedem Treffen nebeneinander zu stellen, um durch die Concentration des Befehls in dem Brigade-Kommandeur eine grössere Gewähr für die Einheit in den Bewegungen zu erlangen.

Wir wollen hier die Brigade als isolirt betrachten, da sie späterhin als Theil eines grösseren Ganzen bei der Betrachtung grosser Kavallerie-Abtheilungen wieder auftritt.

Die Kavallerie-Brigade bildet also zwei Treffen, von denen das erste den Zweck hat, zunächst das Gefecht zu führen, das zweite den, das erste aufzunehmen, abzulösen und die Flanken desselben zu decken. Hieraus folgt, dass sich das erste Treffen stets in Linie, das zweite fast immer in Kolonnen befinden muss. Die Schnelligkeit der Bewegungen der Reiterei gestattet einen grösseren Treffen-Abstand, als bei der Infanterie; man wird solchen daher fast immer auf 300 Schritt annehmen, der ohne Nachtheil auf 400 Schritt vergrössert werden kann. Ein kleinerer Abstand kann sehr gefährlich werden, da dann beim Misslingen des Angriffs das zweite Treffen, in welcher Formation es sich auch befinden mag, leicht mit in den Rückzug des ersten verwickelt wird. Dieser Umstand, der gerade durch die Schnelligkeit der Kavallerie so gefährlich wird, führt darauf, das zweite Treffen, wenn das Terrain es zulässt, nicht direkt, sondern seitwärts hinter das erste zu stellen. Beide Treffen gewinnen dadurch an Leichtigkeit der Bewegung und an gegenseitiger Unterstützungsfähigkeit, so dass eine Kavallerie-Brigade eigentlich nie anders formirt sein sollte.

Die Zusammenstellung von leichter und schwerer Kavallerie ist von wesentlichem Einfluss auf die Formation. Ist die Brigade Theil eines grösseren Ganzen von Kavallerie, so muss sie aus ein und derselben Art bestehen. Es ist nicht zweckmässig, Husaren und Kürassiere in ein Treffen zu bringen. Anders ist es bei einer isolirten Brigade, wo unter Umständen eine solche Mischung der leichten und schweren Kavallerie zweckmässig werden kann. Nach der jetzt fast überall angenommenen Eintheilung wird die schwere Kavallerie fast sämmtlich für die Reserve verwendet, die dann in der Regel als grosse Masse auftritt. Die isolirt auftretenden Brigaden bestehen daher fast immer aus leichter Kavallerie, oder doch gemischt aus leichter und schwerer. Nehmen wir hier den letzten Fall zum Gegenstande unserer näheren Betrachtung, da sich aus demselben die Regeln für den ersten leicht abstrahiren lassen.

Gemischte Brigaden. Dem schweren Regiment wohnt die grössere Durchbruchskraft, die grössere Gewalt des Chocs bei; das leichte hat die grössere Beweglichkeit für sich. Beim Choc ist Zusammenhang und festes Geschlossensein Grundbedingung; wir werden also das schwere Regiment ungetheilt als eigentliches Gefechtstreffen, als den Kern betrachten, um den sich das Uebrige gruppirt. Das leichte Regiment wird das Terrain aufklären, das Gefecht eröffnen, hinhalten; beim Choc des schweren Regiments diesem die Flanken decken; dasselbe aufnehmen, wenn es geworfen wird, und endlich die Verfolgung später übernehmen, wenn der Choc gelingt. Hieraus folgt für die Gefechtseröffnung folgende Form:

In erster Linie die Flankeurs mit ihren Trupps; etwa 200 Schritt dahinter die Schwadronen des leichten Regiments in grossen Abständen, wobei noch zwei Schwadronen oder eine Division geschlossen bleiben können; 300 bis 400 Schritt dahinter das schwere Regiment in Kolonne.

Für den Moment der Gefechtsentscheidung ergiebt sich folgende Form:

In erster Linie das schwere Regiment; 400 Schritt seitwärts dahinter das leichte in Echelons von den Flügeln. Diese können dabei Offensiv- oder Defensiv-Flanken formiren, je nachdem eine dieser Formen vortheilhaft erscheint. Zwei zurückgehaltene Schwadronen können als eigentliche Reserve zur Aufnahme des etwa zurückgeworfenen ersten Treffens betrachtet werden.

Das Terrain, das Benehmen des Feindes, die besonderen Umstände können natürlich in dieser Form viele Variationen

hervorbringen, denn sie ist keinesweges ein Recept für alle Fälle. Der Werth derselben beruht vielmehr nur darin, dass sie den meisten Fällen leicht angepasst werden kann.

Besteht eine isolirte Brigade aus zwei leichten Regimentern, so wird natürlich eins die Stelle des schweren übernehmen; ebenso bei zwei schweren eins die Stelle des leichten.

Eine solche Normalstellung, sie mag übrigens eine Form haben, welche sie wolle, ist als Basis, als erste Anlage der Truppendisponirung im Terrain nothwendig. Sie ist freilich nur eine Form, die erst durch den Geist Leben, Werth und Bedeutung erhält, und man kann daher leicht dazu verleitet werden, solche Form überhaupt zu verwerfen. Die andere Seite aber ist, dass der Geist erst durch die Form zur Erscheinung kommt; er manifestirt sich durch die Erzeugung und Anwendung der Form, und so ist dieselbe nothwendig. Die Form muss daher aus der Sache selbst hervorgehen. In dem vorliegenden Falle ist das offensive Element der Kavallerie das Bedingende für die Form der Stellung. Diese muss so sein, dass sie den Angriff nicht allein zulässt, sondern begünstigt; was in der vorgeschlagenen Stellung offenbar erreicht ist.

Stossen zwei Brigaden zusammen, so bildet sich eine Kavallerie-Division, nicht aber so wie bei der Infanterie, dass die Brigaden nur nebeneinander treten und sich ihre Normalstellung zweimal wiederholt, sondern indem die eine Brigade das erste Treffen, die andere das zweite bildet. Eine schwere und eine leichte Brigade, zu einer Division vereinigt, werden sich dann ebenso verhalten, wie jene beiden Regimenter, nur mit dem Unterschiede, dass hier Regimenter auftreten, wo dort nur Schwadronen oder Divisionen standen. Bei grösseren Kavalleriemassen bildet man auch wohl drei Treffen, wozu schon früh die Unsicherheit des Erfolges der Kavallerieangriffe geführt hat. Das Bedürfniss, die Attaken wiederholen zu können, so wie die oftmals fehlende Terrainausdehnung, leitete auf eine Einrichtung, welche die Wiederholung der Angriffe zuliess, und doch gestattete, eine Reserve zu behalten. Dies ist um so mehr nothwendig, je selbstständiger die Kavalleriemasse auftritt.

So gab schon Friedrich II. durch die Instruction vom 25. Juli 1744 eine Normalstellung für die Reiterei eines Flügels. Im ersten Treffen stehen 20 Eskadrons Kürassiere mit 10 Schritt Intervalle; auf dem rechten Fügel 10 Eskadrons Husaren zu 2 und 2 Eskadrons; hinter dem linken Flügel 3 Eskadrons Dragoner. 300 Schritt zurück stand das zweite Treffen,

12 Eskadrons Dragoner mit 60 Schritt Intervalle; 300 Schritt dahinter das dritte Treffen, 20 Schwadronen Husaren. Der König sagt:

»Die Husaren auf den Flanken decken die Kürassiers; die Husaren hinter dem zweiten Treffen decken ihnen den Rücken und geben also der Kavallerie die Sicherheit, dass sie mit nichts anders als mit dem Feind, der vor ihr steht, zu thun hat.«

Die drei Eskadrons Dragoner links stehen dicht neben der Infanterie und verhindern, dass dem ersten Treffen nichts in die Flanke komme.

In den Schlachten jener Zeit war von einer Gefechtseinleitung wenig die Rede. Die Schlacht war ein gewaltiges, plötzliches, oft allgemeines Zusammenstossen beider Theile. Demgemäss stehen denn auch die Kürassiere, zum Durchbruch, zum Niederwerfen des Gegners bestimmt, im ersten Treffen, und zwar mit kleinen Intervallen. Reichte der Raum nicht zu, so gestattete der König, aus den beiden ersten Treffen deren drei zu bilden, im Ganzen also vier. War der einzunehmende Raum auf die ursprüngliche Weise nicht auszufüllen, so wurde ein Theil des zweiten Treffens in das erste genommen; dieses blieb aber stets geschlossen. — Ueber die Art und Weise, wie ein so gebildeter Flügel im Gefecht verfuhr, haben wir früher schon das Nähere beigebracht.

Betrachten wir diese Normalstellung genauer, so sehen wir den grossen umfassenden und künstlerisch schöpferischen Geist Friedrichs daraus hervorleuchten. Diese Stellung ist vollkommen auf die Natur der Kavallerie als Angriffswaffe basirt, zugleich ist dabei die schwache Seite der Kavallerie aufgehoben, Flanken und Rücken sind gedeckt. Die Vehemenz des geschlossenen Chocs ist in das erste Treffen, also an die Spitze der attakirenden Masse gebracht; während in dem zweiten Treffen sich bereits die Beweglichkeit zeigt, in der später die Fechtart in diskreten Haufen auftritt. Dabei gestatten die grossen Intervallen, dass das erste Treffen im unglücklichen Falle durch das zweite zurückgehen kann, ohne dieses mit fortzureissen. Um den Geist, aus dem diese Form gegeben wurde, näher zu charakterisiren, erwähnen wir noch die Bestimmung des Königs, dass im Handgemenge nach dem Choc jeder Eskadronchef für sich agiren solle, d. h. »sobald sie in der Mêlée gewesen sind, so soll derjenige, welcher seine Schwadron zuerst wieder geschlossen hat, ohne seine Kameraden abzuwarten, dem Feinde von Neuem auf den Hals gehen.« Die Stellung und das daraus hervorgehende Verfahren ist der

damaligen Schlachtordnung und Fechtart auf das Genaueste angepasst. Der König befiehlt, dass, wenn die Aufstellung genommen ist und der Feind keine Bewegungen macht, der General der Kavallerie anfrage, ob er attakiren solle. Macht der Feind aber die geringste Bewegung, oder sieht der General, dass er mit Vortheil angreifen könne, so soll er es sofort thun. Zuerst soll stets die feindliche Kavallerie geworfen und verjagt werden, um sodann die isolirte Lage der feindlichen Infanterie zu benutzen und sie in ihrer schwächsten Seite anzugreifen. Dieses ganze Verfahren ist auf das Genaueste auf den Charakter des Gegners basirt und hat somit das Eigenthümliche, stets die Initiative vorauszusetzen, wodurch die preussische Kavallerie ein so ungeheures Uebergewicht erlangte.

Diese Gefechtsordnung, zuerst beim Beginn des zweiten schlesischen Krieges gegeben, wurde im Wesentlichen auch im siebenjährigen Kriege beibehalten. Mit der diskreten Fechtart traten jedoch bedeutende Veränderungen in der Taktik und somit auch in den Grundformen der Kavallerie ein. Sie wurde nach und nach ganz von den Flügeln fortgenommen und erhielt ihre Stelle hinter der Infanterie, da sie jetzt nicht mehr das Gefecht als Masse mit entscheidenden Schlägen eröffnen konnte. Sie konnte nicht mehr, ohne die Wirksamkeit der anderen Waffen abzuwarten, gegen die widerstandsfähiger gewordene Infanterie den Choc mit Aussicht auf Erfolg unternehmen, und ihre Thätigkeit wurde so im Allgemeinen mehr auf die letzten entscheidenden Momente der Gefechte beschränkt.

Lange Zeit schwankte man in den Ansichten über die Art der Verwendung der Kavallerie bei den neuen Elementen. Der eine Theil glaubte nur durch grosse Massen wirken zu können, durch grosse Kavallerie-Corps, die den Feind wegschwemmen sollen; eine Ansicht, der die Napoleonischen Formationen ungeheurer Kavalleriemassen besonders Vorschub geleistet haben. Der andere Theil leugnete die Anwendbarkeit solcher grossen Massen, da fast immer das Terrain dazu fehle, auch die Momente, welche den Einbruch der Reiterei besonders begünstigen, zu schnell vorübergehend und nie so allgemein gleichzeitig eintretend seien, um zu ihrer Benutzung so grosse Corps verwenden zu können. Die Hauptsache sei daher, die richtigen Momente der Wirksamkeit der Kavallerie aufzufinden, und dazu seien kleine Abtheilungen an vielen Orten nothwendig und geeigneter. Die letzten Kriege hätten gezeigt, dass kleinere Abtheilungen vielfach die Entscheidung gegeben hätten.

Die Wahrheit liegt auch hier in der Mitte; beide Theile haben Recht und Unrecht. Wir bedürfen grösserer Kavallerie-

massen für solche Gefechtszwecke, wo die kleinen Abtheilungen sich als unzureichend erweisen; wo es darauf ankommt, gleichzeitig in einer Richtung und für einen Zweck eine bedeutende Offensivkraft zu entwickeln, wozu die kleineren Abtheilungen schon durch ihre enge Verbindung mit der Infanterie nicht verwendbar sind. Wir brauchen aber auch, und fast noch nothwendiger, diese mit der Infanterie verbundenen kleinen Abtheilungen, durch welche die Offensiv- und Defensivkraft der Infanterie auf das Doppelte steigt. Die Erfahrungen der Revolutionskriege führten die Ausbildung beider Formen herbei. Oesterreich und Preussen namentlich fügten ihren Infanterie-Brigaden und Divisionen Kavallerie zu und reservirten sich noch bei jedem Corps eine selbständige Reserve-Kavallerie, während Napoleon die Divisions-Kavallerie eigentlich verkümmern liess und auf ihre Kosten zu den kolossalsten Schöpfungen an Reserve-Kavallerie schritt.

Diese Reserve-Kavallerie wusste er in der geeignetsten Weise zu gebrauchen; aber sie verlor am Ende seiner Laufbahn den zu ihrer eigenthümlichen Wirkungsweise nöthigen kavalleristischen Werth, konnte nur mehr durch ihre Masse, als durch ihre Schnelligkeit wirken, und diese einseitige Art ihres Gebrauchs und ihrer Fähigkeit hat denn auch überall zum Schaden der Operationen, namentlich der nicht von ihm selbst geführten Armeen oder Corps, sich bemerkbar gemacht; ein Schaden, der noch viel früher offen dargelegt sein würde, wenn in den Reihen seiner Gegner Führer sich gefunden hätten, welche von der zahlreichen Reiterei den Gebrauch zu machen verstanden, wie es schon Seydlitz und selbst zu seiner Zeit Murat, Lassalle und Andere gezeigt hatten.

Aus den Erfahrungen jener Zeit aber hat sich fast überall die Norm herausgebildet, einen Theil der Kavallerie der Infanterie als Divisions-Kavallerie beizugeben, ausserdem aber den Rest in grössere selbständige Abtheilungen (Reserve-Kavallerie, Kavallerie-Divisionen oder Corps) zu vereinigen. Für die erstere ist in taktischer Beziehung der Zweck gesetzt, zur Aufklärung des Terrains und der feindlichen Stellung zu dienen, also der Avantgarde beigegeben zu werden und demnächst im Gefecht selbst die Infanterie zu unterstützen, mit ihr gemeinsam zu wirken. In Bezug auf die Divisionen oder Corps hat man den Zweck, eine grössere Einheit des Befehls hervorzubringen, eine Reserve in der Hand zu behalten, um sie den letzten Stoss geben zu lassen oder im Unglück dem Sieger mit Festigkeit entgegentreten zu können, um zu wirksamen Detachirungen und Umgehungen Etwas bei der Hand

zu haben; und endlich um grosse Terrainstriche schnell und wirksam zu eclairiren, auf weitere Entfernung Nachricht über die feindliche Armee und das feindliche Land zu haben und seine Subsistenzmittel zu benutzen.

Während die Divisions-Kavallerie fast immer erst zur eigentlich taktischen Aktion kommt, wenn die anderen Waffen gewirkt haben, während sie also an diese gebunden ist, sollen die grossen Abtheilungen, Divisionen u. s. w. auch durch eigene Kraftanstrengung das Gefecht führen, den Feind erschüttern oder doch eine mächtige Anziehungskraft auf ihn ausüben, ihn also auch in der freien Bewegung lähmen, und endlich eine Entscheidung durch sich herbeiführen können. Das macht in unseren Zeiten, wo nie eine Waffe isolirt das Gefecht führt, eine permanente Zutheilung reitender Artillerie, ja selbst einiger zu dauernd rascher Bewegung fähig gemachter Infanterie (auf Wagen gesetzt) nöthig, so dass auch einige passive Widerstandskraft neben der gesteigerten Angriffskraft vorhanden ist.

Ueber das Maass der Vertheilung ist man noch nicht zu einem bestimmten Grundsatz gelangt, und zwar weil bei der Erörterung solcher Verhältnisse ebenso sehr Personenfragen, oder vielmehr die Interessen der Kaste, als auch die sonst in taktischen Dingen geltenden Umstände, die konkreten Terrainverhältnisse, die Ernährung u. s. w. hineinspielen. Fragt man die jüngeren Kavalleristen, in denen der Geist der Besonderheit neben der jugendlichen Fähigkeit zu kühnen Entschlüssen noch zu mächtig ist, so werden sie fast alle für die grossen Kavalleriemassen schwärmen, mit der einfachen und ganz richtigen Bemerkung, dass grosse Massen mehr thun können, als kleine. Diese Ansicht, welche vor der Einführung des gezogenen Gewehrs auch bei älteren und urtheilsfähigen Reiterführern ihre sehr berechtigte Geltung und in den Uebungen grosser Kavalleriemassen 1840—1866 ihren thatsächlichen Ausdruck fand, hat aber nicht blos durch die Präcisionswaffen der Infanterie und Artillerie, sondern auch durch die Ereignisse einen Theil ihres Bodens verloren. In Oesterreich sehen wir 1859 und 1866 die Kavallerie in Divisionen zu 4 Regimentern, in Preussen 1866 ein Kavallerie-Corps und eine Reserve-Kavallerie-Division auftreten. Keine dieser Abtheilungen hat Gelegenheit gehabt, als solche zu einem Entscheidungsgefecht zu gelangen und ihre ganze Kraft an die heroische Aufgabe zu setzen, in der Schlacht als ein schweres Gewicht in die Wagschale zu fallen. Wo 1859 oder 1866 oder 1870 die Kavallerie auf dem Felde des grösseren Treffens oder der Schlacht

erscheint, sind es einzelne Eskadrons, Regimenter oder schwache Brigaden, welche zu einem glücklichen, schnellen Schlage gelangen, der aber nicht tiefe Wunden verursacht; ganze Massen bleiben sowohl vor wie nach dem Gefecht gebunden, ohne Verwendung, oder gerathen so formlos und vereinzelt an den Feind, dass jedes nachhaltige Wirken von vorn herein aufgegeben ist. Der Ritt des Obersten Edelsheim bei Solferino, die Aktion des Generals von Wnuck bei Nachod zeigten aber noch jener Zeit, dass in dem richtigen Verbande und unter dem geeigneten Führer, bei günstigen Umständen, die Reiterei immer noch ihre Hand nach Lorbern ausstrecken kann. Das Jahr 1870 sah die deutsche Kavallerie theils den Infanterie-Divisionen in geringem Maasse beigegeben, theils in starken Divisionen als selbständige Körper auftreten. Diese haben mehr eine strategische Wirkung als Gelegenheit gehabt, taktische, ihrer Stärke proportionale Erfolge zu erringen. Ob der Zweck, das Terrain weithin aufzuklären, sich nicht durch geringere Kräfte erreichen liess, und ob, bei engerer Zutheilung zu dem Armee-Corps, die Reiterei nicht grössere durch die Schlacht und den Säbel erfochtene Erfolge zu ihrem Ruhm und zum allgemeinen Nutzen aufzuweisen gehabt haben würde, lassen wir dahingestellt; das Gegentheil ist durch die Ereignisse nicht bewiesen. Das aber scheint festzustehen, dass sie in entscheidenden Lagen den Corpsführern nicht in nöthiger Stärke zur Hand gewesen, dadurch die schnelle Ausbeutung partieller Erfolge ebenso, wie das schnelle Abwenden verderblicher Wendungen verhindert worden ist. Andererseits aber scheint auch das aus der bisher erlangten geschichtlichen Kenntniss hervorzugehen, dass auch heute noch in der Krisis des Gefechts das Auftreten einer kräftigen Kavalleriemasse, wie sie die vereinte Kavallerie eines Corps darbietet, positiv und negativ entscheidend sein kann: ja, dass ihre Verwendung sich sehr oft verhält wie die Capitalverwendung bei einer technischen Unternehmung, wo meistens die ersten Kosten à fonds perdu gezahlt werden und erst bei genügender Consequenz und Freigebigkeit der Anlagemittel reiche Zinsen zu erwarten sind. Hienach wird eine Erörterung der Formen der grösseren Reitermassen im Gefecht auch heute noch nicht unnütz sein.

2. Von der Aufstellung und dem Gefecht der Kavalleriemassen im Besonderen.

Die zu den Zeiten Napoleons übliche Form des Angriffs grösserer Massen war die in vollen Treffen. Sie stellten die schweren Regimenter in das Centrum, und zwar in Regiments-

oder Brigade-Fronten und mit Treffen-Distancen von 50 bis 80 Schritt, während die leichte Kavallerie sich auf den Flügeln zur Deckung der grossen Kolonne befand. Die Attaken selbst geschahen eng geschlossen im Trabe. So stand z. B. die französische Reserve-Kavallerie in dem Gefecht von Eckmühl, 10 Regimenter Kürassiere, in fünf Treffen mit 80 Schritt Distance. Eine solche Form hatte Erfolge, weil sie zur rechten Zeit und mit Kraft gebraucht ward und glücklicher Weise keinen Gegner, wie etwa Seydlitz, fand, der sie bei ihren schwachen Seiten fasste. — Die spätere Erfahrung hat dann gelehrt, dass diese Angriffsart doch mit zu grossen Verlusten verbunden war, wenn sie dem Feuer einer tüchtigen Artillerie ausgesetzt wurde, und dass das zweite Treffen und die folgenden mit ihm zum Zurückgehen sich gezwungen sahen, wenn der Angriff des ersten missglückte. Auch ein in grossen Intervallen aufgestelltes zweites Treffen kann in den meisten Fällen diesen Ausgang nicht ändern; jedenfalls wird es dabei moralisch erschüttert, und selten wird es die Zeit und Abstand genug haben, um zu einer kräftigen Attake gegen den Verfolger anreiten zu können.

Aus diesen Gründen also ist die Aufstellung in mehreren vollen Treffen verworfen; man erhält sich rückwärts disponible Reserven, die so aufgestellt sein müssen, dass sie dem Vordertreffen gestatten, das weite Feld rückwärts zu benutzen, ohne zugleich die eigene Bewegung gehemmt zu sehen. Auch sollen sie nöthigenfalls so zu offensiven Flankenangriffen, wie zur Vertheidigung gegen Flankenangriffe des Feindes verwendet werden können. Endlich sollen sie so stehen, dass durch Ort und Form der Aufstellung die Bewegung nach allen Richtungen frei und die Truppe in der Hand des Führers bleibt. Sie werden also auch bei grösseren Kavalleriemassen hinter den Flügeln des ersten Treffens und in Kolonne stehen, wodurch man sie noch in vielen Fällen dem Geschütz und dem Auge des Feindes entziehen und überraschender mit ihnen auftreten kann.

Von dem, was reglementarisch oder durch besondere Instruction über den Gebrauch der Kavallerie im Grossen festgestellt ist, interessirt uns das in Preussen, Oesterreich und Russland Geschehene, weil diese Staaten allein befähigt erscheinen, grosse Massen dieser Waffe gut ausgebildet herzustellen.

Hier ist nun über Russland zunächst zu sagen, dass in der russischen Kavallerie eine völlige Umwandlung der Organisation stattgefunden hat, nach welcher die älteren Divisionen von 4 Regimentern zu 6 Eskadrons in solche von 6 Regimentern

zu 4 Schwadronen verwandelt sind. Für die älteren Zustände existirten reglementarische Vorschriften, welche im Wesentlichen 4 Formen für die Aufstellung angaben. In diesen Formen erschienen volle 300 Schritt von einander abstehende Treffen; die den Divisionen zugetheilten Batterien in der Mitte oder aus den Flügeln. Wir haben diese Form schon näher charakterisirt; da eine neue Vorschrift über den heutigen Gebrauch uns nicht bekannt ist, müssen wir dem Leser überlassen, das Erscheinen derselben abzuwarten.

Die preussische Kavallerie hat in ihrem Reglement nur Vorschriften für die Bewegung und den Angriff von Truppentheilen bis zur Brigade aufwärts. Die Bewegungsformen vermehren sich durch die Einführung der Kolonnen nach der Mitte in Regimentern, in ganzen Eskadrons und in Zugkolonnen, wobei noch die beiden Regimenter gleichmässig, oder je eines rechts, das andere links abmarschirt sein können. Die Attakenformen sind ebenfalls dieselben fünf wie bei den Regimentern; noch ist vorgeschrieben, dass bei der Attake in Kolonne das eine (schwere) Regiment in geschlossener Kolonne in Eskadrons, das andere in entwickelter Linie zu beiden Seiten der Kolonne sich formirt.

Die österreichische Kavallerie hat in dem Reglement von 1862 die Vorschrift, dass die aus 2—3 Regimentern gebildeten schweren oder leichten Brigaden die taktischen Einheiten der Divisionen oder Kavallerie-Corps bilden sollen. Bei einer Brigade von 2 Regimentern soll eines, bei 3 Regimentern sollen 2 das Gros der Brigade bilden, welches in der Regel mit seinen sämmtlichen Schwadronen in Linie anzugreifen hat. Auch hier finden wir die Kolonne nach der Mitte als Brigade-Doppel-Kolonne neben den schon angegebenen Bewegungsformen des Regiments, und zwar als die am meisten vorzuziehende angegeben. Ein eigentliches Treffenverhältniss ist also auch hier nicht vorgeschrieben, sondern nur gesagt, dass immer eine Reserve auszuscheiden sei und diese bei Brigaden aus einem ganzen (leichten) Regiment, bei Divisionen aus einer Brigade zu bestehen habe. Auch hier ist der Kolonnen-Angriff nur als ein extremer Fall angesehen; die Reserve soll im Staffel-Verhältniss am Flügel den Ereignissen beim ersten Treffen folgen und dabei die Form der Masse annehmen.

Für das Verhalten grösserer Kavalleriemassen hat Feldmarschall von Wrangel, welcher mehrfältig mit Erfolg Uebungen derselben in den Jahren 1843, 1853 u. folg. leitete, eine Anweisung (1851) erscheinen lassen. Nach derselben ist die angemessenste Stärke eines Corps 10—14 Regimenter zu 4 Eskadrons

mit 24 reitenden Geschützen; grössere Corps besitzen nicht die gehörige Manövrirfähigkeit, und kleinere sind nicht geeignet, Schlachten zu entscheiden. Nach denselben soll eine gute Schlachtordnung folgende Anforderungen erfüllen: Sie muss eine starke Front zur Attake haben; die Möglichkeit gewähren, ein Gefecht nachhaltig durchzuführen; in ihren Flanken und im Rücken gesichert sein, und endlich eine grosse Manövrirfähigkeit besitzen, namentlich mit Leichtigkeit eine Frontveränderung zulassen.

Hieraus folgt als erster Grundsatz die tiefe Aufstellung in mehreren Treffen. Gewöhnlich formirt man deren drei. Eins davon ist zur Hauptattake bestimmt und muss deshalb ausschliesslich aus schweren Regimentern zusammengesetzt werden. Die hinteren Treffen gewähren die Nachhaltigkeit der Durchführung, decken die Flanken und den Rücken der vorderen, begünstigen die Formation des Corps nach einer Flanke und decken den Rückzug. Keins der anderen Treffen soll stärker sein als das Haupttreffen, welches in der Regel in erster Linie steht; am angemessensten wird es $\frac{1}{3}$ bis $\frac{1}{2}$ des Ganzen betragen. Die Stärke der beiden anderen Treffen richtet sich nach den jedesmaligen Gefechtsverhältnissen; in der Regel wird das zweite etwas stärker zusammengesetzt als das dritte. Die leichten Regimenter, wenn sie nicht mehr als Avantgarde fungiren, nehmen ihren Platz im dritten Treffen, wenn sie nicht anderweitig verwendet werden müssen.

Zur Sicherheit der Flanken werden einige Schwadronen leichter Kavallerie seitwärts, mehr zum Beobachten als Abhalten des Feindes, detachirt.

Die Aufstellung des ersten Treffens zum unmittelbaren Gefecht ist in Linie mit den reglementarischen Schwadrons- und Regiments-Intervallen; bis dahin wegen der grösseren Beweglichkeit in Kolonne.

Wird es geworfen, so raillirt es sich hinter dem zweiten Treffen. Dieses zweite Treffen ist zur Verstärkung und unmittelbaren Unterstützung des ersten in Glück und Unglück und zur Deckung von dessen Flanken bestimmt, so wie ihm auch unter Umständen das Verfolgen des Feindes zufällt. Damit es nicht bei einem missglückten Angriff des ersten Treffens mit in den Rückzug verwickelt werde, muss es in Kolonne mit grossen Intervallen und hinreichend von demselben entfernt aufgestellt sein; zur besseren Deckung der Flanken des ersten Treffens dieses mit einem Theile debordiren. Eine Aufstellung von 300 bis 500 Schritt rückwärts hinter beiden Flügeln wird

obiger Forderung am besten entsprechen. Erst wenn es angreifen will, darf es sich entwickeln. Am häufigsten wird es einem Flankenangriff auf das erste Treffen zu begegnen haben; der betreffende Flügel wird dann nach Umständen nach Aussen schwenken oder einen Flankenmarsch machen, um dem Feinde selbst in die Flanke zu fallen.

Das zweite Treffen soll ferner, wenn der Feind eine grössere Front als das erste Treffen hat, den uns überflügelnden Theil werfen. Die debordirende Abtheilung hat sich dann gerade auf die Flügel des ersten Treffens zu setzen und mit demselben zu attakiren, während der Rest in Reserve bleibt.

Soll das zweite Treffen selbst einen aktiven Flankenangriff machen, so soll es sich schräg herausziehen, und zwar in der Halb-Kolonne; namentlich wenn das erste Treffen dasjenige des Feindes schon geworfen hat und nun sich anschickt, dessen zweites zu attakiren. In dem Falle, wo das diesseitige erste Treffen geworfen ist, so soll das zweite die unmittelbaren Verfolger aufhalten, um deren nachrückende geschlossene Abtheilungen zu paralysiren. Jenes wird dann Aufgabe der inneren, dieses Aufgabe der äusseren Regimenter sein. Jene sollen daher den Strom der Verfolger schwadronsweise aus der Kolonne attakiren, nachdem sie in die Flanke derselben geschwenkt sind.

Das dritte Treffen bildet die Hauptreserve. Es soll den Rücken des Corps und den Rückzug desselben decken und bei gefahrvollen Momenten selbständig eingreifen. Es soll aber auch die anderen Treffen in der Schlachtlinie ganz oder theilweise ersetzen, wenn der Augenblick einer Gefechtsunthätigkeit bei ihnen eingetreten oder über sie theilweise oder ganz anderweitig disponirt worden ist. Seine Stellung in der Schlachtordnung kann noch weniger durch allgemeine Norm bestimmt werden, als die des zweiten Treffens; sie richtet sich nach den besonderen Umständen; sind solche nicht gerade vorhanden, so soll sie etwa 500 Schritt hinter dem zweiten Treffen sein. Sie kann aber ebenso gut gegen einen in Front stärkeren Feind auch zur Verstärkung des zweiten Treffens dienen, obgleich dies nur im Nothfall geschehen soll und von Reserven rückwärts hinter den bedrohten Flügeln die besten Dienste gehofft werden. Es kann also schon viel freier manövriren.

Während nun bei der preussischen Infanterie die Manövrirfähigkeit durch Gliederung und Commando-Eintheilung in die Tiefe stattfindet, liegt es in der Natur der Sache, dass das Kavallerie-Commando nicht flügelweise, sondern treffenweise, wie bei der französischen Infanterie, eingetheilt ist. Mitunter

kann daher die Inversion im Grossen, bei Flankenangriffen vorkommen, wo sich dann die Gelegenheit zu Echelon-Angriffen bietet.

Die Rücksicht auf die nachhaltige und kraftvolle Durchführung des Gefechts, welche bei der Organisirung grösserer Kavallerie-Massen maassgebend ist, vermindert sich natürlich bei kleineren; und es soll sich hier darum handeln, die sämmtlichen Kräfte so viel als möglich in unmittelbare Thätigkeit zu setzen und nur das Allernothwendigste in Reserve zu behalten. Bei 7 und 6 Regimentern, oder 28 bis 24 Schwadronen, kann man hinter zwei Treffen noch eine Reserve von 1 Regiment behalten, während bei einer geringeren Anzahl von Schwadronen man sich mit zwei Treffen begnügen muss. Je geringer dann die Masse, desto geringer das zweite Treffen. Aber auch hier müssen die Treffen unter selbständigen Führern stehen, und es ist dann Aufgabe des Kommandirenden, eines der Treffen als Basis der Schlachtordnung zu gebrauchen, so dass nach der Leitung desselben die anderen durch die Treffenführer geleitet werden. So wird dies bei einer grösseren Masse das erste Treffen sein.

Dieses sind im Wesentlichen die Grundsätze, nach denen die preussische Kavallerie geführt werden soll, und unter denen der erste eigentlich der ist, keine Normal-Gefechtsordnung zu haben, da einestheils eine solche den Geist und Willen des Führers bei der Anwendung derselben auf die unendlich mannigfachen Zwecke und Terrainumstände lähmt, andererseits aber auch die vorhandenen Kräfte meistens anders zusammengesetzt sein werden, als es die Normal-Gefechtsordnungen voraussetzen. Ob eine grössere Kavalleriemasse zum Beispiel die letzte Entscheidung geben soll, oder ob sie in der Avantgarde ficht, dies wird wesentlich ihre Organisirung und Fechtweise bedingen. Die grösseren Avantgarden werden sehr oft in der Lage sein, gegen Uebermacht zu kämpfen oder ein zu ihrer Stärke unverhältnissmässig grosses Terrain zu decken; darauf muss also auch ihre Aufstellung basirt sein. Es ist ferner die Zutheilung der Artillerie und die besondere Rolle, welche diese spielen kann, was die Aufstellung der Kavallerie modifiziren muss. Die Verwendung der Artillerie in den verschiedenen Gefechtsverhältnissen ist so wichtig als schwierig. Schwierig, weil die Artillerie nur wirken kann, wenn sie zur rechten Zeit und am rechten Ort ins Gefecht gebracht und darin erhalten wird; diesem tritt die Schnelligkeit der Bewegung der eigenen und feindlichen Kavallerie entgegen. Wichtig, weil ohne eine solche Mitwirkung die

Zutheilung der Artillerie nutzlos wird, und sie wesentlich dazu dienen kann, Stärkeverhältnisse der Kavallerie auszugleichen. Sie kann den Choc durch ihr Feuer vorbereiten und die Ordnung beim Gegner stören; sie kann den Feind nach glücklicher Entscheidung rascher und weiter verfolgen; sie kann endlich bei unglücklichem Ausgang seine Verfolgung hemmen.

Aus dem gemeinsamen Zweck ergiebt sich ferner, dass die beiden Waffen in den verschiedenen Gefechtsperioden nicht einzeln hindern dürfen; dass aber die Artillerie von der Kavallerie geschützt werden muss, das wechselseitige Durchgehen und Aneinandervorbeigehen keine Störung verursachen darf, die nachtheilig auf die Thätigkeit der anderen Waffe wirkt; das Durchgehen durch Intervallen wird fast immer zu vermeiden sein. Aufstellung der Artillerie vor der Kavallerie oder in Intervallen ist nur bei kleinen Abtheilungen, im Avantgardengefecht, rathsam. Bei sehr grossen Abtheilungen aber wird man der unbestrichenen Räume wegen es doch thun müssen. Niemals aber muss reitende Artillerie während des Chocs sich hinter der Kavallerie befinden; sie geht sofort nach dem Anreiten derselben zur Reserve oder in eine sichere andere Stellung.

Während nun bei der Infanterie das Ablösen der Treffen als unzweckmässig dargethan ist, vielmehr die Gefechtskraft des ersten Treffens völlig ausgebraucht werden soll, ehe oder während die hinteren zur Aktion kommen, ist nach der Natur des Kavalleriegefechts ein solches Ablösen nöthig, weil die Reiterei ihre Gefechtskraft nur in einzelnen Stössen, nicht in einem bis zur Erschöpfung getriebenen Waffengebrauch äussert und nothwendiger Weise Pausen in der Aktion vorfallen können, welche nur die Artillerie oder ein neues Treffen auszufüllen im Stande ist, und weil der Fall sehr leicht eintritt, wo durch Ermüdung der Pferde die Kraft des einen Treffens nur vorübergehend gelähmt ist. Zwar tritt die Artillerie in den Gefechten der grösseren Kavalleriemassen nur bei der Einleitung entschieden in Wirksamkeit, obschon sie auch im Laufe desselben Momente finden wird, wo sie thätig sein kann; namentlich dann, wenn bei verunglückten Attaken der Feind nicht heftig verfolgt und so Pausen im Gefecht eintreten, die gleichsam neue Gefechtseröffnungen und neue Einleitungen hervorbringen. Anders wird das Verhältniss bei Kavalleriegefechten, die eine mehr defensive Haltung haben. Im Angriffsgefecht ist die Thätigkeit der Kavallerie maassgebend; sie ist die eigentliche Angriffswaffe, die Bewegungen der reitenden Artillerie

müssen der ihrigen angepasst werden. Im Defensivgefecht ist es umgekehrt; die Artillerie ist die wahre Vertheidigungswaffe; sie giebt hier die Stützpunkte ab, zwischen denen die Kavallerie agirt, die daher vorzugsweise auf den Flügeln liegen werden, jedenfalls aber durch das Terrain vorgeschrieben sein müssen.

In Bezug auf die Frontveränderungen grösserer Kavallerie-Abtheilungen ist zu bemerken, dass dabei das Abschwenken in Zügen und das Schwenken auf dem Haken, was so oft auf den Uebungsplätzen vorkommt, wegfallen muss. Es ist dies eine zu gefährliche Bewegung, die nur weit entfernt vom Feinde ausgeführt werden kann. Ein aufmerksamer Gegner wird sie in seiner Angriffssphäre nie ungestraft erlauben. Ausserdem ist es aber auch der weitere Weg zum Ziele; man marschirt auf den beiden Katheten eines rechtwinkligen gleichschenkligen Dreiecks, und man hat daher einen mindestens zwei Siebentel weiteren Weg, als auf der Hypotenuse. Alle Frontveränderungen werden demgemäss in Kolonne gemacht, so, dass eine Kolonne zum Pivot dient und die anderen auf dem nächsten Wege ihre Stelle in der neuen Linie einnehmen. Nahe am Feinde wird man bei solchen Frontveränderungen nicht immer die Reihenfolge der Treffen beibehalten können, und dieses schadet auch nichts. Man wird sich dann in der Regel begnügen, die Brigaden wo möglich zusammenzuhalten und je aus 2 Brigaden zweier Treffen in der neuen Front ein neues zu bilden. Solche Frontveränderungen wird man aber wo möglich unter dem Schutz der eigenen und in der nöthigen Entfernung von der feindlichen Artillerie vornehmen müssen.

SECHSTER ABSCHNITT.

Gefechts-Verhältnisse der combinirten Waffen.

Im Verlauf unserer Betrachtung haben wir gesehen, dass die drei verschiedenen Waffen in ihrer Gefechtswirksamkeit wesentlich verschieden sind. Das Charakteristische der Kavallerie beruht darin, dass sie als solche nur zum Nahgefecht, zum Handgemenge, ausgerüstet und qualifizirt ist; sie ist mithin die Waffe der Offensive und kann nur angreifend thätig werden. Im Gegensatz hiervon ist die Artillerie auf das Ferngefecht angewiesen, und ihre Hauptseite ist somit die Defensive, während die Infanterie beide Seiten in sich vereinigt, jedoch in einer beschränkten Weise; ihr geht die Wirkung in weite Ferne ab, die die Artillerie besitzt, und sie hat nicht die Impetuosität des Chocs der Kavallerie. Es leuchtet auf den ersten Blick ein, dass die verschiedenen Waffen sich so ergänzen, und dass erst durch ihr Zusammenwirken das Höchste zu erreichen ist. Erst in diesem Zusammenwirken kommen alle die Elemente, aus welchen der Organismus des Ganzen besteht, zu ihrer Entwickelung in höchster Potenz; was vorzugsweise darin liegt, dass es ungleichartige Elemente sind, von denen das eine die Mängel des andern aufhebt, so, dass jedes nur nach dem Verhältniss seiner eigenthümlich starken Seite verwendet werden kann, und sich auf nichts seiner Natur nicht Zusagendes einzulassen braucht.

Durch die Combination der Waffen wird also die Gefechtswirksamkeit jeder einzelnen erhöht, und zugleich entsteht auf diese Weise ein organisch gegliedertes Ganze, welches für jeden möglichen Gefechtszweck geeignet ist. Bei dieser Combination aber tritt ein Minimum und ein Maximum in Bezug auf das Stärkenverhältniss der Truppen jeder einzelnen Waffe ein, unter welchem oder über welchem hinaus das richtige Verhältniss gestört, die Eigenthümlichkeit der einen oder der anderen Waffe vorherrschend wird, ohne dass die andere

hierauf einen wesentlichen Einfluss gewinnt. Zwei Geschütze, einer Kavallerie-Brigade beigegeben, erhöhen die Defensivkraft derselben im Gefecht im freien Terrain schon nicht mehr; wollte man einem Kavallerie-Regiment zwei reitende Batterien zutheilen, so würde es nur die Partikular-Bedeckung derselben abgeben, und damit seine Eigenthümlichkeit, die in dem Angriffsgefecht liegt, einbüssen. Dieses Minimum und Maximum lässt sich nun aber weder im Allgemeinen, d. h. in Bezug auf die Organisation des Heeres überhaupt, noch im Besonderen, d. h. für alle Gefechts-Verhältnisse, feststellen.

In Bezug auf die Organisation des Heeres wirkt hierauf der Aufwand an Menschen und Geldkräften, die zur Beschaffung und Ergänzung der einzelnen Waffen nöthig sind; die Verhältnisse des Landes, die Nationalität der Bevölkerung, sowie die Beschaffenheit des möglichen Kriegsschauplatzes. Der Gefechtswerth der einzelnen Waffen ist, wenn auch abstrakt genommen, feststehend, doch in jedem konkreten Fall ein anderer und reicht daher nicht aus, um als Norm für absolut gültige Zahlenverhältnisse zu gelten.

So wird Russland bei einem Kriege mit den Türken, Frankreich in Algier ganz andere Verhältnisse nothwendig haben, als bei einem Kriege gegen deutsche Truppen. Die Kräfte an Geld und Menschen lassen sich zwar in Zahlen ausdrücken, und man kann in dieser Beziehung annehmen, dass ein Bataillon Infanterie, eine starke Schwadron und eine Batterie gleich viel kosten. Es ist dieses jedoch nicht entscheidend, obwohl von grossem Einfluss, und es verändert sich dieser Werth in der Wirklichkeit sehr wesentlich. Noch mehr wechselt der Werth von Menschenleben. In der Zeit der Rekrutirung der Heere durch Werbung steckte in dem Menschenmaterial ein ungeheueres Kapital wirklich ausgegebenen Geldes, und Ersatz war nur durch Geldaufwand möglich. Jetzt kostet das in Russland, Preussen, Oesterreich und Frankreich nichts, und macht nur einige Nebenkosten für Fracht und pro cura.

Eben so wenig wie für die Organisation im Allgemeinen absolute Zahlenverhältnisse zu geben sind, eben so wenig lassen sich dergleichen von vorn herein für die einzelnen Gefechtszwecke auffinden. Diese Gefechtszwecke können so verschiedener Natur sein, die Gefechte selbst unter so verschiedenartigen Umständen, unter so wechselnden Terrain-Einflüssen geführt werden, dass sich über die zu verwendenden Mittel nichts Positives, allgemein Geltendes bestimmen lässt.

In Bezug auf die Organisation und Formation der combi-

nirten Waffen lässt sich nur sagen, dass dieselbe für die gewöhnlichen Fälle des Krieges ausreichend sein und die Möglichkeit in sich tragen muss, für besondere eigenthümliche Fälle dem Zwecke gemäss abgeändert werden zu können. Was dagegen die einzelnen Gefechte anbetrifft, so lässt sich auf indirektem Wege annähernd ermitteln, welches Zahlenverhältniss ein richtiges ist, indem man in Betracht zieht, welches die Folgen sind, sobald wir mit der einen oder der anderen Waffe stärker oder schwächer als der Feind auftreten.

Die Infanterie, Offensiv- und Defensivkraft, wenn auch nicht in höchster Potenz jede, doch beide vereinigt, in sich tragend, ist zugleich die wohlfeilste Waffe; sie ist am schnellsten ausgebildet und hat die geringste Zahl von Bedürfnissen, sowohl in Bezug auf Ausrüstung als Verpflegung. Sie bleibt ausserdem in jedem Terrain wirksam. Wer daher zu wenig Infanterie hat, kann auf die Dauer den Krieg nicht durchführen, wären die andern Waffen auch noch so zahlreich und tüchtig. Bei einiger Gewandtheit wird der Gegner das Kriegstheater, oder doch wenigstens die Gefechte, in ein Terrain legen, welches die Gefechtswirksamkeit der Kavallerie und Artillerie vernichtet, oder doch hindert. Er wird zwar keine entscheidenden Siege erringen, keine grossen Schläge führen, aber auch wohl ebenso vor grossen Niederlagen sicher sein oder gewiss doch seinen Zweck erreichen können. (So Napoleon 1813, Gross-Görschen und Bautzen.)

Die Kavallerie repräsentirt ausser der Offensivkraft zugleich die Beweglichkeit; aber sie ist kostbar, schwierig in der Ausbildung und Unterhaltung. Entschiedener Mangel an Kavallerie schwächt die Beweglichkeit des Heeres, zwingt zur Vorsichtigkeit; man kann in den Bewegungen nicht weit ausgreifen, nichts vom Gegner erfahren, die gewonnenen Siege nicht ausbeuten, nicht gründlich entscheiden.

Die Artillerie ist die Waffe der Defensive; eine zu geringe Zahl schwächt die Defensivkraft des Heeres und zwingt zu steter Bewegung und zum lebhaften Angriffskriege; während das Uebermaass eine Armee schwerfällig macht und zur Defensive zwingt.

Diese Verhältnisse, welche im ganzen Kriege im Grossen hervortreten, spiegeln sich im Kleinen in jedem Gefecht. Eine genügende Zahl Infanterie gewährt unter allen Umständen die meiste Wahrscheinlichkeit für den Sieg. In hinlänglicher Zahl vorhandene Kavallerie bringt Sicherheit und Schnelligkeit der Bewegungen des Ganzen hervor, und bürgt für die Früchte

des Sieges. In hinreichender Zahl beigegebene Artillerie gewährt dem Gefecht zähe Nachhaltigkeit im Widerstande.

Fragen wir nun aber weiter, welches die hinreichenden Zahlen der verschiedenen Waffen sind, so treten dabei sofort die verschiedenen Gefechtszwecke und der Terrain-Einfluss ein. Aus der Erfahrung, und zwar nur auf empirischem Wege, lässt sich dabei etwa Folgendes herausstellen. Die Avant- oder Arrièregarden grösserer Heerestheile müssen so formirt werden, dass sie selbstständig das Gefecht eine Zeit lang unter allen den Umständen, welche gewöhnlich vorkommen, hinhalten oder durchführen können. Es sind somit selbstständige Abtheilungen, die in jedem Terrain fechten können, und so geben sie für unseren Zweck einen ziemlich allgemein gültigen Maassstab. Betrachten wir nun die Kriegsgeschichte der neueren Zeit, so finden wir fast überall die Avantgarde eines Corps von 25 bis 30,000 Mann, gebildet aus 6 bis 9 Bataillons Infanterie, 8 bis 12 Eskadrons Kavallerie, 1 Fuss- und 1 reitenden Batterie. Dies scheint, wenn auch nicht ein absolut richtiges, doch ein solches Mischungsverhältniss zu sein, welches im wechselnden Terrain unter gewöhnlichen Umständen den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Waffen sehr wohl entspricht. Relativ dieselbe Gefechtswirksamkeit würden dann 3 Bataillons, 4 Eskadrons, 8 Geschütze besitzen, und weiter etwa 1 Bataillon, 1 bis 2 Eskadrons und 2 Geschütze.

Natürlich sind solche Verhältnisse nur relativ richtig, und besondere Umstände können oft grosse Abweichungen erheischen. Oft werden wir einem Detachement von Infanterie und Kavallerie gar keine Artillerie zutheilen, weil sie nutzlos oder gefährdet sein würde; ein anderes Mal wird eine Arrièregarde nur aus Kavallerie und Artillerie bestehen.

Festzuhalten aber ist, dass

1. die Artillerie immer nur als Hülfswaffe auftreten kann, da sie dem Nahgefecht nichts entgegenzusetzen vermag;
2. die Kavallerie nur in kleinen Abtheilungen selbstständig agirt, in grösseren mit der Infanterie wirkt, und in ganz grossen stets in Verbindung mit reitender Artillerie auftreten muss;
3. der Infanterie Kavallerie beigegeben sein muss, wenn sie beweglich fechten soll, und Artillerie, wenn es sich um dauernden Widerstand handelt.

Die eigentlich innige Verbindung aller drei Waffen tritt jetzt nur in Armee-Corps hervor; ehe wir hierauf eingehen, wollen wir die Gefechts-Verhältnisse der verschiedenen Waffen-

Combinationen, wie sie im einzelnen Gefecht vorkommen, betrachten, und dabei ein Maass zum Grunde legen, welches uns nicht zu weit über unsere Sphäre hinausträgt.

a) Infanterie und Kavallerie.

Denken wir uns auf der einen Seite ein Bataillon, auf der andern ein Bataillon und eine Schwadron; die Gefechtsverhältnisse seien sonst gleich. Welche Vortheile erwachsen aus der beigegebenen Schwadron?

Zunächst schnelle Erkennung der Stellung und der Maassregeln des Gegners. Dieser wird weder vor noch im Gefecht eine Bewegung machen können, die nicht sofort entdeckt würde, während zugleich sein Gesichtskreis eingeschränkt wird, wenn er sich nicht im Besitz einzelner dominirender Punkte erhalten kann, welche die Kavallerie nicht anzugreifen vermag.

Im Gefecht selbst, was vorzugsweise ein Feuergefecht sein wird, da bei so schwachen Abtheilungen Sturm und Bajonett-Angriffe selten gesucht und fast immer vermieden werden, deckt die Kavallerie die Tirailleurs, die daher weit vorgesendet werden können. Zugleich bedroht sie die feindlichen zerstreuten Fechter, welche sich daher stets in der Nähe ihrer Soutiens und Reserven halten müssen. Hieraus erwächst der Vortheil, dass die Soutiens und überhaupt die geschlossene Masse des Theils, welcher Kavallerie hat, ganz sicher gestellt werden kann gegen das Feuer der feindlichen Tirailleurs, während es den Massen des anderen Theils schwer, ja in den meisten Fällen unmöglich werden wird, sich dem feindlichen Tirailleurfeuer zu entziehen. Durch eigene Tirailleurs können sie sich nicht decken, da sie sich nicht von der Masse entfernen dürfen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, zusammengehauen zu werden. Endlich wird der Theil, welcher keine Kavallerie hat, gezwungen sein, in grösseren Haufen zu fechten. Er wird sich nicht in kleine Abtheilungen auflösen und daher nur ein verhältnissmässig schmales Terrain einnehmen können; während umgekehrt der andere Theil sich ohne Gefahr ausdehnen und theilen kann, wie es am zweckdienlichsten erscheint. Es wird ungefähr so sein, als wenn ein Sehender mit einem Blinden kämpft.

Für das geschlossene Gefecht resultiren noch unter denselben Annahmen folgende Verhältnisse aus der Combination von Infanterie und Kavallerie. Das Bataillon ohne Kavallerie muss natürlich in Kolonnen bleiben und würde höchstens in vier dicht bei einander gehaltenen Compagnie-Kolonnen fechten

können. Eine solche Kolonne aber mit der einen Schwadron attakiren, würde wenig Wahrscheinlichkeit des Erfolgs haben; die Kavallerie ist ihrer Zahl nach hier nur Hülfswaffe, und die Infanterie muss das eigentliche Gefecht führen. Die Infanterie hat durch die Kavallerie den grossen Vortheil, sich entwickeln zu können, wie sie will, sie wird also die Linienstellung annehmen, um die grösste Feuerwirkung hervorzubringen. Es werden also zunächst die Tirailleurs des einen Bataillons durch Tirailleurs und Kavallerie zurückgeworfen auf die Kolonne; diese leidet schon durch das Tirailleurfeuer, noch mehr aber durch das Feuer der aufmarschirten Linie, der sie nur das ungenügende Feuer der Kolonne entgegenzusetzen vermag. Kommt es in letzter Instanz zum Bajonettangriff, so hat, abgesehen von einem gleichzeitigen Choc der Schwadron, das Bataillon schon so viel verloren, dass es wenig Wahrscheinlichkeit für den Sieg hat. Wird es aber geworfen, so wird es durch die nachhauende Schwadron zersprengt und wahrscheinlich vernichtet; während, wenn es siegt, die geschlagene Infanterie sich unter dem Schutze der Tirailleurs und der Schwadron zurückzieht.

Für jedes Stadium des Gefechts, für die Einleitung desselben, die Eröffnung, für das Ferngefecht, das Nahgefecht und die Verfolgung, sind die Vortheile der gemischten Waffen so entscheidend, dass der Erfolg fast ohne allen Zweifel sein wird. Ein Bataillon und eine Eskadron können sich in jedem Terrain, welches die Verwendung der Kavallerie erlaubt, mit zwei Bataillonen, die keine Kavallerie bei sich haben, ohne Gefahr in ein Gefecht einlassen; und zwei Bataillone und eine Eskadron halten wir in solchem Terrain drei Bataillonen überlegen.

Zu bemerken bleibt ferner, dass ein Angriffsgefecht unbedingt die Zutheilung von Kavallerie erfordert, während bei der reinen Defensive noch eher mit Infanterie allein auszukommen ist, indem man sich sodann das Terrain demgemäss wählt und so die Wirkung der Kavallerie zu paralysiren sucht. Ist die gemischte Waffe dagegen aus höheren Gefechtszwecken in der Defensive, so darf sie sich doch niemals absolut auf dieselbe beschränken, indem sie dadurch sich der in der Kavallerie liegenden Offensivkraft und mithin gerade der Vortheile begeben würde, die in der Zutheilung der Kavallerie beruhen. Die gemischte Waffe trägt die Elemente zu einer aktiven Vertheidigung in sich, und in dieser muss sie daher wesentlich ihr Heil suchen.

Wir haben im Obigen den Fall angenommen, dass in der

Zusammensetzung die Infanterie vorherrschte; es bleibt uns noch der Fall zu betrachten übrig, wo die Kavallerie an Zahl vorherrscht und hauptsächlich das Gefecht zu führen hat.

Auch für die Kavallerie gehen aus ihrer Verbindung mit der Infanterie bedeutende Vortheile hervor.

Nehmen wir auf der einen Seite vier Schwadronen, auf der anderen Seite vier Schwadronen und etwa zwei Compagnien oder ein Bataillon, so fällt zunächst ins Auge, dass die mit der Infanterie verbundene Kavallerie viel sicherer in ihren Operationen in Bezug auf die Zufälligkeiten des Terrains sein wird. In einer solchen Verbindung, wie die angenommene, liegt schon die Absicht einer Offensive, eines aktiven Gebrauchs der Kavallerie, und diese ist für sich allein nicht im Stande — oder doch nur sehr mangelhaft dazu befähigt, — die einer kräftigen Offensive nöthigen, defensiven Vorsichtsmaassregeln zu treffen. Dahin gehören z. B. die Sicherung des Rückzugs; Besetzung eines oder zweier Defiléen; die daraus folgende Freiheit in der Wahl der Rückzugslinien. Die der Kavallerie beigegebene Infanterie wird diesen Erfordernissen unter den angenommenen Verhältnissen vollständig entsprechen können.

Für den Fall eines Unglücks findet sodann die Kavallerie bei der Infanterie schützende Aufnahme, und in sofern sehr leicht, wenn diese Gelegenheit gefunden hat, sich in einem günstigen Terrain zu postiren. Auf der anderen Seite kann sie der Infanterie das für Kavallerie nicht günstige Terrain überlassen, und sich das geeignete aufsuchen; sie kann dabei dem Gegner seine Flügelanlehnung nehmen, ohne die ihrige zu verlieren. Man sieht hier also wiederum, ohne dass es weiter ausgeführt zu werden braucht, wie sehr eine Mischung der Waffen jede einzelne in ihrer eigenthümlichen Sphäre verstärkt und begünstigt.

Wie die Zutheilung von Kavallerie das Gefecht der Infanterie mit Infanterie verändert, so auch das Gefecht der Infanterie mit Kavallerie; nur ist hier ihr Einfluss nicht so entscheidend und kann sogar verschwinden, wenn die Kavallerie vergisst, dass sie hier nur als Hülfswaffe agiren und sich daher niemals in ein selbstständiges Gefecht einlassen soll. Setzen wir z. B. das Gefecht von einem Bataillon, einer Eskadron mit einem Kavallerie-Regiment von vier Eskadrons voraus, und zwar in der Ebene ohne alle Chikanen des Terrains. Wäre die eine Eskadron nicht da, so würde das Gefecht ganz einfach darin bestehen, dass das Bataillon Carré formirt und das Kavallerie-Regiment mit Staffeln in Eskadrons dasselbe angreift. Da aber eine Schwadron dem Bataillon beigegeben

ist, so wird die feindliche Kavallerie zunächst diese von der Infanterie entfernen, abschneiden und verjagen. Bildet die Infanterie eine Masse, so ist dieses garnicht zu vermeiden. Die vier Eskadrons werden mit zwei das Carré festhalten, und mit zwei die Schwadronen chokiren, sie mag sich aufstellen, wo sie will; und dies wird auch stattfinden, wenn zwei Schwadronen der Infanterie beigegeben sind. Die Infanterie muss also der Kavallerie Schutz gewähren, und dies kann nur durch Theilung geschehen. So kommen wir wieder auf die Stellung in vier Compagnie-Kolonnen, in deren Mitte die Schwadron Platz findet und dazu bestimmt wird, die attakirenden Staffeln durch Flankenangriffe in Unordnung zu bringen; nachzuhauen, wenn der Angriff misslingt; oder die feindlichen Schwadronen selbst zurückzuwerfen, wenn sie eine oder die andere Compagnie überreiten sollten. Den Umständen gemäss lassen sich da eine Menge von Combinationen bilden; auf einen Blick aber ersieht man, dass das Kavalleriegefecht, welches sonst mit dem Choc und dem Einbrechen entschieden und vollendet war, in solcher Form einen viel zäheren Widerstand zu überwinden haben wird. Es muss gleichsam methodisch durchgefochten sein, wobei dann in jedem einzelnen Gefechts-Stadium sich wieder neue Chancen für die Infanterie zeigen. Also auch hier wirkt die zugetheilte Kavallerie, wenn auch nicht überwiegend, doch verstärkend; ein Verhältniss, das bei grösserer Zahl der gemischten Waffen natürlich noch viel günstiger wird. So werden z. B. acht Eskadrons wenig Aussicht haben, zwei Bataillone und vier Eskadrons zu besiegen, so lange es ihnen nicht gelingt, beide Waffen von einander zu trennen; worauf dann, was als Regel gilt, stets das Bestreben der Kavallerie gerichtet sein muss. Gelingt ihr dieses, so ist die Kraft, die in der Combination liegt, gebrochen, und sie hat dann nur mit vereinzelten, schwachen Abtheilungen zu thun.

b) Infanterie und Artillerie.

Die Artillerie ist, wie wir gesehen haben, die Waffe, welche ausschliesslich das Element des Ferngefechts in sich trägt, dabei aber wesentlich eine defensive Natur hat. Fragen wir nun, was durch die Zutheilung von Artillerie im Gefecht von Infanterie gegen Infanterie hervorgebracht wird, so müssen wir die Antwort nach dieser Seite hin suchen. Die sichere Wirkungssphäre der Infanterie endet mit einer Entfernung von circa 800 Schritt, die der Artillerie mit etwa 2500 Schritt. Die letztere ist daher in einer dreimal weiteren Entfernung bereits thätig, und fügt dem Gegner Verluste zu, welche mit

der Verminderung der Entfernung wachsen. Die Artillerie ist zwar unselbstständig, da ihr das Element des Nahgefechts ganz abgeht; aber sie hat durch ihr Feuer eine viel grössere und gewaltsamere Wirkung, als die Infanterie. Eine 6pfündige Fuss-Batterie von 6 Geschützen hat ungefähr die halbe Frontausdehnung eines Bataillons von 500 Mann, aber ein Schussfeld von mehr als 2400 Schritt, und in der Entfernung von 1500 bis 1000 Schritt kann sie mit fast unfehlbarer Sicherheit Granaten, von 1000 bis 600 Schritt aber mit sehr grosser Genauigkeit mehr Shrapnelkugeln auf den Feind schleudern, als das Bataillon in eine Salve zu vereinigen vermag. Ihr Kartätschfeuer giebt auf 600 Schritt mit jeder Lage immer noch 50 scharfe Treffer. Von diesem letzteren wollen wir aber hier abstrahiren, da die Infanterie, sobald sie noch zerstreut fechten kann, auf 600 Schritt der Artillerie mehr Schaden thut; das Nahgefecht der Artillerie ist in dieser Verbindung in der Entfernung von 1500—1000 Schritt. Hieraus folgt, dass die Zutheilung der Artillerie gestattet: 1. das Gefecht aus dreimal grösserer Entfernung zu beginnen; 2. im Nahgefecht vernichtende Wirkung auf einen Punkt zu konzentriren. Für den nicht mit Artillerie versehenen Theil resultiren hieraus zunächst Verluste durch Geschützfeuer, gegen das er sich nur leidend verhalten kann, indem er kein Mittel hat, demselben aktiv zu begegnen. Dann aber entstehen ihm bei dem Uebergange zum Nahgefecht durch die konzentrirte Wirkung solche Verluste, dass er das Feld vernünftiger Weise nicht halten kann. Endlich erleidet er wieder Verluste nach dem Aufgeben des Gefechts; während die Infanteriewaffe durch die grössere Entfernung bereits unthätig gemacht ist, übernimmt die Artillerie die Verfolgung mit Shrapnels und Granaten.

Diese Verhältnisse sind sich gleich bei dem Gefecht mit Infanterie, wie mit Kavallerie. Letztere wird zwar vermöge der Schnelligkeit ihrer Bewegungen durch das Feuer auf grössere Entfernung weniger leiden; dagegen muss sie, um selbst thätig zu werden, bis an die Mündungen der Geschütze heran, was sich dann einander aufhebt. Diese Verluste können aber unter Umständen, besonders im letzten Stadium des Gefechts, so bedeutend sein, dass sie die Ordnung bei der Kavallerie vollkommen zerstören; jedenfalls aber zwingt die der Infanterie beigegebene Artillerie die Kavallerie, ihre Attake aus weiterer Ferne zu beginnen und die abgeschlagenen Eskadrons in einer solchen wieder zu sammeln. Dies ist ein grosser Vortheil für die Infanterie, die dadurch die Zeit für ihre Bewegungen gewinnt. An eine von Artillerie entblösste Infanterie

reitet die Kavallerie bis auf 600 Schritt heran und chokirt, sobald die Infanterie Miene macht, sich zu bewegen; in derselben Entfernung sammeln sich die abgeschlagenen Staffeln. Ist Artillerie vorhanden, so bleibt die Kavallerie sicher 1500 Schritt ab, und diese vermag sie erst in 2—3 Minuten zurückzulegen, während welcher Zeit die Infanterie wiederum 300 Schritt gewinnen kann. Wir sehen so, dass durch Zutheilung von Artillerie wesentlich die Widerstandskraft der Infanterie erhöht und zu einer Stärke gebracht wird, die eine einzelne Waffe, Kavallerie oder Infanterie, nur durch grosse Ueberlegenheit der Zahl besiegen kann.

Dieses tritt dann noch mehr hervor, wenn wir das Gefecht aus der absoluten Ebene in ein Terrain verlegen, das an sich der Vertheidigung günstig ist; so z. B. bei dem Defilégefecht, wo die Vertheidigung durch Beigabe von Artillerie unter Umständen so gesteigert werden kann, dass sich ein Maximum des Widerstandes gar nicht ausdrücken lässt.

c) Kavallerie und Artillerie.

Ebenso wie die Infanterie durch die Zutheilung von Artillerie bedeutend an Vertheidigungskraft gewinnt, ebenso wird die Wirksamkeit der Kavallerie, ihre Offensivkraft, durch das Hinzutreten der Artillerie, und namentlich der reitenden Artillerie, gesteigert. Die Kavallerie erhält nämlich, was das Gefecht mit der Infanterie anbetrifft, durch diese Zutheilung von Artillerie, welche gar nicht einmal reitende zu sein braucht, das unfehlbare Mittel, bei dem Gegner Unordnung hervorzubringen, wodurch die sonst sehr zweifelhafte Sicherheit des Erfolges wesentlich gesteigert wird.

Kavallerie ohne Artillerie wird einer unerschütterten Infanterie im regelmässigen Gange des Gefechts, wo selten Ueberraschungen eintreten, schwer etwas anhaben können. Kavallerie mit reitender Artillerie wird, rein theoretisch betrachtet und in ganz ebenem Terrain, gegen Infanterie, der eine nur unzureichende Zahl Geschütze oder keins beigegeben ist, oft den Sieg davon tragen. Die Infanterie darf von der zerstreuten Fechtart und der Tragweite des Gewehrs nur einen sehr vorsichtigen Gebrauch machen, ist also bedroht, von der Artillerie zusammengeschossen, in Unordnung gebracht, und in wankenden, wirbelnden Massen von der einbrechenden Reiterei niedergeritten zu werden. (Beispiele sind die bekannten Gefechte von la Fère champenoise 1814 und das an der Göhrde bei Gadebusch 1813.) — Hierbei muss natürlich vorausgesetzt

werden, dass die reitende Artillerie Zeit zur Hervorbringung ihrer Wirkung hat; diese kann ihr aber die Kavallerie insofern lassen, als die Artillerie im Stande ist, sich eben so schnell und beim Beginn der Kavallerie-Attake selbst noch schneller zu bewegen als diese. Zur Zeit der glatten Geschütze mit ihrer so intensiven Kartätschwirkung gegenüber der alten glatten Infanteriewaffe berechnete man, dass die Artillerie in stärkster Gangart bis auf 600 Schritt an die Infanterie heranfuhr, etwa 2 Lagen abgab, und während dessen die Reiterei sich allmälig im Trabe bis auf die wirksame Chocweite näherte. Diese Zeit genügte dann, um die Bataillone gründlich zu bearbeiten; dies war die starke Seite des glatten Geschützes. Das ist aber heute anders. Die Kartätschwirkung des gezogenen Geschützes ist zu schwach, das Infanteriegewehr trägt zu weit, als dass die Artillerie in so kurzer Zeit und durch nahes Heranfahren die Ordnung der Infanterie brechen könnte. Es wird daher, was gerade bei einer guten Infanterie schwer ist, der Kavallerie obliegen, sie an ihre Stelle zu fesseln, damit sie für die Artillerie ein festes Ziel abgiebt. Gelingt dies, sowie einige gute Granatschüsse, so ist die Aussicht auf Erfolg da, denn die Granate wirkt physisch und moralisch mächtiger.

Wir haben bei dieser Discussion bisher ganz ebenes und übersichtliches Terrain vorausgesetzt, in welchem also beide Seiten sich beobachten und abschätzen und beide Waffen ihre Aktion gegenseitig leicht regeln können. Anders ist dies aber, wo das Terrain dies nicht oder nur theilweise begünstigt. Das Uebergewicht der Artillerie wird dann bei einer mit ihr verbundenen Infanterie viele Schwierigkeit haben, hervorzutreten, besonders wenn sie angriffsweise verfahren sollen. Einem geschickten Gegner wird dann wohl gelingen, so zu manövriren, dass die Artillerie nur feindliche zerstreute Fechter sieht und sich hüten muss, nicht in das Feuer derselben sowohl zu gerathen, wie das der eigenen Truppen zu lähmen. Ebenso und noch schroffer kann dies bei der Verbindung von Kavallerie und Artillerie hervortreten, und aus diesem Grunde ist es denn so selten in der Kriegsgeschichte, dass sich ein vereintes Wirken, ein gegenseitiges Verständniss und Abwarten der beiden Waffen zeigt. Nicht ganz mit Unrecht haben wohl oft die Reiterführer (wie bei Hainau) die Wirkung des Kartätschfeuers nicht abgewartet, weil die Artillerie die Infanterie nicht zum Halten zwingen kann, diese vielmehr grosse Schritte machen wird, so lange die Kavallerie nicht zur Attake ansetzt; und dies wird da um so mehr geschehen müssen, wo, wie bei den gezogenen Geschützen, die Kartätschwirkung

eine sehr geringe ist. Kann dann die Infanterie beispielsweise in getrennten Compagnie-Carrés sich aufstellen und die eine der Compagnien gegen die Artillerie beschäftigen, während die anderen einige Schritte rückwärts Terrain gewinnen; oder gelingt es ihr, auch nur einige Schützen in die Intervallen zu werfen, welche die Artillerie vom zu nahen Heranfahren abhalten, so wird es der Kavallerie oft sehr schwierig sein, die Wirkung derselben abzuwarten oder rechtzeitig zu benutzen. In der Regel muss die Artillerie ihr Feuer auf etwa 1500 Schritt beginnen, wo sie vom feindlichen Schützenfeuer wenig zu befürchten, vom eigenen alles zu hoffen hat; denn die Kavallerie kann sich selten darauf einlassen, der Artillerie wegen blos vorläufig die Schützen zurückzuwerfen; sie muss dann auch zugleich die Soutiens, die Massen angreifen.

Sicher ist aber ein Nebeneinanderbestehen der Wirksamkeit beider Waffen möglich; es wird sich immer nur um das Abwarten der Artillerie-Wirkung und um das Festhalten der Infanterie handeln.

Sind beide Waffen, Infanterie und Kavallerie, mit Artillerie versehen, und zwar so, dass sich beide die Waage halten, so hat die reitende Artillerie den Vortheil freier Beweglichkeit für sich; sie kann diese schwachen Seiten des Gegners ohne Gefahr für sich benutzen. Sie wird sogar hoffen dürfen, ihren Zweck vollständig zu erreichen, wenn sie unbekümmert um das Feuer der Fussartillerie und ohne Rücksicht auf die eigenen Verluste ihr Feuer gegen die feindliche Infanterie richtet, denn mit der Besiegung der Infanterie erfolgt die der Fussartillerie von selbst. Von der geschickten Führung der reitenden Artillerie wird meistens der Erfolg abhängen, besonders wenn das Terrain das Manövriren begünstigt. Ja, man kann unter Umständen behaupten, dass dann die der Infanterie beigegebene Fussartillerie ein gefährliches Hemmniss für jene ist, besonders da, wo es sich um kleine Truppenkörper oder um einen Rückzug handelt. Die Fussartillerie, in der freien Wahl ihrer Aufstellung durch die Kavallerie gehindert, ist dann an die Infanterie gefesselt und somit gelähmt, und gelingt es dem Gegner, sich flankirend so zu stellen, dass seine Granaten nicht nur die Fussartillerie, sondern auch in rasanter Flugbahn die Infanterie berühren, so ist nicht abzusehen, wie jene heil davon kommen soll.

Handelt es sich um ein Gefecht mit mehreren Bataillonen, welche eine Stellung behalten, vertheidigen wollen, so darf die reitende Artillerie ihre Wirkung nicht zersplittern; hat man mehrere Geschütze, so darf man nicht weniger als eine halbe

Batterie gegen ein Bataillon wirken lassen. Ist dieses erschüttert und bricht der Choc los, so richtet die Artillerie ihr Feuer gegen ein anderes Bataillon. Die Fussartillerie dagegen muss so viel als möglich bestrebt sein, der reitenden Artillerie während ihres Vorgehens Abbruch zu thun. Ist diese ausser Gefecht gesetzt, so fehlt der Kavallerie das Element des Ferngefechts, und es ist wenig mehr von ihr zu besorgen. Lässt sich die Fussartillerie nicht überraschen, bleibt sie ruhig und begünstigt das Terrain die Annäherung der reitenden Artillerie nicht, so wird jene häufig in den Fall kommen, durch die Demontirung der reitenden Artillerie das Gefecht zu entscheiden. Endlich muss nicht ausser Acht gelassen werden, dass bei zweckmässiger Tiefe der Aufstellung der Infanterie es sehr schwierig sein wird, sie in dieser Tiefe ganz das Gewicht der Artillerie fühlen zu lassen. Dass selbst kleinere Abtheilungen, wie Halbbataillone und Compagnien, richtig echelonnirt, im heutigen Gefecht sich der Kavallerie sehr leicht geradezu entledigen können, ist bei Gitschin 1866 gezeigt worden. Immer wird es bei einem blossen Frontalgefecht, wenn die Kavallerie verhindert ist, in die Flanke oder den Rücken der Infanterie zu kommen, ihr schwer werden, der letzteren sehr wesentlich zu schaden. Handelt es sich aber um einen Rückzug der Infanterie, also um Verzögerung desselben, oder ist sie durch ein längeres Gefecht schon etwas gelockert, so ist dies der Moment, wo die Verbindung der beiden anderen Waffen zur Geltung kommt; denn das giebt für die Fussartillerie Momente des Zurückgehens, in denen sie wenigstens theilweise unthätig sein muss.

Noch einflussreicher als im Gefecht mit Infanterie ist die Wirkung der Artillerie im Kavalleriegefecht. Die Kavallerie kommt erst zur Gefechtswirksamkeit im Moment des unmittelbaren Zusammentreffens mit dem Feinde, erst wenn die Säbel sich kreuzen. Durch die Zutheilung von Artillerie erhält sie das Element des Ferngefechts und damit ein entschiedenes Uebergewicht über Kavallerie ohne Artillerie. Ist man auf beiden Seiten mit reitender Artillerie versehen, so gleicht sich dieses zwar aus, das Gefecht selbst aber nimmt eine andere Gestalt an, und zwar in der Art, dass man sowohl von Hause aus, als auch in den einzelnen Gefechtspausen weiter aus einander bleibt, da sowohl bei der Eröffnung des Gefechts, als in diesen Pausen die reitende Artillerie am meisten thätig wird. Beim reinen Kavalleriegefecht halten die Linien oft auf Pistolenschussweite von einander; man sammelt sich unverfolgt auf 200 bis 300 Schritt, beobachtet in dieser Entfernung den

Gegner, geht von Neuem vor u. s. w. Artillerie bringt mehr Ernst in die Sache; sie ist das tragische Element in den sonst oft komischen Kavalleriegefechten. Zweckmässig placirt, macht sie es dem Feinde oft unmöglich, auf einem von ihr bestrichenen Raum vorzurücken oder sich aufzuhalten, er müsste denn sich schon auf Entfernungen entwickelt haben, die jedes weitere Manöver schwerfällig machen; sie erhöht daher das defensive Element der Kavallerie da, wo es auf Behauptung einer Aufstellung ankommt und man sich nicht sofort angriffsweise vertheidigen kann.

Beim Angriff leistet die Artillerie besondere Dienste, wenn die ihr beigegebene Kavallerie die durch sie hervorgebrachte Erschütterung geschickt zu benutzen im Stande ist; endlich gebraucht man sie, um dem Feinde das Sammeln und Ordnen seiner Kräfte auf Punkten zu erschweren, die man nicht schnell genug nach einer glücklichen Attake erreichen kann, um beim Rückzuge oder nach einem missglückten Angriffe das Sammeln und Ordnen der aufgelösten Truppe zu erleichtern. Dies letztere ist die schwierigste Aufgabe der Artillerie. Es ist natürlich, dass der obere Führer in allen diesen Fällen sich betreffs der Aufstellung und Bewegung, selbst mit seinen Angriffen nach der Artillerie richten muss, soll sie eine zweckdienliche Wirkung erreichen; dass aber umgekehrt, sobald er eingeschritten ist, die Artillerie aufmerksam den Ereignissen folgt und ihre weiteren Bewegungen nach ihnen bemessen muss.

Im Allgemeinen ist schon von dem Verhalten der reitenden Artillerie im Kavalleriegefecht bei Gelegenheit der Gefechtsverhältnisse grösserer Abtheilungen gesprochen. Hier müssen wir nur im Besonderen noch die Frage behandeln, wie sie ihre Wirkung zu regeln habe. Natürlich wird es ihr Hauptaugenmerk sein, sich eingehend und zwar auf näherer Distance (unter 2000 Schritt) nur mit der feindlichen Kavallerie zu beschäftigen. Diese Zeit wird, bei günstigem Terrain und sonstigen Umständen, von der eigenen Reiterei zu annähernden Flankenbewegungen benutzt werden müssen; im letzten Moment aber wird doch der Umstand eintreten, dass sie dann ihre Artillerie maskirt, ein Umstand, der sogar bei nicht förderlichen Terrain- oder Gefechtsverhältnissen schon früher sich herausstellt. Sehr richtig sagt der Verfasser der »Ideen über die Verwendung der Feldartillerie« über diesen Fall, dass es dann besser sei, mit der Artillerie nicht zum Kartätschfeuer (und zwar, wie es nicht anders sein könnte, in dem Augenblick, wo die Kavallerie mit ihr in gleicher Höhe zum wirklichen Angriff schreitet) überzugehen, sondern stehen

zu bleiben und die letzten best eingeschossenen Granatschüsse wirken zu lassen. Das jedenfalls übereilt abgegebene Kartätschfeuer könnte durch einen kühnen Coup vom Feinde gestört, die Artillerie ins Handgemenge gezogen und ihre Existenz in Frage gestellt werden, während sie in der behaupteten Stellung zugleich zur Aufnahme dient, wenn ihre Kavallerie zurückgehen muss. Erst im weiteren Verlauf des Gefechts wird sich dann eine Gelegenheit zu näherem Heranrücken ergeben.

Um einen Anhalt für die Praxis zu haben, erinnere man sich, dass es der Natur des gezogenen Geschützes, und des Hinterladers besonders, entspricht, möglichst wenig zu fahren und möglichst ruhig zu schiessen. Er bedarf Vorbereitung, um intensiv zu wirken; hat er aber diese, so wirkt er sicher und zermalmend in kürzester Frist. Es wird daher bei der gewöhnlichen Lage auf dem Gefechtsfeld ein Manövriren nur anzurathen sein, wenn der Boden, sein Anbau, die Witterung u. s. w. das rasche Bewegen unterstützen, was nicht immer der Fall ist und leicht zur Verschwendung kostbarer Minuten führt. Die Exerzirplätze verwöhnen nach beiden Richtungen hin, und so nöthig es ist, auf ihnen allen Graden die Gelegenheit zur Erlangung gegenseitigen Verständnisses zu geben, so nöthig ist es auch, sich vor den nichtartilleristischen Gewohnheiten zu hüten, die sich auf demselben einschleichen können.

Wir wollen hier nur noch von einem Verhältniss sprechen, das überall eintritt, wo Artillerie den anderen beiden Waffen zugetheilt wird: von der Deckung der Artillerie durch die anderen Waffen oder der Particular-Bedeckung.

Obschon einzelne Fälle in der Kriegsgeschichte vorkommen, dass die Artillerie sich selbst aus dem Handgemenge herausgeschlagen hat, so ist sie doch für dasselbe nicht geeignet, und man kann mit Recht sagen, sie sei nur dann vertheidigungsfähig, wenn sie abgeprotzt hat und zum Feuern bereit steht.*)

Aber selbst dann ist sie nur in der Front vertheidigungsfähig, und um sich in Flanke und Rücken zu wehren, muss sie erst manövriren und einen Theil ihrer Frontwirkung aufgeben. Gegen Angriffe während der Bewegung, so wie in Flanken und Rücken muss daher die Artillerie während ihres Feuers durch die anderen Truppen geschützt werden. Solche Momente, wo sie dieses Schutzes bedarf, können jeden Augen-

*) Ein Beispiel hiervon gaben die preussische reitende Garde-Batterie (Willmann) bei Leipzig und die zwölfpfündige Batterie Reuter bei Ligny, welche ihre Bedienungsmannschaften u. s. w. sammelten und die lästigen feindlichen Tirailleurs zusammenhieben.

blick und oftmals ganz unvorhergesehen eintreten, weshalb als Grundsatz festgestellt werden muss, dass die Artillerie unter allen Umständen und zu jeder Zeit durch eine ausschliesslich zu diesem Zweck bestimmte Abtheilung gedeckt werde. Diese so an die Artillerie gebundene Deckung nennt man gewöhnlich die Particular-Bedeckung, im Gegensatz zu der allgemeinen Deckung durch die Vereinigung der anderen Waffen. Diese Particular-Bedeckung soll niemals fehlen; die Artillerie wird dadurch erst gesichert und kann deshalb in das Gefecht viel kühner und daher viel entscheidender eingreifen. — Aus den starken und schwachen Seiten der Artillerie folgt, dass sie niemals den äussersten Flügel einer Truppenlinie bilden darf; sie muss stets durch die Particular-Bedeckung überflügelt werden. Hinter der Batterie darf diese nie stehen, weil sie sich damit zum Kugelfang macht und selbst nicht sehen kann, was vorgeht. Ebenso darf sie, wenn sie aus Infanterie besteht, nicht etwa Tirailleurs zwischen die Geschütze werfen. Sie stören dort die Ruhe und Ordnung und sind den Bewegungen der Artillerie hinderlich. Ebenso wenig darf sie der Artillerie dicht zur Seite stehen, weil sie dabei unnütze Verluste hat, das Ziel vergrössert und ein glücklicher feindlicher Angriff sie sofort mit über den Haufen werfen würde. Am besten steht sie daher, als Infanterie, wo möglich vorwärts und seitwärts, um die feindlichen Schützen in weiter Ferne zu halten; Kavallerie-Bedeckung rückwärts seitwärts, um der feindlichen Attake in die Flanke zu gehen. Greift der Feind in dieser Stellung die Batterie an, so wirkt die Bedeckung auf seine Flanken; greift er die Bedeckung an, so bekommt er Kartätschfeuer von der Artillerie. Muss die Truppe im feindlichen Kugelfeuer längere Zeit ausdauern, so wird es zweckmässig für die Kavallerie-Bedeckung, durch ein von Zeit zu Zeit vorzunehmendes ruhiges und besonnenes Wechseln des Platzes die Verluste zu vermindern. Dies muss aber immer erst geschehen, wenn man bemerkt, dass die feindliche Artillerie sich auf das Ziel eingeschossen hat. Uebrigens wird die Particular-Bedeckung fast immer Gelegenheit finden, Vortheile aus dem Terrain zu ziehen.

d) Gefechts-Verhältnisse grösserer gemischter Abtheilungen.

In den bisherigen Untersuchungen haben wir das Stärkenverhältniss, in welchem die Waffen in ihren Verbindungen erscheinen, ausser Acht gelassen und nur aus der Individualität einer jeden die Wirkungssphäre näher zu begrenzen gesucht, welche sie neben der andern erfüllen kann; es ist ferner im Allgemeinen nachgewiesen, wie in solchen Verbindungen die eine Waffe die Mängel der andern zu ersetzen im Stande ist.

Um durch solche Betrachtungen aber der Praxis näher zu kommen, ist vor allem der Modus der Combination der drei Waffen dabei in Erwägung zu nehmen. Sehen wir von demjenigen augenblicklich ab, was im vierten Kapitel des zweiten Abschnittes über die Organisationen und ihre Gesichtspunkte gesagt ist, so entsteht hier die Frage, welcher der kleinste aus allen drei Waffen combinirte Körper nach rein taktischen Forderungen sein müsse; wobei von Detachements, die für einen einseitigen und vorübergehenden Gefechtszweck gebildet werden, nicht die Rede sein soll. Diese Frage erledigt sich durch Erwägungen der Praxis, denn rein theoretisch ist sie garnicht für alle Fälle zu lösen. Es ist nämlich zunächst eine praktische Thatsache, dass die Wirkung der Artillerie, und namentlich des gezogenen Geschützes, nur innerhalb einer gewissen Zahl fortwährend vereinigter Geschütze zur schnellen, zweckdienlichen Aeusserung kommt; und dass eine Batterie von 6 bis 8 Geschützen durchaus vereinigt bleiben muss, wenn jedes einzelne an den Anfangs- oder Probeschüssen der andern sich orientiren und corrigiren soll. Die Zahl der Geschütze eines Corps ist nun, wenn wir von Bruchtheilen absehen, so bemessen, dass auf 1000 Mann etwa 3 Geschütze kommen. Rechnet man einen Theil zur Bildung einer Reserve für unvorhergesehne Fälle u. s. w. ab, so würden jeder Brigade Infanterie 2 Batterien zugetheilt werden können, und wenn man ganze Organismen gerne bei einander lässt, so liesse sich dem Gedanken, kleinere Schlachtenkörper von 1 Brigade Infanterie, 1 Regiment Kavallerie, 2 Batterien zu bilden, eine taktische Berechtigung nicht absprechen. Diese Combination würde auf Kriegsschauplätzen sehr bergigen, durchschnittenen Terrains, welche dem Manövriren grösserer Massen grosse Schwierigkeiten bereiten, zu erspriesslichen Resultaten führen können. Vergessen wir aber nicht, dass die moderne Kriegsführung zu ent-

scheidenden Schlägen mit grossen Massen drängt, und diese sich baldigst ein Terrain suchen können und müssen, auf welchem sie leicht geleitet werden, vereint sich schlagen können, und dass dann es wiederum in der Natur der Kavallerie und Artillerie liegt, nur durch Vereinigung in grösseren Massen sichtbare Erfolge zu erkämpfen und sie nachhaltig behaupten zu können. Das ist gegenüber den heutigen Feuerwaffen im Besonderen für die Kavallerie nothwendig. Ein Regiment Reiterei wird da selten in der Lage sein, taktische Erfolge von Bedeutung zu erringen, noch seltener, sie dauernd festzuhalten, wenigstens also so lange, bis Infanterie und Artillerie in genügender Zahl hiezu an seine Stelle zu treten im Stande sind. Endlich ist unter solchen Verhältnissen mit der Artillerie in den meisten Fällen ein schnelleres und sichereres Resultat zu erreichen, je mehr sie zusammengehalten wird, nicht allein der Konzentration der Wirkung wegen, sondern weil die sachgemässe Verwendung dadurch erleichtert wird und ihr Element mehr in der stabilen, konsequenten Schiessthätigkeit, als in der etwa nach der Infanterie zu bemessenden Beweglichkeit liegt. Endlich wird bei so vielen selbständigen Körpern die »Friktion der Maschine« vermehrt, wie überall, wo die Begrenzung der Wirkungssphäre jeder Einheit mehr in der Form des »Auftrags« erscheinen muss, als zur Form des positiven »Befehls« zugespitzt werden kann, wo also dem ausführenden Individuum eine gewisse Freiheit der Bewegung gelassen werden muss und mithin verschiedene Auffassungen und auch selbst Missverständnisse möglich sind.

Deshalb stellt man fast überall (Oesterreich, Italien, Russland, Deutschland) die aus 2 Brigaden Infanterie bestehende Division mit Artillerie und Kavallerie als die erste aus allen Waffen bestehende Einheit zusammen, und es handelt sich dann nur um die Stärke dieser beiden letzteren Waffen. Hier tritt nun natürlich immer der Zwiespalt ein, ob man die Division gleichmässig für die Fälle des Auftretens in grösserem Verbande und für die des isolirten Fechtens ausrüsten soll. Letztere erscheinen seltener; für sie würde allerdings eine stärkere Beigabe an Kavallerie und Artillerie die taktische Kraft der Division ausserordentlich erhöhen; aber da es möglich ist, sie für den speziellen Fall zu verstärken, richtet man überall sie nach dem Bedürfniss der Schlacht und nach dem disponiblen Vorrath ein. Preussen und Oesterreich gaben jeder Division 4 Fussbatterien (2 schwere, 2 leichte); Russland theilt ihr wahrscheinlich 3 Batterien (leichte) zu. Ueber die Kavallerie ist in Oesterreich noch nichts Bestimmtes entschieden. Im

Jahre 1866 sieht man die Corps in 4 selbständige Brigaden zu 7 Bataillonen mit je 1 Fussbatterie erscheinen, ohne ständige Kavallerie, wovon das Corps 1 Regiment hatte. Dagegen freilich erscheint die preussische Division verhältnissmässig besser organisirt, da sie 1 Kavallerie-Regiment besass. Auch ist eine Batterie für die Brigade von 7 Bataillonen zu wenig; will man sie einmal selbständig machen, so müssen ihr 2 Batterien gegeben werden, weil sie an sich eine schleunige, promptere Wirkung besitzen und dies das arithmetisch rationellere Verhältniss ist (2 Geschütze auf 1000 Mann). Wären z. B. die Brigaden des Ramming'schen Corps bei Nachod völlig selbständig in der oben bezeichneten Weise gewesen, so hätten sie mit ganz anderer taktischer Wucht auftreten können, gerade etwa so, wie das erste preussische Corps bei Trautenau in einer solchen Formation unzweifelhaft nach jeder Seite hin rationeller und nachhaltiger gefochten hätte. — Ob auch für die Aufträge, welche einer Division im grösseren Verbande zu Theil werden, es genügt, ihr 4 Batterien zu geben, und ob es vielleicht zweckmässiger ist, aus der Reserve-Artillerie ihr von vorn herein noch 1 oder 2 Batterien zuzutheilen, hängt von speziellen Befehls- und Organisations-Verhältnissen ab. Es hält immer schwer, die Reserve-Artillerie der Corps rechtzeitig und am rechten Ort ins Gefecht zu bringen (Skalitz, Trautenau, Sadowa) oder eine detachirte Division mit Artillerie noch genügend zu verstärken (Gitschin, wo der fünften preussischen Division 2 Batterien mehr die Arbeit recht erleichtert hätten, Maslowed, wo der Division Fransecky ebenfalls eine Unterstützung an Allem, namentlich an Artillerie, von Nöthen war). Derjenige, der sie dann gebrauchen darf, wird sie schon zeitig genug durch alle Schwierigkeiten schleppen, um die Unterstützung ihres Feuers zu gewinnen. Aber auch abgesehen hiervon, ist die Rolle der Artillerie heute eine andere als früher. Sie kommt früher und stärker ins Gefecht, um länger auf der einmal angenommenen Position zu wirken; es ist also die Beibehaltung einer relativ starken Reserve-Artillerie eigentlich gegen die taktische Fähigkeit der Artillerie überhaupt. Wir sagen, einer relativ starken Reserve-Artillerie, denn eine solche wird immer bleiben müssen; nur ist es nicht erwiesen, dass zur Erzielung einer guten Wirkung das Beisammenhalten im Hintergrunde nöthig sei. Dieser Gedanke ist auch von Artilleristen schon hervorgehoben, und man hat deshalb vorgeschlagen, diese Reserve-Artillerie mit dem Namen der Dispositions-Artillerie zu belegen, weil der Name der Sache bei vielen Köpfen auch das Wesen macht.

Wir haben nun schon durchblicken lassen, dass die zufällige Verbindung, in welche die Theile der verschiedenen Waffen zu einem Gefecht gebracht werden können, für das volle Verwerthen ihrer gesammten Lebensthätigkeit nicht genügt. Sie werden von Menschen geführt, und durch menschliches Urtheil geleitet, zwischen denen schon ein geistiges durch die Gewohnheiten des Lebens gewebtes Band existiren muss, wenn sie sich schnell verstehen sollen. Dieses Verständniss muss nun aber auch nicht ein rein subjektives sein, sondern es sollen Alle mit voller Kraft den Willen eines Einzelnen, des höchsten Führers, zu begreifen trachten und in der Ausführung das Subjektive ihrer Auffassung möglichst zurücktreten lassen. Dazu ist eine Coercition, ein grösserer oder geringerer Zwang, also auch eine Abhängigkeit irgend welcher Art von diesem Höheren, also keine zufällige oder vorübergehende, sondern eine dauernde Unterordnung unter ihn nöthig; und ebenso wie für jeden aus einer Waffe gebildeten Truppenkörper eine bestimmte Form der Unterordnung existirt, muss diese auch für Körper aus allen Waffen gefunden werden; eine Form, in welcher jedes Glied seine Kräfte für sich zu entwickeln im Stande ist, in der aber zugleich alle auf ein gemeinsames Ziel hinwirken. Jeder einzelne Theil jeder Waffe muss daher ein für allemal in eine bestimmte Ordnung gefügt werden, in welcher alle sich nach und neben einander, sowohl im Zustande der Ruhe, als in dem der Bewegung und des Gefechts, zu erhalten haben, ohne dass es nöthig wird, für jeden speziellen Gefechtsfall detaillirte spezielle Anordnungen zu ertheilen. Durch diese organische Gestaltung der Truppenkörper wird allein diejenige Schnelligkeit und Präzision erreicht, welche für die zweckmässigste Verwendung aller Theile nothwendig ist. In dieser Beziehung darf der Befehl eines Armee-Corps keine grössere Schwierigkeit haben, als der eines Regiments.

Diese Zusammenfügung, diese Form der Verbindung derjenigen Truppen, welche gemeinschaftlich mit einander fechten sollen, nennen wir im Allgemeinen Schlachtordnung, Ordre de bataille. Durch dieselbe erhalten die verschiedenen Waffen unter sich, und die einzelnen Grundabtheilungen unter einander ihren Platz, ihr Verhältniss zu einander angewiesen. Auf der einen Seite wird durch sie der Führer des Ganzen, auf der anderen Seite jeder einzelne Unter-Befehlshaber befähigt, in beständiger Uebersicht der Verhältnisse zu bleiben und sich über die Gefechts- oder Marsch-Verhältnisse leicht zu orientiren. Ferner wird dadurch allein die schnelle und

ordnungsmässige Aufstellung und Bewegung zum Gefecht erlangt, indem es hierzu nur eines kurzen Befehls, eines Kommandos bedarf. Diese Ordre de bataille, die bei jeder Truppe nothwendig ist, und für die kleineren Theile bereits im Reglement liegt, muss als Grundlage des Ganzen für jedes Corps, jede Division dieselbe sein; sie muss aber so oft erneuert werden, als im Laufe des Feldzuges Veränderungen eintreten. Von dieser Ordre de bataille, die nur eine allgemeine Uebersicht der Zusammensetzung eines Truppen-Corps ist, unterscheidet sich die Anordnung, welche wesentlich eine bestimmte Rücksicht auf die Verwendung der disponiblen Truppen zum Gefecht nimmt: die Schlachtordnung im engeren Sinne, die Gefechtsordnung.

Durch dieselbe soll jeder einzelne Truppentheil, jede einzelne Waffe befähigt werden, nach ihrer Eigenthümlichkeit zur Ueberwältigung des Gegners beizutragen; zugleich aber sollen die einzelnen Waffen auch so zu einander in ein Verhältniss gestellt werden, dass sie sich gegenseitig auf das Vortheilhafteste unterstützen und ergänzen können. Endlich muss durch die Gefechtsordnung der Uebergang aus dem Zustande der Ruhe in den der Bewegung und den des Gefechts, oder umgekehrt, mit grösster Schnelligkeit und Leichtigkeit möglich sein. Diese Gefechtsordnung wird nothwendig durch den jedesmaligen Standpunkt der Taktik der einzelnen Waffen bedingt, und sie wird zu einer Fundamental- oder Normal-Gefechtsordnung, wenn sie in einer Armee ein- für allemal reglementarisch festgestellt ist; wenn die Truppen so ohne weitere besondere Befehle und erneuerte Bestimmungen in einer festen Form, gleichsam mechanisch zum Gefecht gehen und es durchführen, so dass Modifikationen hierin nur für spezielle Gefechtsfälle nöthig werden. Diese Modifikationen müssen dann aber auch in solcher Gefechtsordnung schon vorbereitet sein.

Diese Normal-Gefechtsordnungen sind übrigens nicht ein Ergebniss der neueren Zeit; wir finden sie vielmehr überall und schon im Alterthum; die Stellungen der Phalanx, der Legion sind nichts Anderes. In neuerer Zeit ist durch die Einführung der Feuerwaffen, die Vermehrung der Artillerie u. s. w. die Bildung einer solchen Gefechtsordnung viel schwieriger geworden, indem sich damit ein grösserer Reichthum an Kräften aufgethan hat, die auf eigenthümliche Weise zum Zweck des Gefechts verwendet werden müssen.

Diese grössere Mannigfaltigkeit hat zugleich die nothwendige Folge, dass man sich gegenwärtig darauf beschränken muss,

die Normal-Gefechtsordnung nur als einen Ausgangspunkt oder Anhaltspunkt zu betrachten, der den allgemeinsten Gefechts-Verhältnissen entspricht und es den Führern überlässt, mit Rücksicht auf das Terrain, den Feind und den speziellen Gefechtszweck die nöthigen Modifikationen eintreten zu lassen. Betrachten wir so die neueren Normal-Gefechtsordnungen als Ausgangspunkt für jedes Gefecht, so ist ihnen ein sehr hoher Werth nicht abzusprechen. In ihnen findet auch der schwächste Führer einen bestimmten Halt, der ihn vor solchen Fehlern und Absurditäten schützt, die vorkommen würden, wenn er im Augenblick des Bedarfs alle Detail-Anordnungen befehlen und erläutern müsste. Aber auch der talentvollste Führer hat durch dieselbe den Vortheil, dass in der Hauptsache Alles abgemacht ist; er wird nicht durch Detail ermüdet, sondern kann seine Aufmerksamkeit ganz auf die Leitung des Gefechts im Allgemeinen richten, wie diese durch das Terrain und den Feind bestimmt wird. Die Schlachtordnung wird daher für den geistlosen Führer ein Band, das seiner Schwäche hilft; während sie für den tüchtigen Führer nur die erste Anordnung ist, aus der er mit Leichtigkeit in die Formen übergehen kann, die die speziellen Verhältnisse erfordern.

In der Zeit der Lineartaktik bildete ein Heer ein Ganzes, aus ungleichartigen Theilen bestehend. Eine Theilung konnte daher, wenn nicht etwa nur ein Flügel Kavallerie entsendet werden sollte, nur durch neue Formation statthaben. Ein Corps, was entsendet werden und die Fähigkeit haben sollte, ein Gefecht selbständig durchzuführen, das mithin aus allen Waffen bestehen sollte, musste stets besonders organisirt werden. Dies hatte den doppelten Nachtheil, dass einerseits die zu einander stossenden Theile nicht genau mit einander bekannt waren, oft nicht zu einander passten; andererseits aber, dass der Organismus des Ganzen zerrissen und gestört wurde. Hiervon ging zuerst der Herzog Ferdinand von Braunschweig 1761 ab, indem er die alliirte Armee in selbständige Corps theilte, die in ihrer Formation blieben, auch wenn sie, zusammengezogen, eine Armee bildeten. Die verschiedenartigen Elemente seines Heeres (Engländer, Hessen, Hannoveraner, Braunschweiger) gaben hierzu die nächste Veranlassung.

Im Allgemeinen aber ist festzuhalten, dass die Mischung der Waffen zur Zeit der Lineartaktik erst in der Armee als Ganzem stattfand, diese mochte klein oder gross sein. Immer finden wir das Corps de bataille der Infanterie in zwei Treffen und zwei Flügel Kavallerie; ein Verhältniss, welches bis in die ersten Jahre der Revolutionskriege bestand. Durch die

Fortbildung der Divisionen zu selbständigen organischen Körpern hat sich dieses Verhältniss wesentlich verändert. Das Heer besteht jetzt aus organischen Theilen, deren jeder für sich wieder das Bild des ganzen Heeres, und daher verhältnissmässig eben so selbständig ist. Theilung und Zusammenziehung ist daher auf das Höchste erleichtert. Durch die Theilung wird nicht mehr der Organismus des Ganzen zerrissen; die Zusammenziehung macht keine neuen Formationen nöthig; es ist nur ein In- oder Aneinanderschieben gleichartiger Theile, deren Thätigkeit und Wirksamkeit sofort und auf allen Punkten in einander eingreift. Dass dadurch die Führung des Ganzen, so wie die Gefechtsleitung unendlich gewonnen hat, leuchtet sofort ein.

Was nun die Normalgefechtsordnung der Truppenkörper der einzelnen Waffen betrifft, so ist diese im Wesentlichen schon gehörigen Orts beleuchtet worden. Es ist erwiesen, dass die Gliederung in die Tiefe, *l'ordre perpendiculaire* der Franzosen, das erste Gesetz für eine nachhaltige Gefechtsführung ist, namentlich für die Infanterie; bei der Kavallerie tritt dies Gesetz erst bei grössern Massen und unter gewissen Gefechtsumständen oder Gefechtszwecken ein. Deshalb hat auch die preussische Brigade schon, wie die österreichische, im Frieden diejenigen ihrer Theile bestimmt, welche im ersten Treffen, und diejenigen, welche im zweiten Treffen stehen sollen. Der Kommandeur braucht da nur einer Marschkolonne den einfachen Befehl zum Aufmarsch zu geben, um seine Truppe allen Bedürfnissen gemäss gegliedert zu haben. Ganz gleich verhält es sich mit der Führung der Division, und so hat selbst eine solche Masse für jeden der drei Gefechts-Abschnitte, Einleitung, Verwickelung, Entscheidung eine Gliederung in Avantgarde, Gros und Reserve.

Während die Normalgefechtsordnung nur vorschreibt, in welcher Gliederung eine gewisse Anzahl von Bataillonen oder Schwadronen fechten sollen, ist aber auch nöthig, diesen Truppen sowohl für die Lagerungs-Verhältnisse als für das Gefecht eine bestimmte Aufstellung vorzuschreiben, damit der innere Dienst sowohl, wie der im Gefecht mit Bestimmtheit und Leichtigkeit gehandhabt werde. Diese Norm für Cantonnirung, Lagerung, Aufstellung, nennt man Ordre de bataille, und sie verbindet auch die grösseren und grössten Massen zu einem leicht zu leitenden und zu ernährenden Organismus. Sie ist nothwendig, damit diese innere Ordnung nicht nach dem Belieben oder Wechsel in der Person des Führers gefährdet werde; um so nothwendiger, je grösser die zu ordnende Masse ist.

Eine solche Ordre de bataille ist daher auch, und um so viel mehr, für das Armee-Corps nöthig, welches als die grösste Vereinigung aller Waffen in der für ihre eigene nachhaltigste taktische Verwerthung erforderlichen Zahl, Bedeutung und Mannigfaltigkeit ist. Von allen Spezialtruppen, deren man immer nur wenige hat, werden erst dem Corps die relativ nöthigen Mengen beigegeben (Pioniere, Jäger, Munitionskolonnen, Eisenbahn- und Telegraphen-Abtheilungen u. s. w.). Durch diese Combinationen wird das Corps allen taktischen und strategischen Aufgaben gewachsen. In der deutschen Armee existirt das Corps als ein Organismus für Krieg und Frieden, als das Bild der Armee im Kleinen, während man in andern Ländern zu dieser gestaltenden, formativen inneren Kraft noch nicht hat gelangen können. Man muss sich da im Kriege, auf mechanischem Wege, durch äussere Zusammenfügung von Gliedern, welche bis dahin ohne jeden inneren Zusammenhang waren, zu helfen suchen. Man behält dadurch eine gewisse Freiheit, diese Mechanik nach verschiedenen Maassen zuzuschneiden; diese Freiheit ist aber einmal dem deutschen Bildungsmodus nicht abzusprechen, und dann eine so plötzlich geschaffene, unorganische, dass die durch sie gebildeten Glieder und Körper sich ihrer nicht rechtzeitig bewusst werden und zu der lebensvollen Thätigkeit nicht so schnell gelangen können, welche im Kriege das Kriterium eines gut gemachten Organismus ist.

Bei der grossen Menge von Interessen eines solchen Körpers ist nun eine Ordre de bataille ein unabweisbares Bedürfniss, weil nach derselben die Verpflegung der Masse allein geregelt werden kann. Da eine solche Masse aber auch, im Vereine selbst mit anderen gleichartigen Massen, immer einen selbständigen Gefechtszweck durchzuführen haben, für sich fechten wird, so ist es nöthig, ihr auch eine Normal-Gefechtsordnung zu geben, welche meist und am besten mit der Ordre de bataille zusammenfällt.

Das Armee-Corps hat nun eine Ordre de bataille, die darauf berechnet ist, dass das Corps selbständig auftreten und handeln soll, und bei der die preussische Friedensformation zum Grunde gelegt ist. Demgemäss bedarf es einer Avantgarde, eines Gefechtstreffens und einer Reserve. In der Bildung dieser Theile ist der kommandirende General wenig beschränkt; in der Regel wird aber die Reserve aus der gesammten Kavallerie, dem grössten Theil der reitenden und schweren Artillerie bestehen; er kann dann noch Infanterie hinzufügen.

Diese Ordre de bataille erscheint uns höchst zweckmässig; aus ihr kann leicht jede Gefechtsformation hervorgehen; das Infanterie-Corps ist im Stande, selbständig in jedem Terrain (in dem überhaupt gefochten werden kann) ein hartnäckiges Gefecht geraume Zeit, selbst gegen grosse Ueberlegenheit, hinzuhalten; ein Verhältniss, welches sich natürlich in einem günstigen Terrain noch steigert. Bei seinem Eintreffen auf dem Schlachtfelde muss ein solches Corps ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale legen. Es sind 25,000 Mann Infanterie, 3000 Mann Kavallerie und 90 Geschütze, welche hier auftreten.

Die Schlachtordnung der Lineartaktik ist auf das Frontalgefecht in der Ebene mit Flügelanlehnung berechnet; sie ist eine vollständige Entwickelung aller Kräfte zu gleichzeitigem Gebrauch; aber eben deshalb, bei dem daraus hervorgehenden Mangel an Tiefe, gestattet sie nur sehr schwierig Abänderungen. Daher kam z. B. die Verlegenheit der Gegner Friedrichs II., wenn sie, um seinen unerwarteten Angriffen, Umgehungen und Flankenangriffen zu begegnen, neue Fronten entgegensetzen mussten. Bei der heutigen Normal-Schlachtordnung bietet das Gefecht in der absoluten Ebene, das Frontalgefecht, keine vortheilhafteren Gefechts-Verhältnisse, als das Gefecht im coupirten Terrain. Flankenangriffe und Flankengefechte kommen überall vor; sie haben ihren absoluten Werth verloren; die Tiefe der Stellung erlaubt, ihnen zu begegnen, sie entweder ganz zurückzuweisen oder doch grösstentheils unschädlich zu machen, Man schlägt sich jetzt nach jeder Flanke, wie in der Front, ohne dass aus ersterem Gefecht bedeutende taktische Nachtheile hervorgingen. (Von den strategischen Nachtheilen haben wir hier nicht zu sprechen.)

In dieser Gefechtsstellung sind die Aufstellungen in Linie oder Kolonne gleich bequeme Zustände; der Uebergang aus einer in die andere, sowie in jede andere Form, ist leicht; das zerstreute Gefecht ist in ihr vollständig vorbereitet. Bei der Gliederung des Ganzen in diskrete Haufen, die hier zunächst durch die Brigaden gebildet werden, ist man im Stande, sich zur möglichst grossen Breite auszudehnen, oder sich in tiefe Kolonnen zusammenzuziehen. Man kann daher hier nach dem Bedürfniss der Umstände die ganze Kraft auf einmal entwickeln oder sie successive an den Feind führen.

Wir verlangen von einer Normalordnung, Ordre de bataille, ausserdem, dass dadurch die schnellen Uebergänge aus dem Zustand der Ruhe in den des Gefechts und der Bewegung begünstigt werden. Auch dieser Forderung ist hier entsprochen.

Die Märsche sind nach der Ordre de bataille sehr leicht und einfach anzuordnen; die Formation in diskrete Haufen, so dass jeder Theil zugleich für sich ein selbständiger ist, erleichtert dies noch mehr. Man kann mit Bequemlichkeit ein Corps von 30,000 Mann auf vier verschiedenen Strassen marschiren lassen, so dass jede Kolonne für sich nicht erst gebildet zu werden braucht, sondern, aus allen Waffen bestehend, für sich im Fall der Ueberraschung ein Gefecht annehmen kann, bis zum Herankommen der anderen Divisionen. Der Treffenabmarsch der Lineartaktik erlaubte dies nicht und verhinderte auch den Vortheil, die Wege auszuwählen; man musste in nächster Nähe zusammenbleiben, um den Aufmarsch so schnell als möglich machen zu können.

Der Leser wird aber schon durchgefühlt haben, dass wir mit der Berührung neuer taktischer Begriffe, wie Ruhe, Bewegung, Gefecht im Hinblick auf den Zweck u. s. w. auch auf ein neues Gebiet gerathen, in welchem die Formen und die Waffenwirkungen nicht als das allein Wesentliche erscheinen, sondern der Boden, auf dem wir uns bewegen, und der Zweck, warum wir es thun, als gleichberechtigte Faktoren der Betrachtung erscheinen. Dieses neue Gebiet ist nun das der angewandten Taktik, zu der wir demnächst übergehen wollen.

ZWEITER THEIL.

ANGEWANDTE TAKTIK.

EINLEITUNG.

Wir haben die Vorlesung über Taktik eingetheilt in Elementar- und angewandte Taktik. Zu ersterer zählten wir die Aufbringung und Organisation der bewaffneten Macht; die Ausrüstung des Heeres, die Formation der verschiedenen Waffen, die Evolutionen der taktischen Einheiten dieser Waffen, so wie die Formation grösserer und gemischter Truppenkörper; endlich die Grundzüge, die Elemente des taktischen Verhaltens der Truppen in den verschiedenen Lagen des Gefechts. Wir abstrahirten hierbei, so weit es irgend möglich war, von dem Terrain sowohl, als von den verschiedenen Gefechtszwecken, und liessen alle Beziehungen beider Gegenstände zum Gefecht, den grossen und oft entscheidenden Einfluss derselben, so viel als irgend möglich unberücksichtigt. Wir betrachteten somit die Taktik und das Gefecht ganz abstrakt, entkleidet von der Lebendigkeit, die dasselbe erst durch bestimmte gegebene Zwecke, so wie durch die Ausführung in einem gegebenen Terrain erhält. Wir haben also die Elemente der Taktik kennen gelernt und kommen nun in unserer Betrachtung zur Anwendung dieser Elemente auf das Gefecht, auf den Krieg. Wir bezeichnen deshalb diesen zweiten Theil als Betrachtung der angewandten Taktik.

Elementar-Taktik und angewandte Taktik sind daher kein Gegensatz; jene ist vielmehr nur die Grundlage dieser, das Fundament, von dem ausgegangen und auf das weiter gebaut wird. Während wir im ersten Theile die Formation, Organisation der Truppen, die ihnen inwohnende taktische Ausbildung, die Natur jeder Waffe betrachteten, gehen wir nunmehr zur Betrachtung derjenigen kriegerischen Handlungen über, welche in Folge und vermittelst dieser taktischen Ausbildung durch die Truppen zur Ausführung kommen, und wir haben es daher nicht mehr mit den Vorbereitungen zum Kriege, sondern mit dem Kriege selbst zu thun.

Betrachten wir den Krieg, so sehen wir auf den ersten Blick, dass derselbe im Allgemeinen zerfällt in die drei Momente der Bewegung, der Ruhe und des eigentlichen Kampfes. Dies ist schon an sich klar. Krieg ist Kampf, und somit Kraftäusserung. Eine Kraftäusserung dieser Art wird durch endliche Mittel erreicht, sie kann also nicht kontinuirlich sein, sondern wird durch Ruhe unterbrochen, d. h. Momente, in denen sich die Kraftäusserung nicht zeigt. Diese letztere hat dann für sich wieder die zwei Seiten der Bewegung und des eigentlichen Kampfes im engeren Sinne, des Gefechts.

An dieses Verhältniss wollen wir uns zunächst halten und dasselbe zum Leitfaden für den weiteren Gang unserer Betrachtung nehmen. Hierbei muss dann stets ein Element mit in Berechnung kommen, das bisher ausser derselben blieb, nämlich der Einfluss des Terrains auf Bewegung und Ruhe der Truppen, so wie auf den Kampf, das Gefecht selbst.

I. Abgesehen von dem Gefecht selbst, von den Bewegungen, welche in ihm vorkommen, ist die Bewegung taktischer Körper der Marsch. Diese Bewegung ist doppelter Art, nämlich:

a) Bewegung, Marsch, bei dem das Gefecht nicht direkt in Beziehung kommt. Hierher gehören also alle Märsche als Vorbereitung zum Kriege, Zusammenziehungen, Concentrirung der Truppen, der Marsch nach oder von dem Kriegstheater im engeren Sinne. Man hat viel nach einer bezeichnenden Benennung dieser Art von Märschen gesucht und hat sie endlich Friedensmärsche, Reisemärsche genannt. Erstere Benennung passt indessen für solche Märsche nicht; sie kommen vielfach im Kriege, selbst auf dem Kriegstheater im weiteren Sinne, vor; die Truppen sind dabei auf dem Kriegsfusse, sie führen Bagage, Feldmunition, Feldgepäck etc. bei sich, was bedeutende Unterschiede hervorbringt, die sehr ins Gewicht fallen. Es wird uns nichts Besseres übrig bleiben, als solche Märsche Reisemärsche zu nennen, obschon dieser Name auch vielfache Anfechtungen erlitten hat.

Als eine besondere Form der Bewegung erscheint dann die künstlich beschleunigte durch den Gebrauch der Eisenbahnen, und die Beförderung der Truppen auf Fahrzeugen und Schiffen.

b) Die zweite Art von Märschen sind dann die auf dem Kriegstheater ausgeführten, die eigentlichen Kriegsmärsche, unter den Augen des Feindes oder doch in

der Wirkungssphäre desselben, bei denen daher schon eine direkte Beziehung auf den Feind und auf das Zusammentreffen mit ihm, im Gefecht, stattfindet. — Während bei der ersten Art die ökonomischen Rücksichten, die Rücksichten auf Verpflegung, Bequemlichkeit, Erhaltung der Truppen vorherrschen, ist hier die taktische Rücksicht auf das Gefecht das vorzugsweise Bedingende. Die marschirenden Truppen müssen auf das Gefecht vorbereitet, zum Gefecht geordnet sein, und die Gefechtsordnung wird somit das Bestimmende für die Marschordnung. So tritt mithin die Sorge für die Sicherheit der Märsche hervor und wir haben daher hier

c) den Zweck, das Verhalten, den Dienst der Avantgarden, Arrièregarden und Seitendetachements zu betrachten.

II. Der Zustand der Bewegung steht mit dem der Ruhe in unausgesetzter Wechselwirkung. Die Bewegung, welche die Kraft konsumirt, bedingt die Ruhe, welche diese wiederherstellt; sie geht von dem Zustande der Ruhe aus und geht in denselben wieder zurück.

Im Allgemeinen ist die Ruhe in doppelter Form vorhanden, nämlich als die eine Seite des täglichen Wechsels von Ruhe und Bewegung, und dann als die längere Pause zwischen Perioden der Kraftäusserung.

Der Zustand der Ruhe im Kriege aber lässt sich auch nach drei Seiten betrachten:

a) Die Seite der Unterbringung der Truppen, wobei, wie bei den Reisemärschen, die ökonomischen Rücksichten vorherrschen. Diese Unterbringung ist nun entweder der Cantonnement, oder Lagerung, oder Bivouak.

b) Die Seite der Aufstellung der Truppen, mit Rücksicht auf das Terrain und den Feind, die Betrachtung der Positionen, Stellungen, Aufstellungen.

c) Die Betrachtung der militairischen Maassregeln zur Verhütung der Störung der Ruhe; die Sicherung der Truppenaufstellungen durch Vorposten und Vortruppen, woran sich dann der Parteigängerkrieg anschliesst, der fast immer nichts Anderes zum Hauptzweck hat, als Sicherung unserer Truppen oder Störung der des Gegners.

Nachdem wir so die dem eigentlichen kriegerischen Akt vorher und zur Seite gehenden Zustände der Bewegung und Ruhe betrachtet haben, gelangen wir zu diesem selbst,

III. dem Gefecht. Das Gefecht ist Kampf, ist Angriff und Vertheidigung in steter Wechselwirkung. Vom taktischen Standpunkte aus lässt sich dieser Kampf wiederum unter einem dreifachen Gesichtspunkte betrachten:

a) Nach der äusseren Erscheinung, und so in bestimmter Beziehung auf die Terrain-Gegenstände und die Gelände, in denen gefochten wird, und welche dem Gefechte eben eine verschiedenartige Gestalt geben, als Waldgefecht, Gebirgsgefecht, Dorfgefecht, Defilé- und Dammgefecht, Gefecht um befestigte Posten, Flussübergangsgefecht.

b) Nach dem innern, zum Grunde liegenden speziellen Zwecke, als das Gefecht der Vortruppen, Rekognoscirungs-Gefecht, Ueberraschungs-Gefecht (Ueberfall, Allarmirung, Hinterhalt), das hinhaltende Gefecht, Scheinangriff, Deckungsgefecht.

c) Endlich nach der Masse der in das Gefecht kommenden Truppen, als das Gefecht und die Schlacht.

ERSTER ABSCHNITT.

Lehre vom Marsch.

Die Märsche zerfallen, wie wir in der Einleitung gesehen haben, in Märsche nach dem Kriegsschauplatz oder Reisemärsche, und in Märsche auf demselben oder Kriegsmärsche. Der wesentliche Unterschied beider ist leicht zu sehen. Bei den Reisemärschen handelt es sich um Zurücklegung einer bestimmten Entfernung, das Erreichen eines entfernten Zieles mit möglichster Schonung der Truppen in Bezug auf ihre Kampffähigkeit und das ihnen zugehörige Material.

Kampf- oder Schlagfähigkeit werden wir im Folgenden von Schlagfertigkeit unterscheiden, und zwar so, dass Ersteres jenen Zustand einer Truppe bezeichnet, in dem sie organisatorisch zum Schlagen ausgerüstet ist, aber taktisch noch nicht dazu vorbereitet; Letzteres aber soll die taktische Bereitschaft zum Gefecht bezeichnen, und es wird dann hier in unserer Betrachtung die vollständige Schlagfähigkeit vorausgesetzt, d. h. eine mobilgemachte Truppe; denn eine Truppe kann auch für gewisse Zwecke schlagfertig sein, ohne mobil gemacht zu werden.

Es werden daher die ökonomischen Rücksichten, so wie diejenigen auf Verpflegung, Bekleidung und Bequemlichkeit die vorherrschenden sein, jedoch so, dass durch sie die Abhärtung und Kriegstüchtigkeit der Truppen gewinnt.

Diese Art von Märschen hat eine besondere Wichtigkeit für die preussische Armee, wegen der lang gestreckten Form des Staates, welche die Truppen trotz der Eisenbahnen immer noch zu weiten Märschen nach den Kriegsschauplätzen zwingen wird, und welche dazu benutzt werden muss, in der grösseren Hälfte der Soldaten die Disziplin und die Gewohnheiten des Standes zurückzurufen.

Bei den Kriegsmärschen dagegen handelt es sich um Zurücklegung einer nicht ganz bestimmten, in der Regel geringeren Entfernung, um aus einer Aufstellung in die andere zu gelangen, oder um an den Feind und zum Schlagen zu

kommen; immer jedoch unter steter Beibehaltung der Schlagfertigkeit der Truppen. Die ökonomischen und Bequemlichkeits-Rücksichten treten hier in den Hintergrund, dagegen treten hervor die taktischen, die Sicherheits-Rücksichten, der Zeitgewinn. Es handelt sich darum, möglichst rasch, sicher und mit der dabei geringsten Konsumtion an Kräften zu marschiren. — Beiden Arten ist daher gemein die Thätigkeit des Marsches und — bei jeder in veränderter Gestalt — die Rücksicht auf Verpflegung und Erhaltung der Disziplin.

I. Reisemärsche.

a) Länge der Märsche.

Jeder Marsch kostet Kräfte und Zeit; die Kräfte, welche für den Marsch verbraucht werden, können nicht anderen Zwecken dienen; ebenso ist es mit der Zeit. Bei dem Reisemarsch aber können, eben weil nicht gefochten werden soll, alle Kräfte auf den Marsch verwendet, dieser also kann ausgedehnter werden, wodurch zugleich Zeitgewinn entsteht.

Die Länge der Reisemärsche nun darf aber nicht nach dem bemessen werden, was ein Einzelner, selbst ein mit Gepäck belasteter Mann oder Reiter leisten können. Der Einzelne geht nach seiner Lust; er kann nach Belieben den Schritt ausdehnen oder verkürzen; er hat keine Aufmerksamkeit auf Andere zu verwenden. Dieses Letztere aber ist es gerade, was die Arbeit des Marschirens in grösseren Haufen für Mann und Pferde gleich beschwerlich macht. Die stete Aufmerksamkeit auf den Vordermann und die Nebenleute, das unfreiwillige Verkürzen oder Verlängern des Schritts, der Staub u. s. w. tragen fast eben so sehr, als die einfache Bewegung an sich, zur Ermüdung und Verzehrung der Kraft bei. Ein einzelner Mann oder ein einzelnes Pferd würden ohne grosse Beschwerde täglich 5 Meilen marschiren können; bei allen etwas grösseren Abtheilungen muss man aber schon bedeutend heruntergehen, wenn man nicht zu grosse Kraftanforderungen stellt oder stellen muss. In der Regel wird daher der gewöhnliche Reisemarsch nicht über 3 Meilen gemacht und dann ein Ruhetag alle vier Tage gegeben werden müssen.

Sehr vielen Theoretikern, ja selbst vielen sogenannten Praktikern wird diese Entfernung als eine geringe erscheinen.

Bedenkt man indessen, dass grössere Abtheilungen, um ihrer Unterbringung willen, die Hauptstrasse nicht allein halten, sondern in der Regel noch abbiegen und Nebenwege einschlagen müssen, ihr Weg sich daher durch die Märsche nach den Quartieren noch gewöhnlich um $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Meile verlängert, so wird man obige Regel als eine sehr weise erkennen. Jedoch auch Märsche, welche 4 bis $4\frac{1}{2}$ Meile betragen, werden von den Truppen sehr gut ausgeführt werden, und sie können dann mehrere Tage einen solchen Marsch ausführen, wenn die Verpflegung gut, der Quartier-Rayon nicht zu weit ist und die Wege gut sind.

Märsche, die 5 bis 6 Meilen lang sind, sind stark; die Truppen können dann schon nicht mehr seitwärts der Strasse gelegt werden, sondern müssen bivouakiren, insofern sie nicht an der Hauptstrasse in einem engen Cantonnement untergebracht werden können. Solche Märsche sind für Infanterie nur selten, und dann höchstens 3 bis 4 Tage hintereinander ausführbar; für Kavallerie dagegen ist dies, wenn sie allein marschirt, keine besondere Anstrengung.

6 bis 8 Meilen sind jedoch schon sehr starke Märsche, forcirte Märsche.

Die besten Truppen halten sie höchstens 2 bis 3 Tage hintereinander aus und werden doch noch dabei starke Verluste durch Ermüdung und Brustkranke haben. Auch können sie nur mit kleineren Abtheilungen vorgenommen werden. Dabei muss die Verpflegung bei der Hand sein, entweder auf den Bivouakplätzen oder in den Quartieren.

Starke und lange anhaltende Märsche hält Infanterie besser aus als Kavallerie. Dies anscheinende Paradoxon erklärt sich leicht dadurch, dass die Kavallerie mehr Bedürfniss hat, in regelmässiger Thätigkeit zu bleiben, da die Pferde eine solche lieben und ihre Abwartung leidet. Der Mensch erträgt in der That mehr als das Thier, da er sich leichter an Unregelmässigkeiten der Lebensart gewöhnt und vor allen Dingen fähig ist, seine physischen Kräfte durch moralische Potenzen zu erhöhen. Gewöhnlich werden so starke Märsche zu einer grossen Entscheidung unternommen; diese Erwartung regt die geistigen und dadurch die körperlichen Fähigkeiten an. Endlich ist die Maschine — Mann und Pferd — komplizirter, ihre Erhaltung im Betriebe schwerer.

Wollte man nach langer Zeit der Ruhe gleich anfangs starke Märsche machen, so würden die Truppen sehr schnell aufgerieben werden. Sie müssen sich einmarschiren, die Pferde allmälig das unnütze Fleisch verlieren, und bei der schweren

Kavallerie nach Maassgabe dessen die Sattelung geändert werden. Bei den ersten Zusammenziehungen der Truppen wird man daher stets nur 3 Meilen auf den Tagemarsch rechnen können. Sind die Truppen abgehärtet, einmarschirt, so können ohne zu grosse Verluste die Märsche länger werden.

Es versteht sich von selbst, dass Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung von Reitern, Pferden und Fussvolk sehr viel zu Erleichterung dieser Aufgaben beitragen können. Dies ist denn eine Hauptarbeit der neuesten Zeit gewesen, denn die Beschwerde eines gewöhnlichen Marsches selbst ist für einen vollständig feldmässig ausgerüsteten Infanteristen immer gross, da seine körperliche Disposition nicht alle Tage dieselbe ist, und die Verpflegung bald schlechter, bald besser ausfällt. Es giebt Leute, welche in ihren Anforderungen an die Leistungen ganz willkürlich und rücksichtslos sind, und die nie berechnen, was sie durch einen oder zwei schlecht den Umständen angepasste Märsche an Abgang verlieren.

Die Franzosen, die in dieser Beziehung sonst praktisch sind, haben selbst noch jetzt den Soldaten ausserordentlich belastet, wahrscheinlich weil das Naturell desselben sich nicht vieler kleiner Bequemlichkeiten enthalten kann, die in ihrer Gesammtheit ins Gewicht fallen, als Bürsten aller Art, Lackirwerkzeuge u. s. w. Auch bei uns hatte dies Bepacken mit kleinen Gegenständen, die überdies leicht verloren gehen, viele Freunde. Unentbehrlich erscheint uns das preussische Kochgeräth, obgleich die Verpflegung des Soldaten im Bivouak, so wie seine Gefechtsbereitschaft sehr durch das Kochen in Abtheilungen, wie es bei den Franzosen und Oesterreichern geschieht, gewinnt.

b) Einfluss der Jahreszeit und des Wetters.

Im Obigen haben wir von der Länge der Märsche, ganz abgesehen von allen erschwerenden oder erleichternden Bedingungen, gesprochen. Es ist aber einleuchtend, dass bei der Berechnung der Leistungsfähigkeit der Truppen noch andere Faktoren hinzutreten, unter denen die Jahreszeit und das Wetter obenan stehen. Im Sommer sind die Wege in der Regel besser als im Frühling und Spätherbst; dagegen erschweren Staub und Hitze das Marschiren. Die Heere Deutschlands bestehen grösstentheils aus jungen Soldaten, und die jugendliche Konstitution ist für die Ertragung der grösseren Hitzgrade nicht so gut befähigt, wie die des Mannesalters. Die Franzosen, welche doch zum grössern Theil ältere Soldaten hatten und mehr an Hitze gewöhnt sind, machten

in Afrika immer nur sehr kleine Märsche, des Mangels an gebahnten Wegen und der Hitze wegen, dessenungeachtet haben sie öfter unglaubliche Verluste gehabt. Es kamen Fälle vor, wo durch die Folgen der Hitze alle Bande der Ordnung und Disziplin gelöst waren, besonders bei der Infanterie. Der Genuss geistiger Getränke nahm nebenbei nämlich so überhand, dass die Mannschaften schon dadurch alle moralische Kraft verloren. Wo man nicht strenge diese militairische Unsitte überwacht, rächt sich diese Unterlassung sehr bald, und zwar durch die Unzugänglichkeit des Gemüthes des Soldaten. Dies ist denn die schlimmste Folge überhaupt von übertriebenen Anstrengungen und wird gar zu leicht von den Theoretikern übersehen, während diejenigen, welchen die Aufgabe zugefallen ist, die Disziplin zu erhalten, an solchen kaum lösbaren Aufgaben Muth und Standhaftigkeit aufgeben.

Anders ist dies im Winter. Ist er hart, so marschirt es sich in der Regel gut für die Infanterie, schlecht für die Kavallerie. Natürlich hat auch dies seine Grenze, indem bei sehr starker Kälte das Marschiren sehr unangenehm ist. Wenn indessen nur Reisemärsche gemacht werden, so schadet selbst ein hoher Kältegrad wenig. Im Sommer konsumiren sich die Kräfte schneller, die Anordnung des Marsches muss überhaupt künstlicher sein. Die Glieder müssen wegen Staub und Hitze geöffnet sein, es müssen mehr Ruhepunkte gemacht werden; es muss eine grosse Aufmerksamkeit auf das Schuhzeug und die Fusskranken resp. das Drücken der Pferde gewendet werden. Dies ist ein Gegenstand der beständigen Sorgfalt der Vorgesetzten und kann Beides nicht genug im Auge behalten werden. Die Erhitzung der Füsse und des Rückens beim Pferde sind sehr stark und fast die alleinigen schwachen Seiten. Ein Fusskranker, selbst wenn er guten Willen hat, reibt seine Kräfte durch den beständigen Schmerz unverhältnissmässig mehr auf. Die Erhaltung der Marschdisziplin ist bei grosser Hitze viel schwerer, besonders bei der Infanterie. Der häufige Genuss des gesalzenen oder geräucherten Specks erregt den Durst, die Leute suchen in dieser Pein jede Gelegenheit zum Trinken herbei und sind dann fast garnicht im Gliede zu halten. Es ist ihnen dann, wo irgend möglich, jede Erleichterung zu gewähren; denn nichts erschwert ihnen ihre Aufgabe mehr, als die doch immer vorhandene Beengung der Lungen und somit des freien Blutumlaufs durch das Gepäck. Die Franzosen in Spanien, die Engländer in Indien und die Russen in Persien marschirten bei solchen Gelegenheiten ohne alles Gepäck, nur mit den Waffen, der Munition und einigen

Lebensmitteln. Freilich muss dieses Ablegen des Gepäcks in einem grösseren Truppentheil (Corps, Division) gleichmässig geschehen, denn sonst marschiren die Kolonnen ungleichmässig und die bepackt marschirenden Mannschaften glauben sich mit Recht vernachlässigt.

Bei kühler Witterung im Herbst und im Winter kann man daher die Wege leicht um 1 bis 1½ Meile länger machen, als im Sommer bei heisser Zeit, ohne die Truppen im mindesten mehr anzustrengen, als dies im Sommer auf einem Marsche von 3 Meilen geschieht.

Hoher Schnee, Schneegestöber, Regenwetter, Thauwetter, Glatteis machen fast immer die Märsche höchst beschwerlich, besonders wenn sie auf Landwegen ausgeführt werden und diese tief zerfahren sind, indem dann der Soldat schwer einen ordentlichen Fusspfad findet. Durch Glatteis verloren die Franzosen 1812 in der Nähe von Wilna fast den ganzen Rest ihrer Artillerie, Bagage und namentlich die Kriegskasse. Man nimmt an, dass heftiger Wind von vorne ¼ bis ¾ Stunden, Wind mit Regen und Schnee 20 Minuten, starker Regen oder Schnee ohne Wind 15 Minuten, Wärme über 15° 20 Minuten, bis zu 25° um das Doppelte pro Meile den Marsch verzögern.

Die Brigade Pirch des zweiten preussischen Corps marschirte am 30. Juni bis zum 12. Juli in 19½ Stunde bei grosser Hitze 7 Lieues = 4¼ Meilen von Blanc-menil bis Carrière; während sie drei Tage früher von Noyon nach Nanteuil 13 Meilen in 38 Stunden gemacht hatte, wobei noch 6 Stunden auf das Gefecht bei Villers-Cotterets zu rechnen sind. Sie hatte bei jenem Marsch bedeutende Verluste.

c) Einfluss der Tageszeit.

Auch diese verdient eine Berücksichtigung bei der Anordnung der Märsche, weniger bei kühlem Wetter, als bei heissem. Man wird sie hier insofern ins Auge fassen, als natürlich die Märsche so eingerichtet werden müssen, dass man der heissen Tageszeit entgeht. Man wird also bei kürzeren Märschen so früh aufbrechen, dass man den Marsch vor Mittag hinter sich hat, oder wenigstens dann doch — bei sehr starken Märschen — die grössere Hälfte zurückgelegt ist. Alsdann muss man einige Stunden ruhen und darauf den Marsch vollenden. Beides gilt indessen als Regel nur für die Infanterie.

Die heisse Jahreszeit, mit der der längsten Tage zusammenfallend, bietet so Gelegenheit dar, von Morgens 3 Uhr, 4 Uhr,

bis 12 Uhr Mittags 8 bis 9 Stunden bei hellem Licht zu marschiren. In dieser Zeit kann man schon einen Marsch von 4 bis 5 Meilen machen, da im Sommer bei heissem Wetter die Wege in der Regel gut sind. Kavallerie und reitende Artillerie werden dann sogar 5 bis 6 Meilen zurücklegen können. Man wird daher selten gezwungen sein, jene Rast zur Zeit der Mittagshitze zu machen, denn es ist immer besser, früh aufzubrechen und früh ins Quartier zu kommen als umgekehrt.

Indessen hat dieses Frühaufbrechen seine Grenze, und ehe man den Einfluss der Hitze zu sehr fürchtet, bedenke man immer, dass nur ein ordentlicher Schlaf die Kräfte ersetzt, und zwar fast mehr als die Nahrung. Soldaten und Pferde müssen ausschlafen. Beides aber ist man nur Nachts zu thun gewöhnt; besonders die Pferde sind hierin sehr schwer zu ändern; es giebt wenige, die sich bei Tage legen; auch lässt sie das Ungeziefer, die Fliegen u. s. w. am Tage nicht ruhen.

Sodann ist es nothwendig, dass die Leute vor dem Ausmarsch etwas gefrühstückt, die Pferde jedenfalls ihr Futter bekommen haben. Beides ist schon um 3 Uhr schwer zu erreichen, früher noch weniger. Man muss daher rechnen, dass die Infanterie 1 bis $1\frac{1}{4}$ Stunde und die Kavallerie mindestens 2 Stunden vor dem Aufmarsch auf den Beinen sind; wenn also um 3 Uhr abmarschirt wird, stehen sie um 2 resp. 1 Uhr auf und das ist denn etwas Ausserordentliches.

Es ist also nothwendig zur Erhaltung der Kräfte der Truppen, nicht zu früh aufzubrechen. Besonders aber ist dies nothwendig, wenn man voraussichtlich Mittags einen langen Halt machen und nachher noch 2 Meilen marschiren muss. Kühleres Wetter, das mit den kürzeren Tagen zusammenzutreffen pflegt, macht solche Rücksichten überflüssig. Dann kann man den Marsch, abgesehen von den kürzeren Ruhepunkten, in einem Zuge machen; es braucht die Infanterie dann erst um 5 Uhr, die Kavallerie und Artillerie 1 bis $1\frac{1}{2}$ Stunden später aufzubrechen. Es wird aber, um bei Tage noch das nächste Quartier zu erreichen (was im Winter oft zu berücksichtigen ist, da die Soldaten in der Dunkelheit sehr schwer ihre Quartiere finden) oft nöthig, noch in der Dunkelheit aufbrechen. Obschon man dies gern vermeidet, so spricht sich neben dem obigen Grunde noch die alte Soldatenregel: »Besser aus der Nacht in den Tag, als aus dem Tag in die Nacht marschirt« dafür aus. Der Soldat muss sich wo möglich noch bei Tageslicht in seinem Quartier einrichten und seinen Sachen die nöthige Sorgfalt widmen können.

d) Beschaffenheit des Terrains im Allgemeinen.

Bei den Reisemärschen ist das Terrain hauptsächlich nur insofern von Einfluss, als es die Beschaffenheit der Wege bedingt. Indessen kann es auch einen selbständigen Einfluss ausüben. Der Marsch im Gebirge nimmt trotz der besten Chausseen die Kräfte der Zugpferde ganz anders in Anspruch als der Marsch in der Ebene. An steileren Abhängen muss der Hemmschuh angelegt werden, was für jedes Fahrzeug besonders geschieht und den ermüdendsten Aufenthalt für die nachfolgenden Kolonnen verursacht. Besonders ist dies bei den Menschen und Pferden der Fall, die wie die meisten Soldaten und Pferde der preussischen Armee, in einem ebenen Lande heimisch sind und im Laufe der Ereignisse lange Märsche im Berglande machen müssen. Dies muss daher von den Generalstabs-Offizieren so viel als irgend möglich bei der Berechnung der Marschdauer mit angewendet werden.

Auch noch andere Terraineinflüsse machen sich geltend. So z. B. im Sommer der Marsch durch Kienhaiden oder auf ganz baumlosen Ebenen; wie ersteres in Russland, Polen und dem nördlichen Deutschland viel der Fall ist. Letzteres aber z. B. in der Champagne. In solchen Terrains, wie das letztere, fehlt es dann in der Regel auch an Wasser. Quellen, Bäche, Seen, aus denen getränkt werden kann, kommen da selten vor, und dies hat einen wesentlichen Einfluss auf die Anordnung der Märsche. Im Jahre 1815, im Sommer, litten die Truppen hieran in der Champagne sehr bedeutend, und es gehörte grosse Aufmerksamkeit der Führer dazu, die Märsche so einzurichten, dass dem Bedürfniss der Truppen einigermaassen entsprochen wurde. Ein anderes Beispiel, das freilich nicht ganz hierher passt, da es Märsche auf dem Kriegstheater betrifft, liefert das Jahr 1812. Damals litten die Franzosen auf das Höchste von diesen Terraineinflüssen; besonders auf dem Marsche von Borodino bis Moskau, vom 8. bis 15. September, sieben Märsche auf 15 Meilen. Der Sommer war heiss und trocken; dieser Theil von Russland wasserarm; die Bäche waren ausgetrocknet und Brunnen nicht zureichend, um so mehr, als die russische Arrièregarde sie möglichst zerstört hatte. Die Truppen litten daher eben so sehr, wie alle Pferde.

e) Einfluss der Wege.

Die Wege haben natürlich durch ihre Beschaffenheit einen bedeutenden Einfluss auf Länge und Schnelligkeit der Märsche.

Die Wege lassen sich in Bezug auf unsern Zweck eintheilen:

1. in gebaute Strassen, Chausseen;
2. grosse, nicht gebaute Landstrassen;
3. Feldwege.

1. Die Chausseen sind, in Deutschland besonders, eine Frucht der letzten funfzig Jahre, und die Verhältnisse in Bezug auf Truppenbewegung sind durch sie höchst wesentlich verändert. Sie sind mit den Eisenbahnen die Fäden, an denen sich in neuester Zeit die Heereszüge bewegen, und ihre Wichtigkeit wird selbst durch die Eisenbahnen nicht vermindert. Die Chausseen haben den ganzen Charakter des Landes verändert, besonders in Bezug auf die Kriegsführung, mehr sogar als bis jetzt die Eisenbahnen. Dies tritt besonders hervor, wenn man die Verhältnisse des Feldzuges von 1806 in Thüringen ins Auge fasst. Damals führte über den Thüringerwald in der ganzen Ausdehnung von Schleiz bis Eisenach, also auf etwa 20 Meilen keine einzige ordentliche Strasse für Armeen; jetzt giebt es deren nach allen Richtungen, und sie vermehren sich von Jahr zu Jahr, und keine bietet sehr bedeutende Schwierigkeiten dar. Man kann mit Sicherheit behaupten, dass die Schlacht von Auerstädt nur deshalb verloren ging, weil keine Chaussee von Weimar nach Kösen führte. 46 Bataillone und 80 Schwadronen mussten auf einem schweren, fettigen Boden 3 Meilen marschiren, und zwar fast in einer einzigen Kolonne. Der Marsch wurde durch den schlechten Weg so verzögert, dass die Truppen 14 Stunden für diese 3 Meilen gebrauchten, und es ist sicher, dass sie denselben Weg auf der Chaussee in höchstens 7 Stunden zurückgelegt haben würden. Kamen sie um 7 bis 8 Stunden früher an, so war das Resultat sicher ein anderes, wir wollen nicht sagen gerade ein siegreiches, aber doch ein weniger verderbliches.

Die Chausseen beschleunigen die Märsche grosser Kolonnen besonders darum so sehr, weil sie neben einem festen geraden Weg immer die zur Erhaltung der Marschformation nöthige Breite darbieten. Auf Landwegen ist dies selten der Fall, da alle Brücken über Bäche u. s. w. fast immer den Weg verengern, deshalb zum Abbrechen, zur Veränderung der Marschformation nöthigen und dadurch Stockungen, Ermüdung u. s. w. erzeugen, ganz abgesehen von allen Unfällen, die durch das Zerbrechen von Brücken geschehen können. Die Chausseebrücken haben immer die Breite der Chaussee und sind fester, solider gebaut.

Infanterie wird 1 Meile auf der Chaussee in $1\frac{1}{2}$ Stunde zurücklegen können, in kleinen Abtheilungen sogar noch weniger Zeit gebrauchen. Kavallerie liebt es nicht, auf Chausseen zu marschiren, da Pferde und Beschlag durch harten Boden angegriffen werden. Artillerie hat aber, wenn es irgend möglich ist, den Vorzug, auf der Chaussee zu marschiren, da die Zugkraft weniger angegriffen wird und die Brücken zuverlässiger sind.

Aber auch die Chausseen können schlecht werden, und zwar durch grosse und anhaltende Benutzung, wie dies bei grossen Heereszügen immer der Fall ist. Im Jahre 1813 war die Chaussee von Leipzig nach Frankfurt so grundlos, dass die Truppen es vorzogen, daneben über das Feld zu marschiren; ebenso die Chausseen 1814 in Frankreich, welche grossentheils gepflasterte Dämme waren. Bei anhaltendem Regenwetter bildet sich dann auf der Chaussee eine scharf reibende, dünnflüssige Masse, die der Ruin der Fussbekleidung der Infanterie ist, und da die Chausseen viel schwerer abtrocknen als Feldwege, so sind diese dann vorzuziehen.

2. Die Landstrassen haben vor den Feldwegen in der Regel den Vorzug, dass sie breiter sind, und daher in grösserer Front marschirt werden kann, und direkter zum Ziele führen. Man verliert den richtigen Weg auch schwerer.

3. Die Feldwege sind gewöhnlich nur so breit, dass in schmaler Front, Kavallerie zu Dreien und Infanterie zu Vieren oder in Reihen, marschirt werden muss.

Sind die Wege gut, d. h. trocken, eben und fest, so rechnet man für die Meile für Infanterie 2 Stunden oder auf 3 Meilen 6 bis 7 Stunden; Kavallerie und Artillerie brauchen 4 bis 5 Stunden. Märsche dieser Art können die Truppen lange ertragen.

Sind die Wege uneben, aber doch fest, wie z. B. im Gebirge, so wird pro Meile mindestens eine Stunde mehr gebraucht. Sind sie aber schlecht, aufgeweicht, in schwerem Boden, so kann man auf das Doppelte rechnen, was sich bei schlechtem Wetter, oder im Gebirge, oder in sehr thonigem Boden (Polen, Sachsen) so steigert, dass 2 Meilen die Aufgabe eines ganzen Tages werden. Die preussische Garde-Brigade marschirte im Oktober 1813 von Arnstadt nach Mehlis auf 3 Meilen 20 Stunden und war dann beinahe aufgelöst.

Am grundlosesten sind in der Regel die Landwege beim Umschlagen starker, anhaltender Kälte in Thauwetter, oder wenn nach Regen oder Thauwetter es plötzlich gefroren hat und dadurch alle Unebenheiten für Mensch und Pferd gleich

unbequem werden. Im letzteren Falle kann der Infanterist keinen bequemen Pfad, der Artillerist kein Geleise bekommen, und es werden beide fast ebenso ermüdet werden, als im ersteren Falle.

Das Thauwetter hat schon durch sein plötzliches Eintreten einen entscheidenden Einfluss auf die Operationen gewonnen, ja sogar auf einen ganzen Feldzug. Ein Beispiel ist der Feldzug Diebitsch's 1831 in Polen.

Am 5. Februar 1831 überschritt F. M. Diebitsch die polnische Grenze, in der Richtung von Tykoczin auf Pultusk. Er hatte die Absicht, den harten Frost zu benutzen, und die fest gewordenen Gewässer der Narew, Bug und Weichsel zu überschreiten, gegen Warschau vorzudringen und so mit einem Schlage den Aufstand zu enden, indem er den Entscheidungskampf gegen den Heerd der Revolution führte. In der Nacht vom 8. zum 9. Februar trat plötzlich vollkommenes Thauwetter ein, welches anhielt. Die Wege wurden grundlos, 100 Geschütze der Reserve-Artillerie mussten bei Bijalystock stehen bleiben, um die Bespannung derselben zur Verstärkung der übrigen Artillerie zu benutzen. Im rechten Augenblick noch änderte Diebitsch seinen Operationsplan, marschirte links ab über Wysoko-Masowieki, passirte den Bug noch auf dem Eise und gewann so die Chaussee von Brzesc-Litewski nach Warschau, was dann zur Schlacht von Grochow führte. Der ganze Feldzug erhielt dadurch eine andere Gestalt, denn der Brückenkopf von Praga deckte den Rückzug der Polen.

Oft heissen übrigens Wege grundlos, die es keineswegs sind, ebenso wie man Gebirge unwegsam nennt, durch welche im Falle der Noth Heere ziehen. Napoleon hat behauptet, dass da, wo eine Ziege hinkommen könne, auch Menschen hingelangen würden. Wenn dies auch übertrieben ist, so hat doch er, mehr aber noch Suworoff gezeigt, was hierin geleistet werden kann; allerdings werden solche übertriebenen Märsche immer von bedeutenden Verlusten oder Entbehrungen begleitet sein.

Die Breite der Wege ist ferner zu berücksichtigen. Sie ist in den verschiedenen Ländern, besonders heutzutage, sehr verschieden und richtet sich nach dem grösseren oder geringeren Werthe des Bodens. Dort ist die Breite geringer, hier grösser. Fast immer aber wird sich die Infanterie begnügen müssen, in Sectionen, die Kavallerie zu Dreien und die Artillerie zu einem Geschütz zu marschiren. Dies ist schon deshalb gut, weil eine schmale Front, ohne Aufenthalt zu haben, leichter Hindernissen aus dem Wege gehen kann. Denn dies Vermeiden des Aufenthaltes ist fast das wesentlichste Moment, da es ermüdet und die Marschordnung stört. Auch ist es schwer, Wege von einer Breite zu finden, die es erlaubte, dass Infanterie in Halbzügen, Kavallerie selbst in kleinen Zügen zu 12 Rotten marschiren kann. Dazu werden resp. 18 oder 15 Schritt

Breite mindestens verlangt, und es soll dann noch ein Theil des Weges für die Adjutanten und Führer frei bleiben. Solche Wege sind sehr selten.

Auf Feldwegen wird dann die Infanterie in Reihen, höchstens zu 4 Rotten, die Kavallerie zu Zweien marschiren können; die letztere zieht diese Formation überhaupt vor.

Wir haben dies Verhältniss genauer betrachtet, weil es allerdings immer von Werth ist, durch Verbreiterung der Front die Tiefe zu verringern und die Länge der Kolonne zu verkürzen. Endlich tritt bei Reisemärschen aber noch das hinzu, dass die Truppen geschont werden sollen, und es ist eine bekannte Regel, dass der Marsch desto unbequemer ist, je mehr Leute nebeneinander gehen; der Einzelne ist dadurch im Aufsuchen des Pfades gehindert.

Der Mittelweg, in Sectionen zu marschiren, scheint für die Infanterie das Passendste zu sein, so wie die Abtheilung zu Dreien bei der Kavallerie, zu einem Geschütz bei der Artillerie. Viel kommt dabei auf Gewohnheit an.

f) Einfluss der Truppenmassen.

Die Zahl der Truppen, welche gleichzeitig auf einem Wege marschiren, ist natürlich von bedeutendem Einfluss auf Einrichtung, Länge und Dauer der Märsche. Es ist etwas Anderes, ob eine Compagnie, eine Schwadron oder eine Division aus allen Waffen auf derselben Strasse gehen. Das Bedingende ist hierbei hauptsächlich die Länge, welche jede Abtheilung in der Marschkolonne einnimmt.

Man kann nun rechnen (für preussische Verhältnisse und bei feldmässig ausgerüsteten Truppen):

1	Compagnie in dreigliedriger Stellung, in Sectionen zu 4 Rotten . .	72	Schritt
1	» in zweigliedriger Stellung . .	80	»
1	Bataillon, dreigliedrig w. o.	300	»
1	» zweigliedrig	450	»
1	» dreigliedrig mit Handpferden	340	»
1	» in Reihen	580	»
1	Eskadron zu Dreien	144—200	»
1	» » Zweien	210—280	»
1	Regiment Kavallerie zu Dreien mit Handpferden	600—800	»
1	» » zu Zweien	800—1000	»
	(je nach Rottenzahl)		
1	Fuss-Batterie zu Einem	450	»
1	reitende Batterie	500	»

1 sechsspänniges Fahrzeug	. . . . .	20—21 Schritt
1 vierspänniges »	. . . . .	16 »
1 zweispänniges »	. . . . .	10—11 »

Nach diesen Daten muss dann eine Additionsrechnung die Länge einer beliebig zusammenzusetzenden Marsch-Kolonne ergeben.*)

Eine Kolonne von 6 Bataillons, 4 Eskadrons und einer Batterie ist daher ungefähr 3500 Schritt lang, wenn immer die nöthigen Distanzen gelassen werden und die Infanterie in Marschsections, die Kavallerie zu Dreien marschirt u. s. w. Die Tête muss mithin über eine halbe Stunde marschirt sein, ehe die Queue sich in Marsch setzen kann. Dies Verhältniss wird noch ungünstiger bei schlechtem Wege oder Wetter. Es muss daher wesentlich von Einfluss auf die Einrichtung der Marschdisposition sein. Dies tritt nun noch mehr hervor, wenn man die Bagagen und die Packpferde, deren man sich auf Reisemärschen nicht gern begiebt, mit in die Rechnung zieht. Dann hat eine solche Kolonne z. B. (ausser den Fahrzeugen der Batterie) noch 6 sechsspännige, 11 vierspännige, 23 zweispännige Wagen, 16 Packpferde und vielleicht noch sonstige Vorrathswagen bei sich (Marketender, Lebensmittel, Kranke u. s. w.). Sie wird dann sehr leicht mit den nöthigen Abständen, welche sich in wechselndem, bergigen Terrain immer noch vergrössern, 4500 Schritt lang; eine Division mit ihrer Artillerie und ihren Branchen verlangt 9000 Schritt, wobei noch keine Abstände zwischen Avantgarde und Gros eingehalten sind; sie wird ihrerseits also leicht die Länge einer Meile erreichen. Ein an der Tête gegebener Befehl kommt frühstens in einer halben Stunde an der Queue an. Eine Division würde also auf einem Wege schon sehr unbequem marschiren, abgesehen von allen übrigen Verhältnissen; denn die letzten Abtheilungen würden 2 Stunden später abmarschiren müssen als die ersten.

g) Einfluss der Truppenarten.

Die Geschwindigkeit, mit der die verschiedenen Truppen marschiren, und die Leichtigkeit, mit der sie Terrainhindernisse besiegen, sind keinesweges gleich. Dieser Umstand bringt ein neues Element in den Kalkül der Anlage der Märsche. Die Infanterie marschirt auf gutem Wege langsamer als die beiden anderen Waffen; sie kommt dagegen im Gebirgsterrain, in waldigen, sumpfigen Gegenden, auf schlechten Feldwegen und bei Glatteis besser fort als Artillerie und selbst Kavallerie in

*) Genaueres in R. v. B., Die Truppenführung im Felde und Manöver. Berlin 1869.

vielen Fällen. Indessen wird gewöhnlich die Bewegungsfähigkeit der Artillerie zu gering angeschlagen.

Das Verhältniss der Schnelligkeit ist ungefähr so, dass Kavallerie und Artillerie 110 Schritt in der Minute machen, während Infanterie 100 Schritt macht; also wie elf zu zehn. Da indessen die Kavallerie ab und zu trabt, so wird das Verhältniss noch ungünstiger für die Infanterie, und während sie auf gutem Wege drei Meilen in 6 Stunden macht, wird die Kavallerie nur $4\frac{1}{2}$ Stunden, die Artillerie etwa 5 Stunden gebrauchen. Wenn man daher eine Kolonne aus verschiedenen Waffen bildet, so kann, wenn die Abtheilungen zusammen bleiben sollen, nur die Schnelligkeit der Infanterie maassgebend sein. Artillerie und Kavallerie wird daher gezwungen sein, langsamer zu marschiren, als es die Natur dieser Waffen bedingt, was natürlich für sie unbequem und ermüdend ist. — Bei den Reisemärschen ist es daher Regel, die Waffen zu trennen und jeder einen besonderen Weg anzuweisen oder zu anderen Zeiten marschiren zu lassen. — Mit Rücksicht auf ihre Schnelligkeit sowohl, als ihre Fähigkeit in Besiegung von Wegeschwierigkeiten pflegt man der Artillerie den festesten, der Infanterie den kürzesten Weg anzuweisen. Die Kavallerie kann schon eher einen Umweg machen.

Wenn dieses der eine Grund zur Theilung grösserer marschirender Heerestheile ist, so wirkt noch ein zweiter höchst wichtiger Grund in derselben Richtung, nämlich:

h) Die Unterbringung und Verpflegung der Truppen.

Zur Schonung und Erhaltung der Truppen dient wesentlich die tägliche Unterbringung in Marschquartieren. Es ist eine alte Soldatenregel, dass das schlechteste Quartier besser sei, als der beste Bivouak.

Dieses hat seinen Grund im Schutze gegen die Witterungseinflüsse, den das Quartier gewährt, und darin, dass der Soldat nach einem ermüdenden Marsche nicht noch stundenweit nach Holz, Wasser, Stroh und Lebensmitteln zu gehen hat. In dem schlechtesten Quartiere finden sich auch sonst wohl noch einige Bequemlichkeiten, und sollte es auch nur ein Schemel sein. Bei der Kavallerie und Artillerie ist es auch noch der Stall, wo sich die Pferde besser ruhen und in der Regel besser fressen, als im Bivouak.

Die tägliche Unterbringung der Truppen in Marschquartieren ist so eine Hauptrücksicht, und die, welche auf die Anordnung der Märsche am meisten influirt. Es ist ein Moment, dessen Anwendung uns gleichsam zur Natur geworden ist. Wir

rechnen stets nach Marschquartieren, nach Etappenorten, und die erste Frage ist, ob die Truppen auch Unterkommen finden. Wieviel Truppen in einem gegebenen Orte Unterkommen finden, richtet sich nun sehr nach der Jahreszeit: ob es nämlich möglich ist, die Scheunen dazu zu benutzen, oder nicht; was im Herbst und Winter in der Regel nicht der Fall ist.

Die Beurtheilung der vorhandenen Lokalitäten Behufs Unterbringung der Truppen auf Märschen hat eigenthümliche Schwierigkeiten, die besonders in dem Mangel ganz bestimmter und detaillirter Nachrichten über die Zustände der Lokalitäten, ihre Wohlhabenheit, den Viehstand, die bauliche Einrichtung und in der Schnelligkeit haben, mit welcher die nothwendigen Vorbereitungen getroffen werden müssen. Man ist bemüht gewesen, gewisse Zahlenverhältnisse festzusetzen, um diesem Uebelstande einigermaassen zu begegnen, und so rechnet man bei Marschquartieren, in welchen die Verpflegung durch die Wirthe erfolgt, einen Soldaten auf jeden Einwohner; an Ruhetagen einen auf 2 bis $2\frac{1}{2}$. — Für die Kavallerie bringt man die doppelte Zahl der Einwohner in Rechnung, für die reitende Artillerie ebenso, für die Fuss-Artillerie $1\frac{1}{2}$ Einwohner.

Dies giebt

für ein Bataillon	800—1000	Einw.	an	Marschtagen
» » Kavallerie-Regiment .	1200	»	»	»
» eine reitende Batterie . .	4—500	»	»	»
» » Fuss-Batterie	3—400	»	»	»

Hieraus folgt, dass nur grosse Städte im Stande sind, bei den gewöhnlichen Marscheinrichtungen, wo die Verpflegung durch die Wirthe erfolgt, grössere Truppenmassen gleichzeitig aufzunehmen, und dass selbst die wenigsten Dörfer auch nur ein Bataillon oder ein Kavallerie-Regiment ins Quartier zu nehmen im Stande sind, wenn nicht der Soldat schlecht oder unzureichend verpflegt werden und überhaupt ein schlechtes Unterkommen finden soll.

Diese Umstände zwingen daher zur Vertheilung der Truppen über die Städte und Dörfer, welche in einer entsprechenden Nähe an der Strasse liegen, auf der der Marsch ausgeführt wird. Und diese Vertheilung ist es, welche die Märsche oftmals um die Hälfte verlängert, so dass es nicht zu ungewöhnlichen Erscheinungen gehört, dass Theile einer Truppe bei einem Marsche von 30 Meilen 45 Meilen zu machen haben. Das Ausgleichen ist oft sehr schwer. Am leichtesten ist es noch dadurch, dass die seitwärts detachirten Truppen nicht täglich nach den grossen Strassen herangezogen werden, um auf ein sogenanntes Rendez-vous zu gelangen, mit denen zur

wesentlichen Belästigung der Truppen ein wahrer Unfug getrieben werden kann. Der Vorwand dabei wird in der Regel der sein, dass der Vorgesetzte sich von dem Zustande der Truppen durch eigenen Augenschein überzeugen müsse. Dies kann aber viel zweckmässiger geschehen, wenn der gemeinsame Vorgesetzte ab und zu zu den seitwärts marschirenden Kolonnen hinreitet. Ein Beispiel liefert der Marsch des Hohenlohe'schen Corps von Magdeburg nach Prenzlau und der des Blücher'schen nach Lübeck, wo kantonnirend marschirt wurde, weil man das Bivouak überhaupt kaum kannte. Es kam vor, dass Truppen, die Abends spät in ihre Quartiere kamen, gleich wieder aufbrechen mussten, um zur bestimmten Zeit früh Morgens auf dem Rendez-vous zu stehen, wo sie dann stundenlang unnütz lagen. Solche Dinge richten eine Armee zu Grunde.

Ein fernerer Nachtheil der Rendez-vous ist, dass einzelne Theile in der Regel auf denselben andere abwarten müssen, oder dass wenigstens die Märsche der Abtheilungen, der Aufbruch aus den Quartieren künstlich berechnet werden müssen, und doch noch immer verschiedene Abtheilungen unnütze Umwege zu machen haben. Der einzige Vortheil, der in der Absicht gesucht wird, Einheit und Ordnung der Truppen zu erhalten, kann ebenso gut und ohne Belästigung derselben durch die persönliche Thätigkeit der Vorgesetzten erhalten werden.

Man wird daher am zweckmässigsten auf Reisemärschen den Führern der seitwärts marschirenden Kolonnen die Marscheinrichtungen ganz überlassen und Rendez-vous nur da veranstalten, wo die Passirung örtlicher Hindernisse (eines Defilés, eines Flusses) die Seitenkolonnen zwingt, die grosse Strasse zu betreten, und dies wird oft genug vorkommen. Ein Hauptaugenmerk aber wird sein, dafür zu sorgen, dass dieselben Truppentheile nicht bald rechts, bald links der grossen Strasse dislocirt werden, wodurch, abgesehen von den Umwegen, ein sehr lästiges und zeitraubendes Kreuzen der Truppen entstehen kann, wenn grössere Massen sich bewegen. Bei den Reisemärschen hat dies in der Regel weniger zu sagen, bei den Kriegsmärschen kann es aber von den nachtheiligsten Folgen sein. Ein Beispiel davon ist der Marsch der verbündeten Truppen zur Schlacht von Gross-Görschen.

Am 1. Mai standen die beiden preussischen Kolonnen des General York — 12½ Bataillone, 12 Eskadrons, 6½ Batterieen — und Blüchers — 22 Bataillone, 43 Eskadrons, 10½ Batterieen — bei Rötha. Um auf das angewiesene Schlachtfeld zu kommen, mussten beide Kolonnen das Defilé der Elster, welches lang und beschwerlich war, bei Pegau und durch die Stadt passiren,

auch theilweise das Defilé von Stockwitz benutzen. Die Disposition nahm auf das hieraus unvermeidlich entstehende Kreuzen keine Rücksicht, und so stiessen beide Kolonnen bei Audigast zusammen. Dies gab einen sehr unangenehmen Aufenthalt und war theilweise Schuld, dass der Angriff erst um Mittag begann. Denn da es unmöglich war, die Kolonnen durch einander hindurchzubringen, so wendete sich der grössere Theil des Blücherschen Corps auch nach Pegau, durch welches Defilé nun fast die ganze Armee (mit Ausnahme von 27 Bataillons, 9 Eskadrons, 7 Batterieen) debouchiren musste; es waren dies 71 Bataillone, 129 Eskadrons, 38 Batterieen, die denn auch von Tagesanbruch bis nach ½11 Uhr zu thun hatten.

Ist das Kreuzen gar nicht zu vermeiden, so ist es am zweckmässigsten, die Kolonnen nebeneinander marschiren und sie dann in Zügen oder halben Zügen aufmarschiren zu lassen, um sich durcheinander zu ziehen. Dies geht aber freilich nur dann ohne Aufenthalt, wenn sich beide Kolonnen in einem sehr spitzen Winkel treffen oder eine Richtung verfolgen. Ein anderes Mittel ist dann noch, dass der eine Theil aufmarschirt und in Kolonnen durch den anderen hindurchgeht, — es ist aber immer vorausgesetzt, dass die Terrainbeschaffenheit solche Manöver erlaubt, was oft auch nicht der Fall ist.

Es liegt in der Sache selbst, dass die auf der grossen Strasse marschirenden Truppen die nächsten Wege haben, mithin die kürzesten Märsche. Die Gerechtigkeit erfordert daher, einen Wechsel eintreten zu lassen, obschon die seitwärts marschirenden Truppen in den besseren Quartieren eine Entschädigung finden werden. Nur Artillerie muss so viel als möglich auf der grossen Strasse bleiben.

Die Verpflegung

der Truppen ist es dann, welche auf die Anordnung der Märsche Einfluss hat. Die Verpflegung ist vierfacher Art:

1. Magazin-Verpflegung, ganz oder theilweise;
2. Requisitions-Verpflegung;
3. Verpflegung durch den Wirth;
4. Verpflegung durch Fouragirung.

Es giebt keinen Zweig der Heeresverwaltung, der so undankbar und so schwierig wäre, als die Sicherung der Verpflegung der Truppen, und der in der neuesten Zeit das Feld so vieler Versuche gewesen wäre. Da man von Menschen und Pferden im Kriege, und oft schon noch vor seinem eigentlichen Ausbruch, grosse körperliche Anstrengungen verlangt, so ist es nothwendig, ihren Magen zu befriedigen und ihre Verpflegung unbedingt sicherzustellen, eine Anforderung, die in unserer Zeit so schwierig wird, weil sie mit viel grösseren Heeren Krieg führt, als dies früher der Fall war.

Der dreissigjährige Krieg erfand die Kunst, die Truppen vom Lande leben zu lassen. Wallenstein sagte schon: »Der Krieg ernährt sich selbst,« und Freund und Feind leisteten damals so Grosses in dieser Selbsternährung, dass Deutschland die furchtbaren Folgen dieser Kunst kaum in einem Jahrhundert hat vergessen können. Die nächste Folge geordneter Zustände war dann, dass die Monarchen zur Schonung ihrer Länder sowohl, als um die Disziplin und den Zusammenhalt ihrer Truppen zu bewahren, im achtzehnten Jahrhundert zu einer vollständigen Magazinverpflegung übergingen.

Obgleich es einzelne Fälle giebt, wo Friedrich der Grosse durch die Wirthe verpflegen liess (z. B. als er nach der Schlacht von Rossbach nach Schlesien marschirte, auch 1758 auf dem Marsche von Landshut nach Frankfurt), so ging doch diese Kunst im achtzehnten Jahrhundert verloren, und die Kriege desselben waren bis zur Revolution 1789 ausschliesslich auf Magazinverpflegung basirt.

Tempelhof in seinem Werke über den siebenjährigen Krieg stellt eine ausführliche Berechnung an, wie viel Märsche eine Armee machen kann. Die stete Rücksicht und der Hauptfaktor ist dabei die Verpflegung mit Brod und Hafer.

Der Mann trug damals, wie jetzt, Brod auf 3 Tage; die den Truppen beigegebenen Brodwagen luden für 6 Tage auf; eine Armee konnte also 9 Märsche machen, am neunten Tage neue Verpflegungsquellen, d. h. neue Magazine zu erreichen. Ausser den Brodwagen der Truppen war bei der Armee ein Proviantfuhrwesen und eine Feldbäckerei, mit deren Hülfe die Verpflegung der Truppen und mithin die Zahl der Märsche verdoppelt werden konnte. Ein Wagen lud für 100 Mann Brod auf 9 Tage auf, und ein Feldofen konnte täglich 750 Brode backen. Es konnte also, wenn Alles genügend vorhanden war, die Armee eine Operation von 18 Tagen machen, in welcher Zeit sie aber ein neues Magazin erreichen oder neue Zufuhren erhalten musste. Diese Zufuhren hatten aber ihre grossen Schwierigkeiten wegen des Hin- und Herfahrens der Wagen, welche abwechselnd Mehl und Brod transportirten. Das Resultat der Berechnungen Tempelhofs ist schliesslich, dass die Bäckerei nicht weiter als 12 Meilen vom Magazin und die Armee sich nicht weiter von der Bäckerei entfernen durfte, als dass die Brodwagen in 6 Tagen hin und zurück sein konnten. Sie durfte sich also nicht weiter als 21 Meilen von ihren Magazinen entfernen.

Dass eine so künstliche Maschinerie den Interessen der ranzösischen Revolution nicht dienen konnte, leuchtet von

vorn herein hervor. Die Franzosen waren überhaupt nie geneigt, die gute alte Sitte ganz aufzugeben und lebten selbst im siebenjährigen Kriege in Westfalen und Hessen fast nur vom Lande. Sie wurden denn auch später unsere Lehrer in der Requisitionsmethode. Der wesentliche Einfluss der Magazine auf die Operationen verschwand in den Kriegen Napoleons in Deutschland und Italien fast ganz; nur in Spanien und Russland musste er, wohl oder übel, die Requisition mit der Anlage von Magazinen verbinden, weil die Natur dieser Länder und ihrer Bewohner ihn zu einer anderen Kriegsführung zwang. Bei einer raschen Kriegsführung kommt es selten zur Anlegung von neuen Magazinen, oder sie kommen erst so spät zu Stande, dass sie grösstentheils nutzlos werden; so z. B. 1812, wo die zusammengebrachten ungeheuren Vorräthe den Russen in die Hände fielen. Operationen *gegen* Magazine kommen in der neueren Zeit gar nicht mehr vor. Die Truppen werden aus Magazinen verpflegt, wenn es nicht anders geht und sie sich in der Nähe derselben befinden, und die ängstliche Sorge um das liebe Brod hat aufgehört, nachdem man gefunden hat, dass der Raum einiger Quadratmeilen hinreicht, ein Armee-Corps 2 bis 3 Tage zu ernähren. Jedoch können auch Verhältnisse herrschen, welche eine Armee in ihren Operationen durch den Mangel an Magazinen oder durch die Entfernung von denselben noch heute lähmen. Solche herrschten 1831 in Polen vor, als Diebitsch sich in seinem Uebergang über die Weichsel (nach der Schlacht von Grochow) durch die Entfernung von Brest Litewsk und durch die Unwirthbarkeit des Landes gehindert sah, ebenso nach der Schlacht von Ostrolenka, als die Russen unterhalb Warschau über die Weichsel setzen sollten, und beinahe zwei Monate über den Vorbereitungen dazu zubringen mussten. Wer aber nun das Requisitionssystem in seinen Folgen für Truppen und Einwohner betrachtet, wird sagen müssen, dass es ein schlechtes, für die Zeit nicht mehr gut passendes ist; dass es die Truppen ermattet und auflöst ohne sie zu befriedigen und die Einwohner ruinirt und feindselig macht. Man betrachtet es als die letzte Hülfe, zu der man Zuflucht nimmt, wenn alle anderen Mittel nicht ausreichen. Dass eine geordnete Verpflegung (besonders in der ungünstigen Jahreszeit) jederzeit vorzuziehen ist, sieht man aus dem russischen Feldzuge von 1831, 1849, dem italienischen 1859. (Siehe hierüber übrigens v. Smitt, Feldherrnstimmen über den polnischen Krieg 1831, S. 247 ff.)

Nach dieser Grundanschauung wird denn auch in den heutigen Kriegen von einer vorsichtigen Heeresleitung die Ver-

pflegung der Armee gesichert werden. Im Wesentlichen und Grossen muss die Administration die Vorräthe mit sich führen, und auch in Proviantmagazinen vorübergehend deponiren. Zu diesem Behufe hat sie also

1. den Truppen den sogenannten dreitägigen eisernen Bestand zu liefern, der aber in der Regel früher sehr wenig gerade von der Dauer des Eisens besass, bis man auf die Fabrikation der Erbswurst gerieth;
2. in Proviant-Kolonnen einen vier- bis fünftägigen Vorrath mit sich führen;
3. einen Park von Landfuhrwerk zu errichten, der den Truppen unmittelbar den Inhalt der aus den Requisitionen und sonstigen Beschaffungen errichteten Magazine nachführt.

In jedem Falle ist die ordnungsmässige Requisition der Vorräthe und ihre Sammlung und Vertheilung durch die Administrationen der Requisition durch die Truppen vorzuziehen.

Allerdings reicht auch dies oft nicht hin, um im Falle des Contakts der Heere, oder bei eiligen dauernden Märschen den Truppen die augenblickliche Nothdurft zu sichern; dann muss man die Verpflegungskraft der Wirthe des Landes anspannen.

Man kann annehmen, dass sich in einem mittelmässig bevölkerten Lande auf der Quadratmeile 3 bis 400 Feuerstellen befinden. Nimmt man nun rechts und links der Strasse eine Meile, und vor und hinter der Etappe (der Haupt-Marschstation) eben so viel, so sind dies vier Quadratmeilen mit 12 bis 1600 Feuerstellen, auf denen bequem 6 bis 8000 Mann in Quartieren untergebracht werden können; wenn es nöthig ist, sogar 10 bis 12,000 Mann. Dies giebt 5 resp. 8 Mann auf eine Feuerstelle. Also selbst wenn man sich nicht in die Breite ausdehnen will, so kann man mit Divisionen auf einer Strasse marschiren und die Truppen einquartieren.

Grössere Heere, die aus mehreren Corps bestehen, marschiren aber natürlich besser auf mehreren Strassen, schon weil ihre Tiefe dann geringer ist.

Die Verpflegung durch das Land ist es also, die die schnelle lebhafte Kriegführung möglich macht, welche die neueren Kriege auszeichnet, und den Märschen und Zügen des dreissigjährigen Krieges wieder ähnlich macht. Züge wie der von Mansfeld 1626 von Mecklenburg durch Schlesien nach Ungarn, oder der Torstensons von Schlesien nach Holstein

1643 sind nur auf diese Weise möglich. Letzterer machte den Marsch von Möckern bei Magdeburg bis Kiel, zweiundvierzig Meilen, in zehn Tagen.

Nächst der Schnelligkeit der Märsche wird aber auch nur dadurch die Zusammenziehung so grosser Heere auf einzelnen Punkten und ohne langdauernde und grosse Vorbereitungen in Bezug auf die Verpflegung möglich. Dabei sind dann natürlich grosse Städte mit ihren bedeutenderen Hülfsquellen wichtig. Im Jahre 1813 spielte Leipzig eine bedeutende Rolle in dieser Beziehung. Die Zahl der Kombattanten betrug resp. etwa 300,000 und 171,000 Mann, die grösstentheils vom 14. bis 20. Oktober in und um Leipzig auf einem Rayon von etwa 50 Quadratmeilen lagen. Freilich wurde auch hier die Leistungsfähigkeit übertrieben angespannt, denn die Truppen hungerten, und namentlich litt die französische Armee in schrecklicher Weise. Ebenso Wien 1809, wo die Oesterreicher vor der Schlacht bei Wagram auf dem Marchfelde mit 70,000, später mit 137,000 Mann, und die Franzosen in und um Wien mit beinahe eben so viel lagen.

Die Verpflegung durch Fouragirung tritt, so lange kantonnirend marschirt wird, nicht ein; nur in den Fällen, wo die Einwohner ihre Wohnungen verlassen; wie 1812 in Russland und 1814 theilweise in Frankreich. In der Regel aber wird sie stattfinden, sobald bivouakirt wird; was eine Folge der grösseren Nähe des Feindes ist, die zur Concentration zwingt, oder auch eiliger, nicht vorbereiteter Märsche grösserer Truppenmassen. Diese Verpflegung auf eigene Hand ist der Ruin des Landes, da daraus sehr bald förmliches Plündern wird. Eben so sehr wird sie aber auch leicht der Verderbniss der Truppen Vorschub leisten, da sich dadurch viel Mannschaften von der Fahne verlieren, die Disziplin erschlafft und selbst die besseren Soldaten geneigt sind, sich mit allerhand Unnöthigem zu bepacken. Die ganze Thätigkeit und Energie der Vorgesetzten wird daher unter solchen Umständen in Anspruch genommen. Ausserdem wird hierbei unendlich Vieles unnütz verdorben, und der Marsch in mehreren Echelons sehr beschwerlich. Für die hinteren Abtheilungen tritt gewöhnlich grosser Mangel ein, da sie selten noch etwas finden. Da also die Verpflegung durch eigene Fouragirung jedenfalls in ihrem Ertrage zweifelhaft ist, und ihr Erfolg in keinem einzelnen Fall verbürgt werden kann, so ist es nothwendig, dass die Truppen für den Nothfall Lebensmittel mit sich führen.

Der sogenannte eiserne Bestand, der nicht ohne Befehl angegriffen werden kann und sobald irgend eine Gelegen-

heit ist, wieder ergänzt wird, ist das von den Truppen selbst Mitgeführte. Die nothwendigsten Verpflegungs-Gegenstände sind nun: Brod, Gemüse (Reis, Graupe u. s. w.), Fourage, Branntwein und Salz, soviel als für einige Tage hinreichend ist. Das Gepäck wird freilich dadurch sehr erschwert. — Branntwein ist ein nothwendiges Uebel, wie die Sache jetzt steht, da sich die niederen Stände an dessen Genuss gewöhnt haben. Aber es ist ein leeres Vorurtheil, auch höher gestellter Personen, dass er dem Soldaten unentbehrlich sei. Er ist immer und überall nutzlos, und in den meisten Fällen schädlich. Namentlich ist er es für den jungen Soldaten, und man sollte daher im Frieden ihn nicht zu den Verpflegungs-Gegenständen rechnen. Besser ist es unzweifelhaft den Kaffee mitzuführen. Er sichert mehr vor Krankheiten und wärmt und stärkt.

Der Erhaltung des eisernen Bestandes ist von den Führern eine unausgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen. Die Soldaten bemühen sich, sich dieser Belästigung auf alle Weise durch pfiffige Mittel zu entziehen. Besonders geschieht dies von jungen Soldaten, die den Werth noch nicht kennen, den die Lebensmittel oftmals erlangen können. Es ist im Feldzug von 1815 vorgekommen, dass ein Bataillon zwei Tage ohne Brod war, weil die meisten Leute die ihnen als eisernen Bestand verabreichten Brode, um sie leichter zu machen, ausgehöhlt hatten.

Die besondere Beschaffenheit und Quantität des eisernen Bestandes ist nach Erfahrungssätzen berechnet, und ist das Nähere über die Aequivalente in dem oben angeführten Werk von R. v. B. zu finden.

i) Schnelligkeit der Märsche. — Bedarf an Zeit.

Der erste Zweck des Marsches ist, einen gegebenen Weg, eine bestimmte Entfernung schlagfähig mit den Truppen zurückzulegen. Der zweite Zweck, dieses in einer bestimmten Zeit zu vollbringen. Je weniger Zeit hierzu nöthig ist, je besser; denn um so mehr wird auf der einen Seite für die Ausrüstung und Mobilmachung der Truppen, andererseits für die eigentlichen Operationen gewonnen.

Die Zeit, welche die Truppen für jeden einzelnen Marsch gebrauchen, erwähnten wir schon im Allgemeinen. Man nimmt an, dass eine Division von allen Waffen auf drei Meilen

bei gutem	Wege	6	Stunden
» mittelmässigem	»	8	»
» schlechtem	»	10	»

gebraucht, und dass drei Meilen ein gewöhnlicher Tagemarsch sind.

Die Kriegsgeschichte lehrt jedoch, dass

einerseits in einzelnen Fällen Truppen längere Entfernungen in einer Zeit zurückgelegt haben, welche beweist, dass sie täglich viel grössere Entfernungen zurücklegten,

andererseits, dass in der Regel die tägliche Marschweite der europäischen Heere, besonders der neueren Zeit, noch nicht drei Meilen direkter Entfernung beträgt.

Sowohl bei der kritischen Beurtheilung der Operationen, als auch bei der Anwendung von Märschen, sind solche Betrachtungen von Wichtigkeit. Leider aber können wir nicht unerwähnt lassen, dass für die Geschichte der Märsche wenig geschehen ist; das Material ist mühsam zusammenzusuchen: Vieles muss combinirt werden. Indem die Geschichtschreiber aller Zeiten sich mit dem belohnendsten Theil der Kriegsgeschichte, den Thaten der Heere, den Gefechten und Schlachten befassen, lassen sie die Anordnung und Ausführung der Märsche, als für das grössere Publikum uninteressant, auf der Seite liegen, und ihrer geschieht in der Regel nur in ausserordentlichen Fällen, oder insoweit Erwähnung, als es zum Verständniss der Operationen durchaus nothwendig ist.

Wir wollen daher einige Beispiele starker Märsche hier anführen.

Beispiele von langen und starken Märschen.

1) Der stärkste Marsch aller Zeiten ist der des Konsul Claudius Nero, aus der Gegend von Canusium (Canusa am Ofanto) nach Sena gallica (Sinigaglia). Hannibal stand, 207 v. Chr., im südlichen Italien dem Claudius Nero gegenüber, und wartete den Anmarsch seines Bruders Hasdrubal ab, der aus Spanien durch Gallien über die Alpen in Ober-Italien eingedrungen war. Als Hasdrubal den Po passirt hatte, sandte er numidische Reiter mit einem Schreiben an Hannibal ab, sich mit ihm in der Romagna zu vereinigen. Diese fielen dem Nero in die Hände, der hierauf beschloss, dem Hannibal einen Theil seines Heeres gegenüberstehen zu lassen, mit dem Kern aber dem Hasdrubal entgegenzugehen, sich mit dem diesem gegenüberstehenden Livius Salinator zu vereinigen und so Hasdrubal zu schlagen. Es waren 6000 Mann Fussvolk und 1000 Reiter, mit welchen er diesen kühnen und genialen Entschluss ausführte. Die Ausführung entsprach der Anlage; Hannibal wurde über seinen Abmarsch völlig getäuscht. Nero hatte auf dem ganzen Wege durch Vorausgeschickte Verpflegung und Wagen für die Ermüdeten requiriren lassen. Er marschirte ohne Rasttag, und machte selbst mehrmals Nachtmärsche. So erreichte er am sechsten Tage Sena gallica, wo er sich unbemerkt mit Salinator vereinigte. Zwei Tage später wurde Hasdrubal in der Schlacht am Metaurus geschlagen.

In der Nacht nach der Schlacht brach Nero wieder auf, und marschirte denselben Weg in sechs Tagen wieder zurück. Die Entfernung beträgt 45 Meilen, so dass er also neunzig Meilen in 12 Marsch-

tagen zurücklegte, täglich 7½ Meile machte und dazwischen eine entscheidende Schlacht lieferte.

2) Scipio Africanus Major stand im Frühjahr 210 bei Tarragona; er benutzte die zerstreute Aufstellung der karthagischen Heere, und setzte sich durch einen schnellen Marsch und überraschenden Angriff in Besitz von Karthagena, was damals der wichtigste Hafenplatz der Karthager in Spanien war, und die Hauptniederlage ihres Kriegsmaterials enthielt. (Siehe Livius XXVI. Buch.) Er machte so mit 25,000 Mann Fussvolk und 2500 Pferden in 7 Tagen 38 Meilen.

3) Alexanders Marsch 335 aus Thrazien nach Theben war so schnell, dass er die Thermopylen hinter sich hatte, ehe die Thebaner nur seine Annäherung erfuhren. Er war 15- bis 20,000 Mann stark, und legte, nach Arrian, den Marsch in 14 Tagen zurück, täglich 3¼ Meile, aber in einem höchst schwierigen Terrain.

4) An die schnellsten Märsche des Alterthums reiht sich der Marsch der französischen Garden 1806. Sie verliessen am 24. September Paris, und waren am 6. Oktober bei Bamberg in Franken. Sie hatten so in 13 Tagen 90 Meilen, also täglich 7 Meilen, gemacht; die Infanterie war aber allerdings bis an den Rhein durch Vorspann geschafft worden. (Das Nähere bei von Höpfner, Geschichte des Krieges von 1806 und 1807 Th. I.)

5) Einer der schnellsten Märsche neuerer Zeit ist der des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig 1809 aus dem sächsischen Voigtlande nach Bremen. Sein Corps war 2000 Mann stark, wobei 700 Pferde und einige Geschütze. Er brach am 24. Juli 1809 von Zwickau auf, marschirte auf Leipzig, Halle, Quedlinburg, Halberstadt, Braunschweig, Hannover und Nienburg, wo die Weser passirt wurde; von hier weiter nach Elsfleth und Brake, wo sich das Corps nach England einschiffte. Er legte in 14 Tagen 65 Meilen zurück, täglich also über 4½ Meilen, und hatte dabei zwölf Gefechte zu bestehen; das Hauptgefecht bei Leipzig mit den Sachsen; bei Halberstadt mit 3000 Westphalen und bei Oelper mit dem General Reubel und 6000 Franzosen. Wenn man bedenkt, wie bei dem berühmten Zuge des Grossen Kurfürsten 1675 aus Franken nach der Mark dieser mit 6000 Reitern, 1200 Musketieren und 13 Geschützen etwa 44 Meilen in 20 Tagen, täglich etwas über 2 Meilen machte, so springt das Grossartige obiger Märsche in die Augen.

Türenne machte in seinen längeren Märschen nie mehr als im Durchschnitt 2 Meilen täglich.

6) Die Märsche Friedrichs des Grossen.

Als er 1757 aus Sachsen nach Schlesien marschirte, ging er am 12. November von Leipzig über Grossenhayn, Bautzen nach Parchwitz, wo er am 28. November anlangte, nachdem er 17 Tage auf 42 Meilen zugebracht hatte; 2½ Meile den Tag; er hatte nur 14,000 Mann.

Nach der Schlacht von Kollin war er nach Schlesien und der Lausitz gezogen und brach dann gegen die Reichs- und französische Armee auf. Mit 17,000 Mann Infanterie und 5000 Pferden ging er von Bernstädtl über Dresden, Grimma, Pegau, Naumburg, Weimar nach Erfurt, wo er am 13. September anlangte; er war am 25. August aufgebrochen und hatte 40 Meilen in 20 Tagen gemacht.

1758 geschah ein ähnlicher Marsch aus Schlesien zur Schlacht von Zorndorf. Mit 14,000 Mann brach er von Zorndorf über Liegnitz, Crossen, Frankfurt nach Küstrin auf, und hatte vom 11. bis 22. August 36 Meilen in 11 Tagen, also täglich 3¼ Meile gemacht.

1761 zog er aus Sachsen mit 19,000 Mann Infanterie und 6000 Pferden am 4. Mai nach Schlesien ab, und machte von Strehlen über Bautzen, Görlitz, nach Striegau, wo er am 13. Mai anlangte, in 10 Tagen 31 Meilen.

7) Erzherzog Karl stand 1796 in Bayern gegen die Franzosen unter Moreau und Jourdan, welche in zwei getrennten Armeen operirten. Er beschloss, sich, wie Claudius Nero, von Moreau auf Jourdan zu werfen; marschirte am 15. August von Nordheim ab, ging am 17. bei Ingolstadt über die Donau, war am 23. in Neumark und am 24. in Amberg, wo er Jourdan schlug. Er hatte 23 Meilen in 10 Tagen zurückgelegt, wobei grosse Terrainschwierigkeiten zu besiegen waren.

8) Der Marsch Napoleons im Mai 1800 über den St. Bernhard, mit 35,000 Mann, ist ein höchst merkwürdiges und geniales Werk. Vom Genfersee aus marschirte er bis an den Fuss des St. Bernhard. Dort, in St. Pierre, wurden Geschütze und Fuhrwerke auseinandergenommen, die Munition auf Maulthiere, Laffetten und Röhre auf Schlitten und ausgehöhlte Baumstämme geladen. Die sechs Meilen bis zum Hospiz wurden ohne längeren Anhalt zurückgelegt; die Soldaten zogen die Geschütze. Hinabgestiegen wurde auf einem Saumwege, auf dem nie ein Fuhrwerk gefahren war. Aosta wurde am 16. Mai mit Sturm genommen. Am 19. erreichte man das Fort Bard, welches das Thal der Dora baltea schliesst, und damals mit 400 Grenadieren und 22 Geschützen unter dem österreichischen Hauptmann Bernkopf, einem sehr entschlossenen Manne, besetzt war, der jede Aufforderung zur Uebergabe zurückwies. Die Franzosen stopften sich immer mehr und mehr oberhalb Bard. In der Nacht hieben sie einen Fussweg in die Felsen, und Menschen und Pferde umgingen das Fort. Das Geschütz wurde in der Nacht vom 23. Mai durch die Stadt gefahren, deren Strassen man mit Mist bedeckt hatte. Am 24. Mai stand die Avantgarde bereits bei Chivasso am Po. Von Villeneuve bis Jvrea, wo Lannes bereits am 21. Mai war, sind 22 Meilen; man hatte also in 7 Tagen täglich 3 Meilen gemacht, und zwar über ein Hochgebirge.

9) Bei der Versammlung des französischen Heeres im Jahre 1809 an der Donau war Oudinot mit 12,000 Mann und 2000 Pferden am 11. Februar von Hanau abmarschirt, und am 22. Februar in Ulm, am 26. in Augsburg eingetroffen, er hatte 40 Meilen in 16 Tagen zurückgelegt. — Davoust marschirte dagegen mit 44,000 Mann und 12,000 Pferden am 17. März von Erfurt nach Regensburg, wo er am 12. April eintraf; 48 Meilen in 27 Tagen. — Die Division Dupas marschirte von Homburg am 9. März ab und war am 10. April in Kassel, am 25. in Mühldorf am Inn; 90 Meilen in 48 Tagen. — Die Division Wrede stand am 5. Juli, mit 40 Geschützen, vor Wien, nachdem sie von Linz bis Wien in 4 Tagen 24 Meilen gemacht hatte. — Nach der Schlacht von Jena am 14. Oktober marschirte Davoust in 10 Tagen bis Berlin, wo er am 25. Oktober seinen Einzug hielt; also täglich 3 Meilen. Am 30. Oktober brach er wieder auf, erreichte in 2 Märschen Frankfurt, und war am 9. November in Posen; also 11 Märsche täglich 3 Meilen.

10) Der Marsch Napoleons nach der Landung 1814 wurde bis Grenoble in 6 Tagen, von da bis nach Paris in 14 Tagen, im Ganzen 150 Meilen in 20 Tagen gemacht; allerdings mit etwa nur 2000 Mann.

11) Der unaufhaltsame Marsch Blüchers nach der Schlacht von Belle-Alliance. Die preussische Armee hatte von der Schlacht bis zum 30., wo sie bereits vor Paris stand, 40 Meilen in 12 Tagen gemacht und dabei 6 Gefechte gehabt. Wie sich dabei die Entfernungen für die einzelnen Abtheilungen vergrössern, zeigt die 2. Brigade. Sie legte vom 15. Juni bis zum

3. Juli, also in 19 Tagen, 71 Meilen zurück, wovon auf die 11 letzten Tag 53 Meilen kommen; also in der Zeit der eigentlichen Verfolgung 5 Meilen täglich. In 19 Tagen hatte die Brigade

marschirt 208 Stunden,
geruht 27 Stunden, und
gelagert 221 Stunden; dabei aber 35 Stunden in 5 Gefechten gestanden. Sie hatte also auf 71 Meilen 235 wirkliche Marschstunden gebraucht, was für die Meile 3¼ Stunde macht; sie hatte theilweise schlechte Wege, viel Regen und zuletzt grosse Hitze.

12) Der Marsch der russischen Garden 1828 von Petersburg über Kiew nach Basardschick; es hatten 30,000 Mann 250 Meilen in 123 Tagen zurückgelegt.

Die schnellsten Märsche sind danach die des Claudius Nero, 7½ Meilen pro Tag, des Scipio Africanus, 5 Meilen, der französischen Garden 1806, 7 Meilen, Herzog Wilhelm von Braunschweig 1809, 4½ Meilen, und der Division Wrede, 6 Meilen, letztere allerdings nur vier Tage lang.

Bei allen anderen Beispielen sind 4 Meilen noch nicht erreicht. Zugleich zeigt sich aus der Natur der Sache folgende Erscheinung, dass die stärksten Märsche durch die kleinsten Heere ausgeführt wurden, und die Schnelligkeit steht beinahe im umgekehrten Verhältniss mit der Stärke.

Forcirte Märsche.

Der Gewinn an Zeit ist im Kriege oft von dem höchsten Werthe. Man kann daher genöthigt werden, die Märsche mit Hintenansetzung der Schonung und jeder Bequemlichkeit der Truppen anzuordnen. Solche Märsche nennt man dann forcirte Märsche, Märsche ohne tageweise Eintheilung. Es wird den Truppen hierbei nur das unumgänglich Nöthige an Zeit zur Ruhe und Verpflegung gewährt, und der Marsch mit der kurzen Unterbrechung, die durch Ruhe, Abkochen und Abfuttern nothwendig wird, ununterbrochen fortgesetzt. Von dieser Art von Märschen ist nicht viel zu halten, sie lösen in kurzer Zeit die Ordnung und Disziplin auf. Dauert ein solcher Marsch länger als 48 Stunden, so werden die Truppen sicher längerer Zeit bedürfen, um wieder schlagfertig zu werden und der Gewinnn an Zeit geht dadurch wieder verloren, denn das blosse Erscheinen der Truppen ist selten von absolutem Werth.

Man hat im Kriege in einzelnen Fällen Truppen so marschiren lassen, und daraus im Frieden theoretische Folgerungen zu machen gesucht; sogar hat man dieselben auf eine Formel gebracht.

Man nimmt dabei an, dass eine Division von 10,000 Mann gebraucht:

	bei gutem	mittlerem	ganz schlechtem Weg
auf 3 Meilen	6 Stunden,	8 Stunden,	10 Stunden,
» 6 »	19 »	24 »	30 »
» 9 »	31 »	38 »	50 »
» 12 »	46 »	56 »	68 »
» 15 »	76 » (3 T.)	90 »	104 »
» 18 »	100 »	114 »	128 »
	(4 T.)	(4 T. 18 St.)	(5 T. 8 St.)
» 21 »	124 »	136 »	150 »
	(5 T. 4 St.)	(5 T. 16 St.)	(6 T. 6 St.)
» 24 »	148 »	160 »	174 »
	(6 T. 4 St.)	(6 T. 10 St.)	(7 T. 6 St.)

wobei nach 12 Meilen 24 Stunden Ruhe angenommen sind.

Dies ist aber reine Theorie, und das Resultat bleibt einerseits eben so hinter der Wirklichkeit zurück, wie es dieselbe auf der anderen Seite überfliegt.

Das Zurückbleiben findet nämlich bei guten und mittleren Wegen statt, das Uebersteigen bei schlechten.

Bei gutem Wege marschirt jede Truppe ohne Gepäck auf gewöhnliche Art 12 Meilen in 2 Tagen, mithin in 36 Stunden; hier nimmt man 46 an. Ebenso marschirt sie leicht 15 Meilen ohne grosse Anstrengung in 3 Tagen, d. h. 60 Stunden, hier nimmt man 76 Stunden an. Endlich haben wir gesehen, dass Wrede für 24 Meilen 4 Tage gebraucht, hier 6 Tage 4 Stunden.

Jeder praktische Soldat wird sich ausserdem unter allen Umständen für die gewöhnliche Marschweise erklären, wo der Soldat am Tage marschirt und Nachts ruht: wo er Zeit hat, zu kochen, zu futtern, zu putzen, während er so höchstens 4 Stunden Ruhe hat, in der er auch kochen, putzen und futtern soll, und nur nach 3 Tagen 24 Stunden Ruhe.

Was die Annahme für den mittelmässig guten Weg betrifft, so leidet sie an demselben Fehler. Es müssen schlechte Truppen sein, die bei mittelgutem Wege 9 Meilen nicht in 2 Tagemärschen oder 36 Stunden zurücklegen, oder 12 Meilen in 60 Stunden, und die auf 24 Meilen länger als 6 Tage marschiren, wenn es darauf ankommt.

In beiden Fällen bleibt die Berechnung hinter der Erfahrung zurück.

Die Schnelligkeit der Märsche bei ganz schlechtem Wege liegt ganz ausserhalb jeder Berechnung, und in obiger Berechnung überfliegt die Theorie die Erfahrung. 24 Meilen bei ganz schlechtem Wege in 6 Tagen und 1 Ruhetag zurückzulegen,

ist mehr, als in den meisten Fällen gute Truppen leisten werden. Denn die Erfahrung lehrt, dass unter solchen Umständen 2 Meilen die Aufgabe eines ganzen Tages sein können.

Man wird daher wohl thun, sich auf solche Berechnungen nicht zu fest zu stützen und sodann die Märsche überhaupt nicht in komplizirter Weise einzurichten. Ist Zeitgewinn nothwendig oder wünschenswerth, so wird derselbe am besten durch stärkere Märsche erreicht; und von Truppen von innerer Tüchtigkeit, die an das Marschiren gewöhnt sind, kann man unbedenklich verlangen, 4 bis 5 Meilen täglich während 5 bis 6 Tagen zu machen.

Nachtmärsche.

Der Ausspruch Blüchers gegen den Fürsten Hohenlohe:

»Ich fürchte die Nachtmärsche mehr als den Feind«

ist beinahe sprüchwörtlich geworden. Er bezieht sich indessen nur auf Truppen, wie Blücher sie zu jener Zeit (1806) kommandirte; angegriffene, entmuthigte, erschöpfte Schaaren, in denen Ordnung und Disziplin locker geworden waren und denen es an kräftigen Führern fehlte, um dieselben unter den ungünstigen Verhältnissen eines übereilten Rückzuges wiederherzustellen.

Nachtmärsche gehören im Kriege zu den gewöhnlichen Erscheinungen, und Blücher hat sie weder in früherer noch in späterer Zeit sonderlich gescheut. Aber allerdings sind sie den Truppen niemals angenehm. Sie sind angreifender als die Märsche am Tage, auch abgesehen davon, dass die Ruhe verloren geht, weil alle Hindernisse der Wege, des Terrains bei Nacht viel schwerer zu überwinden sind. Man hat daher bei gleichem Kraftaufwande und Zeitverbrauch ein viel geringeres Resultat. Man kann daher, ohne sehr zu irren, bei Nachtmärschen die Hälfte Zeit mehr auf die Meile rechnen, und eine grössere Kolonne wird noch mehr Zeit gebrauchen, weil jede Stockung, jedes Hinderniss in der Nacht viel schwerer wieder aufzuheben ist.

Die unausgesetzte Aufmerksamkeit der Führer wird bei Nachtmärschen in Anspruch genommen; sie hat sich bei der Infanterie besonders darauf zu richten, dass die Abtheilungen nicht auseinanderkommen. Die Leute sind müde, gleichsam schlaftrunken; es entsteht eine Stockung, augenblicklich hat alles das Gewehr ab und schläft im Stehen. Die Tête tritt wieder an; dies pflanzt sich entweder sehr langsam fort, wodurch die Marschkolonne zu locker wird, oder bricht auf irgend einem Punkt ganz ab. Auf einem der Märsche vor der Schlacht

von Bautzen blieb so ein halbes Bataillon stehen. Der Halt hatte lange gedauert, und auch die Offiziere waren eingeschlafen, indem sie sich auf einen Grabenrand gesetzt hatten. Das Niedersetzen ist daher streng zu untersagen; aber es gehört viel Disziplin und Strenge der Führer dazu, es zu verhindern. Ich habe erlebt, dass die Leute sich bei einem Nachtmarsche im Winter 1814 im tiefsten Schmutz niederwarfen, unter Umständen, wo von einer sehr grossen Ermüdung nicht die Rede sein konnte.

Die Kavallerie hat ebenso sorgfältig darauf zu halten, dass die Leute nicht auf dem Pferde schlafen; denn die Pferde werden leicht durch den unsicheren Sitz des schlafenden Reiters gedrückt. Sie gehen in der Regel zwar bei Nacht sicherer als bei Tage; sind sie indessen schon sehr ermüdet, so wird die Führung nothwendig, um das Stürzen und somit Beschädigungen und Unglücksfälle zu vermeiden.

Ferner haben die Führer ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, dass kein Theil vom rechten Wege abkommt. Der Marsch wird in der Nacht jedesmal lockerer, die Abtheilungen erhalten grössere Distancen, und diese werden leicht so gross, dass die Nachfolgenden die Vorausmarschirenden aus dem Auge verlieren. Es müssen daher an den abgehenden Wegen Unteroffiziere stehen bleiben, die von der nachfolgenden Abtheilung abgelöst werden. Bei dem Rückzuge nach der Schlacht von Dresden, bei üblem Wege, aufgeweichtem Boden u. s. w. kamen mehrere Bataillone durch Verabsäumung solcher Vorsichtsmaassregeln gänzlich auseinander. Kann übrigens der Zusammenhang im Ganzen nicht mehr erhalten werden, so muss wenigstens jede kleinere Abtheilung, jede Compagnie, jede Schwadron geschlossen bleiben und kein Nachlaufen, Nachreiten gestattet werden.

Uebrigens steigern sich die Schwierigkeiten der Erhaltung der Ordnung, so wie der Besiegung der Marschhindernisse bei Nacht namentlich für grössere Abtheilungen und besonders wieder für die Kavallerie ausserordentlich. Ausserdem kann man mit Sicherheit auf Missverständnisse und falsche Ausführung einzelner Befehle rechnen.

Nachtmärsche wird man also bei Reisemärschen gern vermeiden, während bei den Operationen, den wirklichen Kriegsmärschen allerdings Zeitgewinn daraus hervorgehen kann. Bei den Reisemärschen werden sie daher nur vorkommen, wenn die Witterung (grosse Hitze u. s. w.) dazu zwingt. Kavallerie und Artillerie wird sie aber auch dann vermeiden, da die Pferde bei Tage nicht ruhen.

k) Taktische Anordnung des Marsches.

Zunächst muss auf die Beibehaltung einer gewissen Ordnung, neben welcher die Bequemlichkeit des Einzelnen immer noch bestehen kann (wenigstens bis zu einem gewissen Grade), gesehen werden. Ob in Zügen, in Sectionen, in Reihen u. s. w. marschirt wird, das muss Alles nicht davon abhalten, dass Jeder auf seinem angewiesenen Fleck bleibe. Dies gilt für jede Truppenart. Dieser Zwang des Einzelnen ist eine Erleichterung für Alle.

Ferner muss die Marschgeschwindigkeit geregelt sein, was durch die Tête geschieht. Sie muss gleichförmig und nicht zu rasch sein; für die Infanterie und Fuss-Artillerie etwa 100, für die Kavallerie und reitende Artillerie etwa 110 Schritt in der Minute.

Es beruht auf einer ganz falschen Ansicht, wenn man die Folge des Abmarsches etwa täglich ändert: indem man glaubt, den Truppen dadurch eine Erleichterung zu gewähren, dass jeder Theil nach und nach an die Tête kommt. Besser ist es, den Abmarsch stets beizubehalten; Alles marschirt sich dann sicherer und fester in das bequemste Tempo ein. Der Marsch darf aber auch nicht zu langsam sein, denn nichts ist ermüdender, als ein solcher langsamer Marsch, der alle Augenblick durch Stockungen unterbrochen wird. Er ermüdet aber auch, abgesehen hiervon, mehr als ein geschwinder.

Ferner müssen zwischen den Abtheilungen angemessene Abstände gehalten werden, die den grossen Vortheil gewähren, dass eine irgendwo entstandene Stockung sich nicht durch die ganze Kolonne fortpflanzt. Diese Abstände müssen nach Beschaffenheit des Weges grösser und kleiner gemacht werden, und sind dazu da, nach Umständen verloren zu gehen und wiedergewonnen zu werden, ohne die Mannschaften allaugenblicks halten oder heraneilen zu lassen. Sie erleichtern den Marsch, wenn der Weg abwechselnd gut oder schlecht ist, oder auch, wenn es sehr staubig ist; wenn auch noch so strenge darauf gehalten wird, dass die Leute sich nicht vor nassen Füssen scheuen, so wird doch immer ein Aufenthalt durch nasse Stellen verursacht.

Auf dem Marsche selbst wird von Zeit zu Zeit angehalten. Sind die Kolonnen nicht sehr gross, so lässt man bei den sogenannten kleinen Halten nicht in grösserer Front aufmarschiren. Bei dem langen Halt wird dies nothwendig, weil der Weg nicht längere Zeit gesperrt werden darf und man diese Ruhepunkte gern da nimmt, wo Wasser in der Nähe ist.

Die Infanterie macht den ersten kurzen Halt am besten etwa eine halbe Stunde nach dem Ausmarsch, jedoch nicht länger wie höchstens 10 Minuten. Dann folgen 2 bis 3 Stunden Marsch und eine halbe Stunde Ruhe. Ist der Marsch länger als 4 Meilen, oder ist es sehr heiss, so wird man nach Zurücklegung der grösseren Hälfte des Marsches einen längeren Ruhepunkt machen müssen, der bei Märschen von 6 bis 7 Meilen 2 bis 3 Stunden betragen muss. Diese grösseren Ruhepunkte sind wo möglich so zu machen, dass Wasser geholt werden kann, was jedoch erst kurz vor dem Wiederantritt des Marsches geschehen darf. Bei jedem längeren Halt wird das Gepäck abgelegt. Dies muss befohlen werden.

Im Allgemeinen gilt die Regel, nicht oft zu halten, und so wenig wie möglich in der ersten Hälfte des Marsches. Das Bedürfniss muss der Führer erkennen, und dies kann er durch das öfters eintretende Bedürfniss des Austretens einzelner Leute, aus dem Langsamerwerden des Marsches.

Die Kavallerie macht bei einem Marsch von 3 bis 4 Meilen nur einen Halt von etwa 15 Minuten, wobei das Gepäck revidirt, nachgegurtet und der Beschlag nachgesehen werden muss. Ausserdem ist auf jede Meile ein kurzer Halt nöthig, um die Reiter absitzen und die Pferde stallen zu lassen. Bei 5 bis 6 Meilen macht man einmal eine halbe bis eine Stunde Halt. Muss gefüttert werden, so wird wenigstens eine Stunde geruht.

Man lässt die Kavallerie und reitende Artillerie auf Märschen von Zeit zu Zeit traben; Pferd und Mann werden dadurch munter, und es kommt Luft unter den Sattel. In einer halben Stunde trabt man eine Meile, und das halten die Pferde ganz gut aus. Wird abwechselnd getrabt, so macht man mit Leichtigkeit in 50 Minuten eine Meile. Am 16. Juni 1815 marschirte eine braunschweigische reitende Batterie unter Major Moll, die $1\frac{3}{4}$ Meile diesseits Brüssel im Quartier gestanden hatte, $6\frac{1}{2}$ Meilen bis Quatrebras, wo sie um $\frac{1}{4}7$ Uhr Abends eintraf; nachdem sie die letzten 3 Meilen getrabt hatte, kam sie gleich ins Feuer.

Die Artillerie hält besonders strenge auf gleichen Zug, gleiche Distancen zwischen den Fahrzeugen, im Geleise fahren, Vermeiden des Stutzens. Muss ein Fahrzeug halten, so darf dies den Marsch der Kolonne nicht aufhalten, sondern das folgende muss unmittelbar auf der freiesten Seite vorbeigehen. — Die Haltepunkte sind denen der Infanterie und resp. Kavallerie gleich anzuordnen und werden wie bei der letzteren benutzt. Dabei muss aber auch das Fahrzeug revidirt werden.

Auf den Reisemärschen marschiren die Geschütze voran, dann die Munitionswagen, Vorrathswagen, zuletzt die Reservepferde. Auf den grösseren Halt- und Ruhepunkten wird also nach und nach in breiterer Front aufmarschirt, aufgeschlossen und somit die Kolonne verkürzt.

Natürlich kann auch nur nach und nach wieder angetreten werden; und es ist nothwendig, die Leute daran zu gewöhnen, nicht eher sich wieder marschfertig zu machen, als es für ihre Abtheilung (Bataillon, Eskadron, Batterie) befohlen wird, da ihnen sonst oft der grösste Theil der Ruhezeit verloren geht.

Passiren von Defiléen.

Zweckmässig ist es, wenn auf dem Marsche Defiléen von einiger Schwierigkeit vorkommen, die Ruhepunkte mit dem Defiliren zu vereinigen. Ein Defilé hat fast immer nämlich eine Verengung des grossen Weges zur Folge; nur Kunststrassen bilden — und auch diese nicht immer — hiervon eine Ausnahme. Es folgt hieraus, dass die Marschkolonne ihre Frontbreite verändern, daher ihre Tiefe vergrössern und somit andere Abstände zwischen den Abtheilungen machen muss, was dann für die Vorderen ein Halten zur Folge hat, um diese neue Formation zu gewinnen; ein Aufenthalt, der mit der Tiefe der Kolonne wächst. In einem bergigen oder bruchigen Terrain wird dies sich wiederholen und daher die Truppen ermüden; besonders die Infanterie, welche durch öfteres Stehenbleiben mehr ermüdet wird, als durch ein gleichmässiges Fortmarschiren.

Die Passage von Defiléen erfordert überhaupt besondere Aufmerksamkeit, wenn dadurch nicht der Marsch aufgehalten und die Truppen unnöthiger Weise ermüdet werden sollen. Allgemeine Regel ist daher, dass die vorderen Truppen nach Maassgabe ihrer Annäherung an das Defilé schärfer austreten und Abstände von den hinteren gewinnen, so dass diese nicht zu halten brauchen, sondern ruhig fortmarschiren, bis an sie die Reihe des Austretens folgt.

Bei sehr grossen Marschkolonnen wird bei Reisemärschen die Masse der Fahrzeuge der Bagage durch das Defilé geschickt, während die Truppen ruhen, da das Defiliren der zahlreichen Fuhrwerke immer längere Zeit kosten wird. Nach Passirung des Defilés marschiren die Abtheilungen auf, um jede Stockung im Defilé selbst ihrerseits zu vermeiden.

Auch auf Reisemärschen soll niemals ohne Vor- und Nachhut marschirt werden, die hier nur polizeiliche Zwecke haben.

Die Avantgarde zieht Erkundigung über den Weg ein, sorgt für zuverlässige Boten, räumt Hindernisse aus dem Wege, wie Fuhrwerk u. s. w., und führt Schanzzeug bei sich, um den Weg herzustellen. Die Arrièregarde hat hauptsächlich dafür zu sorgen, dass Niemand zurückbleibt. Sie erhält dazu eine angemessene Anzahl Wagen, um Kranke fortzuschaffen. Marodeurs u. s. w. werden mit Gewalt zum Marsch gezwungen. Sind keine Wagen da, so werden die Erkrankten wenigstens bis zum nächsten Orte mitgeschafft. Bleiben Fuhrwerke oder Geschütze zurück, so lässt sie dabei ein Detachement.

Avant- oder Arrièregarde müssen nicht zu nahe an der Kolonne bleiben; erstere, um Zeit für die Hinwegräumung von Hindernissen zu gewinnen, letztere, damit nicht jedes Ereigniss für sie selbst zum Aufenthalt wird.

Beides ist übrigens ein beschwerlicher und lästiger Dienst, weshalb öfters mit den Mannschaften gewechselt werden muss.

l) Verluste an Menschen und Material.

Dieser Verlust ist viel bedeutender, als man gewöhnlich annimmt, und wird namentlich in den neueren Kriegen ein auf die Vernichtung der Heere höchst wirksamer Umstand. Sind die Reisemärsche geregelt, die nöthigen Rücksichten auf Unterkommen und Verpflegung genommen, werden Lazaretheinrichtungen mitgeführt, und herrscht in den Truppen eine strenge Marschdisziplin, so sind bei nicht zu langen Märschen, die nicht in eine ungünstige Jahreszeit fallen, die Verluste allerdings gering. Anders aber wird dies, sobald diese Verhältnisse sich ändern, die Märsche stark, die Wege schlecht werden, Verpflegung mangelhaft ist, bivouakirt wird und die Marschdisziplin nachlässt. Unter solchen Umständen kann ein Heer durch Märsche sich aufreiben. Besonders bedeutend aber wird die Consumtion bei den Märschen auf dem Kriegstheater selbst, indem sich dort die Anstrengungen durch die taktische Anordnung des Marsches gleichzeitig mit den Entbehrungen verdoppeln.

Die Verluste und Abnutzungen auf Märschen betreffen bei der Infanterie den Menschen und das Material. Jeder leichte Kranke ist der Truppe, sobald er in ein Lazareth kommt, auf lange Zeit verloren. Es entwickeln sich Krankheiten, die in dem Maasse unter gewöhnlichen Friedensverhältnissen nie vorkommen: Brustkrankheiten, Fieber, Ruhren und Fusskranke. Bei dem Beginn eines Marsches ist anfangs der Abgang auf diese Weise am stärksten. Die schwächlichen,

weichlichen Naturen erliegen bald; ist die Schlacke einmal abgesondert, so tritt ein günstigeres Verhältniss ein, obschon der Abgang nie ganz aufhört.

Der Verbrauch an Material trifft besonders die Fussbekleidung, und es ist überraschend, wie gross derselbe ist. Wenn man bedenkt, dass Seume von Leipzig nach Syracus auf einem Paar Sohlen ging, so ist es oft unbegreiflich, wie zwei, drei Märsche die Fussbekleidung konsumiren. Der Verbrauch im Frieden giebt hierbei gar keinen Anhalt. Es wird daher die Erhaltung des Schuhzeuges Gegenstand einer steten Vorsorge sein und es müssen dazu alle Mittel in Bewegung gesetzt werden, die sich in den Städten darbieten.

Der Verlust bei der Kavallerie trifft hauptsächlich das Pferd; der Abgang aber findet in einem umgekehrten Verhältniss statt, wie bei der Infanterie. In demselben Verhältniss, wie der Marsch länger wird, steigt die Zahl der gedrückten und lahmen Pferde. Die Gelegenheit, gesunde Pferde einzutauschen, ist selten, da die Pferdedepots in der Regel nicht viel Gutes mit sich führen. Jedes kranke Pferd zieht somit den Verlust eines Soldaten nach sich, und es ist daher die Hauptsorge aller Führer bei der Kavallerie, auf richtige Lage des Sattels, des Gepäcks, nicht zu frühes Absatteln, richtigen und ruhigen Sitz des Reiters und Erhaltung des Beschlags zu sehen. Ausserdem aber ist es nothwendig, dass jede Schwadron mindestens einen Wagen immer bei sich führt, um Sattelzeug kranker Pferde fortzubringen.

Die Artillerie, als die komplizirteste Waffe, müsste eigentlich die grösste Abnutzung erleiden, doch ist sie hier eigentlich Null. Denn dazu, dass ein wesentlicher Verlust eintritt, z. B. ein Geschütz zurückgelassen werden muss, kommt es auf Reisemärschen nie. Aber auch die Verluste an Mannschaften und Pferden sind in der Regel bei der Artillerie am kleinsten. Die grosse Anzahl Fahrzeuge erlaubt eine Erleichterung in solchen Fällen, wo der Mann sonst der Anstrengung erliegen würde. Ausserdem ist sie in allen Heeren aus ausgesuchten, starken und tüchtigen Leuten formirt: ferner gestattet die Kombination von Zug- und Reitpferden einen Wechsel der gedrückten Pferde, und endlich ist nicht zu verkennen, dass in allen Artillerien die bei weitem strengste Marschdisziplin gehandhabt wird.

Die Abnutzung trifft hier also besonders das Material, die Fahrzeuge. Jede Artillerie führt jedoch den Ersatz und die Mittel bei sich, den Schaden zu ersetzen, so dass bei der

Vervollkommnung der Technik aus der Abnutzung auf Reisemärschen nie wirkliche Verluste werden, wie bei den anderen Waffen.

Es ist nun sehr schwer, ja unmöglich, die Marschverluste auf Zahlen zu bringen, da Jahreszeit, Wege, Wetter, Verpflegung u. s. w. den entschiedensten Einfluss auf die Grösse der Consumtion an Menschen und Material haben. Ohne befürchten zu dürfen, die Zahlen zu gross anzunehmen, kann man indessen voraussetzen, dass bei einem Reisemarsch, unter sonst richtigen Verpflegungs- und Quartierverhältnissen, von 60 bis 80 Meilen, bei kühlem oder kalten aber trockenem Wetter, also bei guten Wegen, der Verlust der Infanterie und Kavallerie mindestens 3 bis 4 Prozent, bei heissem oder nassem Wetter 6 bis 8 Prozent beträgt. Von diesem Verlust fallen bei der Infanterie zwei Drittel in die erste Hälfte, bei der Kavallerie in die zweite Hälfte des Marsches.

Ganz anders aber gestaltet sich der Verlust, wenn die Voraussetzungen andere sind, wenn bivouakirt wird, die Verpflegung schlecht ist, die Disziplin locker wird (was oft erst eine nothgedrungene Folge der schlechten Verpflegung ist), und dann wird der Abgang unglaublich gross. Ein Beispiel davon ist der Marsch Napoleons im Jahre 1812.

Das Hauptheer Napoleons — die Mitte, welche nachher den Zug bis Moskau fortsetzte — war am 24. Juni, als es über den Niemen ging, 238,800 Mann Infanterie, 62,400 Mann Kavallerie stark. Hiervon waren in der Schlacht bei Smolensk gegenwärtig 151,000 Mann Infanterie und 32,000 Mann Kavallerie, detachirt 6000 Mann Infanterie und 7500 Mann Kavallerie; der Verlust in 52 Tagen (die Schlacht war am 15. August), bei einem Marsch von 70 Meilen, war also 81,000 Mann Infanterie, 23,000 Mann Kavallerie. Hiervon kommen nur etwa 10,000 Mann auf Gefechtsverluste. Es war also ein Drittel des Heeres im Ganzen, und täglich ein Einhundertfunfzigstel abgegangen. Der Verlust an Pferden war, besonders in den Tagen vom 29. Juni ab, als nach warmem Wetter plötzlich anhaltender Regen eintrat, ungeheuer; die Mitte führte im Ganzen 117,000 Pferde mit sich und verlor bei Wilna in drei Tagen über 10.000 Stück. — Zur Zeit der Schlacht von Borodino am 7. September war die Stärke in der Schlacht 103,000 Mann Infanterie und 31,000 Mann Kavallerie; es waren detachirt 22,000 Mann Infanterie, 5000 Mann Kavallerie; das Heer war also im Ganzen noch stark 125,000 Mann Infanterie, 36,000 Pferde, in Summa 161,000 Mann.

Es waren also 113,000 Mann Infanterie und 26,000 Mann Kavallerie abgegangen. Hiervon fallen nun auf die so blutige Schlacht von Smolensk und die folgenden Gefechte allerdings 20,000 Mann etwa; die 35 Meilen von Smolensk bis Borodino hatten dann, in 23 Tagen zurückgelegt, aber immer noch 15,000 Mann gekostet. Acht Tage später zog Napoleon mit 90,000 Mann in Moskau ein, und hatte 13,000 Mann detachirt. Die Schlacht hatte ungefähr 30,000 Mann gekostet; auf den 15 Meilen zwischen Borodino und Moskau waren also wiederum 18,000 Mann liegen geblieben.

Souworoff hatte den Zug über den St. Gotthard am 21. September angetreten und war 25,000 Mann stark. Der Zug dauerte bis zum 3. Oktober, wo er ins Thal des Vorderrheins wieder hinabgestiegen war. Er hatte Gefechte bei Airolo, am St. Gotthard, an der Teufelsbrücke, bei Am Steg, bei Mutten und im Linththale. Diese Gefechte haben ihm aber nicht viel gekostet. Nichtsdestoweniger hatte er nach dem märchenhaften Zuge, der seines Gleichen wohl nicht so bald finden wird, im Rheinthale nur noch etwa 12,000 Mann; es sind etwa 10,000 Mann auf 11 Tage verloren gegangen. Die näheren Umstände findet man in von Clausewitz »Der Feldzug von 1799 in Italien und der Schweiz« Th. II., eine der schönsten Darstellungen, vielleicht die schönste, die der verewigte General gegeben hat.

Das Yorksche Corps war beim Beginn der Feindseligkeiten 1813 am 16. August 40,000 Mann stark. Am 19. Oktober zählte es noch 12,000 Mann. Die Gefechte bei Goldberg, Löwenberg, an der Katzbach, bei Wartenburg und Möckern hatten etwa 12,000 Mann gekostet; 16,000 Mann also die Hin- und Hermärsche.

Liest man die Geschichte dieser Märsche, so wird die Möglichkeit solcher ungeheueren Verluste erklärlich, und man sieht, dass das beste Heer ähnlichen Einflüssen nicht Trotz bieten kann. Ein mehr für die gewöhnlicheren Verhältnisse geltendes Beispiel ist der Marsch des Yorkschen Corps. Es geht aus allen diesen Erfahrungen hervor, dass die Märsche im Kriege mehr kosten als die Schlachten.

Fassen wir alles zusammen, so erhalten wir als Resultat, dass die Märsche angreifender für die Truppen und zeitraubender werden:

1. je schlechter die Wege;
2. je stärker die einzelnen Kolonnen;
3. je laxer die Disziplin (Marschdisziplin);
4. bei Nacht;
5. je schlechter und je ungünstiger das Wetter, die Temperatur;
6. je schlechter die Verpflegung und je breiter der Quartierbezirk.

Sie werden befördert, d. h. schneller und weniger angreifend:

1. durch gute Wege;
2. Marschdisziplin;
3. Marschübung;
4. gute Verpflegung;
5. milde oder kühle, trockene Temperatur;
6. durch künstliche Mittel.

Künstliche Beschleunigung der Märsche.

Um den Zeitgewinn mit der Schonung und Erhaltung der Schlagfähigkeit der Truppen Hand in Hand gehen zu lassen, ist man zu allen Zeiten in einzelnen Fällen bemüht gewesen, die Märsche künstlich zu beschleunigen.

Schon Claudius Nero liess sein Fussvolk theilweise fahren. Napoleon hat so ganze Divisonen schnell von einem Kriegstheater auf das andere, oder aus einem Lager mitten in Frankreich nach Deutschland oder Spanien vesetzt. Der grosse Kurfürst bediente sich desselben Mittels 1679 gegen die Schweden in Preussen.

Natürlich konnte aber nur der Marsch der Infanterie auf diese Weise beschleunigt werden, da man sie auf Wagen oder Schlitten transportirte. Man hat mit der Infanterie so, ohne die Truppen zu sehr zu ermüden, täglich 8 bis 9 Meilen, auch wohl 10 Meilen zurücklegen können. Das Essen müssen die Truppen unter solchen Umständen fertig finden, da die eigene Zubereitung zu viel Zeit kostet.

Natürlich sind immer verhältnissmässig nur kleine Heerestheile auf diese Weise befördert worden. Man wird im Durchschnitt nicht mehr als 10 Mann auf einen vierspännigen Wagen rechnen können, was 80 bis 100 Wagen für ein Bataillon, 1200 für eine Division giebt. Soll nicht ganz langsam gefahren werden, so dürfen die Stationen nicht über 4 Meilen sein, so dass also bei einem Marsche von 20 Meilen schon 6000 Wagen und 24,000 Pferde nöthig würden.

Der Kavallerie und Artillerie kommen diese Beschleunigungsmittel nicht zu Gute; höchstens der Artillerie noch in der Weise, dass man die Fuss-Artilleristen durch Vorspann fortschaffen lässt. Beide Waffen werden so der Infanterie etwa zwei Tage folgen können.

Kann man nicht den ganzen Truppentheil, z. B. eine Division, auf einmal fahren lassen, so muss man Etappen machen, zwischen denen die disponiblen Wagen hin und her gehen, und wird so noch, wie Napoleon 1806, bedeutenden Zeitgewinn erzielen.

Ein anderes ähnliches Beschleunigungsmittel liegt darin, dass das Gepäck der Infanterie und Fuss-Artillerie gefahren wird. Man bedarf für eine Compagnie hierzu etwa 3—4 zweispännige Wagen. Die Wirkung davon ist bedeutend, und man wird, besonders bei heissem Wetter, die Märsche um die Hälfte länger machen können, ohne die Truppen so zu fatiguiren, als wenn sie auf dem gewöhnlichen Marsch das Gepäck tragen müssten. Der Bedarf an Vorspann ist aber hierbei immer noch sehr bedeutend. 240 Wagen für eine Division auf jeden Marschtag ist immer noch mehr, als in den meisten Fällen vom Lande aufgebracht werden kann.

Eisenbahnen. In der neuesten Zeit ist nun durch die Benutzung der Eisenbahnen ein Mittel zur Beförderung der

Truppen gegeben, dessen Grenze noch nicht gezogen und welches sich im Frieden täglich erweitert. Ausser dem Gewinn an Zeit tritt noch die Schonung des gesammten Materials als Nebengewinn ein, und die Leichtigkeit, grosse Vorräthe an Kriegsmaterial und Lebensmitteln schnell in der Nähe des Kriegsschauplatzes aufzuspeichern. Die Kriege von 1859, 1866 und 1870—71 haben zur Anwendung der Eisenbahnen für Truppentransporte im grossartigsten Maassstabe Veranlassung gegeben. Im Jahre 1859 jedoch mussten die Franzosen, weil ihr sonst strategisch vortrefflich angelegtes Eisenbahnsystem nur bis an den Fuss der Alpen ging, die Armee zum Theil zu Schiffe nach Genua, zum Theil zu Lande über das Gebirge schicken, und die Eisenbahnen haben ihnen wie den Oesterreichern mehr als Nachschubsmittel und zur Sicherung der Verpflegung gedient. Dagegen erscheint der erste grossartige strategische Gebrauch 1866 auf Seiten der Preussen. Er wurde allerdings unterstützt durch die Vorsicht der Politik, der es gelang, trotz der nicht ganz günstigen geographischen Situation, allmälig, in etwa drei kurzen Perioden, die Haupttheile der Armee zusammenzubringen; nichtsdestoweniger war die Leistung, welche alle Truppen zur angesetzten Stunde auf den bestimmten Platz brachte, eine schön ersonnene und trefflich ausgeführte. Namentlich diejenige der letzten Transportperiode, in welcher vom 23. Mai bis 5. Juni 1866 beinahe 4 Armee-Corps mit allen Trains befördert worden sind. Es stellte sich damals schon heraus, dass man auf einer zweigeleisigen Bahn ungefähr um die Hälfte der Zeit schneller zum Ziele kommen konnte, als auf einer eingeleisigen. — Eine weiters zu erwähnende Leistung war der Transport von 4 Corps, einer Kavallerie-Division und einer Geschützreserve der österreichischen Armee im August 1866 von Wien nach Görz und Triest, welche in der Zeit vom 2. bis 14. August mit allen Trains und bedeutenden Verpflegungsvorräthen ohne Stockung auf zwei von demselben Punkt ausgehenden und sich wieder an einen Punkt vereinigenden Linien befördert wurden.

Endlich müssen wir als die grossartigste Erscheinung dieser Art von Beförderung den Transport der deutschen Armeen im Jahre 1870 anführen, durch welchen über eine halbe Million Soldaten mit vielleicht 150 000 Pferden und 1500 Geschützen im Verlauf von noch nicht 3 Wochen aus dem Innern des Reichs an die Grenze versetzt wurden. Solche Leistungen sind um so höher zu stellen, als, gleichzeitig mit der sie hervorrufenden Ursache, für die Eisenbahnverwaltungen wenig Zeit zu den vielen Vorbereitungen übrig bleibt, welche sie bedingen.

Es sind nicht nur, noch vor dem Eintritt der völligen Marsch- und Kriegsbereitschaft der einzelnen Truppen, grosse Massen einberufener Reservemannschaften und ausgehobener Pferde zu bewegen, Veranstaltungen zum Ein- und Ausschiffen zu treffen, sondern auch beinahe das gesammte Material an Lokomotiven und Wagen so zu gruppiren, dass keine Störung in den Abfahrten entsteht. Wo überall 2 Geleise auf den betreffenden Linien vorhanden sind, ist das nicht zu schwer; bei eingeleisigen Bahnen aber finden sich oft unübersteigliche Schwierigkeiten.

Das Resultat der bisherigen Erfahrungen ist nun schon seit einiger Zeit im Grossen und Ganzen fixirt. Die Leistungsfähigkeit der Bahnen hängt im Allgemeinen von der Stärke ihres Wagenparks, ihrer Lokomotiven, von ihren Steigungsverhältnissen ab; nach diesen Elementen müssen die Lasten bemessen werden, die zu befördern sind. Man rechnet annähernd nach der Zahl der vorhandenen Achsen; auf die Achse also 16 Mann Infanterie, oder 3 Pferde mit 1 Mann, oder ein zweirädriges ($\frac{1}{4}$ vierrädriges) Fahrzeug. Je nach der Bahnbeschaffenheit und den Lokomotiven macht man die Züge 60 bis 90, sogar 100 Achsen stark, so dass mit einem Zuge 1 Bataillon Infanterie à 1000 Mann mit zugehörigen Fahrzeugen und Pferden, oder 1 Eskadron ebenso, oder 1 Fussbatterie, oder $\frac{3}{4}$ reitende Batterie, oder $\frac{3}{4}$ einer Munitions-Kolonne befördert werden. — Man rechnet nun bei grösseren Transporten, auf weitere Entfernung, wo die verladenen Truppen wo möglich ohne Umladung bis an das Ziel gehen, und wo die leeren Züge allmälig und regelmässig wieder an den Abgangsort zurückkommen sollen, dass der Zug in 1 Stunde 3—$3\frac{1}{2}$ Meile weit geht. Auf einer eingeleisigen Bahn können dann 8—10 reine Truppenzüge, auf einer zweigeleisigen 14 dergleichen täglich befördert werden. Je nach der Länge der Linie werden dann die Wagen u. s. w. erst nach einer gewissen Zeit am Anfangspunkte wieder disponibel, also etwa nach 3, 4 oder 5 Tagen, wenn die Transportlinie 40—80 oder 80—120 Meilen lang.

Hiernach ergiebt sich für eine Division die Anzahl von 20—22, für ein Armee-Corps deutscher Organisation aber von 80—83 Zügen. Ein Corps kann hiernach im Maximum 100 Meilen in etwa 7 Tagen zurücklegen. Dieses Zahlenverhältniss stellt sich da etwas günstiger, wo es sich um kürzere Strecken, eine partielle Mobilmachung und Occupation nur einer Bahnlinie handelt, welcher Nachbarbahnen am End- und Anfangspunkte im speziellen Dienste behülflich sind.

Natürlich ist der ordnungsmässigen Weiterbeförderung wegen nothwendig, an gewissen Punkten längeren Aufenthalt zu gestatten, damit die Mannschaften gespeist, die Pferde getränkt werden können.

Berücksichtigt man, dass ein Armee-Corps, welches mehrere Strassen nebeneinander benutzen kann, auf einem Landmarsch in 7 Tagen etwa 18, in 11 Tagen etwa 27 Meilen hinter sich bringt, so ergiebt eine annähernde Berechnung, dass der Gewinn an Zeit durch Eisenbahnbeförderung erst nach einer gewissen Entfernung bemerklich sein wird; und zwar tritt die Differenz um so entscheidender ins Gewicht, je weiter die zu durchlaufende Strecke ist. Ein Corps wird also eine Strecke von 18 bis 30 Meilen schneller zu Fuss zurücklegen, je nachdem die Bahn ein- oder zweigeleisig ist, wobei noch der Umstand mitspricht, dass auf dem Landmarsche die Truppen alle Tage gleich weit und schneller zur Konzentration kommen. Allerdings da, wo für ein Corps nur eine Strasse in unwirthbarer Gegend disponibel ist, zieht man dann selbst noch den Bahntransport wenigstens für Theile desselben vor. Denn die Nützlichkeit der Bahn tritt besonders ins Licht, wenn z. B. nur Infanterie zu befördern ist. Täglich können dann auf einer Bahn mit 2 Geleisen 12,000 Mann, auf 1 Geleise 8000 Mann abfahren; man wird also 50,000 Mann Infanterie nach 4 Tagen 20 Meilen weiter auf einem Punkt haben, die Kavallerie und Artillerie in derselben Zeit etwas starke Märsche machen lassen können, eine Leistung, welche durch blossen Landmarsch mit derselben Truppenmasse kaum zu erreichen sein würde, und im Besonderen des Vortheils theilhaftig ist, dass man nach wenigen Stunden schon einige Tausend Mann an der gewünschten Stelle hat, welche stündlich verstärkt werden können. — Ein Umstand ist bei diesen Erwägungen nicht ausser Acht zu lassen, nämlich dass junge Truppen unter gewissen Verhältnissen auf dem Landmarsche besser disziplinirt und aguerrirt werden, als auf der Fahrt; dass also kürzere Märsche oft für dieselben vortheilhafter sind, als kurze Fahrten, sofern sich das mit den höheren Interessen verträgt. — Unzweifelhaft haben die Franzosen in ihrem Leichtsinn im letzten Kriege von ihrem schönen Eisenbahnnetz weniger Nutzen gezogen, als dies hätte geschehen können. Es ist nämlich nicht ausser Acht zu lassen, dass die Eisenbahnen bei Rückzügen z. B. eine schon etwas demoralisirte Truppe immer noch besser zusammenhalten, als dies auf dem Landmarsche geschehen kann; dass es dabei möglich ist, sie schnell auf rückwärtigen Punkten wieder zu konzentriren, zu heben und zu

stärken und unerwartet dem siegreichen Angreifer Diversionen zu bereiten, welche sein Vorschreiten oft leichter zu hemmen im Stande sind, als das direkte Vorlegen in seiner Marschrichtung.

Aber auch in anderer Beziehung hat die oberflächliche und, trotz aller Energie, blinde Wuth Gambetta's die Gelegenheit zu einem schönen Streiche verdorben, als er im November dem General Aurelle de Paladines befahl, statt des zweitägigen Landmarsches von Vierzon nach Beaugency, eine Eisenbahnfahrt über Tours zu machen, wobei denn 3 Tage unnütz verloren gingen, welche zu dieser Fahrt von 40,000 Mann gebraucht wurden. Man sieht dabei, dass es leichter ist, einen Marsch, als einen Eisenbahntransport grosser Massen geheim zu halten.

Viel wichtiger wird nun eine Eisenbahn im Laufe eines Krieges durch die Leichtigkeit, mit welcher die Verpflegung sichergestellt werden kann. Sie ist im Stande, in 5 Zügen zu 60 Waggons à 100 Centner die Verpflegung einer Armee von 300,000 Mann und 60,000 Pferden für einen Tag zu befördern; ein Verhältniss, welches sich natürlich für kleinere Heere noch günstiger stellt und im Laufe der letzten Kriege von geradezu entscheidender Wirkung war. Hiebei tritt nur der Umstand ein, dass das Entladen solcher Züge sehr viel langsamer von Statten geht und die Verpflegungszüge deshalb, selbst bei guten Voranstalten, sich nur in täglichen Perioden wiederholen dürfen. — Endlich haben sich die Eisenbahnen beim Transport von Belagerungsgeschütz und Material kürzlich in einer neuen Weise geltend gemacht. Wir müssen jedoch uns mit den hier gegebenen Andeutungen begnügen und verweisen den Leser auf die betreffende spezielle Literatur.

II. Kriegsmärsche.

Während bei den Reisemärschen die Bequemlichkeit und Erhaltung der Truppen die Hauptrücksicht, das Bedingende war, ist es hier die stete Schlagfertigkeit, ununterbrochene Gefechtsfertigkeit, welche als Grundbedingung hervortritt und alle anderen Rücksichten zwar nicht ausschliesst, aber überflügelt, so dass sie ihr nöthigenfalls zum Opfer gebracht werden müssen; sei dies theilweise oder auch ganz, wenn der Zweck, die taktische Gefechtsfähigkeit, nicht anders zu erreichen ist.

Vieles, ja das meiste von dem, was wir bei den Reisemärschen, ihrer Anordnung und Ausführung als das Geltende und Bestimmende erkannt haben, wird zwar hier auch gelten und von Werth sein: dieser Werth aber ist nur secundair, und tritt gegen die taktischen Rücksichten zurück. Wir haben also hier die Märsche auf dem Kriegstheater, die Märsche in der Nähe, in der möglichen Wirkungssphäre des Feindes im Auge.

Während die Reisemärsche ausschliesslich die Erreichung eines bestimmten örtlichen Objekts zum Ziel hatten, tritt hier das Moment hinzu, dass einmal dieses Objekt bei den Kriegsmärschen häufig ein unbestimmtes wird, oft aber auch das Ziel ein bewegliches ist, nämlich der Feind selbst. Die Vorherberechnung, das Methodische, Geregelte in dem Gange der Märsche, verschwindet daher beinahe ganz. Selten weiss Jemand, wo er am folgenden Morgen sein Haupt hinlegen wird.

Schon hierdurch wird der Charakter der Märsche ein ganz anderer; das Vorausbestimmte, Berechnete, die sichere Ruhe, die Gewissheit, Verpflegung und Quartier zu finden, Alles das fällt fort und an ihre Stelle tritt vollkommene Ungewissheit und stete Bereitschaft.

Noch mehr aber wird der Charakter, die Physiognomie des Marsches durch die nothwendigen taktischen Anordnungen verändert, was wir später betrachten werden.

a) Länge.

Was nun die Länge der Kriegsmärsche anbetrifft, so ist dieselbe in der Regel und im Durchschnitt geringer, als bei den Reisemärschen. 2 bis 2½ Meilen pflegt in Feldzügen, selbst bei einer beweglichen Kriegführung, das Maximum zu sein. Einzelne Ausnahmen kommen natürlich vor, indessen gewöhnlich oder fast immer nur nach einer grossen Entscheidung, nach einer Hauptschlacht, die ein entschieden ausgesprochenes Resultat hatte, und für einzelne Heerestheile kurz vor Hauptschlachten, wenn sie dann noch zur Mitwirkung mit beschleunigter Geschwindigkeit herangezogen werden.

Einige Beispiele von Kriegsmärschen.

1) Am 16. Juni 1815 marschirte von der braunschweigischen Artillerie eine reitende Batterie unter Major Moll, die 1¾ Meilen diesseits Brüssel in Asche kantonnirt hatte, bis Quatrebras, wo sie um ½7 Uhr Abends eintraf, nachdem sie 3 Meilen Trab gemacht hatte, und so gleich ins Gefecht kam. Die Kavallerie, 5 Eskadrons, stand in weitläufigen Kantonnirungen in Maassen und hatte theilweise über 2¼ Meilen bis Brüssel zu marschiren; sie war um 4 Uhr auf dem Schlachtfelde.

Die schottischen Regimenter, das 42. und 92., marschirten am 16. früh um 2 Uhr aus Brüssel ab, nachdem um 12 Uhr Nachts der Befehl zum Aufbruch gegeben war; sie standen um ¼4 Uhr Nachmittags 4 Meilen weiter bei Quatrebras im Feuer. Gleichzeitig mit ihnen hatte die braunschweigische Infanterie den Befehl zum Aufbruch erhalten; sie hatte 1 bis 2 Meilen weiter zu marschiren, und traf nach einem Marsch von 6 Meilen um ½5 Uhr auf dem Schlachtfelde ein, wo sie sogleich gegen feindliche Kavallerie Carrés formiren musste und die Angriffe abschlug.

2) Das vierte Armee-Corps (von Bülow) stand am 15. Abends noch in der Gegend von Lüttich, theilweise sogar noch auf dem rechten Maasufer; es hatte bis Ligny noch 9¼ Meile zu marschiren. Es setzte sich am 16. mit Tagesanbruch in Marsch, um sich bei Hannut zu konzentriren. Die meisten Truppen hatten bis dahin 4 bis 5 Meilen. Auf dem Marsch traf sie die neue Ordre, eiligst nach Sombref heranzurücken. Bei Hannut wurde abgekocht und dann weiter marschirt. Mit Einbruch der Nacht traf das Corps bei Bodecé auf der Römerstrasse ein, nachdem die meisten Theile 6 bis 7, einige sogar 8½ Meilen gemacht hatten.

Am 16. Juni 1815 brach das 3. Armee-Corps um 7 Uhr Morgens in einer Kolonne von Namür auf, und stand um 12 Uhr bei Sombref, hatte also 3 Meilen in 5 Stunden mit etwa 30,000 Mann zurückgelegt.

Am 27. Juni marschirte das 1. Armee-Corps (Zieten) von Chouny über Noyon nach Compiegne, 5½ Meile. Um ½7 Uhr marschirte es bis Noyon, 2 Meilen, um 12 Uhr nach Compiegne; sodann die 4. Brigade bis Gillicourt 2½ Meile, also letztere machte 8 Meilen.

Die 2. Brigade marschirte dann von Compiegne nach Longpré, 3½ Meile, wo sie um 1 Uhr Nachts ankam; sie hatte 9 Meilen in 20 Stunden gemacht. Gegen Morgens fand noch der Ueberfall bei Villers-Cotterets statt. Auf dem Marsche dahin traf der Capitain von Oppenkowski mit einer Füsilier-Compagnie im Walde auf 2 reitende Batterieen mit 14 Geschützen und 20 Munitionswagen; er nahm sie nach kurzer Gegenwehr. Villers-Cotterets wurde genommen und der Marschall Grouchy beinahe im Bett gefangen Die Brigade war so mitten in der feindlichen Armee, die rings umher in der Nacht gelagert und kantonnirt hatte.

Die täglichen Märsche bei den eigentlichen Operationen, dem Feinde gegenüber, haben selten grössere Entfernungen zur Aufgabe, obschon einzelne forcirte Märsche natürlich hiervon Ausnahmen machen. Die Unsicherheit, Ungewissheit ist es, die wie ein Nebel beide Heere umgiebt; nur auf einzelnen Punkten stossen beide auf einander und es ist die Aufgabe der Feldherren, aus diesen oft ganz unzureichenden bekannten Grössen die unbekannten zu konstruiren. Dies macht selbst bei der lebhaftesten Kriegführung die Bewegungen verhältnissmässig langsam. Selbst Napoleon, wenn von ihm die Bewegungen ausgingen, hat mit seinen Heeren keine sehr beschleunigten Märsche gemacht, und besonders von der Zeit an, wo er Gegner vor sich fand, deren Heeresorganisation und Taktik der seinigen ähnlich war, und sie vor überraschenden Schlägen schützte.

Bei den grossen, aus mehreren Armee-Corps bestehenden Heeren wird, abgesehen von allem Anderen, ein grosser Zeitverlust durch die Schwierigkeit der Ueberbringung der Meldung und der Befehle herbeigeführt. Die Meldungen von den Vorposten, die gewöhnlich das Leitende für die neuen Anordnungen sind, kommen nicht vor Nacht ins Hauptquartier an. Berathungen, Zusammenstellungen, Betrachtungen der einzelnen Data, nehmen gewöhnlich die Hälfte der Nacht hinweg. Mit Tagesanbruch erhalten dann die kommandirenden Generale der Corps ihre Befehle, da ein grosses Heer sich ausbreiten muss, um zu leben; und man kann darauf rechnen, dass nun noch einige Stunden für die Disposition und die Vorbereitungen zum Marsch gebraucht werden.

Die französischen Heere brachen in den Feldzügen der Freiheitskriege in der Regel erst um 10 bis 11 Uhr, oft noch später, auf; auch bei dem preussischen Heere, wo der innere Dienst des Generalstabes auf die musterhafteste Weise geführt wird, und wo in dieser Beziehung eine Energie und Thätigkeit herrscht, die nicht grösser sein kann, wurden die Märsche nicht immer so früh angetreten, als dieses bei blossen Reisemärschen der Fall gewesen sein würde.

Dass die Schnelligkeit der Märsche bei der kürzeren Entfernung zunimmt, ist klar, und deshalb wird dadurch ein Theil der Versäumniss wieder gut gemacht.

Anders ist dies natürlich bei kleinen Detachements, bei der Avantgarde, der Arrièregarde, wo sich Alles nach den augenblicklichen Ergebnissen und Umständen richtet. Hier ist der Führer in der Mitte seiner Truppen, und die Ausführung kann dem gefassten Entschluss unmittelbar folgen. Plötzlicher Aufbruch, der sich an keine Tageszeit bindet, Nachtmärsche, um an den Feind zu gelangen oder sich ihm zu entziehen, — sind da das Gewöhnliche; und während man die Nachtmärsche bei den Reisemärschen vermeidet, sind sie hier oft das Mittel zum Ziel, und oft das einzige.

General von Sacken (Corps beim schlesischen Heere) konnte sich am 9. Oktober 1813 einem Gefecht, welches sicher nachtheilig für ihn geworden wäre, nicht anders als durch einen Nachtmarsch entziehen. Er stand auf dem rechten Muldeufer gegen Eilenburg; seine Avantgarde war gegen Mockrehna zurückgedrückt, und ein Theil der französischen Hauptarmee marschirte gegen Düben, welches gegen ¼4 Uhr Nachmittags von den Franzosen erreicht wurde. Sacken brach nunmehr auf, umging Düben in einem Bogen, indem er die ganze Nacht durch marschirte, und passirte am andern Morgen die Mulde bei Raguhn, nachdem er sechs Meilen gemacht hatte.

Bei den Reisemärschen war die Wahl der Wege und die Anordnung in dieser Beziehung durch die Bequemlichkeit und die mindere Anstrengung der Truppen bedingt. Hier sind zwar die taktischen Rücksichten das Leitende, allein das Resultat ist in den meisten Fällen dasselbe. Der nähere Weg, die gerade Linie, der bessere, festere Weg, gewähren in vielen Fällen auch die taktischen Vortheile, und der schlechte, grundlose, die Truppen anstrengende Weg ist in den meisten Fällen auch mit taktischen Nachtheilen verbunden. Ist dies aber nicht der Fall, so gehen allerdings auch hier die taktischen Rücksichten vor. — (Napoleon 1813 nach der Schlacht von Leipzig.)

Während bei den Reisemärschen die Anhäufung der Truppen auf einer Strasse, als die Bequemlichkeit gefährdend und die Märsche verzögernd, vermieden wird, fragt es sich hier nur, ob die Gefechtsrücksicht, der Zweck, welcher erreicht werden soll, das Zusammendrängen auf einer Strasse erheischt. Ist dieses der Fall, so weicht dem jede andere Rücksicht. Ebenso vermeiden wir dort die Combination der Marschkolonnen aus verschiedenen Waffen; bei den Kriegsmärschen findet solche Zusammensetzung immer statt und die Gefechtsfertigkeit verlangt es; sie steigt, je mehr die verschiedenen Waffen im Stande sind, sich zu unterstützen. Die Marschkolonnen auf dem Kriegsschauplatze sind daher fast immer aus zwei oder allen drei Waffen gebildet, um ihre innere Selbständigkeit zu erhöhen.

b) Unterbringung, Verpflegung, Bivouak.

Die Nähe des Feindes und die Gefahr, welche aus einem überraschenden Angriff erwächst, zwingt uns, die Truppen zusammenzuhalten, und es kann daher keine Zersplitterung derselben Behufs ihrer Unterbringung in Quartiere stattfinden. Es wird daher gewöhnlich bivouakirt; nur kleinere Abtheilungen können, wenn sie sich nicht in der unmittelbaren Nähe des Feindes befinden, eine Ausnahme davon machen. In den meisten Fällen aber werden auch sie bivouakiren, damit der Führer sie in der Hand behält. Sie sind den überraschenden Angriffen mehr ausgesetzt, als grosse Heerestheile, die sich dagegen durch Vorposten und Vortruppen besser schützen können. Wird der Krieg lebhaft und beweglich geführt, folgen sich die Ereignisse rasch, wird, wie in den neueren Kriegen, weniger manövrirt und mehr geschlagen, so dass der Gegner das stete Objekt ist, das aufgesucht und im Auge behalten wird so ist das Bivouakiren unerlässlich. Seine grossen Nachtheile haben wir bereits kennen gelernt; aber sie gleichen sich aus,

denn wir zwingen den Gegner zu derselben Maassregel; und wenn nicht etwa Verhältnisse, wie 1812 in Russland, stattfinden, so wird der Verlust auf beiden Seiten gleich bleiben. Ausserdem tritt er nach und nach ein; er kann daher nicht entscheidend werden. Die Bivouaks und Marschlager werden nur, wenn es möglich ist, dicht an Dörfern in der Nähe der Strasse genommen, gewöhnlich in der Marschordnung, so dass eben nur bataillons- oder brigadeweise aufmarschirt wird, und in der Nähe von Wasser. Die nächstgelegenen Dörfer werden unter die Truppen vertheilt. Wo möglich muss natürlich das Bivouak Schutz vor dem Winde und Holz in der Nähe haben.

Dass die Truppen das Bivouakiren selbst unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen aushalten, lehrt uns die neuere Kriegsgeschichte. Der Winterfeldzug 1814 begann am 1. Januar mit dem Rheinübergang. Von der Mitte dieses Monats bis zur Einnahme von Paris, mithin $2\frac{1}{2}$ Monate, haben beinahe alle Truppen des grossen verbündeten Heeres stets bivouakirt. Dabei drehte sich der Krieg vom 25. Januar bis 30. März in dem Dreieck Paris — Laon — Bar le Duc, welches einen Flächenraum von etwa 210 Quadratmeilen hat. Von Nachfuhr war fast gar nicht die Rede. Zwar mussten die seitwärts gelegenen Landstriche etwas kontribuiren, besonders Hafer, allein das war bei der Masse der Truppen doch nur unbedeutend. Die Heere lebten hauptsächlich in den Bivouaks durch eigene Fouragirung, was beinahe unglaublich wird, wenn man bedenkt, dass es nahe an 300,000 Mann waren. Im Sommer, wo die Vorräthe des Landmannes gewöhnlich verbraucht sind, würde es unmöglich gewesen sein, die grossen Heere auf einem so engen Raum zu erhalten, und die Truppen ertrugen selbst bei spärlicher Verpflegung und während des ganzen Winters das Bivouakiren.

Der Winterfeldzug von 1870—71 hat aufs Neue bewiesen, wie mitten in der härtesten Kälte alle Waffen unter fast täglichen Märschen und Gefechten auch den schwersten Anforderungen entsprechen, wenn ein kriegerischer Geist und das wahre Feuer des nationalen Enthusiasmus sie erwärmen und zugleich der Bestand dieser Mächte durch eine gesunde Disziplin gesichert ist; wie aber alle Anstrengungen ohne dieses eiserne Band vergeblich sind. Für einen solchen Krieg mit Massen reicht keine diktatorische Vollmacht zur Erschaffung fest zusammengeschweisster Heere, sondern nur die Zeit und Ausdauer, die Geduld und lange geübte Pflichttreue aus.

Es ist unbestritten, dass die französische Armee selbst die ungeheure Kälte 1812 von 24 Grad im Ganzen schlagfähig er-

tragen haben würde, wenn sie nur Lebensmittel und Futter gehabt hätte, so dass ihr Untergang mehr dem Mangel als der Kälte zugeschrieben werden muss.

Obschon das Bivouakiren für die Kriegsmärsche das Gewöhnliche ist, treten doch auch hierin Ausnahmen ein. Ist man in weiterer Entfernung vom Feinde durch die Vortruppen gegen plötzliche Insulten gesichert; gestatten grosse Städte oder ein reiches, bevölkertes Land die Unterbringung der Truppen auf einem kleineren Raum, so wird man ihnen gern und mit sichtlichem Nutzen Quartier, d. h. sogenanntes enges Cantonnement, gewähren. Sie sind dann aber eng zusammengedrängt und werden nur unter den Vorsichtsmaassregeln gestattet, die wir später bei den Cantonnements im Felde betrachten werden, und wohin besonders Wachen, Posten, Allarmhäuser und vorherbestimmte Sammelplätze gehören.

Was nun die Verpflegung auf Kriegsmärschen anbetrifft, so ist sie hauptsächlich die Sorge des Landes selbst. Im Quartier giebt sie der Wirth, im Bivouak erhält man sie in der Regel durch Fouragiren. Was in Beziehung auf die Verpflegung aus den Magazinen oder durch Requisition bei Gelegenheit der Reisemärsche gesagt wurde, gilt hier doppelt, und dieses bedingt einen Hauptunterschied zwischen der neueren und der früheren Kriegführung. Obschon überall anerkannt wird, dass bei der Bewegung im Kriege nächst den Füssen der Magen die Hauptrolle spielt, so geschieht doch in der That für den letzteren das Wenigste und, genau besehen, lässt sich auch dafür nicht viel mehr thun. Das Zusammenbringen von Magazinen, das Ausschreiben und Beitreiben von Requisitionen und Lieferungen braucht Zeit; die militairischen Operationen aber warten nicht darauf, sie gehen nebenher ihren Gang unaufhaltsam fort. So werden die Operationslinien aufgegeben, neue gewonnen, angelegte Magazine unnütz und der Krieg in Gegenden geführt, wo wir Alles erst in Besitz nehmen müssen. Im Jahre 1814 wechselte Blücher dreimal die Operationslinie. 1815 wurde die Operationslinie an der Maas, auf der alle Verpflegungsmaassregeln getroffen waren, plötzlich aufgegeben. In Folge dessen waren die Truppen 4 bis 5 Tage auf das beschränkt, was sie bei sich hatten, und für den ganzen weiteren Feldzug auf das, was sie in Feindes Land fanden.

Das englische Heer lebte während dessen, allerdings auch schlecht genug, durch Lieferung für schweres Geld, war aber auch gezwungen, kleine Märsche zu machen und blieb des-

halb um 2 Tagemärsche zurück. Wenn man Geld hat und langsam operirt, kann man beinahe in jedem Lande durch Lieferung leben, wie 1831 die Russen selbst in Polen. Bei ihrem Heere befanden sich eine grosse Menge russischer und polnischer Bauern, russische und deutsche Spekulanten, die für gewisse Zeit kontrahirt hatten, gut bezahlt wurden und die bei allen nicht plötzlichen und raschen Bewegungen die Subsistenz des Heeres vollkommen sicherten, während in ausserordentlichen Fällen allerdings ein Stillstand eintrat*). Die Franzosen lebten in der Regel durch Requisition, die sie aber nicht bezahlten, sondern mit Strenge beitrieben; ausserdem durch Fouragiren und Plündern. In den letzten Feldzügen Napoleons spielten die Verpflegungsrücksichten eine sehr untergeordnete Rolle, die er selbst kaum eines Blickes würdigte. Die Folgen davon sind aber auch unberechenbar geworden.

Bei den Kriegsmärschen nun ist ein eiserner Bestand unentbehrlich, der für die Gefechtstage wo möglich aufbewahrt werden muss. In den Tagen, wo man schlägt und manövrirt, kann man fast nie, und immer nur theilweise, aus den Dörfern und Städten leben. Die Truppen müssen beisammen bleiben, stets kampffertig sein, und es finden sich oft im Laufe des ganzen Tages nur ein paar Stunden zur Ruhe und zum Kochen. Bei Rückzügen, beim Zusammenziehen der Truppen zu grossen Entscheidungen, wo dann oft grosse Heere von beiden Seiten auf den Raum einiger Meilen zusammengedrängt werden, kann man mit Sicherheit nur auf das rechnen, was der Soldat bei sich trägt.

c) Taktische Anordnung.

Vorzugsweise und vor allen Dingen sind es nun aber zwei Gegenstände, die bei den Kriegsmärschen hervortreten und ihren wesentlichen Unterschied von den Reisemärschen bedingen:

1. die innere taktische Formation der Marschkolonne,
2. die taktischen Maassregeln zur Sicherung des Marsches, welche wir nun näher betrachten wollen.

1. Formation der Marschkolonne.

Die Kriegsmärsche werden in der Nähe des Feindes ausgeführt; es kann jeden Augenblick die Nothwendigkeit ein-

*) Siehe hierüber den Bericht des Intendanten Pagodin über die Verpflegung der russischen Armee nach dem Weichselübergange in »von Smitt, Feldherrnstimmen über den russisch-polnischen Krieg 1831.«

treten, aus der Marschordnung in die Gefechtsordnung übergehen zu müssen. Jede Marschbewegung der Truppen aber, selbst die meisten Evolutionen, geschehen auf Kosten der Gefechtsfähigkeit, und die Truppen bedürfen Zeit, um diese wieder herzustellen. Je kleiner die marschirende Truppe ist, je geringer wird diese Uebergangsperiode, ebenso, je mehr die Marschformation der Gefechtsformation ähnlich ist. Ein marschirendes Bataillon, selbst in der ungünstigsten Formation für das Gefecht, in Reihen, eine Eskadron zu Zweien, ist in wenigen Minuten in jede beliebige Gefechtsformation zu werfen. Anders ist dies mit grösseren Abtheilungen. Eine Infanterie-Brigade, die in Sectionen auf einem Wege marschirt, braucht hierzu schon 20 bis 25 Minuten. Und 2 Divisionen von allen Waffen würden zum Aufmarsch nach der Tête in solcher Marschordnung über eine Stunde gebrauchen. Die Kolonnen müssen daher verkürzt und die Truppen mehr für das Gefecht formirt werden.

Die Verkürzung der Kolonnen geschieht nun, besonders bei grösseren Truppenmassen, z. B. einem Armee-Corps, durch Theilung in mehrere neben einander marschirende Kolonnen oder durch Marsch in breiterer Front.

Nur in wenigen Ländern und unter besonderen Umständen wird es möglich sein, auch nur einige Meilen in mehreren Kolonnen dicht neben einander zu marschiren. Bald werden Terrainhindernisse den Marsch der Seitenkolonnen aufhalten und diese auf einen Weg drängen, so dass sodann bald alle Vortheile der Theilung verloren gehen. Die Unbequemlichkeit, auf einem nicht gebahnten Wege zu marschiren, die den Nebenkolonnen hierbei erwächst, wird ihre frühere Ermüdung zur Folge haben, so dass sie schon deswegen nicht gleichen Schritt mit der auf dem Wege marschirenden Kolonne halten können. Man wird daher genöthigt sein, da parallele Strassen sich sehr selten in grosser Nähe finden, die Kolonnen weiter von einander zu entfernen, und so jeder einen besonderen Weg anzuweisen. Da so aber jede Kolonne in den Fall kommen kann, ein abgesondertes Gefecht auf eigene Hand bestehen zu müssen, so wird man sie so formiren müssen, dass sie dieser Aufgabe gewachsen ist.

Nur in Russland, in den Ebenen Sachsens und der Champagne sind Märsche in dicht neben einander marschirenden Kolonnen ausgeführt worden, und gewöhnlich auch dann nur einige Meilen. Die Theilung in entferntere Kolonnen findet sich überall, wo sich in neuerer Zeit grössere Heerestheile

bewegten, und diese Art der Bewegung geht Hand in Hand mit der Theilung in diskrete Haufen, in Divisionen u. s. w.

Bei dem treffenweisen Abmarsch der Linear-Taktik war der Aufmarsch nach der Tête natürlich schwierig, zeitraubend und konnte, war man einmal rechts abmarschirt, nur links geschehen, und ebenso umgekehrt. Dabei war für den Marsch selbst der schwierige Umstand, dass die Treffendistance doch einigermaassen erhalten werden musste. Noch übler war dieses bei dem flügelweisen Abmarsch. Wurden hierbei die Distancen zwischen den Kolonnen nicht genau erhalten, so entstanden beim Aufmarsch Lücken in der Schlachtlinie, die damals von viel grösserem Nachtheil waren, wie jetzt. Eine Folge davon war, dass, während die eine Kolonne den Weg hielt, die andere querfeldein mit Anstrengung und Aufenthalt sich einen parallelen Weg bahnen musste. Dies wirkte lähmend auf alle Operationen und ist ein Hauptgrund der geringen Beweglichkeit der Heere des vorigen Jahrhunderts. Nur Truppen von der höchsten taktischen Ausbildung waren im Stande, im Angesicht des Feindes dergleichen Märsche auszuführen und dabei gefechtsfähig nach den Anforderungen der Taktik jener Zeit zu bleiben.

Die Theilung in diskrete Haufen hat das Alles verändert und es bieten sich selbst für die am wenigsten taktisch ausgebildeten Truppen keine Schwierigkeiten der Art mehr dar, um an den Feind zu kommen.

Wenn nun aber auch es nicht mehr auf ein genaues Halten der Distancen zwischen den Kolonnen ankommt, so ist doch auch jetzt diese Entfernung nicht ohne allen Einfluss auf die Formation der Marschkolonnen. Jede Kolonne ist zwar so gebildet, um gemäss des Terrains das Gefecht selbständig eine Weile führen zu können; allein die Widerstandsfähigkeit hat ihre Grenzen, und die Entfernung der Kolonnen von einander muss damit im richtigen Verhältniss stehen. Dies ist ein Grundsatz, der für alle Bewegungen in verschiedenen parallelen Kolonnen gilt, sie mögen so stark oder so schwach sein, wie sie wollen, der aber besonders bei grösseren Heerestheilen hervortritt. Eine Division der neueren Heere hat so viel innere Widerstandsfähigkeit, dass sie selbst gegen einen sehr überlegenen Feind das Gefecht 4 bis 6 Stunden hinhalten kann. Zwei parallel marschirende Divisionen werden sich daher nicht über 2 Meilen von einander entfernen dürfen. Ein Armee-Corps dagegen kann füglich einen Tagemarsch von dem anderen abbleiben.

Aus jenem Grundsatze folgt:

Ist die Stärke der Kolonnen eine gegebene, die aus höheren Gründen keine Aenderung erleiden darf, so muss die Entfernung danach eingerichtet werden

und

Ist die Entfernung eine durch das Terrain, die Wege oder andere Umstände strenge vorgeschriebene, so muss die Stärke danach eingerichtet werden.

Ist endlich Beides in kein richtiges Verhältniss zu bringen, wie dies namentlich bei kleineren Truppenmassen vorkommt, so ist es besser, von zwei Uebeln das kleinere zu wählen und in einer Kolonne zu marschiren.

Hier hat man nämlich noch das zweite Mittel, die Tiefe der Kolonne, und damit die zeitraubende Periode des Uebergangs aus der Marschformation in die Gefechtsformation abzukürzen, nämlich den Marsch in grösserer Frontbreite, sobald man in die eigentliche Wirkungssphäre des Feindes gelangt. Die Rücksichten für die Bequemlichkeit der Truppen treten damit ganz in den Hintergrund; die Lehren des Exerzirplatzes kommen zur praktischen Anwendung. Die Infanterie marschirt in Zügen oder Angriffskolonnen, die Kavallerie in Zügen, da sie leicht die Gefechtsform herstellt; Alles bleibt dicht auf, nur zwischen den Zügen werden kleine Abstände (Viertel-Abstände) gestattet; Dörfer werden wo möglich umgangen, um das Defiliren zu vermeiden, kurze Defiléen im Trabe durchzogen u. s. w.

Am gefährlichsten ist der Marsch in mehreren Kolonnen, wenn die Wege durch das dazwischenliegende Terrain zu Defileen werden, so dass sich die Kolonnen gar nicht oder nur auf Umwegen zur Hülfe eilen können. Hierbei tritt die Nothwendigkeit, jede Kolonne durch Stärke und Zusammensetzung widerstandsfähig zu machen, am meisten hervor.

Während bei den Reisemärschen eine Trennung der Waffen stattfindet, um jeder den Marsch zu erleichtern, tritt hier nun die Mischung der Waffen schon in der Marschkolonne ein, indem dadurch die Selbständigkeit der Kolonne für das Gefecht mehr gewonnen wird. Die Aufeinanderfolge aber, in der die Waffen marschiren, die Formation der Marschkolonnen in Bezug der Waffen, wird durch Terrain und den nächsten Zweck in Bezug auf den Feind bestimmt; also durch den Aufmarsch und die Entwickelung zum Gefecht. Bei kleinen Abtheilungen ist das freilich nicht so wichtig, bei grossen aber wird der Einfluss einer richtigen oder falschen Ordnung der Waffen in der Marschkolonne sehr fühlbar.

Bevor wir jedoch näher hierauf eingehen, müssen wir die generelle Gliederung der Marschkolonnen im Unterschiede von der speziellen Anordnung derselben betrachten.

Es leuchtet aus dem Vorhergehenden ebenso wie aus der Natur, dem Zwecke des Kriegsmarsches hervor, wie die Marschordnung so eingerichtet werden muss, dass aus ihr die Gefechtsordnung mit einer gewissen schematischen Bestimmtheit sich entwickeln lasse. Je mehr die Marschordnung sich von der Gefechts-Ordnung aber entfernen muss, und je grösser der Bedarf an Zeit ist, um aus jener in diese überzugehn, desto nothwendiger ist es, die Marschkolonne mit einer schützenden Kette zu umgeben, um die Annäherung oder das Dasein des Feindes frühzeitig zu entdecken und wenigstens mit einem Theile ihm Widerstand zu leisten, bis der andere Zeit gefunden hat, sich zur Fortsetzung des Angriffs oder der Vertheidigung zu entwickeln und aufzustellen. Damit ist denn also die Nothwendigkeit einer schützenden Kette gegeben, welche die Kolonne auf dem Marsche und während der Ruhepausen umgiebt, und dann die Form derselben annimmt, welche sich, aber nur in der Theorie, der eines lang gezogenen Parallelogrammes annähert. Denn dieses Bild, diese Figur, verzerrt sich unwillkürlich im Contakt mit dem Terrain und nach der Projektion des Hauptweges, den die Kolonne verfolgt; es können sogar dann oft Stücke, oder Seiten herausfallen, die entbehrlich werden (bei einem Flussufer, im Gebirge u. s. w.). Die vordere Seite, die dem Feinde zugekehrte, nennt man dann die Avantgarde, die hintere Arrièregarde. (Namen, welche sich vertauschen, sobald man vom Feinde fortzukommen trachtet); die beiden andern sind die Flankendeckungen, Seiten-Detachements; während man den zu deckenden Kern, das Gros betitelt. Marschirt die Kolonne gegen den Feind, so nimmt sie in ihre Gliederung als solche wohl auch gern die Namen der Gruppen mit, in denen sie zum Gefecht aufmarschiren soll; man hört daher auch die Namen Avantgarde, Gros, Reserve, wobei dann aber immer noch es Aufgabe der Reserve sein wird, eine spezielle Arrièregarde zu bilden, deren Zwecke zu ihrer Zeit betrachtet werden.

In der neusten Literatur und der neusten Praxis hat man nun vielfach gegen das Ausscheiden der Reserve, polemisirt. Damit nämlich bei einem plötzlichen Zusammenstoss der Avantgarde mit dem Feinde das Gros nicht gleich in das Gefecht verwickelt werde und Zeit gewinne, sich durch Aufmarsch erst gefechtsbereit zu machen — damit nicht jeder Halt der Avant-

garde, jede Fluktuation ihrer Lebensthätigkeit in ermüdender Weise auf das Gros (und event. Reserve) zurückwirke, ist das Innehalten eines gewissen Abstandes zwischen diesen Gliedern erforderlich, der sich bei einer Division auf etwa 1000 Schritt zwischen Avantgarde und Gros zu belaufen haben wird.

Man hat nun bisheran einen solchen Abstand, wenn auch in kleinerer Dimension, zwischen der Reserve und dem Gros festgehalten; während neuere Schriftsteller das Ausscheiden einer Reserve auf dem Marsche für unnütz erklären.*)

Insofern ein aus allen Waffen gebildeter Körper, wie eine preussische Division, als ein Theil eines grössern Ganzen auftritt, ist gegen diese Neuerung nichts zu sagen. Es wird sich für sie dann immer in erster Linie darum handeln, bei dem Aufmarsch ihre Stelle in der Schlachtlinie sobald als möglich einzunehmen und auszufüllen und die Sorge für die Schnelligkeit des Aufmarsches jeder andern voranzustellen; die Bildung einer Gefechtsreserve wird dann von den Aufträgen bedingt, welche ihr zur Erreichung des allgemeinen Kampfzweckes zugetheilt werden; in manchen Fällen sogar durch noch rückwärtig vorhandene Truppentheile zu übernehmen sein.

Im Wesentlichen wird dann weiter angeführt, dass man einer Gefechtsreserve erst bedürfe, wenn das Gefecht beginne; dass alle Truppen Reserven der obersten Führung seien, sobald sie noch nicht in das Gefecht eingegriffen haben. Ganz besonders aber wird auf die Möglichkeit Gewicht gelegt, den organischen Verband der Brigaden in dem sich entwickelnden Gefecht dadurch leicht festhalten und herstellen zu können, dass das eine Regiment der Brigade, welche ihre andere Hälfte zur Avantgarde gegeben hat, nun ohne Weiteres ins Gros eingefügt und beim Beginn des Gefechts der Avantgarde naturgemäss sofort zugetheilt werden könne; während es früher in die Reserve kam, und dadurch diese Brigade in die Lage gerieth, ihre Regimenter im Gefecht nicht beisammen zu besitzen.

Wir können diesen Ansichten eine praktische Bedeutung nicht aberkennen. Aus der reinen Theorie heraus wird es überhaupt immer für den Führer einer nicht in jedem Sinne, für die Schlacht oder das grössere Treffen völlig selbstständigen Truppe — wie z. B. die Division noch immer sein wird — schwer, nur mit den Kategorien, Avantgarde (resp. Arrièregarde), Gros und Reserve — zu reden, zu befehlen,

*) Verdy du Vernois, Studien p. p. S. 22—24.

und zu fechten. Das kann nur der Führer eines Corps, weil erst in diesem Stadium die 3 Kategorien in sich stark genug sein können, um ihnen völlig logisch consequente Befehle in Stichworten zu geben; der Führer der Division muss, abgesehen von dem militairischen Sprachgebrauch und den sonstigen Gewohnheiten sich immer in ein Compromiss einlassen, in welchem er das Unzulängliche seiner Kategorien auszugleichen hat. Auch ist es in dem Falle, wo eine Division z. B. die Arrièregarden einer grössern Masse bildet, kaum möglich, die Marschkolonne nach den Begriffen Gros und Reserve zu gliedern, und die Begriffe sollen doch eigentlich für beide Thätigkeiten der Marschkolonne das Herrschende sein. — So lange die Brigade als so untrennbare Organismen angesehen werden und ein Divisionsführer glaubt, mit ihnen — oder ihren Führern — als solchen rechnen zu müssen, kann man sogar kaum umgehen, nach dem obigen Vorschlage zu verfahren. Ob dies absolut nöthig ist — mag hier vorläufig nicht erörtert sein. Wir halten nicht dafür, glauben vielmehr, dass eine in 4 Regimentern gegliederte Division eine intensivere taktische Thätigkeit zu entwickeln vermag, als eine in 2 Brigaden getheilte, und dass eine solche Division leichter zu handhaben, zu placiren, unterzubringen, zu verpflegen ist, glauben wir auch. Die Regimenter als solche sind überall fähig sich selbst zu helfen; in den meisten Fällen wird die Brigade als solche eine leicht zu vermissende Briefstation sein (wenn man die conkreten Personenfragen aus dem Spiele lassen kann). In jenem Falle wird es Sache des Divisionskommandeurs, beim Beginn des Gefechts mit geschäftsmässiger Ruhe sich mit der Bildung einer Reserve abzugeben; denn dann ist sie nöthig, mag die Division nun isolirt fechten oder in grösserem Verbande. Es wird Sache des Stabes sein, im Falle der Ruhe u. s. w. das nunmehrige Gros selbst zu disloziren, während er nach der frühern Sitte dies den Stäben des Gros und der Reserve nur im Allgemeinen anzugeben brauchte.

Demnächst haben wir über die Anordnung der Marschkolonne, hier also einer Division, noch Einiges zu sagen. Im ebenen, freien Terrain nimmt man gerne Kavallerie und einen verhältnissmässig starken Theil der Artillerie an die Tête — (resp. Queue, sobald man im Rückzuge ist). Der letzteren kommt hierbei der frühe Aufmarsch, damit ein früherer Beginn des Feuers zu Gute; bilden sie die Arrièregarde, werden sie immer noch rasch genug dem Feinde sich entziehen können, wofern sie nicht grade unmittelbar ein Defilée zu passiren haben. Ihnen folgt dann die Infanterie der

Avantgarde; demnächst die des Gros, welches seine Artillerie möglichst vorn in vereinten Batterien, etwa hinter dem ersten Bataillon hält.

Im waldigen, koupirten, gebirgigen Lande bildet man die Avantgarde stärker an Infanterie, lässt das Gros im weiteren Abstande folgen, und die Artillerie hinter das erste Bataillon desselben und vor das letzte placiren; die Kavallerie findet dann ihren Platz ebenfalls zum grössern Theil im Gros; obgleich dies den Umständen und Zwecken gemäss vielfachen Modifikationen unterliegen kann. Immer wird darauf bedacht zu nehmen sein, der Artillerie ein möglichst frühzeitiges, kräftiges und ungehindertes Auftreten zur Unterstützung der Avantgarde, zum, wenigstens vorläufigen, Festhalten einer sich darbietenden Aufmarschposition zu reserviren, und die an einen taktischen Verband gewöhnten Truppentheile für den Verlauf des etwa entstehenden Gefechts so zu placiren, dass sie die bezüglichen Stellen in der Marschkolonne schon eingenommen haben. — Hat man einen Angriff oder eine offensive Aktion nach der Seite hin zu erwarten, so müssen Infanterie und Artillerie in die Mitte, Kavallerie und reitende Artillerie an Tête und Queue kommen, um schneller den bedrohten Punkten später zueilen zu können.

Der schwierigste Punkt in der Anordnung der Märsche ist die Unterbringung der Bagage und Munitionskolonnen; sie erschweren die Bewegungen der Truppen dergestalt, dass man in den neueren Kriegen vielfach, und namentlich da, wo es sich um schnelle Bewegungen handelte, wo der Zeitpunkt grosser Entscheidungen herannahte, diesen Tross ganz und oft auf längere Zeit von den Truppen getrennt und abgesondert hat marschiren lassen. Damit ist man aber auch vielfach in Gefahr des Verlustes der Bagage gekommen. Im Jahre 1815 hatte man am 16. Juni alles was an Munitionskolonnen entbehrlich war, allein auf der Strasse von Gembloux marschiren lassen, und als der Rückzug der Armee nach der Schlacht von Ligny sich nach Wavre dirigirte, fielen diese Kolonnen fast alle in die Hände der französischen Kavallerie, da die Armee zu weit sich entfernt hatte, um sie unter ihren Schutz nehmen zu können.

Am schlechtesten befindet sich die Bagage in der Marschkolonne der Truppen; sie verursacht so viel Störungen, Aufenthalt und Unbequemlichkeit für dieselben, dehnt die Kolonne zu einer so unverhältnissmässigen Länge aus, dass man sie fast nie in der Kolonne dulden wird. Fast jeder Feldzug giebt uns Beispiele, wie bald die Nothwendigkeit hiervon erkannt,

wie strenge Maassregeln aber nöthig wurden, sie aus den Kolonnen zu entfernen, da mit dieser Entfernung vielfach persönliche Interessen und Rücksichten, aber gerade nicht die des gemeinen Soldaten verletzt wurden.

In der Regel also folgt sie den Truppen beim Vorgehen, oder geht voraus beim Zurückgehen. Es ist dabei nur darauf zu halten, dass sie nicht zu nahe folgt oder weit genug voraus geht.

Als Langeron am 9. Oktober 1813 von Düben nach Jesnitz marschirte hatte er seine ganze Reserve-Artillerie an der Queue. Er glaubte das Sacken'sche Corps noch hinter sich zu haben; es waren aber die Franzosen, die um 3 Uhr Nachmittags in Düben einrückten. Folgten sie einigermaassen lebhaft nur mit einigen Schwadronen, so konnte leicht die ganze Reserve-Artillerie, wenn nicht verloren gehen, so doch auf längere Zeit gefechtsunfähig gemacht werden.

Es ist überhaupt eine Hauptregel, nie die Artillerie an der Queue marschiren zu lassen, sondern unter allen Umständen hinter ihr noch eine Partikularbedeckung zu stellen, welche nach Verhältniss der Länge der Kolonne stark gemacht werden muss.

Nähern sich die Tage einer grossen Entscheidung, so wird man am zweckmässigsten thun, den Train einen Tagemarsch von den Truppen entfernt zu halten.

Das Defiliren mit seinen Nachtheilen, von denen wir schon bei den Reisemärschen gesprochen haben, tritt nur noch mehr hier damit hervor, da der Verlust an Zeit das Entscheidendste ist. Man wird daher wo möglich das Defiliren vermeiden, und Dörfer und Flecken umgehen, um nicht dazu gezwungen zu werden. Dies Umgehen geht freilich nicht immer an; wo es sein muss, wird man also suchen mit der grössten Ordnung und Geschlossenheit zu defiliren. Es ist daher gerathen, alle Waffen in Ordnung und Richtung, wie beim Exerziren, dabei marschiren zu lassen. Erlauben es die Umstände, so lässt man dabei schlagen und blasen, welches zur Herstellung der Ordnung überhaupt eines der besten Mittel ist. Ist das Defilé nur kurz, z. B. eine kleine Brücke, so lässt man es im Schnellschritt passiren, wenn der Weg nicht zu steil ist. Auf das schnell Gehen sollte Infanterie überhaupt exerzirt sein; wodurch die Besiegung von Terrainhindernissen ausserordentlich erleichtert werden würde. — Als Regel gilt, ein Defilé am Ende des Marsches noch hinter sich zu bringen, statt am andern Tage mit dem Defilé zu beginnen. Natürlich ist dies in der unmittelbaren Nähe des Feindes, also für die Vortruppen, ein Anderes. In allen andern Fällen lagert man jenseits des Defilés, beim Vorgehen, wie beim Zurückgehen.

Zweitens ist keine Marschkolonne in ein Defilé zu führen, dessen entgegengesetzter Ausgang nicht von den Vortruppen bereits überschritten ist.

Drittens wenn durch das Defiliren ein Aufenthalt entsteht, von dem man übersieht, dass er länger als einige Minuten dauern wird, so marschiren die nachfolgenden Truppen in der Rendezvoustellung auf, aus der der Uebergang in die Gefechtsstellung durch einfaches Auseinanderziehen geschieht. Man hat damit die Vortheile, beim Vorgehen eine sichere Aufnahme für die vorgeschobenen Truppen zu gewinnen und die Masse überhaupt mehr zu concentriren; beim Zurückgehen giebt dies Replistellungen zur Aufnahme der Nachhut. Ausserdem aber bilden sich so Ruhepunkte für die Truppen.

2. Taktische Anordnungen zur Sicherung des Marsches.

Wir wollen nun die einzelnen Theile der schützenden Kette nach ihren besonderen Bestimmungen betrachten.

α. Avantgarde.

Wie schon der Name zeigt, ist sie die vor der marschirenden Kolonne hergehende Truppe. Ihre volle Bedeutung hat sie daher nur beim Marsch gegen den Feind. Ist der Marsch abwärts gerichtet, so verliert sie ihren Hauptwerth, den dann die Arrièregarde einnimmt, und wird dann in der Regel nur ein Beobachtungstrupp, dem zugleich die Polizeimaassregeln obliegen. Es wird hier mithin wesentlich von der Avantgarde in erster Bedeutung die Rede sein; von der Avantgarde, die sich bei Rückzügen in Arrièregarde verkehrt.

Die Stärke der Avantgarde steht in einem geraden Verhältniss zu der marschirenden Kolonne, zu deren Sicherung sie dient. Sie soll nicht bloss sehen, sondern auch fechten, und die Entwickelung der Kolonne, die, je stärker dieselbe ist, je schwieriger wird, begünstigen, ja in vielen Fällen erst möglich machen. Je kleiner die Kolonne, je schwächer kann die Avantgarde sein; und indem dieser Zweck bei einem blossen Trupp ganz verschwindet, wird sie hier nur eine Vorsichtsmaassregel, um nicht mit der ganzen Abtheilung zugleich an den Feind zu kommen. Je mehr innere Stärke die Avantgarde besitzt, je weiter kann sie ihre Arme und Fühlhörner ausstrecken; je mehr kann sie sich in der Breite ausdehnen und je grösser wird die Sicherheit der Kolonne. Obschon wir kein Felddienst-Reglement haben, so hat sich doch in

Rücksicht der Stärke und Formation der Avantgarde ein Gebrauch festgestellt, der gleichsam reglementarisch geworden ist, und der mit allen Anforderungen einer vernünftigen Theorie Hand in Hand geht.

Bei grösseren Truppen-Abtheilungen nimmt man ein Viertel zur Avantgarde, so dass dann ein Viertel zur Reserve, die Hälfte zum Corps de bataille bleibt. Diese Eintheilung hat nebenher den Vortheil, das sie leicht auf alle Formationen anwendbar ist, deren Grundzahl 4 ist. Ein Bataillon würde eine Compagnie zur Avantgarde nehmen; eine Division ein Infanterie-Regiment von drei Bataillonen u. s. w. Bei grösseren Heeren verändert sich das Verhältniss allerdings. So war die kolossale Avantgarde Napoleons 1812, beim Beginn der Feindseligkeiten, etwa 60,000 Mann stark, ein Fünftel der Stärke der Armee des Centrums.

Bei kleinen Abtheilungen muss dagegen die Avantgarde verhältnissmässig stärker werden, und wir nehmen dann ein Drittel; jedenfalls muss sie so stark sein, um einen Vortrupp und zwei Seitentrupps geben zu können. Hieraus folgt, dass 10 bis 12 Mann das Minimum sind. Sinkt die Stärke unter 10 Mann, so ist es nur noch eine Spitze ohne Trupp, und wird dann die Form, in der sich alle kleinen Patrouillen bewegen. Die Seitentrupps, die hier nur zwei Mann sind, bis auf einen zu reduziren, nur um einen kleinen Trupp zu bilden, ist nicht rathsam. Von Widerstand ist hier doch nicht die Rede, und es ist daher viel zweckmässiger, die eigentlich beobachtende Linie zu verstärken. Ueberhaupt liegt für die Spitze und die äussere Kette der Vortruppen das Gefecht ausserhalb ihres Zweckes; sie sollen nur sehen, beobachten und melden, und es ist daher ein grosser Fehler dieser Abtheilungen, wenn sie in das Flankiren oder Tirailliren verfallen. Ihre Aufmerksamkeit wird dadurch natürlich ganz absorbirt, und nur auf einen Gegner die Augen richtend, verlieren die Leute alles Weitere aus dem Gesicht.

Was nun die Zusammensetzung der Avantgarde nach den Waffen anbetrifft, so hat hierauf einerseits die Zusammensetzung der Marschkolonne selbst, andererseits das Terrain, drittens die Formation des Feindes, die Art seiner Kriegführung, entschiedenen Einfluss.

Regel ist, dass wenigstens einige Reiter bei jeder Avantgarde sein müssen, wenn auch nur, um eine Meldung rasch zurückzubringen, eine entlegenere Anhöhe schnell zu erreichen, um einen Ueberblick der Gegend zu gewinnen. Und wenn ein Mann Kavallerie bei der Kolonne ist, so gehört er zur

Avantgarde. Von diesen Verhältnissen aber abstrahiren wir, wo die Kavallerie nur als berittene Boten gebraucht wird, und betrachten eine Avantgarde, welche so formirt und so stark ist, dass jede Waffe darin zu ihrer Geltung und zur Entwickelung ihres taktischen Werthes kommt.

Eine solche Avantgarde wird daher stets mindestens aus den beiden Waffen Infanterie und Kavallerie bestehen, da hier die beiden Elemente derselben Widerstandsfähigkeit und Beweglichkeit, gleichzeitig aber abwechselnd nothwendig werden. Ausnahmen finden nur statt:

Im hohen Gebirge, wo Infanterie allein auftritt, da hier auch die Beweglichkeit der Kavallerie paralysirt ist durch das Terrain;

in der absoluten Ebene, wie in den Steppen Russlands, in der Wüste Syriens u. s. w.;

in einem Terrain, das die Widerstandsfähigkeit der Infanterie auf keine Weise begünstigt.

In jedem anderen Terrain müssen wir die Avantgarde aus beiden Waffen bilden; denn selbst die grössten Wälder u. s. w. gestatten von Zeit zu Zeit die Verwendung von Kavallerie, und auch in den ebensten Gegenden des kultivirten Europas finden sich Abschnitte, die die Widerstandsfähigkeit der Infanterie erhöhen, oder die Wirksamkeit der Kavallerie aufheben.

Je nachdem das Terrain aber vorherrschend den einen oder den anderen Charakter hat, wird die eine oder die andere Waffe den Hauptbestandtheil der Avantgarde ausmachen.

Während in durchschnittenem, waldigem, abwechselnd freiem und koupirtem Terrain die Hauptstärke der Avantgarde in der Infanterie beruht, wird man in einer vorherrschend ebenen Gegend sie durch Kavallerie verstärken. Napoleon that dies in Russland mehrfach mit ganzen Kavallerie-Corps. 1813 geschah es von den verbündeten Heeren in Fällen, wo die Avantgarde in ebene Gegenden kam, durch Kavallerie-Brigaden oder Regimenter der Reserve-Kavallerie. So sehen wir es im Grossen, und so finden wir es ebenfalls nothwendig im Kleinen und im Kleinsten.

Kavallerie darf also einer Avantgarde nie ganz fehlen. Sie ist vorzugsweise zur Aufklärung des Terrains, zur Durchsuchung desselben nach allen Seiten geeignet, und sie vollbringt diese Aufgabe in ein Drittel der Zeit, die die Infanterie braucht; sie übersieht aber in derselben Zeit wenigstens fünfmal so viel Terrain. Man darf auch nicht zu leicht das Terrain für inpraktikabel für Kavallerie halten; einzelne

Kavalleristen kommen fast überall durch, und sind sogar im Walde in vielen Fällen brauchbar und mehr leistend wie Infanterie. Eine nur aus Infanterie bestehende Avantgarde kann, wenn sie nur einigermaassen ihre Pflicht thun, das seitwärts liegende Terrain nicht ganz undurchsucht lassen will, nicht von der Stelle. Wir sehen das schon bei unseren Friedensübungen der Infanterie, die sich gerade nach dieser Seite des Felddienstes so weit von aller Wahrheit entfernen.

Die Artillerie tritt gewöhnlich nur zur Formation der Avantgarde hinzu, wenn diese schon eine grössere Stärke besitzt, und ihre Widerstands- und Angriffsfähigkeit wesentlich erhöht werden soll. Bei einer Avantgarde von einem Bataillon und einigen Schwadronen findet man häufig schon einige reitende Geschütze, welche hierbei oft die wesentlichsten Dienste leisten können. Einmal weichen in der Regel alle kleinen Trupps vor einer Abtheilung, welche Geschütze ins Gefecht bringt; zweitens aber gewähren sie beim Angriff von Terrainhindernissen, sowie bei deren Vertheidigung, einen entschiedenen Vortheil.

Bei den grösseren Avantgarden, welche aus ganzen Regimentern und Brigaden bestehen, ist eine entsprechende Artillerie nothwendig; und es ist sogar zweckmässig, eine solche Avantgarde, welche in den Fall kommen kann, längere Zeit ein Gefecht oft gegen grosse Ueberlegenheit führen zu müssen, stark an Artillerie zu machen. Hiermit wird zugleich der Zweck erreicht, sie in den Stand zu setzen, selbst stärkere feindliche Abtheilungen schnell über den Haufen zu werfen. Eine Avantgarde, die aus sechs Bataillonen, acht Eskadrons besteht, hat daher in der Regel eine reitende und eine leichte Fussbatterie bei sich.

Vorzugsweise sind es nun die leichten Truppen, die zu dem eigentlichen Dienst der Avantgarde in Bezug auf Beobachtung des Feindes und Durchforschung des Terrains gebraucht werden. Während zwar den Kern der grösseren Avantgarden schwere Infanterie bildet, nimmt man doch fast nie, und nur im Nothfall, schwere Kavallerie dazu. — Der Dienst der Spitze, Vortrupps und Seitentrupps ist ein höchst beschwerlicher, namentlich für die Infanterie. Während das Gros der Avantgarde auf dem gebahnten Wege bleibt, häufig Halt macht und dann ruht, sind jene Abtheilungen in steter Bewegung auf grossen, theils ungebahnten Wegen; Wald, Gehölze, Gehöfte, Dörfer, Gebüsche und jede Falte des Terrains durchsuchend. Dies geht natürlich langsamer vor sich, je schwerer das Gepäck ist; es dürfte daher hier vorzugsweise

der Fall sein, das Gepäck dieser äussersten Vortruppen fahren zu lassen. Ein paar Wagen, um das Gepäck von einer bis zwei Compagnien zu fahren, können hier den Marsch für die ganze Kolonne wesentlich beschleunigen.

Es ist einleuchtend, dass die Fechtart des Gegners und seine moralische Beschaffenheit einen wesentlichen Einfluss auf die Zusammensetzung der Avantgarde haben muss. Ist er sehr mobil, rasch, zu kühnen Unternehmungen geneigt, so wird man die Avantgarde stark zu machen haben, ihr Artillerie beigeben und hinreichend sie mit Kavallerie versehen. Ist er an Kavallerie überlegen, so muss man auch die Avantgarde oft ganz aus Kavallerie zusammensetzen, die sich ihm rasch entziehen kann. Ist er zäh und hartnäckig, so wird Infanterie mit Artillerie bessere Dienste in der Avantgarde leisten.

Die Avantgarde hat den doppelten Zweck, beobachtend sich vorwärts zu bewegen und das Gefecht zu eröffnen. Dies bedingt eine doppelte Formation, Marschformation, Gefechtsformation, welche sich möglichst ähnlich sein müssen, um schnell, ohne Zeitverlust und ohne unnütze ermüdende Bewegung für die Truppen, aus einer in die andere überzugehen, da eine Avantgarde in einem Marschtage zuweilen zehnmal und öfter eine Gefechtsaufstellung nehmen muss.

Was die Gefechtsformation der Avantgarde betrifft, so wird hierüber späterhin gesprochen werden; hier werden wir hauptsächlich von der Marschformation zu handeln haben.

Marschformation der Avantgarde.

Die in der preussischen Armee observanzmässige Marschformation ist nun folgende:

1. Spitze von 2 Mann;
2. Gefreiter (Unteroffizier);
3. Vortrupp;
4. Haupttrupp (Offiziertrupp);
5. Gros.

Hierzu kommen

6. Seitentrupps, die nach Maassgabe ihrer Stärke von obigen fünf Punkten entweder 1. und 2., oder 1. 2. und 3., oder 1. bis 4. haben.

Zwischen den Seitentrupps und der Avantgarde selbst sind, sobald sie einige Entfernung von einander erreichen, Zwischenposten nöthig, welche wieder mindestens aus 2 Mann

bestehen, und deren Zahl vermehrt wird, je nachdem sich die Seitentrupps mehr entfernen oder das Terrain schwieriger zu übersehen ist*).

Es ist natürlich, dass die Theoritiker und Praktiker in der Formation der Avantgarde nicht übereinstimmen. Wir wollen einige Vorschläge näher betrachten.

Französische Taktiker geben der Avantgarde mehr die Form eines Dreiecks, welches sich mit der Spitze gegen den Feind bewegt. La Roche Aymon macht so z. B. bei einer aus 2 Bataillonen, 6 Eskadrons, 4 Geschützen bestehenden Avantgarde folgende Eintheilung:

1. Spitze von 3 Pferden;
2. Unteroffiziertrupp von 12 Pferden;
3. 20 Mann Infanterie;
4. 20 Mann Kavallerie, mit Seitentrupps;
5. 2 Eskadrons;
6. 20 Mann Infanterie mit 2 Geschützen;
7. 2 Compagnien;
8. 2 Eskadrons;
9. 2 Bataillons geschlossen (der Rest);
10. 2 Eskadrons und 2 Geschütze.

Flankendeckungen durch kleine Unteroffiziertrupps jeder Waffe.

von Decker dagegen formirt eine Avantgarde von 2 Eskadrons, 1 Bataillon, 4 Geschützen.

1. Spitze;
2. General-Stabsoffizier mit 8 Reitern;
3. 6 Unteroffiziertrupps von 6 bis 8 Pferden, 900 bis 1000 Schritt auf jeder Seite;
4. 1 Offizier, 20 Husaren, rechts und links in gleicher Höhe ein Trupp von 20 bis 30 Pferden, und 20 bis 30 Mann Infanterie;
5. 2 Züge Kavallerie 600 Schritt weiter;
6. eine Compagnie 600 Schritt weiter;
7. das Gros der Avantgarde.

General von Brandt formirt den Vortrupp seiner Avantgarde nur aus Kavallerie, und zwar in dem Verhältniss von 250 Pferden irregulairer Kavallerie zu 100 Dragonern.

*) Man wolle diese Seitentrupps nicht mit Seitendetachements verwechseln, welche später im Text betrachtet werden, ganz unabhängig von der Avantgarde sind, und nicht von ihr aus; sondern direkt von der Kolonne gegeben und kommandirt werden, während obige Seitentrupps von der Avantgarde gegeben und kommandirt werden.

1. Spitze von 8 bis 10 Mann;
2. 20 Mann unter einem Offizier;
3. 60 Dragoner und 1 irregulaire Eskadron;
   100 Pferde in Trupps von 3 Mann rechts und links in gleicher Höhe mit dem Offiziertrupp;
   120 bis 150 Schritt hinter diesen 4 Trupps Dragoner zu 10 Pferden hinter der Mitte und den äussersten Flügeln.

Der Franzose geht mehr in die Tiefe, und mit schmaler Front; von Decker mehr in die Breite. Beide haben zu viel einzelne Truppchen, die schwer in Ordnung zu erhalten sein werden, sobald sie in ein schwieriges Terrain kommen, oder auf den Feind stossen. Den General-Stabsoffizier wird man nicht überall haben, und er wird besser sehen, wenn er sich beim Haupttrupp befindet.

Die Form des General von Brandt ist sehr einfach und natürlich, und gewährt grosse Sicherheit. Die Infanterie der Vortruppen wird dabei durch Dragoner ersetzt, was natürlich die Schnelligkeit in den Bewegungen und dem Aufklären des Terrains sehr fördert. Ferner bildet General von Brandt das Gros der Avantgarde entweder nur aus Infanterie oder nur aus Kavallerie, und verwirft die gemischten Detachements, weil die Zögerung und Unentschlossenheit herbeiführen; indem immer eine Waffe verlange, dass die andere Rücksicht auf sie nehme.

Einmal ist jedoch zu bemerken, dass wir irregulaire Reiterei, wie sie hier verlangt wird, und wobei ihm offenbar die Kosacken vorgeschwebt haben, eben so wenig wie andere europäische Mächte, ausser Russland, haben. Ferner haben wir auch nicht so viel Dragoner, um sie bei jeder Avantgarde benutzen zu können. Wenn wir daher nicht überall in der Nähe des Feindes unsere Avantgarde oder Seitendetachements durch ein paar feindliche Infanteristen aufgehalten sehen wollen, so müssen wir Infanterie zur Kombination der Avantgarde und Seitentrupps verwenden. Eine nothwendige Folge aber hiervon ist, dass auch das Gros der Avantgarde aus gemischten Waffen bestehen muss.

Die Formation der Avantgarde nun muss sich, in Bezug auf die Waffen, natürlich vielfach, und oft in ganz kurzen Zeitabschnitten nach dem Terrain ändern.

Während z. B. die Infanterie auf dem Hauptwege durch einen Waldstrich geht, bildet der grössere Theil der Kavallerie

einen oder beide der Seitentrupps, welche über freies Terrain marschiren. Oder die Infanterie marschirt in der Ebene geschlossen und die ganze eigentliche Kette ist durch Kavallerie gebildet.

Dieses Wechseln der Waffen, ihre Anwendung nach den Terrainverhältnissen, ist eine Hauptsache, und muss in den Grundzügen von Hause aus durch die Formation vorbereitet sein, d. h. selbst jede kleinere Abtheilung muss die Elemente dazu in sich tragen. So müssen auch z. B. die Seitentrupps eine gewisse Stärke erreichen, wo nöthig, auch aus gemischten Waffen bestehen, damit nicht erst im letzten Augenblick Entsendungen vom Haupttrupp nöthig werden, die stets einen unverhältnissmässigen Aufenthalt verursachen. Ueber die Entfernung, in der die verschiedenen Theile und Abtheilungen der Avantgarde marschiren und auf einander folgen sollen, ist sehr viel theoretisirt worden.

Die schützende Kette, deren Zweck es ist, zu sehen, muss man natürlich so weit als möglich vorausschicken, ohne in Gefahr zu sein, abgeschnitten zu werden. In einem offenen, freien Terrain wird daher die Avantgarde so weit voraus sein können, dass sie das Terrain durchsucht hat, ehe das Gros herankommt. Im bergigen und waldigen Terrain dagegen hat die Avantgarde einerseits mehr zu thun, andererseits mehr zu fürchten; sie wird daher näher an der Kolonne bleiben, und von dieser häufig eingeholt werden. Dies giebt dann unvermeidlichen Aufenthalt und ist ein Hauptgrund der geringen Schnelligkeit der Kriegsmärsche.

Scharnhorst giebt in seinem Taschenbuch folgende Entfernung für kleine Avantgarden als Norm:

der Vortrupp 200 bis 400 Schritt vor der Avantgarde;
die Spitze 100 Schritt von dem Vortrupp;
die Seitentrupps 600 Schritt von der Avantgarde:
die Avantgarde vom Gros 1000 bis 2000 Schritt:

jedenfalls so weit, dass die Kolonne zum Gefecht aufmarschiren kann, ehe der Feind, auf den die Avantgarde stösst, heran ist.

Die Entfernungen unter den einzelnen Abtheilungen lassen sich theoretisch nicht feststellen. Sie modifiziren sich vielfach nach dem Terrain, der Witterung und Tageszeit, die entweder einen weiteren Gesichtskreis gestatten, oder ihn beschränken; endlich werden sie durch die Waffe bestimmt. Im koupirten Terrain oder bei Nacht und Nebel werden die Trupps näher an einander bleiben, oder Zwischentrupps eingeschoben werden

müssen. Ebenso entfernt sich Infanterie nicht so weit von einander, wie Kavallerie. Es ist Regel:

1. die Ausdehnung in der Breite muss erlangt werden, wenn auch mit Schwächung, ja selbst Auflösung der Unterstützungstrupps. Die einzelnen Flankeurs und Patrouillen dürfen nur so weit von einander entfernt sein, dass keine grössere Terrainfalte, kein Gegenstand, der dem Feinde zum Versteck dienen kann, zwischem ihnen undurchforscht bleibt. In nicht sehr koupirten Terrain und bei Tage werden die Infanterietrupps oder Patrouillen etwa 300, Kavallerie 500 bis 600 Schritt von einander bleiben: während im Walde, bei Nacht, im Nebel, Infanterie 80 bis 100 Schritt, Kavallerie (insofern sie dann überhaupt zu gebrauchen ist) nicht viel weiter.
2. Die verschiedenen Abtheilungen der Avantgarde folgen sich in solcher Entfernung, dass sie einander im Auge behalten und sich einander unterstützen können: sie bleiben aber so weit auseinander, dass sie nie gleichzeitig, oder doch beinahe gleichzeitig, in ein Gefecht verwickelt werden können.

Gefechtsformation der Avantgarde.

Die innere Formation der kleinen Trupps, die geschlossen marschiren, ist in der Regel gleichgültig, da ein solcher Trupp ohne Zeitverlust nach allen Seiten hin Front machen kann, und dieses ist die einzige Gefechtsformation, die ein solcher Trupp hat. Anders ist dieses mit dem Gros der Avantgarde, welches in der Regel schon mehr ein gegliedertes Ganze von grösserer Masse bildet, und schon einer bestimmten Ordre de bataille zu ihrer Entwickelung bedarf, wenn nicht vom ersten Augenblick an Unordnung einreissen soll. Diese Gefechtsordnung der Avantgarde nun muss biegsam, gelenkig sein, muss schnelle Verwendung einzelner Theile und Detachirung von dergleichen erlauben, ohne dass die Ordnung des Ganzen dadurch gestört wird.

Bataillone sind hier zu grosse, zu unbehülfliche Einheiten, und es muss daher Theilung derselben eintreten. Die Formation der Compagnie-Kolonnen bietet hier für preussische Truppen das geeignetste Auskunftsmittel dar. Die Kraft der Compagnie-Kolonnen aber wächst durch die gegenseitige Unterstützung, und es dürfte keinem Zweifel unterliegen, dass drei, in vielen Fällen sogar schon zwei Compagnie-

Kolonnen einem geschlossenen Bataillon überlegen wird. Es wird weitaus in den meisten Fällen nöthig sein, mit den der Avantgarde zu Gebote stehenden Bataillonen oder Compagnien einen unverhältnissmässig grossen Gefechtsraum zu beherrschen; namentlich da wo es sich um Zeitgewinn für das Gros, und also um Täuschung des Feindes handelt; ein Fall der sich fast in allen Avantgarden-Gefechten des Jahres 1866 wiederholt, und zu welchem die Tragweite des heutigen Gewehrs in erster Linie führt, in welchem sich aber auch die Compagnie-Kolonnen glänzend bewährt haben. In solchen Lagen wird es dann aber dem Führer der Avantgarde schwer werden, die Gefechtsleitung einigermaassen in der Hand zu behalten, wenn er die bei sich habende Artillerie nicht als Element der Stabilität und Orientirung gebraucht. Die frühzeitige Anwendung derselben wird beim Feinde in jedem Fall, möge er nun defensiv oder offensiv verfahren wollen, den Wunsch nach Erwiederung des Feuers und somit eine Aufklärung über seine Absichten, seine Zusammensetzung und seine muthmaassliche Aufstellung hervorrufen. Zugleich aber ist hierdurch sowohl wie durch die Natur der Wirkung des gezogenen Geschützes geboten, die Artillerie der Avantgarde zusammenzuhalten, da in der Regel diejenige des Gros im Benöthigungsfalle des Vorgehens sich neben ihr zu postiren wünschen wird, um ihre Beobachtungen zu benutzen.

Von der Kavallerie gilt Aehnliches. Selten werden ganze Regimenter bei einer Avantgarde sein; jedenfalls nur bei stärkeren, aus ganzen Brigaden bestehenden. Auch sie wird daher in Eskadrons, mindestens in Divisionen, manövriren. Auch die Artillerie wird sich theilen müssen, wenn mehr wie eine halbe Batterie und nicht mehrere Batterien bei der Avantgarde sind.

Es wurde bereits erwähnt, dass der Dienst der Avantgarde vielfache Detachirungen und Entsendungen in kleinen Trupps nöthig macht. Diese Detachirungen können nun auf doppelte Weise geschehen: entweder durch Theile von allen oder den meisten Abtheilungen, oder dadurch, dass man einzelne Abtheilungen ganz dazu verwendet. Die erste Art ist die bei den Manövern gewöhnlich vorkommende, welche auch gewählt wird, um die Ordre de bataille nicht zu stören, und scheinbar die Hauptmasse nicht zu schwächen. Sie ist für den Ernstgebrauch jedoch durchaus verwerflich. Denn sie bringt eine Schwächung aller Abtheilungen hervor; bringt einzelne Theile gerade in dem Moment, wo der Führer und die Truppe am meisten auf einander vertrauen, am genauesten sich kennen

sollen, unter fremde Führer, und zwingt in einem solchen Moment zu neuen Formationen aus einander fremden Elementen. Es ist daher in allen Fällen die zweite Art, ganze Abtheilungen zu entsenden, oder zu Entsendungen aufzulösen, vorzuziehen. Man behält dann im Gros ungetheilte und ungeschwächte taktische Körper, und wenn man deren dann auch weniger hat, so ist die Wirkung doch grösser und die Einheit des Befehls gesicherter.

Wir würden daher z. B. bei einer Avantgarde von 1 Bataillon, 2 Eskadrons, von einer Eskadron und einer Compagnie, oder im Nothfalle von 2 Compagnien alle Detachirungen geben, etwa in folgender Art:

Spitze.

1 Zug Kavallerie.	2 Züge Kavallerie.	1 Zug Kavallerie.

Haupttrupp.

50 Mann Infanterie.	(100 Mann Infanterie.)	50 Mann Infanterie.

Gros.

(3 Compagnien, 1 Eskadron.)

Bei 2 Bataillons, 4 Eskadrons, 2 Geschützen würden wir in ähnlicher Weise eintheilen:

Spitze.

½ Eskadron.	1 Eskadron.	½ Eskadron.

Haupttrupp.

1 Compagnie.	1 Compagnie.	1 Compagnie.

Gros.

(5 Compagnien.)
(2 Eskadrons.)
(2 Geschütze.)

Indem wir so bei der Avantgarde stets in kleinen taktischen Körpern auftreten, gewinnen wir einerseits an Beweglichkeit, andererseits aber auch an Sicherheit, indem wir uns eine disponible Reserve, ein drittes Treffen, bilden können. Drei oder fünf Compagnie-Kolonnen können überall schon in zwei Treffen gebraucht werden. Eben so wird dadurch das Sammeln und das Herstellen geschlossener Massen leichter.

Eine Normalstellung für die Avantgarde ist, wie bemerkt, nicht gegeben. Die Kavallerie hat etwas dem Aehnliches, wenigstens für den Exerzierplatz. Diese Stellung besteht darin, dass zwei Eskadrons, je eine von jedem Flügel, vorgehen, und ihre vierten Züge vorschieben, während zwei Eskadrons

geschlossen bleiben. In der Ausführung würde diese Stellung aber daran laboriren, dass das Gros aus zwei Schwadronen besteht, die für gewöhnlich keine taktische Einheit machen. Auch ist hier auf Zutheilung von Infanterie keine Rücksicht genommen.

Marsch der Avantgarde.

Der Zweck der Avantgarde ist also, vorauszugehen, und den Gegner zu erspähen, zu beobachten. Dieser Vormarsch der Avantgarde darf indessen nicht allein den Stempel der Vorsicht und Behutsamkeit tragen, womit bald alle Bewegungen unsicher, schleichend werden und den Charakter der Furchtsamkeit und Aengstlichkeit annehmen. Der Vormarsch muss entschieden, bestimmt und möglichst rasch geschehen. Man darf dabei nicht vergessen, dass in der Regel der Feind von uns nicht mehr weiss, wie wir von ihm, und dass wir daher selbst beim unvermutheten Zusammentreffen immer noch so viel Zeit gewinnen werden, um ihn gefechtsfähig empfangen zu können.

Im freien, ebenen Terrain trabt daher die aus Kavallerie bestehende schützende Kette entschlossen vor, unterhält dabei die Verbindung in sich, und sucht das Terrain ab. Solche Terrains, in denen dies Absuchen ohne Schwierigkeit, ohne Veränderung der Formation geschehen kann, sind selten meilenweit zu finden. Sobald sie daher an ein koupirteres gelangt, hat sie so einen Vorsprung, und damit einen Zeitraum gewonnen, den sie benutzt, um das koupirte Terrain schon vorläufig zu durchspähen oder theilweise, z. B. in der Nähe der Wege, zu durchsuchen. Kommen nun die aus gemischten Waffen bestehende Vortruppe und die Seitentrupps heran, so übernimmt die Infanterie die genauere Absuchung, während die Kavallerie auf einzelnen lichten Stellen, den Wegen u. s. w. vorgeht, und neue Spitzen vortreibt. Das Absuchen geschieht durch die Infanterie meistentheils am besten durch Tirailleurlinien, wobei dann natürlich die einzelnen Rotten eine grössere Distance haben können, als zum Gefecht. Hierbei ist in Wäldern indessen besonders darauf zu sehen, dass die Rotten die ursprüngliche Direktion wenigstens einigermaassen erhalten, was in dichtem Unterholz oft sehr schwierig werden kann. Bei einer solchen Gelegenheit muss man denn auch nicht zu sparsam mit den Tirailleurs umgehen, wenn man völlige Sicherheit erlangen will.

In ähnlicher Weise durchsucht die Infanterie Dörfer, Flecken, Gebüsche u. s. w., während die Kavallerielinie, nachdem sie sich oberflächlich von dem Nichtvorhandensein des Feindes überzeugt hat, an denselben vorbeigeht, und nur eine Patrouille hindurch schickt.

Bei Nacht und Nebel nimmt das Alles einen anderen Charakter an. Man kann da nicht mehr so dreist vorgehen, und am wenigsten so rasch. Indessen gilt doch auch hier, was zuvor erwähnt ist; der Feind weiss nicht mehr von uns, wie wir von ihm, und wenn daher im Augenblick des Zusammentreffens nicht die Ordnung vorloren geht, so wird einem beherzten Haufen, der kühn darauf los geht, dann in der Regel noch weniger geschehen, wie bei Tage. Ausserdem wird man bei finsterer Nacht gewöhnlich gezwungen sein, auf den Wegen zu bleiben, und man wird die Hauptsicherheit darin suchen müssen, geschlossen zu bleiben und seine Kräfte nicht zu zersplittern. Der einzelne Infanterist aber ist bei Nacht niemals gefährdet, da er sich schlimmsten Falls seinem Verfolger leicht entziehen kann. Die Avantgarde wird dann vorzugsweise aus Infanterie gebildet, eben so auch die Spitze und die Seitentrupps, die man dann überhaupt nur in weitere Entfernung entsendet, wenn parallele Wege vorhanden sind, die in diesem Falle aber jedenfalls entsendet werden müssen.

Ausserdem müssen bei Nacht und bei so starkem Nebel, dass er alle Fernsicht hindert, auf allen Wegen, die in der Richtung nach dem Feinde zu und unter einem rechten Winkel von dem Hauptwege abgehen, kleine Patrouillen vorgesendet werden, die in einer ihnen ganz bestimmt anzugebenden Entfernung (500 Schritt, 1000 Schritt) halten bleiben, bis die Kolonne vorbei ist. Hierzu wird man zweckmässig Kavallerie gebrauchen können, die den Vortheil hat, dass sie die Avantgarde bald wieder einholt.

Die Seitentrupps erhalten sich mit der Spitze in gleicher Höhe. Sie besetzen Defilés, die in der Flanke des Marsches liegen, wenn auch nur mit einigen Mann, bis die Seiten-Detachements herankommen. So will es die Theorie. Marschiren mehrere Kolonnen neben einander, also auch mehrere Avantgarden, so müssen diese unter sich mittelst der Seitentrupps Verbindung unterhalten. Fällt einer der Seitentrupps oder beide weg, so schliessen sie sich dem Vortrupp an, und lösen sich von demselben wieder ab, sobald das Breiterwerden des Terrains dies nöthig macht. Gewöhnlich wird die Regel gegeben, dass sie sich nicht durch unpassirbare Terraingegen-

stände von der Avantgarde trennen lassen, und dieselbe daher auf der Seite der Avantgarde umgehen sollen. Eine solche abstrakte Regel ist indessen selten ausführbar, und in den meisten Fällen werden die Seitentrupps durch ihre Befolgung ihren eigentlichen Zweck ganz verfehlen. Sie müssen sich also nach den Umständen richten, und nur im Auge behalten, dass unter solchen Umständen ihre eigene Sicherheit allein von ihrer eigenen Vorsicht abhängt. Sie müssen diese sodann verdoppeln, da sie eben selbst ausgesetzt werden und sich Gefahren aussetzen müssen, um das Ganze zu sichern. Einmal wird es daher genügen, wenn die Kavallerie des Seitentrupps den Terraingegenstand auf der feindlichen Seite umgeht; ein anderes Mal wird eine Patrouille hinreichen; oft aber wird auch die Infanterie den gefährlichen Marsch machen müssen. Das Gefährliche aber liegt hier darin, dass der Seitentrupp, so lange als das Hinderniss dauert, auf seine eigenen geringen Kräfte beschränkt ist, und Gefahr läuft, gegen jenes Hinderniss geworfen zu werden. Dieser Gefahr lässt sich am besten durch Ausdehnen der schützenden Kette in die Breite nach der feindlichen Seite zu begegnen.

Ein Beispiel über Eintheilung und Führung der Avantgarde.

(Plan der Umgegend von Berlin.)

Eine Avantgarde marschirt von Berlin auf Gross-Beeren.

Der Lilograben beginnt etwa 2000 Schritt hinter Heinersdorf, und läuft von da an ziemlich parallel mit der grossen Strasse 5000 Schritt bis Gross-Beeren. Anfangs ist er 1000 Schritt, dann später etwa 500, zuletzt 200 Schritt vom Wege entfernt. Auf dieser ganzen Strecke ist kein Uebergang über die von ihm durchflossenen sumpfigen Wiesenstrecken. Auf seiner linken Seite (d. h. auf der linken Flanke der marschirenden Kolonne) finden sich einzelne Waldungen und das Dorf Klein-Beeren, ein Terrain, welches vielfach Gelegenheit zu verdeckten Truppen-Aufstellungen gewährt.

Wollte man nun nach jener Regel den linken Seitentrupp führen und ihn jetzt an den Vortrupp heranziehen, so bliebe eine Terrainstrecke unaufgeklärt, die der Feind, das Defilé von Blankenfelde benutzend, ganz füglich zu einer Aufstellung gebraucht haben könnte. Entfernt sich dagegen der Seitentrupp nicht weiter als 2000 Schritt von der Kolonne, so ist er allerdings jeden Augenblick in Gefahr, gegen die sumpfigen Wiesen geworfen zu werden; und ist Gross-Beeren vom Feinde besetzt, so kann er gefangen werden.

Ganz anders wird dies, wenn er sich links ausbreitet, die Waldflecken durchsucht und mit der Infanterie nicht eher über Klein-Beeren hinausrückt, als bis er sich durch Kavallerie-Patrouillen in der Richtung auf Blankenfelde gesichert und erfahren hat, dass Gross-Beeren unbesetzt ist. — Hier hört dann allerdings seine Thätigkeit, des Dietersdorfer Bruchs wegen, auf, und er schliesst sich dem Vortrupp an.

Von der Führung der Avantgarde.

Der Führer der Avantgarde ist die Seele derselben. Er muss unbedingt gut beritten und ein guter Reiter sein. Ohne einen solchen ist die Avantgarde beinahe ohne Führer. Er ist es, der die komplizirte Maschine im ununterbrochenen Gange erhält; in seiner Hand vereinigen sich alle Fäden der Meldung von allen Seiten. Er spielt gleichsam ein Instrument. Bald beschleunigend, bald aufhaltend, regelt er die Bewegung aller Theile. Er schiebt bald einen Seitentrupp vor; entsendet besondere Patrouillen; unterstützt, wo die Mannschaft der Detachements nicht ausreicht, diese durch Theile des Haupttrupps. Er sammelt, was in der schützenden Kette zu viel wird; lässt hier die Kavallerie von der Infanterie, dort diese von jener ablösen, wie das Terrain es erfordert. Vor allen Dingen aber versieht er den Befehlshaber der Kolonne mit zuverlässigen und ergiebigen Notizen und Nachrichten.

Er darf daher unter keinen Umständen einen Theil der Avantgarde persönlich kommandiren, sondern jeden Theil, jeden Trupp hat er geeigneten Unterbefehlshabern zu übergeben. Am wenigsten darf er die Spitze selbst führen wollen, dann sieht er gewiss nur das Mindeste. Er darf nur einen Fehler haben, den der grössten Neugierde; oder edler gesagt, einer nie ruhenden Wissbegierde. Dies gilt von der grössten bis zur kleinsten Avantgarde, und ist ein Punkt, gegen den häufig gefehlt wird. Musterhaft auch für unsere Zeiten ist das Verhalten des Führers der Avantgarde des Yorck'schen Corps, General Katzler.*) Er hatte das Glück, dass man seine Truppe reichlich mit Kavallerie versah (auf 6 Bataillone 12—20 Schwadronen), von der er den energischsten und diensamsten Gebrauch machte. Er hatte immer 2 Eskadrons an der Tête, die immer die erste Vorpostenlinie formirten, sich im Marsch an des Feindes Ferse hefteten, und ihm selbständig folgten, mochte er aufbrechen, wann er wollte; die Hauptmasse der Avantgarde, aus Infanterie bestehend, brach erst auf, wenn die Befehle für die Bewegungen des Tages gekommen waren, die sonstige gesammte Kavallerie der Avantgarde folgte jenen beiden Eskadrons am frühen Morgen und verstärkte die Têten-Eskadrons, knüpfte Verbindungen an und breitete den Gesichtskreis aus. Der Führer der Infanterie wurde benachrichtigt, wie weit er gehen, wann er im Nothfall den Rückzug antreten

*) S. u. A. das Lebensbild »Carl Fr. W. v. Reyher, Gen. der Kav. etc.« Beih. z. Mil.-Wochenblatt 1861—70. (von Gen. v. Olleeh.)

könne. Der General war beim Gros seiner Kavallerie; von da aus instruirte er den Führer der Infanterie, welcher die Verbindung mit dem Gros des Corps unterhielt und die Abhängigkeit von demselben beobachten musste.

Während des Marsches ward der Corps-Commandeur von jedem Halt, den die Umstände oder der Feind veranlassten, benachrichtigt; ebenso wenn ein Hauptabschnitt oder ein wichtiger Ort (Strassenknoten u. s. w.) erreicht war; oder wenn die vorgeschriebene Marschrichtung hatte verlassen werden müssen und aus welchen Gründen.

Das Terrain muss der Führer der Avantgarde stets aus zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Einmal in Bezug auf die Vortheile, die es dem Feinde darbietet, sich verdeckt aufzustellen, uns einen Hinterhalt zu legen; zweitens in Bezug auf die Vortheile, die es ihm selbst darbietet, die Avantgarde zum Gefecht aufzustellen.

In der ersten Beziehung muss bei der Durchstöberung des Terrains jeder Punkt, der eine weite Umsicht gewährt, benutzt werden; der Führer muss ihn selbst benutzen, wenn er nicht zu weit von dem Hauptwege abbleibt.

In der zweiten Beziehung wurde schon erwähnt, dass die Avantgarde bei jedem längeren Halt in die Gefechtsformation übergeht; sie muss aber auch eine Gefechtsstellung dem Terrain gemäss nehmen,

1. wenn sie auf den Feind stösst, und dieser nicht bloss aus einigen zurückziehenden Plänkern besteht; so dass also zu erwarten ist, bald auf mehr Widerstand zu treffen;
2. wenn sie den Angriff des Feindes kommen sieht, und sich in der Defensive halten will, um der Kolonne Zeit zum Aufmarsch zu gewähren;
3. ferner bei den längeren Haltepunkten, die durch das Ruhen entstehen;
4. endlich am Ende eines jeden Marsches, während unter ihrem Schutz die Vorposten ausgesetzt werden.

Die Gefechtsstellungen, besonders bei 1., 2. und 3. kann man nicht lange wählen; es muss ein rascher Entschluss gefasst werden, dem die Ausführung augenblicklich folgt. Schnelle Beurtheilung des Terrains, Erkennen desselben in seinem Zusammenhange aus einzelnen bekannten Stücken, und richtige Verwendung der Truppen hiernach, sind ein Haupterforderniss bei den Eigenschaften eines tüchtigen Avantgardenführers. Jene Gefechtsstellungen aber, besonders bei

1. und 2., liegen ausserdem nicht immer in der Marschrichtung, und oft seitwärts derselben, zuweilen in einer, der Marschrichtung parallelen Front, so z. B. bei Schweinschädel, Nachod, genau genommen auch bei Trautenau; bei Dermbach u. s. w. Es ist sogar oft zu empfehlen, die Gefechtsstellung der Avantgarde mehr seitwärts zu wählen, wenn sich auch die Möglichkeit einer anderen bietet, um bei Unglücksfällen die Vortruppen nicht auf die Hauptstellung geworfen zu sehen. Solche Stellungen lassen dem Führer der Kolonne mehr Freiheit in der Wahl seiner Entschlüsse, und das bleibt immer eine Hauptsache. Karten und dergleichen Hülfsmittel reichen dabei nicht aus, und es muss dann oft in wenigen Minuten durch einige Blicke auf das Terrain eine Ansicht desselben gewonnen werden, welche bei der Aufstellung die Basis abgiebt. — Man sieht hieraus, wie viel Thätigkeit und Beweglichkeit, ganz abgesehen von der eigentlichen Gefechtsführung, im Verein mit schnellem Entschluss, zu den Eigenschaften eines Führers der Avantgarde gehören.

Leicht verfallen Individuen, welche die geringste Anlage zur Aengstlichkeit haben, in den Fehler, Alles selbst thun, sehen und leiten zu wollen. Dieser ist das Extrem jenes anderen Fehlers, wo der Führer genug gethan zu haben glaubt, wenn er seine Disposition macht, seine Eintheilungen trifft, die Führung des Haupttrupps übernimmt und, mit demselben auf der grossen Strasse hinziehend, sich freut, wenn er nur recht viele Meldungen bekommt. Jener Fehler des Allesselbstmachens ist beinahe noch nachtheiliger, da er eine allgemeine Unsicherheit hervorbringt und bald dahin führt, dass keiner der Führer der Abtheilungen selbst denkt.

Das rechte Maass zwischen beiden halten, bestimmte Befehle ertheilen, über ihre Ausführung wachen, und nur da einschreiten, wo dagegen gefehlt wird, ist hier eine Hauptsache, wo die unausgesetzte Thätigkeit und die persönliche Hingebung jedes Gliedes der Maschine mehr als irgendwo verlangt wird.

Bei dieser Gelegenheit können wir an einem historischen Beispiel einige praktische Fragen, das Verhalten von Avantgarden betreffend, berühren. Am 27. Juni 1866 sollte das erste preussische Corps von Liebau und Schömberg aus über Trautenau auf Pilnikau vorgehen. Dies geschah allerdings in 2 Kolonnen, von denen aber nur eine, die rechte, die vom Corps disponirte Avantgarde enthielt, während die andere, linke, eine solche selbständig für den Vormarsch bis zu dem

Punkte — Parschnitz — bildete, welcher am Ausgang des Gebirges die beiden Kolonnen vereinigte. Nach der Erzählung des preussischen Geschichtswerks traf die linke Kolonne zwei Stunden früher bei Parschnitz ein, »und wartete dort das Anlangen der rechten ab.«

Parschnitz liegt eine halbe Meile von Trautenau; am Fusse von Höhen, welche jede Umsicht verhindern.

Es entsteht hier die Frage, ob hier das »Abwarten« genügte; ob es geboten war, an den Bestimmungen der Disposition des Corps festzuhalten, die das Verhalten des Feindes vollständig ignorirten? Wir glauben nicht. Die linke Kolonne konnte, mit allen drei Waffen reichlich versehen, unbeschadet der Disposition, Kavallerie-Patrouillen, selbst einige Infanterie, gegen Trautenau und auf die Berge in der Richtung Alt-Rognitz poussiren, um doch einigermaassen sich aufzuklären. Aber augenscheinlich hat sie das nicht gethan, sonst hätte sie in einer Viertelstunde über die Besetzung der Stadt unterrichtet, und etwas später Herr derselben sein können. Aber um die Stadt einerseits, und um das »Ruhen« andrerseits konnte es sich doch nicht in erster Linie handeln, sondern darum, rechtzeitig dem 1. Corps das Debouché und das Passiren der Aupa zu sichern, welches der freilich nicht ausgesprochene Hauptzweck der Disposition war. Jenes beides wurde aber nur gesichert, wenn man im Besitz der, Trautenau und das Aupathal dominirenden Höhe war. Das Unterlassen dieser Maassregeln, welche doch die Disposition nicht verboten hatte, ist die fundamentale Ursache, dass alle späteren Umstände des Tages sich ungünstig für das 1. Corps drehten; denn zwei Stunden kostbarer Zeit sind dabei unnütz verstrichen. — Aber auch abgesehen von dem, was das Gros der Division und ihr Führer thaten — hat der Commandeur der Avantgarde dieser Kolonne alles gethan was nöthig war? Er weiss, die Division soll bei Parschnitz »ruhen und abwarten«, wenn der Feind es erlaubt. Da fordert die Theorie, die oberflächlichste Theorie, dass sie geschützt werde, und zwar durch die Avantgarde; und solches Schützen geschieht durch das Poussiren von Patrouillen, durch das Nehmen einer Gefechtsaufstellung, welche, hier, hinter dem Waldstrich längs des Raussnitz-Krieblitzer Wegs für die Infanterie, und auf den Höhen diesseits Rognitz für die Kavallerie sich darbot.

Es ist immer schlimm, wenn in solchen Dispositionen nur Orte, und nicht Terrain-Abschnitte, durch welche diese Orte eine Bedeutung haben, markirt sind. Aber wartete die Avantgarde der 8. Division, der merkwürdiger Weise auch nur das

Dorf Preper, und nicht die Isarlinie, als Marschziel des 26. Juni vergeschrieben war, einen Befehl ab, sich des Uebergangspunktes Podol zu versichern? Wartete General v. Löwenfeld am 26. Juni einen Befehl ab, bis an die Metau zu gehen, die Brücke gangbar zu machen, und so für den folgenden Tag eine Stunde kostbarer Zeit zu gewinnen?

Wie ganz anders ist dagegen das Verhalten der Avantgarde des 5. preussischen Corps bei Schweinschädel (1866)! Dieses hatte einen schwierigen Flankenmarsch auszuführen; seine Avantgarde entdeckte den Feind in einer Flankenstellung, in etwa ¼ Meile Entfernung. Es ist möglich, dass derselbe den Marsch des Corps nicht belästigt, die Avantgarde denselben in einer einfachen Aufstellung gedeckt hätte; aber nichtsdestoweniger durfte man nicht so ohnehin in einer solchen Nähe dem Feinde die schwache Seite zeigen, ohne über die Bedeutung seiner Aufstellung aufgeklärt zu sein. Dies begriff der Führer der preussischen Avantgarde sehr wohl und sehr schnell und sein energisches Verhalten hätte den oben genannten Truppen zum Muster dienen können.

Der Dienst der Avantgarde ist ein höchst beschwerlicher; was sich schon dadurch zeigt, dass er die Truppen am meisten konsumirt; obschon es ihnen in Bezug auf Verpflegung in der Regel am besten ergeht. Ein Hauptaugenmerk muss daher auf möglichste Schonung der Kräfte von Mensch und Thier gerichtet werden. Nur dann, wenn man jede unnütze Reibung, jede unnöthige Verschwendung von Kräften vermeidet, werden sie längere Zeit aushalten, und im entscheidenden Moment, im Gefecht selbst nicht fehlen. Man gewähre daher den Truppen der Avantgarde alle, mit steter Gefechtsbereitschaft zu vereinbarenden Bequemlichkeiten, und vermeide unnütze Hin- und Hermärsche, die oft nur angeordnet werden, um der Form zu genügen. Ferner vermeide man alle unnützen Meldungen, wie wir sie bei der Friedensübung häufig sehen, und die sich weniger auf den Feind, als auf das Terrain beziehen. Vieles lässt sich in ziemlich weiter Entfernung durch Zeichen, die natürlich vorher verabredet sein müssen, verständlich machen; und es kommt dann nur darauf an, die Leute zu gewöhnen, auf die Zeichen zu achten.

Bei dem Zusammentreffen mit dem Feinde ist die erste Pflicht des Führers, sich selbst durch die eigenen Augen von seiner Stärke, seiner Marschdirektion, seinen Maassregeln zu überzeugen, um sich die Momente zu verschaffen,

aus denen seine Absichten zu taxiren sind. Die zweite Pflicht ist, dieses dem Befehlshaber der Kolonne melden zu lassen; die dritte, die taktischen Anordnungen, welche für die Avantgarde selbst danach nöthig werden, zu treffen. Das Letztere wird dadurch erleichtert, dass zwischen dem ersten Zusammenstosse der Plänker und dem Moment, wo sich grössere Abtheilungen zeigen, in der Regel einige Zeit vergeht. Zuweilen erfolgt beides fast gleichzeitig; eine eigentliche Ueberraschung aber wird immer nur eintreten, wenn entweder im Allgemeinen fehlerhafte Anordnungen getroffen worden sind, oder auf irgend einem Punkte der schützenden Kette eine Nachlässigkeit vorgekommen ist.

Vorzugsweise aber sind dergleichen Ereignisse kurz nach dem Ueberschreiten eines Defilés und in der Zeit der Ruhe und Haltpunkte zu fürchten; indem in einer solchen Periode die Aufmerksamkeit leicht nachlässt und oft gerade um so mehr, je angestrengter sie vorher gewesen ist. Ausserdem ist es leichter, eine ruhende Truppenmasse anzugreifen, als eine in der Bewegung begriffene, und das Halten und Ruhen fordert den Gegner gleichsam dazu auf. — Es wurde schon erwähnt, dass in diesen Fällen daher stets eine Gefechtsstellung genommen werden muss. In derselben müssen aber auch die nothwendigen Vorsichtsmaassregeln getroffen werden.

Hierher gehören: Besetzung von vorliegenden Dörfern, Gehöften, Gebüschen, Brücken u. s. w.; Ausstellung von Posten auf den Wegen und auf Punkten, wo sie eine Umsicht haben, z. B. auf Kirchthürmen; Versenden von Kavallerie-Patrouillen, die sich einige Tausend Schritt vorwärts aufstellen. Hat man bedeutende Defiléen zu überschreiten, so ist es am zweckmässigsten, den Marsch so einzurichten, dass vor denselben gehalten wird. Denn in der Regel müssen in solchen Fällen die Seitentrupps herangezogen werden, da ein Hinderniss, welches ein bedeutendes Defilé bildet, selten in der Nähe mehr als den einen Uebergang hat. Zugleich wird die Zeit des Haltens dazu verwendet, um jenseits gleichsam eine Atmosphäre kleiner Patrouillen auszubreiten; so dass die Avantgarde selbst das Defilé erst passirt, wenn das Terrain jenseits bereits aufgeklärt ist, was unter solchen Umständen mit Musse geschehen kann. Ein solcher Abschnitt giebt dann auch zugleich Gelegenheit, die schützende Kette abzulösen, und sie von neuen Truppen aus dem Gros der Avantgarde zu bilden.

Ein Beispiel hierüber:

(Plan der Umgegend von Berlin.)

Eintheilung und Führung einer Avantgarde.

1 Bataillon, 2 Eskadrons, 2 Geschütze gehen als Avantgarde von Berlin über Pankow nach Rosenthal.

Eintheilung:

1 Zug Kavallerie.	½ Eskadron.	1 Zug Kavallerie.
50 Mann Infanterie.	150 Mann Infanterie.	50 Mann Infanterie.

---

3 Compagnien.
2 Geschütze.
1 Eskadron.

Das Gros marschirt auf der Chaussee. Rechts wird ein Zug Kavallerie auf die Chaussee nach der Löffelbrücke, eine Patrouille nach Heinersdorf entsendet. Die Infanterie bleibt beim Vortrupp, bis da, wo sich die Wege bei Pankow theilen. Von dort an dirigirt sich das Gros links und die Infanterie des rechten Seitentrupps rechts. Eine Kavallerie-Patrouille wird links nach der steinernen Brücke, eine andere nach der Fuhrt entsendet; die Infanterie durchsucht Pankow und stellt sich an beiden Brücken auf.

Seitenpatrouillen werden links nach dem Louisenbrunnen entsendet; eine Kavallerie-Patrouille nach dem weissen Berge; die Infanterie zieht sich durch die Kolonie. Eine Kavallerie-Patrouille nach Reinickendorf. An der Fuhrt macht die Infanterie Halt; das Gros an der Lisière von Pankow.

Das Seitendetachement rechts sendet die Kavallerie über die Löffelbrücke und Patrouillen nach Buchholz; von der Löffelbrücke gegen die Rollberge. Die Infanterie sucht den Park von Schönhausen in einer Tirailleurlinie ab; durch das Dorf Schönhausen gehen Patrouillen.

Der Vortrupp sendet seine Infanterie tirailliend durch die Königsplantage. An der Spitze derselben wird die Infanterie des linken Seitentrupps zum Vortrupp herangezogen; die Infanterie macht Halt; die zwei Züge Kavallerie traben gegen Rosenthal vor, links und rechts die Verbindung suchend; die Eskadron vom Gros folgt als Soutien.

Die Kavallerie des linken Seitentrupps geht inzwischen von Reinickendorf auf der grossen Strasse rasch vor, um das Ende des Pachwisch zu erreichen und demnächst rechts die Verbindung wieder herzustellen.

β. Die Flankendeckungen, Seitendetachements.

Der zweite Theil der schützenden Kette sind nun die eigentlichen Seitendetachements. Ihr Zweck ist:

1) zu verhüten, dass die Kolonne nicht an einem seitwärts stehenden oder sich bewegenden Feinde vorbeigehe, ohne ihn zeitig genug zu bemerken, und seinen Angriffen begegnen zu können:

2) zu verhindern, dass nicht kleine feindliche Parteien sich von der Seite her und hinter der Avantgarde heranschleichen und die Kolonne während des Marsches beobachten oder beunruhigen.

Wäre nur der erste Zweck zu erreichen, so könnte die Flankendeckung viel näher an der Kolonne sich befinden, als die Avantgarde, da die Kolonne im Stande ist, nach der Seite hin viel schneller dem Feinde geordnet entgegenzutreten, als nach vorne hin.

Soll aber auch der zweite Zweck erreicht werden, so müssen die Flankendeckungen sich oft viel weiter von der Kolonne entfernen, stärker sein und jedenfalls das Terrain in der Entfernung eines Kanonenschusses, 1500 bis 2000 Schritt weit sichern.

Die Theorie verlangt nun gewöhnlich eine zusammenhängende Kette von Plänkern oder Tirailleurs zur Flankendeckung marschirender Kolonnen, unterstützt durch Soutiens, und wir sehen dergleichen auf Uebungsplätzen zuweilen formirt. Diese Art von Formation ist jedoch nutzlos, wenn die Avantgarde ihre Schuldigkeit thut, und in gehöriger Breite vorgeht. Ueberhaupt aber haben Flankendeckungen, wenn sie in dieser oder einer ähnlichen Art neben der Kolonne herziehen, wenig Werth; indem sie dann durch das Besiegen der Terrainhindernisse genugsam aufgehalten werden und ihre Kräfte konsumiren. Sie sind sodann fast immer genöthigt, ohne Weg und Steg zu marschiren. Demnächst aber sind sie sogar schädlich, weil sie eine scheinbare Sicherheit gewähren, die aber eigentlich nicht vorhanden ist; da sie einmal nur höchst selten einen Fehler der Avantgarde wieder gut machen, zweitens in einer bestimmten Entfernung von der Kolonne abbleibend, nur zufällig auf die Punkte treffen, von wo sie das Terrain wirklich übersehen können. Denn es mangelt ihnen, wenn der ganze Zusammenhang nicht zerrissen werden soll, an Zeit, um Punkte, die ausser der Marschdirektion liegen, zu besetzen. Bei der Avantgarde ist dies anders. Sie regelt den Marsch der Kolonne, und hat zu jeder Maassregel deshalb die nöthige Zeit; die Kolonne muss auf sie warten, also auch die Flankendeckung; während sie umgekehrt beide in ihrem Marsch mit sich fortzieht, mag er schnell oder langsam sein.

Wir ziehen es daher vor, unsere Flankendeckung aus kleinen Detachements zu bilden, mit denen wir wichtige Punkte besetzen, die in der Flanke der Marschkolonne liegen. Diese müssen so lange stehen bleiben, bis die Kolonne vorüber

ist, und schliessen sich sodann der Arrièregarde an, oder folgen auf Seitenwegen der Kolonne. Solche wichtige Punkte sind: Höhen, die eine Umsicht nach dem Feinde zu gewähren; Waldspitzen, Defiléen, Brücken und Dörfer, insofern sie Defiléen bilden.

Die Stärke solcher Flankendetachements ist mithin sehr veränderlich, und lässt sich nur in jedem einzelnen Falle mit Rücksicht auf das Terrain und die Stärke der Marschkolonne bestimmen. Endlich aber kommt dabei der Umstand in Rechnung, ob das in der Flanke liegende Terrain von der Art ist, um das Gefecht darin anzunehmen, und so durch die Besetzung der wichtigsten Punkte zugleich ein entscheidender Vortheil für das Gefecht der ganzen Kolonne gewonnen werden kann. — Es kann daher genügen, einen Punkt durch eine Kavallerie-Vedette oder eine Infanterie-Patrouille zu besetzen, während in anderen Fällen es nothwendig wird, ein ganzes Bataillon mit einigen Kanonen zur Besetzung eines anderen Punktes in die Flanke zu entsenden.

Im freien Terrain sind die Flankendetachements mehr nur Beobachtungstrupps; im koupirten dagegen sollen sie in der Regel auch Widerstand leisten, weshalb sie demgemäss formirt sein müssen. Jedenfalls aber sind sie nicht von der Avantgarde, sondern von der Kolonne selbst zu entnehmen.

Beispiel für die Flankendetachements.

(Plan der Gegend von Berlin und Potsdam.)

Es marschire eine Division von Berlin nach Potsdam; der Feind befinde sich bei Potsdam und Saarmund, Spandau sei in seiner Hand. Die beiden Flanken, besonders aber die linke, sind daher unsicher.

Wir formiren

das rechte Seitendetachement aus 2 Compagnien 50 Pferden,
das linke » aus 4 » 2 Eskadrons, 2 Geschützen.

Das rechte Seitendetachement marschirt zunächst durch den Thiergarten, die Infanterie nur auf dem Kurfürstendamm. Es entsendet eine Kavallerie-Patrouille auf das Plateau hinter Charlottenburg, welche sich dort postirt.

Sodann wird eine Kavallerie-Patrouille nach der Hundekehle, ein Zug Infanterie nach der Weinmeisterbrücke, ein Zug nach Grunewald, ein Zug nach den Fischerhäusern, ein Zug nach der Unterförsterei am Schlachtensee entsendet; zwei Züge werden am Niclassee postirt. Einzelne Kavallerie-Patrouillen werden durch den Grunewald bis zur Charlottenburger Allee poussirt.

Das linke Seitendetachement entsendet zwei Eskadrons über Tempelhof, die Rauenberge, Lankwitz, Giesendorf, Teltow, Stahnsdorf, welche Patrouillen über den Mühlenberg bei Ruhlsdorf, Gütergotz, den Stern

und Drewitz nach Nowawess zu entsenden haben. Die Infanterie mit den beiden Geschützen bleibt bei Steglitz bei der Avantgarde; zieht sich dann aber nach Lichterfelde links ab, und schickt einen Zug nach der Brücke zwischen Lichterfelde und Giesendorf, während das Gros sich mit 2 Compagnien, 2 Geschützen bei Schönau, mit 2 Compagnien bei Mechenow postirt. Ist bis Gütergotz nichts vom Feinde entdeckt, so wird 1 Compagnie von Schönow nach Machenow, und von dort 1 Compagnie nach Kohlhasenbrück entsendet; die anderen folgen, sobald die Queue der Kolonne auf der Chaussee vorbei ist.

Von Kohlhasenbrück dirigirt sich das Ganze entweder auf Nowawess oder auf Drewitz.

Von besonderer Wichtigkeit werden die Flankendetachements bei Parallelmärschen mit dem Feinde, sei es, dass derselbe sich auch in Bewegung, oder in einer Stellung befinde. Sie sind dann gleichsam seitwärts vorgeschobene Avantgarden, die in sich als solche formirt sein und oft eine bedeutende Stärke erhalten müssen.

Ferner tritt ihre Wichtigkeit hervor bei der Deckung von Transporten, wovon später noch des Weiteren gehandelt wird; sodann bei einem Marsch längs einer Reihe von Defiléen, wenn die Avantgarde das Terrain jenseits nicht absuchen kann. Dies ist z. B. der Fall, wenn die Kolonne parallel mit dem Fuss eines Gebirges marschirt, wo jede Thalmündung leicht ein Defilé, ein Thor ist, aus dem der Feind debouchiren kann: oder wenn sie längs eines weitläuftigen Waldgebiets zieht u. s. w. In allen diesen Fällen müssen die Flankendetachements gegen die Punkte vorgeschoben werden, von denen her ein Vordringen des Feindes zu erwarten ist.

Die Entfernung der Flankendetachements von der Kolonne lässt sich natürlich nicht in abstracto bestimmen. Sie richtet sich nach den Umständen, nach der Stärke der Kolonne, des Detachements selbst, und nach dem Terrain. — Soll ein Flankendetachement nicht bloss sehen, sondern auch Widerstand leisten, so muss eine Unterstützung aus der Kolonne selbst noch möglich sein. Stärke des Detachements und Entfernung müssen also in Bezug hierauf in richtigem Verhältniss stehen. Hat das Detachement ein koupirtes waldiges Terrain vor sich, während es selbst in freiem Terrain marschirt, so ist es exponirt und darf sich nicht zu weit entfernen; marschirt es selbst im koupirten Terrain und hat es freies vor sich, so kann es sich weit entfernen ohne Gefahr. — Verbindung zwischen den Detachements und der Kolonne muss stets möglich sein, wenn sie auch nicht strenge unterhalten

wird. Die Detachements müssen Verbindung unter einander aufsuchen, es sei denn, dass unpraktikables Terrain dazwischen liegt.

Nach dieser Ansicht besteht also die Flankendeckung einer marschirenden Kolonne aus einzelnen ungleich starken, nach den Terrainverhältnissen abgemessenen Detachements, die gleichsam seitwärts Position nehmen, und einen Vorhang bilden, hinter dem die Kolonne marschirt.

Es ist fast immer unmöglich, eine zusammenhängende Kette von Plänkern auf beiden Seiten zu haben. Das Terrain macht es ihnen zu schwierig, gleichen Schritt mit der Kolonne zu halten; es wird oft sogar bei Defiléen gebieten, sie vor denselben heranzuziehen und dann jenseits wieder neu zu formiren. Will man absolut eine solche haben, so muss sie nach dem Feinde zu eine Spitze haben, ebenso wie nach der Avantgarde und Arrièregarde, um mit diesen in Verbindung zu bleiben. Sie sind dann nur bei sehr kleinen Kolonnen, wie etwa zwei Bataillonen anzuwenden, und werden, da sie sich in dieser Form nicht weit von derselben entfernen dürfen, auch wenig Sicherheit gewähren. Bei Nachtmärschen lassen sie sich eher anwenden.

Dass der Dienst der Seitendetachements wichtig ist, hat die Kriegsgeschichte in einzelnen Fällen gezeigt, wo er vernachlässigt wurde. Die Division Maison bei Hainau, das Ney'sche Corps bei Dennewitz und Gross-Beeren, und Alsuwieff bei Champaubert, haben ihre Unglücksfälle lediglich der Vernachlässigung dieser Vorsichtsmaassregeln zuzuschreiben.

γ. Die Arrièregarde.

Die Arrièregarde hat eine doppelte Bedeutung; je nachdem die Kolonne gegen den Feind zu marschirt, oder sich vor ihm zurückzieht.

Im ersten Fall ist die Formation der Arrièregarde eine Maassregel zur Aufrechthaltung der polizeilichen Ordnung auf dem Marsche. Hinter der Kolonne ist das eigentliche Terrain für alle Elemente, welche die Ordnung stören; Bagage, Tross, Marketender, Trainknechte, Marodeurs, Krankenwagen, Musici u. s. w. — Alles findet hier Gelegenheit, sich lästig zu machen. Diese Elemente in Ordnung und in geregelter Bewegung zu erhalten, ist der Zweck der Arrièregarde.

Wir können dies Alles hier seitwärts liegen lassen, aber es springt in die Augen, dass unter solchen Umständen die taktischen Rücksichten in den Hintergrund treten, und es bleibt eigentlich nur das übrig, dass die Verbindung mit der Flankendeckung erhalten werden muss, wenn auch nur, um sie davon zu benachrichtigen, dass die Kolonne vorüber ist, und dass ein Trupp die äusserste Queue bildet, der seine Aufmerksamkeit nach hinten richtet, um die Kolonne gegen einen plötzlichen Angriff von dort her zu sichern, der bei keinem Marsch vor dem Feinde ausserhalb der Grenzen der Möglichkeit liegt. Wichtiger ist aber die Arrièregarde beim Rückzuge. Sie ist dann eine umgekehrte Avantgarde, und die Formation und Eintheilung der Truppen, wie wir sie für die letztere angeführt haben, bleibt auch hier geltend. Zweck, Anordnung und Verhalten sind im Allgemeinen dieselben. Das Verschiedene ist nur, dass weil das Terrain bereits durch die Kolonne und Avantgarde durchschritten ist, ein Absuchen desselben durch die Arrièregarde nicht nöthig ist. Diese hat daher mehr das Terrain in folgenden Beziehungen im Auge zu behalten:

dass sie die möglichst vortheilhafte Benutzung für sich selbst und ihre Vertheidigung daraus ziehen könne, und

dass sie sehe, welche Gelegenheit dasselbe dem Feinde zur Benutzung darbietet.

Eine Hauptschwierigkeit der Führung der Arrièregarde folgt daraus, dass dieselbe in der Regel mit demoralisirenden Umständen verbunden ist. Der Rückzug, auf dem sich eben die Thätigkeit der Arrièregarde entwickelt, ist in der Regel kein freiwilliger, und der freiwilligste ist immer ein Zwang, den wir uns selbst in Erkennung unserer Schwäche auferlegen. In der Regel gehen dem Rückzuge unglückliche Ereignisse voran, oder sie begleiten ihn; und selbst unter glücklichen Rückzugsgefechten ist die Idee des Ausweichens, des Zurückgehens für die Truppen entmuthigend. Es liegt dies in dem, was die tägliche, stündliche, unmittelbare Anschauung dem Soldaten giebt. Jeder Verwundete, jeder Ermattete fällt sicher in die Hand des Feindes, dessen Kühnheit und Keckheit von selber zunimmt, je länger der Rückzug dauert. Alles dies erschwert die Führung einer Arrièregarde, und macht sie zu einer der schwierigsten Aufgaben; die, einem unternehmenden, stark nachdringenden Feinde gegenüber, nur mit Erfolg gekrönt sein wird, wenn der Führer Entschlossenheit und Umsicht, Kühnheit und kaltes Blut vereinigt. — Eine Arrièregarde

muss mit dem zähesten Muthe den hartnäckigsten Widerstand leisten, und in dem Moment, wo ihr Vernichtung droht, das Gefecht schnell abbrechen; sie muss dem kecken, unvorsichtigen Feinde eine Lektion geben, und sich doch durch dergleichen Erfolge nicht hinreissen, nicht aus dem Gleichgewicht bringen lassen. Und doch, wenn Alles das erreicht ist, wie oft hat sie dennoch keinen andern Ruhm, als den der Rettung des Ganzen durch die eigene Aufopferung?

Wir sagten oben, die Arrièregarde habe das Terrain unter zwei bestimmten Gesichtspunkten aufzufassen. Das Terrain ist gewöhnlich als bekannt anzusehen; es ist durchforscht, und der Führer erhält von der Kolonne und den Seitendetachements die nothwendigen Mittheilungen, um seinen Marsch nach den Terrainhindernissen, welche er passiren muss, einzurichten. Ferner aber muss, wenn die Arrièregarde dem nachdringenden Feinde kräftigen Widerstand leisten soll, dieselbe Unterstützungstrupps, Soutiens auf den Punkten finden, bei deren Passirung sie am meisten gefährdet ist. Hierher gehören besonders Defiléen. Liegen mehrere derselben neben einander, so müssen vorzugsweise auch die seitwärts liegenden von Truppen der Kolonnen besetzt werden; denn der Feind wird nicht ermangeln, gegen eines derselben stark zu drängen, die Seitentrupps der Arrièregarde abzudrängen, um so sich in Besitz eines Mittels zu setzen, gleichzeitig mit derselben das Hinderniss zu passiren, welches die Defiléen bildet. Ist es ein Defilé, auf welches sich die Arrièregarde konzentriren muss, so ist auch dieses von Truppen der Kolonne zu besetzen. Die Arrièregarde wird suchen, sobald sie sich solchem Defilé nähert, den Feind sich durch einen entschlossenen Angriff vom Halse zu schaffen, dann das Defilé schnell zu passiren, es durch Pioniere sperren, und ihre Artillerie Position diesseits nehmen zu lassen. Sie hat rasch die Seitentrupps heranzuziehen, selbst schneller zurückzugehen, um die gefährlichen Momente vor dem Defilé, die der Feind sicher benutzen wird, möglichst abzukürzen. Ueberhaupt gilt hier die Regel von Behrenhorst im vollsten Maasse: »Wer steht, der stehe fest, wer aber gehen muss, der gehe schnell.«

Zögern, Unentschlossenheit, Schwanken in den Maassregle und der Anordnung, führen bei einer Arrièregarde sicher zur Niederlage.

Hauptpunkte, um welche es sich bei der Arrièregarde handelt, sind:

a) nicht zu nahe an die Kolonne zu kommen;

b) sich den Feind nicht zu nahe kommen zu lassen;

c) das Terrain seitwärts so im Auge zu behalten, dass von dort her kein unvermutheter Angriff geschehen könne.

a) Die Entfernung der Arrièregarde von der Kolonne richtet sich einmal nach der Stärke beider, zweitens nach dem Terrain, drittens nach den Waffen. Eine starke Arrièregarde im koupirten Terrain, oder eine aus Kavallerie und reitender Artillerie bestehende kann ohne grosse Gefahr die Entfernung grösser nehmen. Umgekehrt ist es im anderen Falle. Folgt der Feind nicht unmittelbar, so hat das überhaupt keine Schwierigkeit; die Arrièregarde bleibt dann so weit ab, als nöthig ist. Anders ist es, wenn sie eine unmittelbare Verfolgung erleidet. Dann findet ein fast ununterbrochenes Plänkergefecht statt, und es ist die Pflicht der Arrièregarde, den andrängenden Feind abzuwehren und so lange aufzuhalten, dass die Kolonne die Zeit gewinnt, welche nöthig ist, den Marsch fortzusetzen, und ohne Störung Defiléen u. s. w. zu passiren. Folgt der Feind entschlossen und in der Absicht, zu schlagen und die Kolonnen zum Halten und Aufmarschiren zu zwingen, so wird dieses Aufhalten in freiem Felde fast nie, und stets nur mit grosser Gefahr zu erreichen sein. Die Arrièregarde wird daher aus dem Terrain alle Vortheile ziehen müssen, die es gewährt. Sie wird also in solchen Fällen in ein Gefecht hinter Defiléen, um Wald- oder Dorf-Lisièren u. s. w. eingehen, Brücken abwerfen, Strassen barrikadiren, selbst nöthigenfalls Dörfer in Brand stecken, um den Feind aufzuhalten, damit die Kolonne wieder einen Vorsprung gewinne. Ist dieser gewonnen, so wird sie selbst ihren weiteren Rückmarsch schnell antreten und eine neue Stellung zu erreichen streben. Bei schlechten Wegen, ermüdeten Truppen, schlechter, abgetriebener Bespannung der Artillerie, ist diese Aufgabe eine sehr schwere, und die Arrièregarde wird dann, einem unternehmenden und kräftigen Feinde gegenüber, oft schmerzliche Opfer bringen müssen. Diese Opfer aber darf sie nicht scheuen; sie soll die Kolonne decken, und darf daher auf keinen Fall sich auf dieselbe werfen lassen. Andererseits aber darf sie sich auch nicht zu weit von der Kolonne, in der ihre Unterstützung liegt, entfernen, damit der Feind sie nicht bei Fortsetzung des Marsches einholen, verwickeln und erdrücken könne, ehe sie unterstützt wird.

b) Das Zweite ist, dass die Arrièregarde sich den Feind nicht zu nahe soll kommen lassen, womit jedoch nicht gesagt ist, dass sie das Gefecht vorzeitig abbrechen solle. Nur zur

rechten Zeit soll sie es thun, und sich nicht durch unnütz verlängerten Widerstand in Gefahr bringen, erdrückt zu werden. Im Anfang eines jeden Gefechts hat sie es mit einem Gegner zu thun, der ihr an Kräften gleich oder doch nicht zu sehr überlegen ist. Dieses Verhältniss aber ändert sich nach und nach. Anfangs ist es die feindliche Avantgarde, vielleicht in passendem Terrain durch Kavallerie verstärkt. Gegen diese ist in einer günstigen Stellung das Gefecht schon eine oder ein paar Stunden hinzuhalten. Nun aber kommt die Spitze der Hauptkolonne heran. Gleichzeitig wird der Feind sicher eine Umgehung versuchen, und zwar je sicherer, je stärker die Stellung der Arrièregarde in der Front ist. Jetzt ist es Zeit, den Rückzug anzutreten. Hat die Arrièregarde offenes Terrain hinter sich, so ziehen Infanterie und Fuss-Artillerie zuerst ab; die Kavallerie und reitende Artillerie halten den Feind beim Debouchiren möglichst lange auf, damit jene einen Vorsprung gewinne. Ist koupirtes Terrain hinter ihnen, so geht die Kavallerie zuerst zurück, und ihr folgen Artillerie und Infanterie.

c) Das Dritte war, das Terrain seitwärts so im Auge zu behalten, dass von dort her kein überraschender Angriff geschehen könne. Dieses ist Sache der Seitentrupps der Arrièregarde, die zu dem Ende eben so formirt sein müssen, wie die der Avantgarde. Erlaubt es das Terrain nur irgendwie, so wird der Feind gewiss den Versuch machen, die Arrièregarde zu umgehen, was mit Reiterei im offenen Terrain selten schwer ist, und er wird so suchen, sich zwischen die Kolonne und die Arrièregarde einzudrängen. Es folgt hieraus, dass die Seitentrupps der Arrièregarde verhältnissmässig, stärker sein müssen, als die der Avantgarde, und das Soutiens von der Kolonne her zu ihrer Unterstützung bereit sein müssen.

Ueberhaupt aber muss die Arrièregarde durch Zwischenposten in steter Verbindung mit der Kolonne und den Seitentrupps bleiben, und von jedem Ereigniss daselbst, jeder Stockung im Marsche der letzteren, benachrichtigt werden. Für die Arrièregarde wird die Wahl einer Aufstellung seitwärts der eigentlichen Marschrichtung noch öfter wünschenswerth sein als für die Avantgarde, oder um kurz zu sein, Flankenstellungen werden sich in manchen Fällen sehr wirksam erweisen, um den Feind aufzuhalten, über die Rückzugsrichtung das Gros zu täuschen und somit Zeit zu gewinnen, vielleicht auch einen schnellen Offensivstoss auf seine Avantgarde oder Gros auszuführen. Diese Flankenstellungen, können, wenn das Terrain sie darbietet, in den

Fällen besonders nützlich sein, wo entweder das Gros eine unerwartete Verzögerung seines Rückzuges, oder die Gelegenheit zu einem Retour offensiv findet, sie müssen aber für alle Fälle so liegen, dass der Rückzug aus ihnen leicht zu bewerkstelligen ist, möge er nun auch für einen Tag die Arrièregarde vom Gros trennen. Auf einen zähen Widerstand kommt es in den meisten Fällen nicht an, sondern nur auf Zeitgewinn durch die beim Gegner erregte Vorsicht. Dass die Benutzung solcher Stellungen ihre Schwierigkeiten hat, leuchtet ein und ist auch von Clausewitz, L. v. Kr. Bd. 2, S. 255, schon berührt worden.

Die Formation der Arrièregarde ist der Avantgarde ähnlich. Da es jedoch in der Defensive viel nachtheiliger ist, ohne Soutien zu fechten, und Alles ins Gefecht zu bringen, so bedingt dies eine grössere Vorsicht und eine grössere Oekonomie, wie bei der Avantgarde. Es wird daher nothwendig, die Vor- und Seitentrupps vom Gros auseinanderzuhalten. Das Gefecht der Avantgarde ist ausserdem in der Regel offensiv, und bei der Offensive kann die Tiefe leicht gewonnen werden, was bei der Devensive nur mit Zeitverlust geschehen kaun.

Die eigentliche Kette besteht, wenn der Feind nicht unmittelbar folgt, nur aus einzelnen Posten und zwar stets aus Kavallerie; es sei denn, dass im ganzen koupirten Terrain marschirt werde. Höhen, die eine Umsicht gewähren, und ähnliche Punkte bleiben möglichst lange besetzt. Nur wenn der Feind drängt, entwickeln sich die diesseitigen Plänkerlinien aus den Trupps.

Muss die Arrièregarde halten, sei es um zu ruhen, oder weil eine Stockung im Marsch der Kolonne eintritt und die Meldung davon eingeht, so muss die Arrièregarde jedesmal eine zweckmässige Gefechtsstellung einnehmen. Ist diese auf der Stelle von dem Terrain nicht geboten, so muss bis zum nächsten Abschnitt marschirt, oder nach dem letzten zurückgegangen werden. Einen durch Defiléen gebildeten Abschnitt wird man da allerdings nicht immer haben, indessen findet sich selbst in ebenen Gegenden in der Regel eine Terrainbildung, welche Vortheile zur Defensivaufstellung darbietet. (Ein Waldrand, einige Gebüschgruppen; eine Anhöhe, die eine verdeckte Aufstellung einiger Truppen gewährt und, sanft abfallend, die Wirkung der Artillerie erhöht; ein Dorf, dessen Lisière vertheidigungsfähig ist; ein Graben, der ein Hinderniss der Annäherung ist u. s. w.) Im Hügellande finden sich solche Vortheile des Terrains häufig, im Gebirge überall. Sowie die

Arrièregarde diese Stellung eingenommen hat, gehen Patrouillen gegen den Feind vor; und zugleich werden die Mittel ins Werk gesetzt, welche die Vertheidigung erleichtern und den Feind aufhalten.

Wenn in der Dunkelheit oder in der Nacht marschirt wird, und ein Halt oder eine Stockung eintritt, so werden sogleich unter dem Schutze der Arrièregarde Vorposten aufgestellt, welche wo möglich aus der Kolonne oder dem Gros der Arrièregarde genommen werden.

Beim Aufbruch bleiben dann in der Regel diese Vorposten stehen; sie folgen, wenn die Kolonne sich vollständig wieder in Marsch gesetzt hat, und werden dann eingezogen. Es ist nicht gut, die neue Arrièregarde aus denselben zu bilden, da sie ermüdet sind und unter dem Schutz der schon aufgestellten Arrièregarde eingezogen werden.

Ebenso, wie bei der Avantgarde, ist es auch die Pflicht des Befehlshabers der Arrièregarde, häufige und sichere Meldung über das, was er vom Feinde erfährt, über die Ereignisse, welche sich bei der Arrièregarde zutragen, zu schicken. Vor allen Dingen ist es hierbei nöthig, die Gefahr nicht zu übertreiben, und nicht in ungewissen Ausdrücken zu sprechen. Ein ängstlicher Charakter, der sehr wohl mit der höchsten Tapferkeit gepaart sein kann, verfällt leicht in den ersteren Fehler, durch den häufig der Befehlshaber der Kolonne veranlasst werden kann, starke Soutiens halten zu lassen: wodurch natürlich der Marsch des Ganzen verzögert wird.

Beim Rückzuge während der Nacht ist die Gefahr für die Arrièregarde viel weniger gross; indem es ihr in der Regel gelingen wird, den Feind auf irgend einem günstigen Punkt des Terrains festzuhalten. Derselbe ist selten geneigt, in einem ihm unbekannten Terrain gegen einen Gegner, dessen Stärke er nicht übersehen kann, gleichsam blind anzurennen. Dagegen muss sie bei Nachtmärschen möglichst weit von der Kolonne abbleiben; denn diese wird sich bei solchen Märschen unverhältnissmässig ausdehnen; und die Gefahr, die ganze Kolonne dadurch in Verwirrung zu bringen, dass die Arrière garde auf dieselbe geworfen wird, ist dann grösser.

Führung der Arrièregarde. Das Benehmen derselben richtet sich endlich vielfach nach dem des Feindes; gleichsam nach seinen Manieren, die sich bei länger dauernden Kriegen feststellen und zeigen; die man benutzen, auf die man aber nicht bestimmt rechnen darf. So hatten die Franzosen 1813 und 1814 die Sitte, spät aufzubrechen, die Arrièregarden hatten daher immer Ruhe bis gegen zehn Uhr Morgens.

Abends, wenn jene ihr Lager neben den Strassen aufgeschlagen hatten, brach eine Stunde später ein Detachement von ihnen auf und ging eine halbe Stunde weit vor; war die Arrièregarde diesem letzten Stoss ausgewichen, so hatte sie Ruhe für die Nacht.

(Sektionen der General-Stabskarte, Gegend von Schweidnitz.)

Beispiel für die Führung der Arrièregarde einer Division.

Eine Arrièregarde aus 2 Bataillons, 6 Eskadrons, 2 Fuss- und 2 reitenden Geschützen zieht sich auf der Strasse von Klein-Leutmannsdorf über Mittel-Peterswalde nach Carlswalde zurück. Der Feind folgt in derselben Richtung.

Eintheilung:

1 Eskadron.

1 Compagnie.
10 Pferde.

4 Eskadrons.
2 reitende Geschütze.

1 Eskadron.
1 Compagnie.

2 Compagnien.

2 Fussgeschütze.
4 Compagnien.

Erste Aufstellung.

1 Eskadron an der Brücke von Klein-Leutmannsdorf.

1 Eskadron rechts vorgeschoben bis Mittel-Faulbrück.

Kavallerie-Patrouillen links bis an das Gebirge.

4 Eskadrons 2 Geschütze vor Klein-Leutmannsdorf.

1 Compagnie in Leutmannsdorf, da wo die Schlucht hineingeht.

2 Compagnien in der Gegend der Kirche.

1 Compagnie am andern Ende am Wolkteich.

Reserve hinter der Kirche von Leutmannsdorf.

In dieser Stellung wird der Abmarsch der Kolonne abgewartet, und der nöthige Abstand von derselben gewonnen. Drängt der Feind, so hindert die Kavallerie ihn, mit Plänkern an die eigentliche Stellung zu kommen und die Schwäche derselben zu erkennen. Entwickelt er stärkere Massen, so geht die Kavallerie langsam bis hinter Leutmannsdorf zurück. Ist er bis auf 1500 Schritt heran, so geht die Infanterie auch zurück, und zwar die links stehende Compagnie in den Grund, der nach der Brachenkuppe führt, dann an der Waldlisière fort, bis zum Grenzfluss;

die Mitte zieht sich hinter die Brücke über den Grenzfluss, die Kavallerie dahinter, das Gros bis Peiskersdorff;
die rechts stehende Compagnie besetzt die letzten Häuser von Peiskersdorff, die Eskadron bleibt vor ihr und schickt Patrouillen bis zur Pfeile.

Dritte Aufstellung:

Links.	Mitte.	Rechts.
1 Compagnie in Seiffersdorf.	2 Compagnien im Schloss-Vorwerk und Lehmgruben. 2 Fuss-Geschütze rechts daneben. 2 Compagnien im Schloss, Park, Kirche von M. Peterswalde. 3 Compagnien Reserve im Dorf; rechts und links Abschnitte bildend. 4 Eskadrons, 2 reitende Geschütze links auf der Strasse nach Seiffersdorf vorgeschoben. 1 Eskadron nach Kolonie Dorotheenthal.	(1 Compagnie geht durch Nieder-Peterswalde zum Gros.) 1 Schwadron zw. Nied. Peterswalde und Ernsdorf.

In dieser Stellung kann das Gefecht schon eine ziemlich geraume Zeit hingehalten werden und die Gefahr um so weniger eintreten, als von den links gelegenen Höhen jede Bewegung des Feindes zu übersehen ist.

Wir supponiren nun, dass die Kolonne sich an der Peile aus irgend einem Grunde stopte und der Arrière-Garde in dem Augenblick des Eintreffens bei der ersten kleinen Brücke der Befehl zugehe, zu halten, wo sie sei, um der Kolonne Raum zu geben.

Wir werden hier den Marsch bis hinter den Klinkenbach fortsetzen.

Dann wird
die Schwadron rechts näher herangezogen;
die Compagnie links geht bis hinter den Steingrund;
die Mitte lässt 2 Compagnien am Klinkenbach, und dahinter 5 Compagnien, 2 Geschütze.

Die Kavallerie wird nach Mittel-Peterswalde vorgeschickt, wirft kleine Abtheilungen des Feindes zurück und zieht sich vor stärkeren gegen die Ziegelei und so auf die Position zurück.

Der weitere Rückzug über die Peile wird sodann, wenn die Zeit für die Arrière-Garde herankommt, fortgesetzt. Die Uebergänge bleiben besetzt und werden zum Abbrechen vorbereitet; Tirailleurzüge werden an die jenseitige Lisière des Dorfes postirt; eine Compagnie rechts vom Hauptberge; eine Compagnie links am Höckberge; eine Compagnie in Neu-Bielau; das Gros der Infanterie kommt nach der Ziegelei; die Kavallerie an den Eiskeller.

Es ist hier angenommen, dass der Feind hauptsächlich auf der grossen Strasse drängt. Anders muss natürlich die Einrichtung sein, wenn er auch rechts auf der Strasse von Schweidnitz nach Reichenbach vorrückt oder links im Gebirge. Letzteres ist unwahrscheinlich, da er dort keine parallelen Strassen findet, und es nur mit Infanterie geschehen könnte, welcher wir immer zuvorkommen können.

Im ersteren Falle müssen von dem rechten Seitendetachement die Uebergänge über die Peile und Neudorf, Ernsdorf und Reichenbach nach und nach besetzt und zerstört werden. Die Kavallerie muss dann auf das rechte Ufer übergehen. Das rechte Seitendetachement ist dann weit von dem Gros entfernt und muss verstärkt werden. Wir würden es, nach Umständen, 2, auch 3 Compagnien und 2 Eskadrons stark machen und die Kavallerie-Reserve bei allen Aufstellungen des Gros mehr rechts schieben, damit sie zur Aufnahme des Detachements bereit steht.

Dringt der Feind links im Gebirge vor, so wird das linke Seitendetachement um eine oder zwei Compagnien verstärkt; es bleiben für die Mitte dann doch noch vier oder fünf Compagnien übrig.

Leider bietet, mit Ausnahme der Affaire von Melegnano, die neueste Kriegsgeschichte kein Beispiel eines Arrièregarden-Gefechts im eigentlichen Wortsinne. Es wäre dies von Interesse, weil die wahre Defensivkraft der beiden Schusswaffen sich bei solchen Gelegenheiten am reinsten, entkleidet von besonderen Beziehungen, zu zeigen im Stande ist, und die Umgehungs-Manöver des Verfolgers mit ungleich grösseren Complicationen zu kämpfen haben werden, als früher. Ueberschlägt man annähernd die Erfolge gezogener Waffen in Situationen, wie die von Chateau-Thierry, Champeaubert, Marchiennnes und Gosselies, Quatre-bras u. s. w.; so möchte man glauben, dass es heute kaum möglich wäre, eine Arrièregarde in schwierigen Lagen mit Erfolg zu führen. Und doch wird es oft versucht werden müssen, und sogar auch mit Erfolg durchgeführt werden können, wenn dabei der Artillerie des Vertheidigers nicht zu schwere Aufgaben gestellt werden; wenn sie mehr nur als Aufnahme-Truppe für die anderen beiden Waffen gebraucht, und der Schwerpunkt des Gefechts nicht — wie beim vorschreitenden Angriffe — in ihre Mitwirkung gelegt wird.

Obgleich die Lehre von der Beurtheilung der Stellungen erst im folgenden Abschnitt erörtert wird, so können wir doch schon hier das eine Hauptprinzip für Arrièregarden als ein absolutes hinstellen, sich niemals vor Defiléen zu schlagen. Selten wird eine Arrièregarde in der Lage sein, solche Gefechtsstellungen vor Defiléen zu nehmen, um dem Gros das Debouché behufs Rückkehr zur Offensive offen zu halten. Schon für Avantgarden wird es schwer sein, sich unter solchen Bedingungen zu schlagen, wenn sie auch über ihren Zweck ganz bestimmte Ansichten und Weisungen haben können.

Wir kennen kein Beispiel in der Kriegsgeschichte, wo ein solches Schlagen vor dem Defilé, mit im Grunde defensiver Absicht, gut abgelaufen wäre. Das Gefecht von Skalitz ist der schlagendste und

neuste Beweis dieses Satzes. Bei der Führung des österreichischen 6. Corps herrschte defensive Absicht vor; seine Situation war die einer Arrièregarde; keine persönliche Rücksicht durfte dieses Verhältniss der Sache verwischen; und nur weil dies doch geschehen, ist der Ausgang des Gefechts verderblich geworden. Die Entschuldigung, dass ein Retour offensif mit dem 6. und 4. Corps möglich, und deshalb das Debouché offen zu halten gewesen sei, kann dann den redlichen Willen der Person des Führers wohl ins Licht setzen, aber niemals ihre taktischen Maassregeln validiren. Was übrigens das Offenhalten des Debouchés, die Möglichkeit des Retour offensif betrifft, so ist dies, in weitaus den meisten Fällen, einem genügend starken Vertheidiger fast immer gelungen, und unter dem Schutze eines kräftigen Artilleriefeuers wird ein Vorbrechen aus Defiléen nie grosse Schwierigkeiten haben. Bei Skalitz wäre dies vom rechten Flügel des österreichischen Corps ebenso gut ins Werk zu setzen gewesen wie vom linken, namentlich wenn hier die Höhen nördlich von Klein-Skalitz in geeigneter Weise benutzt wurden.

ZWEITER ABSCHNITT.

Der Zustand der Ruhe.

Einleitung.

Die Kräfte des Heeres, zusammengesetzt aus Menschen und Pferden, sind endliche Grössen; das Material ist ein vergängliches.

Im Verein mit den politischen Beziehungen, welche häufig die Bewegungen und Schläge im Kriege aufhalten oder ganz suspendiren, bringt dies in der Führung desselben einen Wechsel von Bewegung und Ruhe, kriegerischer Thätigkeit und Schlaf hervor. Ausserdem aber ist der Beginn des Krieges, die Eröffenung desselben, jedesmal ein Uebergang aus dem Zustand der Ruhe in den der Bewegung und Thätigkeit.

Sehr selten ist die Erscheinung, dass der ganze Feldzug ohne solche Pausen verläuft. Pausen grösserer Art, so wie die kleinen Pausen, die täglichen und mehrtägigen, werden schon durch die militairischen Bewegungen bedingt. Zu den Ausnahmen gehört der Feldzug 1815. Es kann diese fortgesetzte Kraftäusserung aber immer nur in kurzen Feldzügen, wo die Entscheidung bald erfolgt und eine vollständige ist, oder wo die Entscheidung in den Kabinetten der Diplomatie erfochten wird, der Fall sein.

In einer früheren Periode folgten diese Pausen regelmässig auf jede Bewegung; z. B. im siebenjährigen Kriege, wo es gewöhnlich war, dass die Truppen Wochen und Monate lang im Lager standen, und einige Märsche machten, um wieder längerere Zeit stehen zu bleiben. Ausserdem aber zerfielen die Kriege ganz regelmässig in eigentliche Feldzüge durch die Winterquartiere. Während dieser Winterquartiere wurden dann die Truppen in weitläufige Kantonnirungen verlegt, und es fand nach ausdrücklichem oder stillschweigendem Uebereinkommen eine oft ganz vollkommene Waffenruhe statt. Diese

Zeit ward zur Rekrutirung und Remontirung der Truppen benutzt. Sie stellten das verlorene oder unbrauchbar gewordene Material wieder her, ersetzten es durch neues, gewannen durch Exerziren wieder taktische Ausbildung; die schlaffer gewordenen Zügel der Disziplin wurden wieder angezogen. So erschien das Heer, gestärkt, erneut, verjüngt im Frühjahr auf dem Kriegsschauplatze im neu beginnenden Feldzuge.

Anders haben sich die Verhältnisse in neuererer Zeit gestaltet. — Der Krieg wird rascher, gewaltsamer geführt; dem Ziele, der Entscheidung unaufhaltsam entgegen gedrängt, und die längeren Pausen entstehen nur noch durch die grossen, weit ausgreifenden Kombinationen der Operationen und Bewegungen. Sie sind dann nur partiell, d. h. ein Theil der grossen Heere steht, gleichsam wartend, während ein anderer sich bewegt, operirt; oder sie entstehen durch Erschöpfung und sind dann gewöhnlich allgemein.

Die partiellen Pausen finden wir in allen Feldzügen neuerer Zeit, in denen im Grossen manövrirt ward; die lange dauernden aber bilden gleichsam die natürlichen Abschnitte im Verlauf des Krieges. Sie sind die Zwischenakte in dem grossen Schauspiel, die dann oft länger sind, als die Akte selbst.

Ein geistreicher Schriftsteller unserer Zeit (von Clausewitz Theil 1. Seite 267) behauptet, dass, wenn wir den Blick auf die Kriegsgeschichte richten, wir offenbar Stillstehen und Nichtsthun als Grundzustand der Heere mitten im Kriege finden, während das Handeln nur als Ausnahme erscheint. Dieses für frühere Feldzüge ganz richtige Urtheil hat sich aber doch in unserem Jahrhundert bedeutend geändert; und namentlich tritt in den Revolutionskriegen und in den Feldzügen Napoleons, besonders aber in den neuesten der letzten Jahrzehnte, die Energie der Kriegführung im höchsten Grade hervor. Trotzdem aber finden wir auch in diesen Feldzügen die Pausen.

Diese Pausen nun können wir nach dem Zweck derselben betrachten.

Ist die Erholung der Truppen, die Wiederherstellung derselben nach den Anstrengungen des Feldzugs, die Ergänzung und Retablirung der Zweck; oder sollen die Kräfte für die beginnende Campagne noch geschont werden, so ist es nothwendig, die Truppen in Quartiere unterzubringen; man muss sie in diesem Zustande, in welchem sie eigentlich mehr oder weniger widerstandslos und nicht gefechtsfähig sind, gegen den überraschenden Angriff des Feindes sichern.

Dergleichen Quartiere nennt man Kantonnirungs-Quartiere, und wir haben daher von der Einrichtung solcher Kantonnirungen und von den Sicherheitsmaassregeln in denselben zu sprechen.

Die zweite Art der Pausen sind die, welche durch die augenblicklichen und partiellen Stillstände in den Operationen entstehen. In diesen Pausen ist die Erholung Nebensache; hier treten die taktischen Anordnungen hervor, die Benutzung des Terrains. Diese Pausen sind also Stillstände taktischer Art; und die Art und Weise, in welcher die Truppen stehend in dem Terrain vertheilt werden (das Gefecht vorbereitend und bereits für die Zwecke des später eintretenden Gefechts), nennen wir Stellungen, Positionen nehmen. Von diesen werden wir daher zweitens handeln.

Es leuchtet ein, dass das Terrain eine ganz andere Benutzung zulässt und ganz andere Anforderungen macht, je nachdem eine Truppe die Absicht hat, sich zu vertheidigen, den Angriff des Gegners zurückzuweisen — oder bezweckt, selbst angriffsweise zu verfahren, den Feind aufzusuchen und aus seiner Stellung zu schlagen. Die Stellungen werden hiernach einen verschiedenen Charakter an sich tragen, je nachdem sie entweder Defensivstellungen oder Offensivstellungen sind.

Endlich aber geht aus der Natur der Sache noch eine dritte Art von Stellungen hervor, nämlich die, wo weder der eine noch der andere Zweck vorherrscht; Stellungen, in denen wir weder uns schlagen, noch aus denen wir direkt zum Angriff vorgehen wollen. Dieses sind die gewöhnlichen, täglich vorkommenden, sogenannten Marschstellungen, Marschlager.

Jede Truppe ist im Zustande der Ruhe nicht gefechtsfähig und gleichsam widerstandslos. Im völlig gefechtsfähigen Zustande ist sie in vollkommenster Spannung, dem Gegensatze der Ruhe. Je mehr dieser Zustand umschlägt in den Gegensatz, je nothwendiger ist es, dass für die Sicherheit gesorgt werde. Dieses geschieht durch Wächter, welche auf die Gefahr, welche vom Feinde kommt, achten und aufmerksam machen. Es wird so ein Theil des Heeres bestimmt, der für die Sicherheit des Ganzen wacht. Dies sind die Vortruppen, und ihr Dienst ist der Sicherungsdienst.

Dieser Sicherungsdienst kann nun auf eine doppelte Weise betrieben werden; entweder indem sich eine zusammenhängende Kette von Vortruppen gegen den Feind aufstellt, gleichsam ein Gitter bildend, das derselbe durchbrechen muss, um an

das Heer zu gelangen; — oder indem bewegliche Abtheilungen ihm auf allen Wegen und Richtungen entgegen gehen. Die erste Art ist der Dienst der Vorposten, die zweite der Dienst der Patrouillen,

Beide Arten spielen natürlich vielfach und stets in einander hinüber, was jedoch keinen Grund abgeben kann, eine dritte Kategorie aufzustellen.

A. Die Kantonnirungen.

Seitdem die Zelte und der damit verbundene Tross als eine unnütze Last fortgeworfen sind, und die Heere sich von den Fesseln befreit haben, die ihnen durch denselben aufgelegt wurden, sind Quartiere wieder unentbehrlich geworden; wenn die Heere nicht durch Entbehrungen und Krankheiten aufgerieben und ihre Kräfte nicht unnütz erschöpft werden sollen.

Allerdings wird das Beziehen von Quartieren in zwei Fällen unmöglich: in der Nähe des Feindes, und bei schnellen, anhaltenden Bewegungen. In Kriegen, die gleichsam Schneide an Schneide geführt wurden; wo Schlag auf Schlag nur mit kurzen Pausen folgte; in Kriegen, wo die Energie der Feldherren vorwärts, von Entscheidung zu Entscheidung, trieb: da kommen sie nicht vor. Solche Feldzüge dauern nicht lange; aber sie haben dennoch ungeheuere Verluste hervorgebracht, und damit um so grössere Pausen nachher.

Der Feldzug von 1809 dauerte vom 16. April bis zum 11. Juli, also drei Monate; und vom 22. Mai, der Schlacht von Aspern, bis zum 5. Juli, der Schlacht von Wagram, war für beide Heere ein sechswöchentlicher Stillstand.

Der Feldzug von 1812 dauerte vom 24. Juni bis Ende December, also sechs Monate. In diese Zeit aber fallen ein vierzehntägiger Aufenthalt zwischen Wilna und Smolensk; vom 14. September bis 18. Oktober blieb man in und um Moskau.

Der Feldzug 1813 dauerte vom April bis zum November, also etwa sechs Monate; der Waffenstillstand zerlegte ihn aber in zwei Theile. Der Krieg dauerte bis zum 4. Juni und vom 15. August bis Anfangs December.

Der Feldzug von 1814 dauerte nur drei Monate, und der von 1815 nur achtzehn Tage.

Nehmen wir den Feldzug von 1812 aus (der aber auch ohne die Kälte wahrscheinlich die französische Armee um fünf Sechstel reduzirt haben würde), so hat in keinem die unausgesetzte Thätigkeit länger als drei Monate gedauert; und auch in solcher Zeit haben immer einzelne Ruhetage für das Ganze, und kleinere Ruhepausen für einzelne Heerestheile stattgefunden. Freilich kann es auch andere entgegengesetzt so treffen, dass sie in steter Bewegung bleiben.

Während solcher längeren oder kürzeren Ruhepausen ist es nun erforderlich, den Truppen Quartiere anzuweisen, wenn sie nicht unnütz leiden sollen; dies wird beinahe unumgänglich nöthig, wenn der Feldzug in eine schlechte Jahreszeit fällt.

Die Art der Unterbringung nun ist eine doppelte, je nachdem dieselbe Hauptsache oder Nebensache ist. Die in Quartiere vertheilten Truppen sind nicht schlagfähig. Ist also das taktische Verhältniss vorherrschend, so können nur beiläufig die in der Nähe der Stellung gelegenen Quartiere benutzt werden. Ist dagegen die Erholung der Truppen das Wesentliche, so müssen sie nach Maassgabe der Quartiere auseinander gezogen werden. Dies ist ein Grundsatz, der eben so von einem Armee-Corps, wie von einem Bataillon gilt. Im Angesicht des Feindes, z. B. hinter einem Flusse, kann oft ein bedeutender Theil des Heeres, namentlich die Kavallerie, in Quartieren untergebracht werden. Indessen darf darunter die schnelle Wiederherstellung der Schlachtordnung nicht leiden. Die Quartiere werden daher eng sein, und es wird immer nur ein Theil des Heeres darin untergebracht werden können.

Was nun die Eintheilung des Quartierbezirks, die Maassregeln zur Versammlung, die Bestimmung der Versammlungspunkte für die einzelnen grösseren Abtheilungen und für das Ganze anbetrifft, so gehört dieses in einen Vortrag über Strategie; wir haben hier nur von der taktischen Anordnung dabei zu sprechen.

Taktische Anordnung der Quartiere.

Kantonnirungs-Quartiere, die so gelegen sind, dass sie nicht unmittelbar angegriffen werden können, setzen nur zur Erhaltung der inneren polizeilichen Ordnung und zur Beobachtung der Signale, auf welche die Truppen sich versammeln,

Wachen und Posten aus. Diese Posten müssen wo möglich eine Uebersicht der Gegend haben, jedenfalls aber an geräuschlosen Orten stehen (z. B. nicht in der Nähe von Mühlen), um entferntes Schiessen hören zu können. — Jeder Abtheilung wird ein Sammelpunkt im Orte oder ausserhalb bestimmt. Ist der Truppe eine Stellung angewiesen, die sie beim Allarm einnehmen soll, so muss der Weg dahin frei und jedem Offizier bekannt sein. Diese werden überhaupt gut thun, sich mit der Lokalität in der Nähe des Kantonnements, vor allen Dingen aber mit den Strassen, Eingängen, Passagen in demselben bald möglichst genau bekannt zu machen. Geschütz und Bagage werden ausserhalb auf geeigneten freien Punkten aufgefahren, von wo sie leicht in die Wege einfallen können, die nach ihrem Bestimmungsort führen. Die Artillerie wird häufig in den Fall kommen, zu diesem Ende kleine Gräben auszufüllen, oder sich einige Durchgänge durch Hecken und Zäune zu öffnen, um nach jeder Richtung hin abmarschiren zu können. Dies darf nie versäumt werden; denn sie kann leicht in den Fall kommen, in einer ganz anderen Richtung abmarschiren zu müssen, als auf welche man ursprünglich angewiesen war. Ist den Truppen eine Stellung nach dem Feinde zu angewiesen, welche sie im Fall eines Allarms einnehmen und in der sie den Vortruppen zum Repli dienen soll, so muss diese Stellung beim Einbruch der Nacht durch eine oder einige Feldwachen besetzt werden.

In dem Beispiel über die Führung einer Avantgarde würden zwei Bataillons in Langen-Bielau Posten auf dem Hörk- und Huth-Berge haben; sie besetzen beim Einbruch der Nacht mit vier Feldwachen die Hauptübergänge über den Klinckenbach.

In den Kantonnirungs-Quartieren in der Nähe des Feindes müssen die Mannschaften Nachts angezogen bleiben. Die Infanterie wird in einigen Allarmhäusern versammelt; die Gewehre werden, wenn das Wetter nicht ganz schlecht ist, im Freien zusammengesetzt, das Gepäck liegt dabei, besondere Posten bewachen Beides. Bei schlechtem Wetter muss jeder Mann das Gepäck bei sich haben. Kavallerie und Artillerie haben gesattelt. Beide Waffen kann man selten, der Pferde wegen, in Allarmhäusern konzentriren; um so grösser muss die Aufmerksamkeit sein, und man wird daher häufig die Mannschaft nur abwechselnd schlafen lassen. Jedenfalls muss in jedem Quartier Licht brennen, und ein Mann wach und im Freien sein.

Ist ein direkter Angriff auf das Quartier möglich, oder gar wahrscheinlich, so muss die Vorsicht verdoppelt werden, und namentlich während der Nacht. Ueberfälle von Quartieren am Tage gehören zu den grössten Seltenheiten, und gelingen nur, wenn jede Vorsicht versäumt ist. Dagegen ist die Kriegsgeschichte voll von gelungenen Ueberfällen bei Nacht, und oft unter Umständen, wo dieselben kaum möglich schienen. Hierher gehört nun vorzugsweise die Sicherung durch Feldwachen, Pikets und Patrouillen.

Bei dem Angriff eines Kantonnements kommt es vor allen Dingen darauf an, die Annäherung des Feindes zeitig zu erfahren, um die Truppen zu versammeln und in eine vertheidigungsfähige Lage zu bringen. — Die Posten und Patrouillen sollen nun durch Meldungen und Schiessen zeitig das Zeichen zur Allarmirung geben.

Kann man die Feldwachen nicht weit genug von dem Kantonnement entfernen; ist das Terrain ganz eben und frei, so dass die Feldwachen keinen Widerstand leisten können, und in beiden Fällen befürchtet werden muss, der Feind werde mit ihnen zugleich in die Quartiere eindringen: so muss eine Abtheilung zur Unterstützung der Feldwachen und zur Besetzung der Eingänge während der Nacht unter den Waffen bleiben; dieses ist das Piket.

Aber nicht allein in der Richtung nach dem Feinde zu sind Feldwachen auszustellen; bei isolirten Quartieren ist der grösste Umweg und die unwegsamste Gegend oft die, von der die meiste Gefahr droht. In solchen Fällen bleibt nichts übrig, als den Ort in einer Entfernung von 5 bis 600 Scritten mit einer Kette von Posten zu umgeben, und auf allen Wegen Feldwachen auszusetzen. Vor allen Dingen aber müssen unausgesetzt kleine Patrouillen auf den Wegen vorgehen, die den Feind (der bei einem nächtlichen Ueberfall stets möglichst weit den Weg verfolgt und ihn erst verlässt, wenn er sich seinem Objekt nähert) um so sicherer entdecken, je weiter sie vorgehen. Diese Patrouillen sowohl wie die Posten müssen häufig horchen; bei Nacht, bei Frostwetter, auf Steindämmen, Chausseen hört man marschirende Truppen, namentlich Kavallerie, sehr weit.

Gestatten es die Umstände, dem Feinde die zu uns führenden Wege zu versperren, so steigert sich dadurch die Sicherheit, und jedenfalls wächst der Gewinn an Zeit; während der Feind Zeit opfern muss, um solche Hindernisse hinwegzuräumen. Denn diese geben auch in der Regel die zweckmässigsten Punkte zur Aufstellung unserer Feldwachen und

Posten. Defiléen, enge Passagen durch Dorfstrassen, sperrt man durch einige halb umgeworfene Mistwagen, durch anderes Material, Bauholz, ein paar abgehauene Bäume; Brücken bricht man auf, und kann so Reiterei längere Zeit aufhalten. In waldigem Terrain legt man auf geeigneten Punkten, wo sie nämlich nicht umgangen und leicht aufgeräumt werden können, kleine Verhaue an. Endlich schliesst man auch die Ausgänge des Dorfes nach der feindlichen Seite, und die, welche man nicht zum Herausziehen der Truppen braucht, durch Barrikaden.

Was die Quartiere anbetrifft, so wird die Infanterie in Allarmhäuser gelegt, die den Eingängen des Orts zunächst liegen; Mannschaften und Pferde der Artillerie in die Quartiere zunächst des Platzes, wo die Geschütze aufgefahren sind. Kavallerie wird in die grössten Gehöfte möglichst konzentrirt, z. B. in Schafställen untergebracht, und nach der Seite hin, wo sie sich formiren soll. Sie formirt sich nie im Orte selbst, sondern sie muss unter allen Umständen sofort beim Allarm suchen, das freie Feld zu gewinnen. Zu dem Ende wird, wo irgend möglich, von jedem Kavallerie-Quartier ein Ausgang durch die Gärten, die in der Regel hinter den Gehöften liegen, nach dem freien Felde zu durchgebrochen.

Für jede grössere Abtheilung wird ein Allarmplatz bestimmt, demnächst aber ein allgemeiner Sammelplatz, der so gelegen ist, dass sich das Detachement auf demselben vortheilhaft zum Gefecht aufstellen kann, den aber der Feind nicht früher, als wir, muss erreichen können. In vielen Fällen wird es am zweckmässigsten sein, den Ort selbst zu vertheidigen. Dieses findet statt, wenn derselbe ein Defilé bildet. das der Feind nicht umgehen kann; also wenn derselbe hinter einem Fluss, einem Wiesenterrain u. s. w. liegt; oder wenn er die Gegend dominirt; oder wenn er eine feste Umfassung hat. Dann muss jedem Theile die Rolle genau bekannt sein, welche er bei der Vertheidigung zu übernehmen hat. — Schwieriger ist der Fall, wo der Ort vor einem Defilé liegt; so dass mit dem Herausziehen der Truppen zugleich ein Defiliren verbunden ist. Die Allarmhäuser müssen dann in der Nähe des Defilés liegen; doch so, dass Artillerie und Kavallerie diesem zunächst ist.

Die Artillerie wird man übrigens niemals allein kantonniren lassen, wenn ein Angriff auf das Quartier möglich ist. Sie kann in solche Fälle also nur kommen, indem sie mit anderen Truppen zusammen kantonnirt. Dann muss jedesmal ein Theil derselben zu ihrer speziellen Deckung bestimmt sein, der

augenblicklich dahin rückt, wo die Geschütze aufgefahren sind. Uebrigens kann man darauf rechnen, dass in den meisten Fällen die Fuss-Artillerie eher völlig gefechtsfähig auf dem Platze stehen wird, wie die Kavallerie. Dies hat seinen Grund darin, dass bei der Kavallerie auf jedes aufzuzäumende, zu sattelnde, zu packende Pferd nur ein Mann kommt, während bei der Fuss-Artillerie auf jedes Pferd zwei bis drei Mann gerechnet werden können.

Kavallerie, welche allein kantonnirt, ist es, welche besonders vorsichtig sein muss. Sie kann sich, vereinzelt in einem Orte angegriffen, selten mit Erfolg wehren, und wird in einem solchen Falle manche Einbusse haben, besonders wenn sie von Infanterie überfallen wird. Sie hat sofort das Freie zu suchen; dies darf aber nicht einzeln und in völliger Unordnung geschehen; die Quartiere müssen dabei zusammen bleiben. In solchem Falle schlagen sich zehn bis zwölf Reiter, namentlich in der Nacht, gewöhnlich durch; während jeder Einzelne gefangen oder heruntergehauen wird.

B. Von den Gefechtsstellungen und Positionen.

Die Wahl der Positionen hatte in früheren Kriegen eine viel höhere Bedeutung, ja man kann sagen, dass sich in vielen Fällen die Kriege um die Wahl der Stellungen drehten. Der Grund lag in der Lineartaktik, welche nicht gestattete, in jedem Terrain zu fechten, so dass ein Schlachtfeld, eine Gefechtsstellung förmlich gesucht werden musste, und die Jagd nach Positionen der Hauptdienst des Generalstabes wurde.

Wir haben die Taktik jener Zeit schon näher betrachtet, und vorzugsweise gesehen, wie sie das Gefecht im koupirten Terrain, das Dorfgefecht, ängstlich vermied. Die Aufstellung der Armeen jener Zeit ging in die Breite bei geringer Tiefe. Die Folge war, dass das Terrain einer Stellung nur geringe Tiefe zu haben brauchte, und dies hatte um so weniger Nachtheil, als die Heere jener Zeit an sich nicht die Fähigkeit hatten, den Sieg durch rasche Verfolgung des Feindes bis zu seiner Niederlage zu steigern. Ein Mangel an Tiefe der Stellung konnte daher an sich nicht so gefährlich werden wie

jetzt, wo ein Defilé, was eine geschlagene Armee in zu naher Distance hinter sich hat, ihre Niederlage vollständig machen kann. Der Besitz guter Stellungen war, da sich selten alle Erfordernisse vereinigt finden, damals von viel höherem Werthe als jetzt, wo sich die Truppen dem Terrain viel mehr akkomodiren können.

Die Stellungen im siebenjährigen Kriege haben so das Eigenthümliche, dass sie, mit Sorgfalt gewählt, gleichsam mehr Zweck, als Mittel im Kriege waren. Oft drehten sich wochenlange Operationen nur darum, den Gegner aus seiner Stellung zu manövriren, und man setzte sich den grössten Gefahren aus, weil man nicht im Stande war, den Gegner aus seiner Stellung zu schlagen.

In einer späteren Zeit, namentlich in den ersten Revolutionskriegen, ging man hierin bis zum Extrem fort, und die Positionen wurden der eigentliche Kriegszweck. Man besetzte Alles, was erreichbar war, jede Kuppe, jeden Weg; und schlug sich in vielen Fällen eigentlich nur um den Besitz dieser oder jener Position, deren Einfluss auf den eigentlichen Gang des Krieges an sich schon Null war, und sogar durch diese Art und Weise nachtheilig und verderblich wurde.

Die neueren Kriege haben auch hier das wahre Verhältniss wiederhergestellt, und wir suchen jetzt nicht mehr Positionen um ihrer selbst willen; sondern wir suchen sie, um für die Truppen in Bezug auf das Gefecht den möglichst grössten Nutzen aus der Konfiguration und Bildung des Terrains zu ziehen. Für die Organisation und Formation unserer Truppen ist im Allgemeinen jedes Terrain, welches überhaupt gangbar ist, ein solches, in welchem sie sich schlagen können; und wir werden in diesem Sinne überall Stellungen finden, um uns zu schlagen. Allein jedes Terrain bietet Vortheile und Nachtheile für das Gefecht dar, und zwar in der Regel so, dass das, was dem Einen Vortheil bringt, für den Gegner Nachtheil ist; dieses sind dann absolute Vortheile der Stellung. Sie können aber auch relatif sein, indem sich der Eine einen Vortheil daraus bilden kann, der dem Andern aber nicht zum absoluten Nachtheil gereicht (z. B. unangreifbare Strecken in der Stellung).

Der Begriff Stellung, Position, hat nun zwei Seiten, je nachdem entweder

a. das Terrain und seine Bildung, der Zusammenhang der einzelnen Terraintheile und die Beziehung, in der sie zu einander stehen, ins Auge gefasst wird; oder

b. die Aufstellung, Vertheilung, Verwendung der Truppen in dem gegebenen Terrain näher betrachtet wird.

Es sind hier beide Seiten in Erwägung zu ziehen; die erste ist die theoretische, die zweite die praktische, und diese letztere soll in der nachfolgenden Betrachtung vorherrschen.

a) Die Stellungen in Bezug auf das Terrain.

Nach dieser ersten Seite werden wir an das Terrain, wenn es uns möglichst vortheilhaft sein soll, folgende Anforderungen machen:

1) Das Terrain muss dem Gegner die Annäherung erschweren. Ist die Annäherung unmöglich, so ist es eine sogenannte unangreifbare Position, welche immer den Nachtheil hat, dass sie umgangen werden kann, und dass auch uns fesselt, was dem Gegner ein unübersteigliches Hinderniss ist. Solche Positionen sind nur gut, wenn der Krieg auf einem Punkte aufgehalten, in die Länge gezogen werden soll, oder wenn in ihnen eine Zuflucht vor grosser Uebermacht gesucht wird. Zeitgewinn ist das einzige Resultat derselben; es kann aber freilich entscheidend werden (Linien von Torres Vedras, Lager von Bunzelwitz).

Das Terrain vor der Front muss also die Annäherung erschweren, jedoch ohne uns die Uebersicht der Bewegungen des Feindes bis auf 2000 bis 2400 Schritt zu benehmen und die Wirkung unserer Feuerwaffen zu beschränken. Flüsse, Bäche mit sumpfigen Ufern, deren höherer Thalrand auf unserer Seite liegt, sind das gewöhnliche Frontalhinderniss, hinter welchem die Stellungen in neueren Kriegen genommen werden, da dieses Hinderniss (das Wasser) das Einzige ist, welches vollkommen beiden Forderungen entspricht. Es hindert; aber es entzieht uns weder die Umsicht, noch beschränkt es den Gebrauch unserer Feuerwaffen.

2) Die zweite Forderung ist, dass das Terrain ausgänglich sei. Es muss uns gestatten, die Stellung zu verlassen, ohne zu defiliren. Ist es eine Stellung der Defensive, so muss sie namentlich in der Richtung des Rückzuges ausgänglich sein. Ist es eine Offensivstellung, so muss die Möglichkeit gewährt sein, zum Angriff übergehen zu können. In dieser Beziehung ist die Stellung der Franzosen bei Austerlitz und die der Alliirten bei Laon ein Muster.

Eine Folge der Forderung ist also, dass eine gute Stellung kein Defilé hinter sich haben darf; wenigstens nicht in solcher Nähe, dass wir in Folge des Gefechts auf und in dasselbe geworfen werden können. Dieses ist eine Regel, gegen welche in allen Kriegen die häufigsten Verstösse vorkommen, und deren Nichtbeachtung die entschiedensten Nachtheile hervorgebracht hat. Namentlich wird man da, wo Wiesenstriche und Ravins die Stellung kompliziren, auf Wege für die Artillerie bedacht sein müssen. Die höchste Bedeutung erhält nämlich dieser Umstand in den eigentlichen Defensivstellungen, die in der Regel der schwächere Theil, oder der, welcher sich selbst für den schwächeren Theil hält, zu nehmen veranlasst ist. Da wird dieser Umstand oft entscheidend, und macht aus einer Schlacht, welche man aufgiebt, eine Niederlage.

Die Russen sind es namentlich gewesen, welche, wahrscheinlich auf die Widerstands-Zähigkeit ihrer Truppen bauend, diese Maassregel beinahe stets vernachlässigt haben. Die Schlacht bei Heilsberg ist hiervon ein sprechendes Beispiel; dieser Ort, der den einzigen Uebergang über die Alle darbot, lag hinter dem linken Flügel, die Alle hinter der ganzen Front. — Bei Friedland stand geradezu der Rücken der Russen gegen die Alle. — Bei Zorndorf hatten sie die Quartschener Moräste, damals unpassirbar, hinter sich. — Bei Kunersdorf war die Oderbrücke Frankfurts, der einzige Uebergangspunkt, so schwach besetzt, dass sie am Tage der Schlacht durch ein Detachement des Königs genommen wurde.

Auch Napoleon ist, namentlich als er sich auf die Defensive geworfen sah, in diesen Fehler gefallen, und besonders sind demselben die ungeheuren Resultate der Schlacht von Leipzig zuzuschreiben.

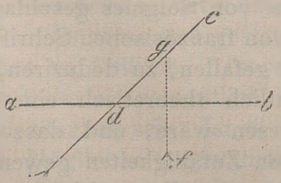
Der Fehler ist desto übler, je breiter die Stellung und je schwieriger das Hinderniss ist.

Man hat, von dieser Forderung der Ausgänglichkeit ausgehend, oft dem Herzog Wellington als Fehler angerechnet, sich vor dem Walde von Soignies geschlagen zu haben; namentlich ist dieses von französischen Schriftstellern geschehen, die im Unmuth sich gefallen, zu deduziren, dass die Schlacht von Waterloo eigentlich theoretisch eine für die Engländer total verlorene gewesen wäre, und dass das Blatt sich nur durch eine Reihe von Zufälligkeiten gewendet habe. Ein zugänglicher Wald, der überall passirbar ist, dürfte aber eher ein Vortheil für den Rückzug sein, als ein nachtheiliges Hinderniss.

Eins der frappantesten Beispiele ist die Stellung bei der Rocca von Solferino. Obgleich wir hier in die Gefahr kommen, der Autorität des in der Geschichte des preussischen Generalstabes gefällten Urtheils entgegenzutreten, welche die Höhengruppe von Solferino (S. 130—131) sehr stark nennt, so können wir dasselbe nur bedingungsweise anerkennen. Denn zunächst hatte die Stellung des österreichischen 5. Corps nur einen Ausgangsweg, die steil gewundene Chaussee, welche vom Schloss herunter nach der Stadt führt. Auf ihr ausschliesslich musste aller und jeder Verkehr der Fechtenden mit den Kolonnen und Lazarethen vor sich gehen; man kann sich also vorstellen, wie die Strasse schon im Beginn des Gefechts, geschweige denn im Verlaufe desselben durch zurückgehende Verwundete und vorgehende Munitionswagen und dergl. in Anspruch genommen war. Ferner verengt sich die Aufstellung — welche gar keine Vermittelung mit den rechts und links gelegenen Theilen des Schlachtfeldes hat, sondern durch steile Abstürze von ihnen getrennt ist — nach rückwärts. Die österreichischen Reserven standen vor dem Schloss und dem Kirchhof, frei und offen jedem Schusse ausgesetzt; denn hinter diesen Gebäuden konnte nicht ein Mann, in ihnen höchstens 1 Bataillon Deckung finden. Endlich haben die 22,000 Mann des österreichischen 5. Corps sich nur bis Mittag gegen die Angriffe von 2 französischen Divisionen halten können; dies ist ein praktischer Beweis, dass die Stellung nur den Anschein der Stärke hatte, wie dies so oft vorkommt, und dass der Mangel an Vermittelung mit dem seit- und rückwärts gelegenen Terrain auch die ausdauernde Bravheit der Vertheidiger lähmen musste. Der grosse Verlust der Franzosen ist ihrer Bravour wie der ihrer Gegner allein zuzuschreiben, aber nicht der besonderen Stärke der Stellung. Uebrigens ist es merkwürdig, dass derselbe Umstand, welcher den Verlust der Schlacht bei Castiglione 1796 (welche sich fast genau auf dem Terrain der von Solferino bewegte) herbeiführte, — nämlich das Ablösen fechtender Truppen, — auch bei Solferino verhängnissvoll wurde.

3) die dritte Forderung ist die günstige Lage der Rückzugslinie zur Front der Stellung.

In der Regel ist die senkrechte Lage dieser beiden Linien zu einander die vortheilhafteste; je spitzer ihr Winkel wird, desto gefährlicher wird sie; besonders bei einem Angriff, der auf die Rückzugslinie gerichtet ist. Bei einer Offensivstellung gewährt aber eine solche Lage auch oft Vortheile, vorzüglich wenn die Seite der Stellung schwer angreifbar ist, welche die der Rückzugslinie abgewandte ist.



In der Figur stellt sich dieses beides noch deutlicher dar, wenn man annimmt, dass *ab* die Front, *dc* die Rückzugsrich-

tung der Stellung, und *f* die Richtung des Angriffs vorstellt, und *a d* der stärkere Theil der Stellung ist.

Ueberhaupt kann der Nachtheil, der aus der schiefen Lage der beiden Linien entsteht, in vielen Fällen aufgehoben werden. Entweder geschieht dies durch das Terrain selbst, welches auf der einen oder der anderen Seite die Annäherung erschwert oder unmöglich macht, — oder es geschieht durch geschickte Vertheilung der Truppen und Tapferkeit derselben. In dem vorliegenden Falle würde die Reserve ihre Stellung bei *g* haben und dadurch schon die Nachtheile etwas aufwägen.

In ähnlicher Weise ist, z. B., die Schlacht von Borodino geführt, ohne dass diese Lage der Rückzugslinie wesentliche Nachtheile für die Russen gehabt hätte.

4) Hinter dem Hindernisse vor der Front müssen sich in angemessener Entfernung Punkte befinden, die eine gedeckte Aufstellung der Truppen gestatten und zugleich die Vertheidigung begünstigen. Eine Stellung der solche Punkte, wie Höhen, Dörfer, Waldränder etc. abgehen, ist jedesmal nur schwach und keiner ernstlichen Vertheidigung fähig.

Der Feind hat die Wahl des Angriffspunktes, kann dort seine Kräfte vereinigen, während wir die unsrigen von Hause aus zersplittern müssen. Diese Punkte müssen nicht zu nahe am Hinderniss liegen, da die Truppen der Reserve gleich mit in den Kampf um das Hinderniss verwickelt werden würden; nicht zu weit davon ab, weil sonst die Wiederherstellung des Gefechts um das Hinderniss unmöglich und dem Feinde die Entwickelung diesseits leicht wird. Wirksames Artilleriefeuer dürfte die richtige Entfernung abgeben; also bis 1000 Schritt. Musterhaft war in dieser Beziehung die Stellung der Engländer bei Waterloo.

5) Jede Stellung muss eine angemessene Tiefe haben, und zwar um so tiefer sein, je mehr beabsichtigt wird, das Gefecht hartnäckig durchzuführen. In dieser Tiefe der Stellung muss die Möglichkeit liegen, das Gefecht durch frische Truppen, durch Reserven, durch neue Aufstellungen hinzuhalten und zu erneuern. Das Entscheidungsgefecht liegt fast immer in der Stellung selbst; selten ist mit dem Gefecht um das Hinderniss der Kampf entschieden, und nie, wenn es ernstlich gemeint war. (Bautzen, Ligny, Aspern.) Dieser Mangel

an Tiefe war denn auch z. B. bei der Stellung auf der Höhe von Solferino, bei Skalitz auf dem linken Flügel die Ursache zum ungünstigen Ausgange der Treffen.

Alle diese Eigenschaften werden nun schon an sich nicht leicht, aber desto seltener beisammengefunden werden, je grösser die Heere sind, welche sich darin schlagen wollen. Es wird sich dann immer darum handeln, die starken Seiten dadurch auszunutzen, dass der Angreifer sich selbst dann an sie wagen muss, wenn er sie auch vermeiden möchte; oder die wenigst starken Stellen entweder durch die Feldfortifikation (Borodino) oder durch Benutzung anderer günstiger Umstände auszugleichen.

So lässt z. B. die österreichische Stellung bei Königgrätz sich eigentlich in zwei durch die Ebene Langenhof-Problus deutlich von einander unterschiedene Theile zerlegen. Der linke Theil hatte auf dem linken Flügel keinen Abschluss, war im Innern unwegsam, zu ausgedehnt; den betreffenden Corps hätte vollständige Freiheit, von Nechanitz bis Briza und Klazow nach den Umständen zu handeln, gelassen werden können und müssen; die Elbarmee konnte nie an ihm vorbeigehen. — Der rechte Theil konnte dann sich ausschliesslich in der Linie Langenhof - Lipa - Maslowed - Horenowes - Trotinka - Bach ausdehnen, die Reserven in den Mittelpunkt dieses Raums verlegen, und, wenn er Truppen dazu hatte, auch noch den Swip-Wald besetzen. That er dies aber nicht, nahm er ihn nicht als ein zu vertheidigendes Hinderniss vor der Front, so durfte er auch nicht ihn während der Schlacht ex post dazu machen wollen; denn dass dies zu spät geschah, hat den Ausgang der Schlacht herbeigeführt. Es mag schwer sein, solche scheinbaren Momente nicht zu benutzen, oder das rechte Maass bei dem Kampfe festzuhalten; aber was war mit dem Besitze des Swip-Waldes für die Oesterreicher gewonnen? Absolut nichts, nachdem sie darauf verzichten mussten, die beiden Theile des Gegners durch einen Offensivstoss zu trennen; sie konnten für die Dauer des Tages jedes Debouché aus demselben durch ein zerschmetterndes Geschützfeuer verhindern; und die Kräfte, welche sich an der fruchtlosen Erringung dieses Objektes angriffsweise zerschellten, wären bei der Krisis in anderer, besserer Weise zur Geltung gekommen. Kostet die Besetzung des Hindernisses vor der Front der eigentlichen Linie zu viel Kämpfer, so lasse man es liegen oder vertheidige es nicht hartnäckig; dem Angreifer kann es, als defensives Moment, keine besonderen positiven Vortheile bringen; im vorliegenden Falle nämlich konnte er es nicht zur Aufstellung

einer namhaften Geschützmasse benutzen. — Der wesentliche Nutzen aber, den die österreichische Armee von einer anderen Auffassung der Situation hatte, war ein nachhaltiger Kampf gegen die zweite Armee in der starken Stellung von Horenowes-Trotinka, und, selbst für den Fall des noch erfolgreicheren Vordringens der Elbarmee, der geordnetere Rückzug über Brücken bei Placka, Lochenitz, Przedmeritz. — So wurde die Fasanerie bei Dubno ganz richtig nur leicht vertheidigt, und ihre Wegnahme kostete doch verhältnissmässig viel. Wie übrigens sehr leicht ganz in der Nähe einer mangelhaften Stellung sich oft eine sehr gute findet, zeigt das Beispiel von Skalitz, wo mit einer Aufstellung hinter der Aupa, Klein-Skalitz-Ratiboritz, die Oesterreicher ihren Zweck viel sicherer erreicht haben würden. — Doch fassen wir nun zusammen, was das Terrain der Stellung bieten muss, so ist es Folgendes:

vortheilhafte Aufstellung der Artillerie und der leichten Truppen zur Eröffnung des Gefechts;

verdeckte Aufstellung der eigentlichen Gefechtslinie und der Reserven auf den geeigneten Punkten;

Möglichkeit der Verwendung der Truppen nach den vorhandenen Waffen;

freie Aussicht auf das Vorterrain bis auf 2000 Schritt;

Wegsamkeit und freie Gemeinschaft im Innern, so, dass nicht ein Theil der Stellung vom anderen durch Hindernisse getrennt ist — also Möglichkeit, mit den Truppen zu manövriren.

Verhältniss der Stellung zu der sonstigen Umgebung.

Jede Stellung, wenn wir etwa die von Torres Vedras ausnehmen, kann umgangen werden. Gegen die Umgehung in grösster Nähe schützt die Anlehnung der Flügel an ein unzugängliches oder wenigstens hinderndes Terrain; aber sie gewährt keinen absoluten Schutz. Es fragt sich also nur, in welcher Entfernung die Umgehung möglich ist.

Je grösser diese Entfernung ist, desto vortheilhafter ist die Stellung. Denn wer eine Position nimmt, will Zeit gewinnen, und diesen Gewinn trägt er dann ohne Kampf davon. Dieses Verhältniss wiederholt sich, wie alle vorhergehenden, im Kleinen wie im Grossen. Je weiter die Umgehung gemacht werden muss, je grösser ist natürlich der Zeitgewinn; damit tritt aber noch ein zweiter Umstand ein; nämlich, dass für den zu Umgehenden sich leichter eine Gelegenheit findet, über den Gegner herzufallen und ihn theilweise zu schlagen.

Kann daher eine Stellung nur durch eine weite Umgehung tournirt werden, so wird dieselbe in der Regel unterbleiben: der Gegner wird sie in der Front angreifen müssen, und wir werden alle Gefechts-Resultate aus der richtigen Benutzung des Terrains ziehen. Bei alle dem bleibt aber die Umgehung ein Hauptmittel gegen starke Stellungen, und wenn wir das beste Mittel, die Offensive, gegen den Umgehenden in der Kriegsgeschichte nicht öfter angewendet sehen, so hat dies seinen Grund darin, dass die Umgehung in solcher Nähe ausführbar ist, dass der partielle Angriff leicht zu einem allgemeinen Kampf führen kann, den der Schwächere vermeidet; — oder darin, dass der in der Defensive Stehende die Verhältnisse nicht klar übersieht, oder nicht die nöthige Energie hat, um plötzlich aus der Defensive in die Offensive überzuspringen.

Dass selbst einem thätigen Feinde gegenüber bei weit ausholenden Umgehungen ein Gegenstoss ohne Gefahr möglich ist, zeigt z. B. das Gefecht von Königswarthe am 19. Mai 1813, wo zwei Meilen von der französischen Hauptarmee die Spitzen der Umgehungskolonne recht ordentlich geschlagen wurden; ein Gefecht, welches nur deshalb keinen grossen Erfolg haben konnte, weil zu wenig Truppen dazu disponibel waren.

Der Feldzug von 1796 in Italien ist reich an Ereignissen der Art, und es dreht sich eigentlich dieser ganze Krieg um solche Operationen. — Die Worte »Umgehung«, »wir sind umgangen« u. s. w. haben einen sehr üblen Klang und entmuthigen sehr, obschon eigentlich damit nichts gesagt ist; denn damit aus einer Umgehung etwas wird, müssen wir erst geschlagen werden. Leider gewähren die Friedensübungen keine Möglichkeit, dieses Verhältniss klar darzustellen, sondern sie im Gegentheil bringen gerade hierin ein schiefes Bild hervor. Bei unseren Manövern, wo natürlich die Tapferkeit der Truppen nicht ausgedrückt werden kann, und ebenso wenig der Zustand einer plötzlich von überlegenen Kräften angegriffenen und zurückgeworfenen Truppe darzustellen ist, hat einerseits jede Umgehung Erfolg; und andererseits wird der, welcher den Tempostoss auf den schwächeren Theil unternimmt, durch das Gefecht verwickelt und kann sich nicht wieder vom Gegner losmachen. Dieses aber ist im Kriege ganz leicht, wenn der Umgehende einen tüchtigen Schlag bekommen hat, und es wird daher im Friedensmanöver für den Umgangenen dann jedesmal das Gefecht nachtheilig.

Die hier angegebenen Forderungen sind die, welche bei einer guten Defensivstellung an das Terrain gemacht werden müssen; obschon man sich nicht davor fürchten darf, sich

auch in jedem anderen Terrain zu schlagen, so wird man doch, wenn eine oder die andere Forderung nicht zu erfüllen ist, das Aeusserste in einer solchen mangelhaften Stellung nicht abwarten. Einzelne Schwächen der Stellung lassen sich aber durch die Verwendung der Truppen, durch ihre Gruppirung, sowie durch künstliche Mittel, welche die Feldfortifikation darbietet, ersetzen, obgleich auch hierin sehr vorsichtig verfahren werden muss. Fast sämmtliche Anlagen der Oesterreicher bei Königgrätz waren auf einen zu engen Gesichtskreis berechnet und nutzten zu nichts, weil die Schlacht einen anderen Gang ging.

b) Die Verwendung und Vertheilung der Truppen in der Stellung.

Die Theorie, welche sich mit der Betrachtung der Positionen beschäftigt, fordert für eine gegebene Frontausdehnung der Stellung eine bestimmte Anzahl Truppen. Man hat z. B. da die Annahme, dass in einer zugänglichen Stellung, welche ernstlich vertheidigt werden soll, das Produkt von acht in die in Schritten ausgedrückte Breite, die Anzahl an Infanterie, — das Produkt von zwei in dieselbe Zahl, die Zahl der Kavallerie giebt, welche nöthig zur Vertheidigung sind, wobei auf 1000 Mann 3 Geschütze kommen. Dies giebt auf eine Frontbreite von 1000 Schritt 8000 Mann Infanterie = 10 Bataillone, 2000 Mann Kavallerie = 14 Eskadrons und 30 Geschütze, 4 Batterien.

Dies ist das Maximum. Das Minimum wird durch Multiplikation mit 5 und 1 erreicht, und giebt 5000 Mann Infanterie, 1000 Mann Kavallerie oder 6 Bataillons, 6 bis 8 Eskadrons, 12 Geschütze.

Die Theorie geht hierin offenbar zu weit; sie berücksichtigt nur vollkommen offenes Terrain und stellt Anforderungen, denen nur unter besonderen Umständen genügt werden kann. So haben dann auch die Schlachten der neueren Zeit ganz andere Normen gehabt.

Die Stellung von Laon hatte (excl. der Stadt) 18,000 Schritt Ausdehnung, welche mit 80,000 Mann Infanterie, 18,000 Mann Kavallerie und 320 Kanonen besetzt waren. Nach der Theorie würde man fordern:

		Pferde	Kanonen
Maximum:	144,000 Mann Infanterie,	36,000	540
Minimum:	90,000 » »	18,000	216

Ligny ist 22,000 Schritt lang und war mit 82,000 Mann besetzt. Man fordert:

Maximum: 177,000 Mann Infanterie, 44,000 Mann Kavallerie.
Minimum: 110,000 » » 22,000 » »

Belle-Alliance hat 6000 Schritt Breite und war mit 62,000 Mann besetzt. Die Theorie hat im Maximum 48,000 Mann Infanterie und 6000 Pferde.

Die Praxis fasst also die Sache anders. Das Gegebene sind hier die Truppen, und das Gesuchte die Stellung. Schon Friedrich der Grosse sagt: »eine gute Stellung sei wie ein Kleid; es müsse dem passen, der es tragen solle.« Die Theorie hat das Kleid und sucht den Mann, während die Praxis den Mann hat und das Kleid nach seinem Maasse macht.

Um nun das Passende für eine gegebene Truppenzahl zu ermitteln, kommt es bei unserer jetzigen Fechtart nicht darauf an, die ganze Front mit zusammenhängenden Linien zu füllen; dies ist sogar unserer Fechtart entgegen und oft geradezu nachtheilig. Es ist vollkommen hinreichend, wenn die Front der Stellung, so weit sie zugänglich, vom Geschütz beherrscht und durch eine Schützenlinie ausgefüllt ist, hinter der sich Unterstützungs-Trupps befinden. Diese sollen wieder aus den im Rückhalt befindlichen Truppen, die das Gefecht entscheidend durchführen sollen, abgelöst oder unterstützt werden können.

Es leuchtet ein, dass, je schmaler die dem Angriffe des Feindes ausgesetzte Fronte ist, desto mehr Truppen disponibel bleiben, desto hartnäckiger der Widerstand sein kann. Dies hat jedoch sein Maximum, und zwar in der Breite, welche die Truppen zur Entwickelung ihrer Widerstandsfähigkeit bedürfen. Sinkt die Breite der Front unter dieses Maass, so wird die Verringerung der Frontbreite nachtheilig. — Ausserdem aber hat jede schmale Front den Nachtheil, dass mit der Abnahme der Breite auch die offensive Vertheidigung erschwert wird; während eine grössere Breite gleichsam von selbst auf eine offensive Vertheidigung führt. Nur bleibt hierbei zu erinnern, dass man keinesfalls die Truppen in der Stellung verstreuen und verzetteln darf.

Ohne uns in Abstraktionen zu ergehen, können wir über die Verwendung der Truppen in einer Stellung noch Folgendes bemerken.

Jeder Waffe muss ein Terrain angewiesen sein, in welchem sie ihre Wirksamkeit entfalten kann. — Diejenigen Punkte, welche der Feind angreifen muss, oder deren Angriff und

Wegnahme ihm den meisten Vortheil gewährt, müssen natürlich verhältnissmässig am stärksten besetzt sein, und in ihrer Nähe müssen sich Reserven befinden.

Diese Reserven müssen wo möglich zunächst spezielle Reserven sein, welche nur für einen bestimmten partiellen Zweck zum Handeln kommen, und nicht in die Gefechte um andere Theile der Stellung verwickelt werden dürfen. Die ausserhalb der Zwecke und Bestimmungen der speziellen Reserven liegenden Fälle der Schlacht bleiben der disponibeln oder allgemeinen Reserve zur Erledigung vorbehalten. — Niemals dürfen alle Truppen zur unmittelbaren Vertheidigung der Stellung angewiesen sein. Je grösser der disponible Rest ist, je besser; da er allein die Mittel gewährt, das Gefecht wieder herzustellen, durchgedrungene feindliche Kolonnen zurückzuwerfen, zur Offensive überzugehen; denn von den zur eigentlichen Terrainvertheidigung bestimmten Truppen ist dieses Alles nicht zu verlangen. Sie sind bald mit dem Feinde engagirt, befinden sich in einem hinhaltenden Feuergefecht, und man kann mit ihnen nichts Besseres thun, als eben das Gefecht zu unterhalten.

Die Avantgarde und die Vorposten werden in den meisten Fällen die Verpflichtung haben, den ersten Stoss des Feindes aufzunehmen. Sie sind über die eigentliche Stellung hinaus vorgeschoben, um den Gegner zu beobachten und namentlich die Richtung seines Angriffs zu entdecken. Sie finden eine Aufnahme in der eigentlichen Stellung, und man pflegt wohl, wenn die Zeit es erlaubt, aus ihnen eine neue Reserve zu bilden; in den meisten Fällen ist dies möglich, und sie erhalten dadurch einige Ruhe. Die Zugänge zur Stellung sind sodann mit Infanterie zu besetzen, die die Lokalität nach Möglichkeit benutzt, Brücken abwirft, Eingänge barrikadirt. Die Artillerie steht dahinter, um den Feind schon früh zur Entfaltung seiner Kräfte zu zwingen. Die Kavallerie steht verdeckt, aber in der Nähe, um die Infanterie und Artillerie aufzunehmen und über die Kolonnenspitzen des Feindes, welcher gezwungen ist, zu defiliren, herzufallen. — Die Reserve postirt sich ausserhalb des Kanonenfeuers auf solchen Punkten, von wo aus jeder mögliche Angriffspunkt unterstützt werden kann. Selten ist die Front einer Stellung in ihrer ganzen Ausdehnung von gleicher Stärke. Die Reserve muss dann den schwächeren Punkten näher stehen. Entfernte feste Punkte müssen unter solchen Umständen sich oft selbst überlassen werden; je fester sie sind, je weniger Nachtheil kann dies haben. Ist die Stellung ohne Flankenanlehnung, so sind Reserven hinter den

nicht angelehnten Flügeln nothwendig, wenn die Stellung überhaupt gehalten werden soll. — Kavallerie und reitende Artillerie können in der Reserve weiter zurückstehen, als Infanterie und Fussartillerie. — In einer Defensivstellung werden Kavallerie und reitende Artillerie stets in der Reserve ihre Stelle haben. — Der Feind wird selten oder nie die ganze Front einer Stellung angreifen, oft nur beschäftigen und häufig auch dieses nicht. Dies zeitig und richtig zu entdecken und zu würdigen, ist eine Hauptsache und durchaus nothwendig, wenn wir ihm nicht die Möglichkeit in die Hand geben wollen, einzelne Punkte der Stellung mit überlegenen Kräften anzugreifen und zu überwältigen. Unter solchen Verhältnissen werden falsche Angriffe häufig angewendet, um den eigentlichen wahren Angriffspunkt zu maskiren; man darf sich da nicht täuschen lassen.

Die Flanken der Stellung müssen in irgend einer Art ein Hinderniss als Stützpunkt oder Anlehnung haben. Diese Anlehnungen sind doppelter Art, nämlich entweder undurchdringliche Terrainstrecken oder Gegenstände, die der Vertheidigung Vortheile gewähren und dann besetzt werden.

In Betreff der ersten Art täuscht man sich oft über den Grad der Undurchdringlichkeit; eigentlich hat nur tiefes Wasser diese Eigenschaft. Fast alle Stellungen in Gebirgen, die also Anlehnung an Gebirgsgänge haben, sind Flankenangriffen ausgesetzt. Anlehnungen an Wälder, deren feindliche Seite wir nicht besetzen können, sind ganz schlecht; denn mit dem Verlust der Lisière hört jede Sicherheit auf.

Es wurde oben bemerkt, dass der innere Raum einer Position wo möglich nicht durch Hindernisse durchschnitten sein darf, welche die freie Bewegung erschweren und so die Unterstützung aller Punkte unmöglich machen. Solche Hindernisse aber lassen sich selten ganz vermeiden und sich oft auch sehr gut benutzen, um dem Feinde, der das erste Terrainhinderniss überwunden hat, neue in den Weg zu legen. Sie können auch dazu dienen, ihn entweder durch umfassende Angriffe ins Gedränge zu bringen, oder unseren Abmarsch zu begünstigen, wenn wir das Gefecht nicht aufnehmen wollen. Diese Hindernisse hinter der eigentlichen Front sind sehr in Betracht zu ziehen und eigentlich diejenigen, welche den nachhaltigen Widerstand und alle Chikanen des Gefechts begünstigen, aber in der Regel nicht genug beachtet werden. Dazu gehört aber, dass der innere Raum einer Stellung weder vom Feinde aus übersehen, noch mit seinem Feuer, am wenigsten mit einem konzentrischen Feuer bestrichen werden kann.

Künstliche Verstärkung der Stellung.

Gestattet es die Zeit, so werden künstliche Mittel angewendet, die Stellung zu verstärken; also um einerseits die Hindernisse der Annäherung zu vermehren, andererseits die Chikanen im Innern der Stellung zu steigern. Hier hat nun vorzugsweise die Feldfortifikation das Feld ihrer Thätigkeit, obschon in neuerer Zeit viel weniger Gewicht auf ihre Hülfsmittel gelegt worden ist, als in früheren Perioden, wo man hiermit vielleicht zu freigebig war. So wurden in jedem Lager Friedrichs II. normalmässig kleine Fleschen vor den Lagerwachen aufgeworfen; und mit welcher Schnelligkeit man dabei zu Werke ging, davon findet sich z. B. in der Schlacht von Neerwinden (29. Juli 1693) ein Beispiel. In der Nacht vor der Schlacht verschanzte der Prinz von Oranien die ganze Fronte und die rechte Flanke der Stellung, von Neerwinden bis Neerlanden, in einer Ausdehnung von ¾ Meilen. Quer über eine sanftansteigende Ebene hinweg wurden zusammenhängende Linien aufgeworfen, die so stark waren, dass der Marschall von Luxemburg sie nicht in der Front angriff, was er bei seiner überlegenen Reiterei sonst sicher gethan haben würde.

In den späteren Kriegen hat man die Feldfortifikation nur in Stellungen, die man für den Schlüssel des Landes hielt, und die daher zur Vertheidigung wochenlang vorher bestimmt waren, oder zur Sperrung von Gebirgspässen und Flussübergängen angewendet. Man hat da selten grösseren Nutzen von solchen verschanzten Stellungen gehabt; entweder weil der Feind in einer ganz anderen Richtung vordrang und so die vorbereiteten Centralstellungen unnütz wurden, oder weil die Schanzen schlecht angelegt waren, gewöhnlich in einem viel zu kleinlichen Maassstabe. So Borodino und Bautzen.

Damit wurde eine Art von Abneigung gegen verschanzte Stellungen gebräuchlich. Der grosse Nutzen, den tüchtige Erdwerke haben können, durfte jedoch nicht verkannt werden, und es ist sicher, dass manches Defensivgefecht einen anderen Ausgang gehabt haben würde, wenn einige solche feste Punkte den Truppen des Vertheidigers zum Anhalt gedient hätten. Eine starke Redoute auf den Höhen hinter Möckern hätte wahrscheinlich die letzten Angriffe der preussischen Truppen erfolglos gemacht, die durch den blutigen Kampf in Möckern bereits sehr geschwächt waren. Napoleon hat von der Feldfortifikation selten Gebrauch gemacht; Defensive lag nicht in seinem Charakter, und da er stets die Initiative hatte, so konnte er dergleichen Hülfsmittel entbehren. Wo er jedoch aus der

Feldfortifikation Nutzen ziehen konnte, hat dies in der grossartigsten Weise stattgehabt. Seine Vertheidigungslinie von Osterode zur Deckung der Belagerung Danzigs 1807, die Verschanzung der Lobau 1809, von Paris und Dresden sind die Beispiele davon.

Ein Hauptvortheil verschanzter Stellungen liegt darin, dass eine geringe Infanterie und Artillerie konzentrirt auf den festen Punkten eine ausgedehnte Front behaupten kann, wenn sie nur durch eine verhältnissmässig starke Kavallerie unterstützt wird. — Der zweite Vortheil ist der, dass durch Verschanzungen gewöhnlich einige der Zugänge der Stellung beinahe unangreifbar gemacht werden können.

Das Zerstören der Uebergänge über die Gewässer; das Barrikadiren der Eingänge der Dörfer; das Sperren der Waldeingänge durch Verhaue; das Einrichten der Gebäude und Umfassungsmauern zur Vertheidigung, alles das sind Mittel, um eine Stellung in ihren einzelnen Theilen zu verstärken. Wie gross die Vortheile sind, die bei einer tüchtigen Vertheidigung aus dergleichen Hindernissen gezogen werden können, zeigen alle Gefechte und Schlachten der Zeit Napoleons. Es ist gerade das Charakteristische der Gefechte dieser Periode, dass in den Stellungen ein hartnäckiger Kampf um bewohnte Orte geführt ward. In keiner früheren Periode hat sich das Gefecht so konsequent in Dörfern und Gehöften konzentrirt, und niemals hat die Entscheidung eines Gefechts so bestimmt von dem Besitz eines solchen Punktes abgehangen, als in den neueren Kriegen. Es ist dies nur möglich geworden durch die Ausbildung des Soldaten für das Einzelgefecht und seine daraus hervorgehende Vervollkommnung. Es gehört dazu auch, dass die unteren Grade der Vorgesetzten durch praktische Uebungen in dieser Anwendung des Einzelgefechts auf Oertlichkeiten gründlich vorbereitet sind, um aus ihnen Vortheile zu ziehen; sonst verlieren sie ihre Truppen völlig aus der Hand, und es ist dann besser, von jeder Benutzung der Oertlichkeiten zu abstrahiren. Obiges gilt noch viel mehr für Deutsche und Slaven, als für Franzosen und Spanier. Hierin sind die Franzosen fast allen germanischen und slavischen Stämmen voraus; sie ziehen mit überlegener Schnelligkeit Alles in den Bereich der Vertheidigung und verstehen es, die Lokalitäten hierin schnell zu beurtheilen.

Wie nachhaltig die Vertheidigung örtlicher Gegenstände selbst gegen grosse Uebermacht geführt werden kann, das zeigt sich recht in der Schlacht von Belle-Alliance.

In dem Schloss und Park von Hougoumont haben 3 Bataillone der

englischen Garde (Coldstream G.) und 100 Mann der hannöverschen leichten Infanterie den Angriffen des aus 40 Bataillonen, 46 Kanonen bestehenden zweiten französischen Corps gegenüber von 12 Uhr Mittags an fortwährend sich gehalten. Das Wäldchen und den Park erzwangen die Franzosen erst gegen 6 Uhr; das Schloss brannte ab, aber in den Nebengebäuden und in den Trümmern hielten sich die Engländer.

In dem Pachthofe von La Haye sainte schlug sich das zweite leichte Bataillon der deutschen Legion von 1 bis ½6 Uhr und gab das Gehöft erst auf, als es sich ganz verschossen hatte.

Auch die Schlacht von Ligny dreht sich lediglich um den Besitz der Dörfer St. Amand und Ligny. Sie dürfte unstreitig einen anderen Ausgang genommen haben, wenn man von Anfang an alle die künstlichen Mittel angewendet hätte, die die Vertheidigung erhöhen. Nur das alte Schloss in Ligny, ein massives Gebäude, war einigermaassen eingerichtet; was denn auch den Erfolg hatte, dass während des ganzen Dorfgefechts es nicht in die Hände der Franzosen fiel. Beide Dörfer sind fast ganz massiv, so dass ihnen wohl leicht hätte in kurzer Zeit eine grössere Widerstandsfähigkeit gegeben werden können. So aber nahmen die Franzosen St. Amand, welches noch dazu nur mit 3 Bataillonen besetzt war, im ersten Anlauf, und der ganze fruchtlose folgende Kampf drehte sich um die Wiedereroberung. Die Engländer haben unter ähnlichen Verhältnissen gefochten und offenbar mehr geleistet.

So gross aber auch einerseits die möglichen Vortheile sind, so gross können auch die Nachtheile werden, wenn solche Mittel der Vertheidigung übersehen werden, und dem Feinde das ohne Kampf überlassen wird, was festzuhalten in unserem Interesse liegt. Die Kriegsgeschichte giebt gerade hiervon unzählige Beispiele; wir wollen eins aus der Schlacht von Wavre nehmen.

Das Dorf Limale lag vor dem rechten Flügel der preussischen Stellung, hinter der Dyle, über welche eine Brücke führte. Der Ort war mit 3 Bataillonen des 19. Infanterie-Regiments und 3 Eskadrons besetzt. War die Brücke abgebrochen oder auch nur gut gesperrt, so hätte der Uebergang lange vertheidigt werden können; die Franzosen hätten ihn vielleicht ebenso wenig genommen, wie den bei Wavre. Es war aber Nichts geschehen. Das Dorf selbst war nur mit einigen Tirailleurs besetzt.

Gegen Abend griffen die Franzosen die Brücke plötzlich mit Kavallerie an, nahmen sie, drangen durch, liessen Infanterie folgen und behielten in ihren Händen den Uebergang. Später gingen 4 Divisionen, das ganze Corps von Grouchy, hier über und nur so wurde das nachtheilige Gefecht vom 19. Juni möglich.

In Wavre selbst hatte man die Brücke gesperrt, und hier schlugen vier Bataillone, bei einer eigentlich viel ungünstigeren Lokalität (da die Vorstadt von Wavre jenseits der Brücke liegt) 13 verschiedene Angriffe ab, welche von Vandamme mit 31 Bataillonen unternommen wurden.

Da übrigens das moderne Granatgeschoss, gegen Oertlichkeiten angewendet, den Aufenthalt in ihnen in einer Weise und Schnelligkeit ungemüthlich und unpraktisch macht, die man mit den alten Haubitzgeschossen und Vollkugeln niemals erreichen konnte, so ist natürlich auch der Nutzen der taktischen Verwerthung von Häusern, Dörfern u. s. w. gegen früher sehr ver-

ringert. Ausserdem genügt dies Mittel nicht, und so ist denn die Anwendung des Schützengrabens im Feldzuge von 1870 eine sehr häufige und auch erfolgreiche gewesen. Es ist bei ihrem Gebrauch nur zu kontroliren, ob die sie gebrauchende Mannschaft durch das Liegen oder Knien nichts an der völligen Uebersicht und Bestreichung des Vorterrains verliert. Ob der Gebrauch des Tornisters zur Deckung rathsam ist, hängt von den Umständen ab.

Von der Anlage von Brustwehren für Batterien kann bei der heutigen Trefffähigkeit und der Schwierigkeit, ihnen ein geeignetes Profil in kurzer Zeit zu geben, wohl nur sehr selten die Rede sein.

Zur Einrichtung der Stellung gehören endlich ausser den genannten Verstärkungen auch noch die Eröffnung von Kommunikationen im Innern derselben, insofern Hindernisse die freie Bewegung und somit die Unterstützung aller Punkte, welche festgehalten werden sollen, erschweren oder unmöglich machen. — Hierher gehören: das Anlegen von Brücken, das Zurechtlegen von Fuhrten, Moorbrücken, Abstechen von Grabenrändern, Durchbrechen von Hecken, Oeffnen von Passagen durch Waldstrecken, Ausfüllen eines Hohlweges u. s. w. Selten oder nie kommt Alles dieses auf einmal in einer Stellung vor; indessen möchte in jeder sich wohl die eine oder die andere Arbeit für die Truppen finden, wenn Alles, was Vortheil bringen und Nachtheile abwenden kann, scharf ins Auge gefasst wird.

Zur Benutzung des Terrains auf die hier ausgeführte Weise, um für die Gefechtsstellung den möglichst grössten Vortheil daraus zu ziehen, gehört Zeit. Man muss in solcher Stellung verweilen, und wenn dazu auch keine wochenlange Dauer nöthig ist, so werden es doch Tage sein. — Geht der Krieg aber einen raschen Gang, folgen sich die Ereignisse schnell und drängen sie zur Entscheidung, so fehlt in der Regel diese Zeit, und man muss sich dann begnügen, die Stellungen so zu nehmen, wie es das Terrain gestattet, um entweder das Gefecht darin anzunehmen oder zum Angriff vorzugehen. Da, wo wir vom Gefecht selbst sprechen, werden wir auf diesen Gegenstand zurückkommen.

C. Die Marschstellungen, — Marschlager.

Das Charakteristische derselben ist, dass ihre Existenz nur eine schnell vorübergehende sein kann, und ihre Einrichtungen, die zu treffenden Maassregeln nur provisorische sind. Es geschieht nur das Nothwendigste, um die Truppen zu sichern und sie so aufzustellen, dass ihnen die Möglichkeit gegeben ist, Vortheile aus dem Terrain zu ziehen.

Jedes längere Verweilen in einer Stellung bringt es mit sich, dass die Truppen eine Gefechtsposition nehmen. Denn mit dem längeren Verweilen wird der Feind klarer sehen und in den Stand gesetzt, von jeder Unterlassungssünde Vortheil zu ziehen. Bei dem kurzen Verweilen während einer Nacht ist für stärkere Abtheilungen dergleichen selten oder nie zu fürchten. Um daher die Truppen nicht durch das Auseinanderziehen in die Breite zu ermüden, lässt man sie in grösserer Tiefe, also in kleinen Abtheilungen, in der Marschdirektion aufmarschiren und sorgt nur für ihre Sicherheit durch Detachements.

Kein Marschlager wird in der Absicht genommen, sich darin zu schlagen; und es ist daher zweckwidrig und für die Truppen ermüdend, die Kolonne heute in der Breite zu entwickeln, um sie morgen mit dem Beginn des Marsches wieder zusammen zu falten. Man wird daher am besten die Truppen in der Marschordnung am Wege Stellung nehmen lassen.

Die meisten Wege ziehen sich in Thälern längs eines Wassers, oder sie durchschneiden solche Thäler und Wasserläufe. Eine trockene Wiese oder ein ebenes Ackerstück am Wege, in der Nähe des Wassers, giebt den besten Lagerplatz. Die Tête hält, und die Kolonne marschirt in so breiter Front auf, als es das Terrain zulässt; auf einer oder auf beiden Seiten des Weges. Jedoch darf Infanterie höchstens in der Breite von 3 bis 4 Bataillonen, Kavallerie in der der Regimentsfront und Artillerie in Batteriefront aufmarschiren; das Minimum der Breite ist dann für Infanterie ein Bataillon, für Kavallerie eine Eskadron und für Artillerie eine Batterie, damit die Tiefe nicht zu gross wird. Die Zwischenräume müssen möglichst so gross sein, dass die Truppen in denselben kochen können, und jedenfalls so breit, dass man einzelne Truppentheile aus der Kolonne herausziehen kann.

Seitdem die Armeen keine Zelte mehr haben, ist die Nähe von Dörfern für lagernde Truppen ein nothwendiges Bedürfniss, um Stroh und Holz zu erlangen; gewöhnlich ist es aber auch

der Lebensmittel wegen nöthig, da die Verpflegung durch Fouragirung die gewöhnliche ist. Liegen Dörfer auf der Strasse oder nicht weit von derselben, so echelonnirt man die Truppen nach Maassgabe der Grösse der Dörfer und der Stärke der Truppenmasse bei denselben. — Infanterie lässt man ausserdem gern im Gehölz, Kavallerie in hohem Walde, alle Truppen wenigstens in der Nähe desselben lagern, da das Holz vielfache Bequemlichkeiten und immer einigen Schutz gegen die Witterung gewährt.

Die Sicherheit der lagernden Truppen beruht wesentlich in der Avantgarde, der Arrièregarde und den Seiten-Detachements; also den eigentlichen Vorposten, von denen wir noch weiter sprechen werden.

Um indessen gegen jeden Ueberfall einer kleinen Truppe, die sich vielleicht durchgeschlichen haben könnte oder von den Vortruppen übersehen ist, zu sichern, umgeben wir unser Lager mit Wachen und Posten, den sogenannten Lagerwachen.

Für die Aufstellung derselben giebt es allgemein bekannte reglementarische Bestimmungen. Es sei hier nur bemerkt, dass das, was in dieser Bestimmung sich als eine feste Norm in der Zahl von Posten, Wachen und ihrer Entfernung zeigt, im Felde nach den Umständen modifizirt und dem Terrain angepasst werden muss. Während das Reglement vorschreibt, die Lagerwache solle in der Stärke von 24 Mann auf ein Bataillon 300 Schritt vor der Front sein, werden wir, wenn ein Defilé, eine Wald-Lisière weiter entfernt ist, vielleicht eine Wache von 50 Mann 1000 Schritt weit vorsenden.

Dieses Lagern in der Marschordnung gilt jedoch eigentlich nur von grösseren Abtheilungen, wo in der Regel jede Abtheilung ungetheilt unter ihrem Führer auch während des Marsches bleibt. Bei kleineren Abtheilungen, wo während des Marsches die taktischen Einheiten der verschiedenen Waffen oft zerrissen werden müssen, stellt man diese auf dem Lagerplatze wieder her, damit zur besseren Erhaltung der Ordnung und zur Erleichterung der Oekonomie die Truppen wieder unter ihre ursprünglichen Führer treten.

Ferner nimmt man auf dem Lagerplatze die Front nach der feindlichen Seite, z. B. bei Rückzügen, damit die Truppen, welche zur Unterstützung der Arrièregarde dienen sollen, einfach nur vorzugehen brauchen und nicht zu verwickelten Bewegungen genöthigt sind, da diese leicht Unordnungen erzeugen. Endlich nimmt man auf dem Lagerplatze Infanterie an die Tête oder resp. Queue, wenn diese während des Marsches

auch durch eine andere Waffe gebildet wurde. Zunächst an der feindlichen Seite lässt man niemals Artillerie lagern, weil diese bei Nacht fast widerstandslos ist, dann am leichtesten in Unordnung kommt, und weil der Schaden, den die kleinste feindliche Abtheilung in ihr anrichten kann, am schwersten wiederherzustellen ist. Ueberhaupt muss Artillerie, wenn es irgend möglich ist, so lagern, dass sie in mehr als einer Richtung marschiren kann. Ueber die Einrichtung der Lager und Bivouaks, das Verhalten der Truppen in denselben, die Maassregeln zur Erhaltung der Ordnung und Disziplin u. s. w. gelten reglementarische Bestimmungen; wir können hier dieses Alles übergehen.

D. Der Sicherungsdienst.

I. Die Vorposten.

In einer früheren Periode, namentlich noch im siebenjährigen Kriege, waren in den meisten Fällen die Feld- und Lagerwachen ein und dasselbe; d. h. die Lagerwachen waren zugleich die Feldwachen und bildeten die Vorposten, die eigentlich mehr den Zweck hatten, die Desertion zu verhindern, als den Feind zu beobachten. Die Sicherheit des Lagers beruhte grösstentheils auf der Schnelligkeit, mit der die Truppen in den Waffen waren, und auf besonderen Detachements, Pikets, die gewöhnlich aus der Kavallerie gezogen und gegen einzelne Punkte entsendet oder auf den Strassen vorgeschoben wurden.

In dem Lager von Hochkirch standen sich die Haupt-Armeen auf 5000 Schritt einander gegenüber. Etwa 1000 Schritt von der preussischen Front waren die Dörfer Küppritz und Niethen mit zwei Bataillonen besetzt, und der eigentliche Sicherungsdienst beschränkte sich ganz auf die gewöhnlichen Lagerwachen. In ähnlicher Weise ward fast immer verfahren, und zwar ohne besonderen Nachtheil, da man Ueberfälle und Nachtgefechte grösserer Art eher vermied, als suchte. Dies hatte seinen Grund besonders in der taktischen Ausbildung der Infanterie, welche nur gewohnt war, in Linien zu fechten. Durch das Nachgefecht bei Hochkirch kamen die siegreichen österreichischen Truppen in die vollständigste Unordnung und so durch einander, dass beim beginnenden Tage Stunden nöthig waren, sie wieder zu sammeln und zu formiren. Die

preussischen Bataillone avancirten bei diesem Nachtgefecht in Linie; Kolonnen-Angriffe, mit derselben seltenen Kühnheit ausgeführt, hätten wahrscheinlich das ganze Gefecht hergestellt.

Der Vorpostendienst sowohl in dieser, als auch in der späteren Zeit, beruhte, insofern er über jene Lagerwachen hinausging, grösstentheils und fast ausschliesslich auf der Kavallerie, und war auf ganz mechanische Dienstformen gegründet, die das Reglement angab. In neuerer Zeit hat sich dieses wesentlich geändert; indem man bei der grösseren Beweglichkeit weniger in den Fall kommt, unthätig einander gegenüber zu stehen, und bei der Ausbildung der Truppen für das Einzelngefecht und das Gefecht im koupirten Terrain mehr Sicherheitsmaassregeln bedarf. Zugleich aber hat man auch nicht mehr die Schonung der Truppen vorzugsweise im Auge; endlich eignen sich mit Ausnahme der Kürassiere und Artillerie alle Truppen zum Vorpostendienst.

Man verwendet also mehr Truppen hierzu, kombinirt diese den Verhältnissen und dem Terrain gemäss aus allen Waffen, und treibt sie in weitere Entfernung von den zu sichernden Abtheilungen vor.

Gewöhnlich bildet die Avantgarde oder ein Theil derselben, bei Rückzügen die Arrièregarde, die Vorpostenlinie, die wegen des höchst beschwerlichen Dienstes täglich abgelöst wird. Zuweilen, und besonders bei längerem Verweilen in einer Gegend, hat man eigene Abtheilungen für den Vorpostendienst gebildet, die man, da sie aus verschiedenen Waffen zusammengesetzt wurden, Vorposten-Brigaden genannt hat; so 1812.

Der Dienst der Vorposten ist nun jetzt fast überall reglementarisch, obgleich in sehr verschiedener Weise geregelt; was namentlich von der verschiedenen Fähigkeit der Waffen abhängt. Bei den Oesterreichern ist die leichte Kavallerie besonders dazu geeignet; bei den Russen die Kosaken; bei den Franzosen die Infanterie mehr als die Kavallerie. Wir werden bei dem Folgenden preussische Einrichtungen im Auge behalten.

Die Vorposten-Kette haben wir uns nun als eine zusammenhängende Linie von Posten zu denken, die so stehen, dass feindliche Truppenkörper nicht unbemerkt hindurch kommen. Die Posten haben also nur den Zweck, zu sehen und zu benachrichtigen. — Hinter dieser Linie befinden sich in angemessener Entfernung die Feldwachen, zur Ablösung der Posten, zum Patrouilliren und um einigen Widerstand zu leisten.

Hinter den Feldwachen endlich stehen die Soutiens, um erstere aufzunehmen, zu unterstützen und zu grösserem Widerstand zu unterstützen.

Es ist die schützende Kette der Avant- oder Arrièregarde, mit ihren Trupps und Soutiens, welche in einem bestimmten Terrain fixirt ist; so hat sich dieses bei uns herausgebildet, und in dieser Form stellen wir unsere Vorposten-Ketten aus. Bei anderen Armeen hat sich dieses anders gebildet; das Wesentliche indessen ist sich gleich. — Bei den Russen liegt der ganze Vorpostendienst den Kosacken ob, die einestheils dazu allerdings sehr befähigt sind, deren Fehler aber auch andererseits weniger nachtheilige Folgen haben, weil sie in der Regel sehr weit gegen den Feind vorgetrieben werden. In der Benutzung der Terrainvortheile zu verdeckter Ausstellung der Vorposten, und in der Gewinnung einer Uebersicht des vorliegenden Terrains sind die Kosacken Meister. Von einer Ausbildung der Dienstformen aber ist nicht die Rede. Ein Kosackenpulk lagert wie eine Zigeunerbande an einem möglichst verdeckten und versteckten Platz, und die vorgeschobenen Posten werden vom Gros aus abgelöst. Hinter den Kosacken kommen erst die Vorposten mit Formen, die den unsrigen sehr ähnlich sind.

Die Formation der französischen Vorposten ist anders, als die unsrige. Sie stellen nur einfache Posten, die alle Stunden abgelöst werden, in deren Nähe sich aber ein Korporal oder Brigadier mit drei Mann etablirt und die Ablösung für vier Stunden bewirkt. Nach vier Stunden wird dann der ganze Trupp von der Feldwache abgelöst und zieht nach vier Stunden wieder auf. Dieser kleine Trupp, der, abgesehen von der Ablösung des Postens selbst, etwa die Funktionen eines auf der Strasse stationirten Examinirtrupps hat, ist ein Mittelglied zwischen Feldwachen und Posten. Zu bemerken ist, dass auf diese Weise für jeden Posten zehn Mann gebraucht werden, während wir zur Ablösung eines preussischen Postens sechs haben. Thut Alles seine Schuldigkeit im höchsten Grade, so ist es wohl nicht zu leugnen, dass auf diesem Wege eine grössere Sicherheit für die Feldwache erreicht wird, als bei unserem System. Indessen ist nicht zu übersehen, dass die kleinen Trupps keinen eigentlichen Dienst haben, sich daher in einem Zustande halber Unthätigkeit befinden, der leicht in Sorglosigkeit und Nachlässigkeit übergeht; da es zu schwer ist, alle diese kleinen Abtheilungen zu kontroliren. Daher kann die grössere Sicherheit leicht illusorisch werden. Es wird dadurch ein starkes Drittheil der Mannschaft zerstreut; was von

Wichtigkeit werden kann, wenn eine Feldwache Widerstand leisten soll. Dagegen wird allerdings wieder das Heranprallen einzelner Plänker an eine solche Postenkette weniger besorgt werden dürfen, da sie hier auf jedem Posten gleich fünf Mann gegen sich finden. Jedenfalls müssen unter gleichen Verhältnissen die französischen Feldwachen viel stärker sein, als die unsrigen, was mit der Schonung der Leute nicht Hand in Hand geht. Eine Feldwache, die fünf Posten hat, braucht bei den Franzosen:

50 Mann zu den Posten,
15 Mann zu Patrouillen,

Summa 65 Mann;

bei uns dagegen sind 45 Mann zu demselben Zweck erforderlich. — Endlich ist noch zu bemerken, dass bei den Franzosen jeder Mann eine Stunde von acht wirklich auf Vedette, drei Stunden auf dem Meldeposten (also so gut wie auf Posten) und vier Stunden auf der Wache sich befindet; während bei uns der Mann in sechs Stunden nur zwei auf Posten zubringt. Es ist schwer zu entscheiden, welcher Modus für die Mannschaften angreifender ist.

Bei den Oesterreichern ist eine der französischen ähnliche Formation der Vorposten eingeführt, indem sie nämlich zwischen den Posten und den Feldwachen noch Unteroffizierposten einschieben, von denen jeder dann einen oder zwei Posten abzulösen hat.

Der Theorie nach sollte allerdings die grössere Theilung eine grössere Sicherheit gewähren; in der Praxis aber stellt sich dieses vielfach anders. In dieser kommen eine Menge Momente mit in Rechnung, welche die Theorie gar nicht berücksichtigt; z. B. alles Personelle: der Mangel geeigneter Führer für diese kleineren Abtheilungen, die ihrerseits gerade ebenso gewandt, thätig, umsichtig und in der Gegend orientirt sein müssen, als der Commandeur der Feldwache selbst. Ohne also der einen oder der anderen Form den absoluten Vorzug geben zu wollen, müssen wir uns hier darauf beschränken, die Vorposten nach der Form zu betrachten, wie sie bei uns, wenn nicht vorgeschrieben, doch gebräuchlich ist. Bemerken wollen wir aber, dass die Kenntniss der fremden Formen im Kriege selbst, besonders bei den Unternehmungen und Vorfällen des kleinen Krieges von entschiedenem Nutzen sein wird.

Wir wollen nun die Kette der Vorposten nach ihren einzelnen Gliedern betrachten. Wir bemerken jedoch hierbei, dass

dasjenige, was Jeder durch die Praxis längst erfahren hat, das Formelle des Vorpostendienstes ausserhalb der Betrachtung bleiben wird.

a. Die Posten, Vedetten.

Alle Posten gegen den Feind sind doppelt besetzt; nur die Avertissements- und Verbindungsposten im Innern der Vorposten-Aufstellung werden in der Regel einfache sein.

Die erste Frage bei der Aussetzung der Vorposten ist: wie viel Posten sind unumgänglich nothwendig, d. h. mit wie wenig Posten kann der gegebene Terraintheil so besetzt werden, dass nichts von feindlicher Seite her ihn unbemerkt passiren kann?

Die zweite Frage ist, wenn man zwei Drittel der Wache für die Posten, ein Drittel zum Patrouilliren, in drei Ablösungen rechnet:

Reicht die gegebene Stärke dazu aus?

Die Beantwortung der ersten Frage ist theoretisch für jeden Fall sehr schwierig und kann eigentlich a priori, d. h. nach Plänen und Karten, gar nicht gegeben werden. Sie findet sich erst auf dem Terrain selbst als Resultat der nach allen Regeln erfolgten richtigen Aussetzung der Posten. Ein scheinbar schwieriges, koupirtes Terrain wird sich oft mit wenigen Posten vollkommen decken lassen, indem der Zugänge nur wenige sind; während ein anscheinend leicht übersehbares Terrain, welches Schluchten, Thäler und Wasserrisse enthält, die kein Plan angiebt, einer Menge Posten bedarf.

Die Frage aber, wie wenig Posten sind nöthig? muss dem Commandeur der Wache bei dem Aussetzen der Posten stets vorschweben, damit er keinen Posten unnütz aussetzt. Die Friedensübungen verführen leicht hierzu, indem man sich gewöhnt, das, was hier zur Uebung der Leute geschieht, und wobei natürlich keine Rücksicht auf Schonung der Kräfte zu nehmen ist, auch auf den Krieg selbst zu übertragen. Im nicht sehr zerrissenen und durchschnittenen Terrain, am Rande eines Waldes, hinter einem Höhenzug u. s. w., genügt oft bei Tage eine einzige Vedette. Man gewinnt dann die Kräfte der Leute für die Nacht; was um so nöthiger ist, als gerade in solchem Terrain die Aufstellung der Posten für die Nacht um so schwieriger wird, je leichter sie bei Tage war. Die Aussetzung der Posten erfolgt nun am zweckmässigsten von der

Mitte der Stellung aus, hinter der dann auch gewöhnlich die Feldwache ihren Platz findet. Dies gewährt den Vortheil, dass sie von den Flügeln der Linie gleich weit entfernt ist. Man nimmt zwei Nummern der Posten mit vor, also etwa die Hälfte der ganzen Wache; sind die Posten nach dem einen Flügel hin ausgesetzt, so erfolgt die Aussetzung nach dem andern. Wird eine Feldwache abgelöst, so geht die ganze neue Wache mit vor, damit die Leute das Terrain kennen lernen; es sei denn, der Feind könnte die Postenlinie übersehen.

Stehen rechts und links andere Wachen, so gehen, sobald der mittlere Posten steht, Kavallerie-Patrouillen rechts und links ab, um die Verbindung zu suchen. Stehen keine andere Wachen, so gehen diese Patrouillen auch; jedoch um das Terrain in weiterer Entfernung zu durchsuchen (eine Anlehnung der Postenlinie, ein Gewässer, Sumpf), oder um wenigstens eine Nachricht über den Zustand des Terrains einzuziehen. Ein paar Mann Kavallerie müssen zu solchen Patrouillen, wie zum Melden jeder Infanterie-Feldwache beigegeben werden. Der Fall, dass eine Feldwache isolirt steht, ist im Kriege beinahe die Regel; denn wenn von der Avantgarde auch mehrere ausgesetzt werden, so sind die Flügel-Feldwachen schon jedes Mal nach einer Seite isolirt; aber selten wird auch die Verbindung der Feldwachen unter einander vollkommen hergestellt. Es wird bis zum Abend marschirt; mit Einbruch der Nacht Stellung genommen; dann werden die Feldwachen vorgezogen, und da ist es denn kein Wunder, dass die Verbindung in einem den Offizieren gewöhnlich ganz fremden Terrain nicht so leicht gefunden wird. Für eine Nacht kommt darauf in der Regel auch nicht so sehr viel an; wenn nur die Wege, Uebergänge u. s. w., die nach dem Feinde führen, möglichst schnell mit Posten besetzt werden. Der Feind hat selten Zeit und Gelegenheit, die kleinen Mängel der Ausstellung zu seinem Vortheile auszubeuten. Anders ist es natürlich: sobald man länger, wenn auch nur vierundzwanzig Stunden, in der Stellung verweilt.

Jedenfalls aber ist es nothwendig, dass der Führer der Feldwache in möglichst kurzer Zeit eine genaue Kenntniss des Terrains sich erwerbe. Er muss dies zu Pferde thun und kann es auch nur auf diese Weise. Ist er also nicht beritten, so muss er dazu ein Pferd von den Kavalleristen nehmen, die ihm jedenfalls zu Meldungen beigegeben sind; es ist der beste Gebrauch, den er davon machen kann. Er muss aber nicht blos das Terrain *vor* der Postenlinie, sondern besonders auch *hinter* derselben und in den *Flanken* kennen lernen.

Was nun die Stellung der Posten betrifft, so müssen sie bei Tage so stehen, dass sie möglichst weit die vorliegende Gegend übersehen können, ohne gesehen zu werden. Also Anhöhen, ein Thalrand, Waldränder, ein einzelnes Haus, ein Kirchthurm, eine Windmühle u. s. w. geben die besten Punkte ab. Zugleich müssen sie das Terrain seitwärts und bis zu dem Gesichtskreis des Nebenposten übersehen können. Die Forderung, dass ein Posten den anderen sehen soll, geht zu weit und häuft die Posten in vielen Fällen unnöthig. Wo möglich muss jeder Posten freie Kommunikation mit der Feldwache haben; aber auch dies ist nicht immer zu erlangen, wenn man dagegen nicht die grossen Vortheile, welche oft die Besetzung eines günstigen Punktes hat, aufgeben will. Bei Tage ist dies auch, wenn die Posten nur aufmerksam sind, nicht so gefährlich, da sie den ihnen bekannten Umweg immer noch vor dem Feinde zurücklegen werden.

Bei Nacht erhalten die Posten und Vedetten gewöhnlich eine andere Stellung, indem in der Regel die Vortheile, welche einzelne Terrainpunkte gewähren, durch die Finsterniss verloren gehen. Standen sie bei Tage auf der Höhe, so werden sie bei Nacht in das Thal zurückgezogen, und es werden nun vorzugsweise die Wege, Brücken, Furten, Uebergänge und Eingänge, die zur Stellung führen, mit Posten besetzt. Man wird bei Nacht stets mehr Posten als bei Tage gebrauchen.

Sehr vortheilhaft ist es, wenn die Posten bei Tage so stehen, dass sie aus der Gegend der Aufstellung der Feldwache gesehen werden können. Dies ist jedoch bei nebligem Wetter oder des Terrains wegen nicht immer zu erreichen; dann aber dürfen sie doch nicht weiter entfernt sein, als man einen Schuss hört. In solchen Fällen stellt man dann noch einzelne Zwischenposten aus, auf Punkte, von wo sie die Vedetten und die Wache sehen können.

Infanterie-Posten wird man selten weiter als 400 Schritt vor die Wache stellen, während man Kavallerie-Vedetten 6—700 Schritt vorschiebt und sie bei hellem Wetter und bei weiter Aussicht, besonders wenn man Zwischenposten aussetzt, bis auf 12—1500 Schritt ohne besondere Gefahr bei Tage vortreiben kann.

Im Felde kommt es selten und nur als Ausnahme vor, dass die Vorposten so nahe einander gegenüberstehen, wie wir es bei den Uebungen so häufig sehen. Eine praktische Regel ist hierbei, dass, je näher die Vorposten an dem Feinde stehen, je weiter die Feldwache hinter den Vedetten placirt sein muss.

Einer Infanterie-Feldwache giebt man ungern eine grössere Breite, als etwa 1000 Schritt, zu bewachen. In den meisten Fällen gebraucht man bei Nacht für eine solche Terrainbreite 5 bis 6 Doppelposten; diese, die Avertissements-Posten, der Posten vor dem Gewehr, sowie die Patrouillen, giebt eine Stärke von 50 bis 60 Mann.

Kavallerie-Feldwachen sind gewöhnlich schwächer; einmal weil bei Nacht in der Regel die Infanterie ihren Dienst übernimmt; zweitens aber weil sie, wenn dies nicht geschieht, nur in ganz freiem Terrain ausgesetzt werden; wo man dann nur wenige Posten aussetzt und die Sicherheit durch weites und stetes Patrouilliren erreicht.

Was man nun von der Stärke der Wache bei der Aussetzung der Posten erübrigt, dient dazu, die Zahl der Patrouillen zu verstärken. Fehlen dagegen Mannschaften, so muss auf Verstärkung der Wache angetragen werden; besonders wenn man den Mehrbedarf bei Nacht nicht durch Ersparung am Tage decken kann. Solche Anträge darf der Commandeur aber erst nach einer genauen, jedesmal nach der Aussetzung vorzunehmenden Korrektion und Revision der Posten machen.

Das Terrain in der Postenlinie sieht oft ganz anders aus, wenn man weiss, wie es 500 Schritt davor und dahinter beschaffen ist, und es findet sich dann gar häufig, dass ein Posten, 100 Schritt weiter vor oder zurück, zwei andere unnütz macht.

Die Vedetten und Posten werden spätestens alle zwei Stunden abgelöst; bei schlechtem Wetter, besonders bei grosser Kälte, alle Stunden.

Verhalten der Posten.

Das Verhalten derselben ist grösstentheils durch Instruktionen geregelt. Die Posten im Felde rufen nur an, und examiniren nur Ablösungen und Patrouillen, um sich von ihrer Identität zu überzeugen. Alle anderen Personen sind bei Tage, wie bei Nacht, zurückzuweisen und nach einem erkennbaren Punkt in der Postenkette zu schicken, wo man einen Examinirtrupp hinter den Vedetten aufstellt, den ein zuverlässiger Mann führt. Ein solcher Punkt ist besonders da, wo ein Weg, eine Landstrasse in die Kette führt. Ueberhaupt aber ist im Felde vor dem Feinde keine grosse Frequenz zwischen den Vorposten der feindlichen Armeen; und wer in

solchen Zeiten ausserhalb der Wege durch Feld und Wald schleicht, von dem ist nichts Gutes zu erwarten.

Ein wichtiger Punkt ist das Schiessen der Vedetten. Die Vedetten sollen sehen und benachrichtigen. Gefecht tritt bei ihnen nur ein als ein Akt persönlicher Nothwehr; wenn sie sich plötzlich angefallen sehen. Dies setzt aber entweder eine schlechte Ausstellung der Vedette, oder einen Mangel an Aufmerksamkeit ihrerseits voraus, also stets einen vorangegangenen Fehler. Käme im Felde das Schiessen so oft vor, als bei den Uebungen, so würden die Feldwachen immer unterm Gewehr und im Sattel bleiben müssen. Ausserdem aber hat viel Schiessen der Vorposten den Nachtheil, dass es sorglos macht; die Feldwachen und Soutiens gewöhnen sich daran, es als eine Neckerei anzusehen, und schicken bald eines Schusses wegen keine Patrouillen; es erfolgt auch keine Meldung. Dieses Alles sind gute Vorbereitungen, um dem Feinde einen Ueberfall möglich zu machen. Unnöthiges Schiessen muss daher auf das Strengste untersagt werden. Bei Tage muss bei den Vorposten eigentlich niemals ein Schuss fallen, als wenn der Offizier der Feldwache auf die Meldung von der Annäherung des Feindes es befiehlt. — Bei Nacht ist es freilich nicht ganz zu verhindern, und manchmal auch nöthig, um die Nebenposten zu allarmiren. Indessen muss es doch nur stattfinden, wenn der Feind die Vedettenkette durchbricht oder zurückdrängt.

Das Dritte ist das Melden der Vedetten. So freigebig die Vedetten in der Regel mit dem Schiessen sind, so sparsam sind sie gewöhnlich mit dem Melden. Einen Weg von 1000 Schritt hin und her zu machen, ist für den gemeinen Mann eine Arbeit, und er besinnt sich, ehe er sie beginnt. Man kann in dieser Beziehung nicht strenge genug sein, denn die Fehler und Unterlassungssünden, welche hierbei gemacht werden, lassen sich selten wieder gut machen, und haben oft die unangenehmsten Folgen. Hat man in der Postenlinie oder nicht zu weit davon einen geeigneten Punkt, von wo aus das Terrain in grösserer Ferne zu übersehen ist, z. B. einen Kirchthurm, eine Anhöhe, so wird es in vielen Fällen zweckmässig sein, denselben bei Tage durch einen Unteroffizier mit einigen Mann zu besetzen, der nichts zu thun hat, als die Gegend im Auge zu behalten und zu melden.

Ein Weiteres ist, dass die Vedetten häufig zu spät melden; sie wollen erst genauer sehen und ihrer Sache sicher sein. Dies ist ebenfalls ein Fehler, weil dadurch gewöhnlich dem Commandeur der Feldwache die Möglichkeit genommen

wird, sich selbst von der Sache durch eigenen Augenschein zu überzeugen. Die Vedetten müssen also Alles, jede Veränderung, Staub, Rauch, jede Bewegung von Truppen melden; und diese Meldung muss erfolgen, sobald sie dergleichen bemerken; sie müssen nicht die fernere Entwickelung, das genauere Erkennen abwarten wollen.

Endlich ist hier auch noch das Anrufen zu bemerken. Es wird vielfach verlangt, dass dasselbe leise geschehen soll, damit der Feind den Stand der Posten nicht bemerke. Diese Regel ist unpraktisch. Die Vedetten müssen so laut wie möglich anrufen, damit man schon dadurch, namentlich in der Nacht, bei der Wache hört, dass auf den Vorposten etwas vorgeht. Man kann so häufig von der Wache aus die Patrouillen kontroliren.

b) Die Feldwachen.

Ist das Terrain der Vorpostenkette frei und eben, so wird man die Feldwachen aus Kavallerie, und vorzugsweise aus leichter Kavallerie bilden; im durchschnittenen, waldigen, oder Gebirgs-Terrain fällt der Infanterie dieser Dienst zu.

Ist endlich der Terrain wechselnd, so mischt man beide Waffen bei dem Vorpostendienst. Da man nur selten mitten im Walde, oder quer über eine ganz ebene Gegend Vorposten aussetzt, so sollten eigentlich die Feldwachen stets gemischte sein. Der Dienst der Wache selbst wird dadurch sehr erleichtert und zugleich die Sicherheit im Ganzen unendlich erhöht. Bei Tage wirkt vorzugsweise die Kavallerie, deren Beweglichkeit es gestattet, die Vedetten und Patrouillen weit gegen den Feind vorzutreiben. Während der Nacht übernimmt dann die ausgeruhte Infanterie den Dienst, und zwar die Posten in einer Stellung, die dem Feinde bis dahin unbekannt blieb. Die Kavallerie wird dann 1000 bis 1500 Schritt zurückgeschickt, um zu futtern und zu ruhen. — Obschon nun die Feldwachen selten so formirt werden, so ist es doch unumgänglich nothwendig, dass einige Mann Kavallerie sich bei jeder Feldwache befinden, um Meldungen und ab und zu einmal eine rasche Patrouille gegen den Feind zu machen.

Was nun die Stärke der Feldwache anbetrifft, so regulirt sich dieselbe nach der Zahl der Vedetten. Die Zahl der Vedetten multiplizirt mit neun giebt die Zahl der Wache,

wozu dann noch der Posten vor dem Gewehr, einige Gefreite und einige Avertissementsposten kommen. Eine Feldwache, welche fünf Vedetten auszusetzen hat, muss daher 50 Mann stark sein, nämlich:

5 Vedetten	30	Mann,
1 vor dem Gewehr	3	»
Patrouillen	15	»
2 Gefreite	2	»

50 Mann Infanterie, 6 bis 8 Pferde.

Mit acht solcher Wachen, also 400 Mann und 50 bis 60 Pferden, lässt sich das Terrain in einer Breite von etwa einer Meile sichern. Ungleich grösser wird die Sicherheit, wenn man jeder Wache Kavallerie beigiebt. Der Vormarsch der Feldwachen, der stets nach den Regeln des Avantgardendienstes geschieht; das Aussetzen der Posten; das Absuchen des vorliegenden Terrains; der innere Zusammenhag der ganzen Kette; der ganze Vorpostendienst wird dadurch wesentlich erleichtert und bekommt eine andere Gestalt. Die leichte Kavallerie der Avantgarde kann daher nicht wohl besser verwendet werden, wenn sie stark genug ist, um nicht zu häufig verwendet zu werden.

Die Wahl des Standorts der Feldwachen soll der Vorposten-Commandeur bestimmen. Da er nicht gleichzeitig überall auf der Vorpostenlinie sein kann, die Etablirung derselben aber nicht auf ihn warten darf, so fällt diese Wahl in der Regel den Führern der Feldwachen anheim.

Abgesehen von dem Terrain, muss die Feldwache hinter der Mitte der Vedettenlinie stehen; also gleich weit von beiden Flügeln. Dies erleichtert den Dienst in der Kette sehr, aber es darf nicht peinlich daran festgehalten werden; ja es kann der Fall leicht vorkommen, dass die Feldwache hinter einem der Flügel der Vedettenlinie stehen muss. — Die Feldwache muss nämlich verdeckt stehen, aber so, dass sie sich nach allen Seiten bewegen kann und dass das im Rücken liegende Terrain den Rückzug begünstigt. Eine Kavallerie-Feldwache steht daher schlecht, wenn sie ein Defilé, ein Dorf, was nicht mit Infanterie besetzt ist, ein koupirtes, waldiges Terrain dicht hinter sich hat. Umgekehrt steht eine Infanterie-Feldwache schlecht, wenn sie hinter sich ganz ebenes Terrain hat, oder wenn sie in einem Defilé steckt.

Die Feldwache muss ferner eine freie Kommunikation mit den Vedetten und mit den Soutiens haben, und endlich ist es

vortheilhaft, wenn in ihrer Nähe ein Punkt ist, welcher die Uebersicht des Terrains möglich macht.

Bei Tage, wo ein Ueberfall weniger zu fürchten ist, stellt man, namentlich im koupirten Terrain, die Feldwache gern an rückwärts führende Wege. Bei Nacht rückt man mehr von dem Wege ab.

Die Feldwachen müssen endlich in angemessener Entfernung von dem Gros der Vorposten stehen; d. h. nicht weiter, als eine Unterstützung und ihre Aufnahme durch das Gros noch möglich ist; und nicht näher, als dass letzteres noch bei entstehendem Allarm ohne Uebereilung gefechtsbereit sein kann. Stehen die Feldwachen zu entfernt, so ist es möglich, dass sie aufgerieben werden, ehe ihnen Unterstützung werden kann. Sie müssen deshalb sehr stark gemacht werden, was die Kräfte der Vortruppen frühzeitig konsumirt. Stehen sie zu nahe, so geht ihr Nutzen grösstentheils verloren, indem auf jeden Schuss, der bei den Vorposten fällt, das Gros allarmirt wird oder befürchten muss, dass ein schneller, unternehmender Feind mit den weichenden Feldwachen zugleich in den Bivouak dringt. Die Entfernung einer Feldwache von der anderen bestimmt vorzugsweise das Terrain; indessen stellt man sie nicht gern weiter als höchstens 1000 Schritt von einander, und Infanterie-Feldwachen noch näher. Letzteren Falles haben die Flügel-Vedetten schon 4 bis 500 Schritt bis zur Wache; die Meldung eines Infanteristen braucht mithin schon bis 4 Minuten, in welcher Zeit eine antrabende feindliche Schwadron bereits 1200 Schritt zurücklegt.

Obschon es in der Regel nicht Hauptzweck der Feldwachen ist, sich zu schlagen, so werden dieselben doch gewöhnlich angewiesen, sich zu vertheidigen, um den Feind aufzuhalten und zum vorsichtigeren Vorgehen zu zwingen, und so dem Gros Zeit zu gewähren, ins Gewehr zu kommen. Vertheidigung und Angriff so kleiner Abtheilungen, wie die einer Feldwache, haben nur Wirkung durch Ueberraschung. Die Stellung der Wache muss daher gestatten, den Feind plötzlich anzufallen, wenn er unvorsichtig vordrängt, oder ihm einen unvermutheten Widerstand entgegenzusetzen. Steht eine Infanterie-Feldwache länger als eine Nacht auf einem Posten, so darf in dieser Beziehung nichts versäumt werden, indem fast jeder Posten einer Infanterie-Feldwache dergleichen zulässt. Die günstigste Stellung einer Feldwache ist in dieser Beziehung natürlich die, welche den Gegner zwingt, vor ihr ein Defilé zu passiren, was jedesmal vielfache Chikanen erlaubt.

Aber auch fast in jeder anderen Stellung lässt sich eine Verstärkung anbringen, die um so nützlicher wird, als Ueberfälle und plötzliche Angriffe auf die Vorposten fast immer bei Nacht oder noch im Finstern beim Tagesanbruch stattfinden. Die französischen Feldwachen sicherten sich 1812 und 1813 gegen die nächtlichen Angriffe der Kosacken durch leichte Spaliere von Stangen, die sie um sich her zogen.

Bei Kavallerie-Feldwachen ist dergleichen allerdings nicht thunlich; sie müssen den Feind in solchen Fällen aufzuhalten suchen, indem sie sich da auf seine Tête werfen, wo er gezwungen ist, in schmaler Front zu marschiren. Die Kriegsgeschichte liefert zahlreiche Beispiele dessen, was in solchen Gefechten ein kühnes Darauflosgehen vermag, und wie wenig gefahrbringend dasselbe in der Regel ist, da es hauptsächlich durch Imponiren wirkt.

Ein Hauptaugenmerk des Führers der Feldwache ist die richtige Benutzung der Kräfte der Mannschaften. Steht eine Wache vierundzwanzig Stunden, so müssen sich die Leute bei Tage ruhen, schlafen, die Pferde müssen bei Tage gefüttert werden, und es reicht zu, wenn die Vedetten wachsam sind und der Posten vor dem Gewehr aufmerksam bleibt. Bei Nacht ist dann Alles munter; die Mannschaft soll das Gewehr in der Hand, die Kavallerie aufgezäumt haben. Im Felde aber ist das oft Alles ganz anders. Die Feldwachen bestehen aus Leuten und Pferden, die den ganzen Tag marschirt, auch wohl gefochten haben, und die am anderen Morgen weiter marschiren sollen. Man muss also dann einen ganz anderen Maassstab anlegen und zunächst an Ruhe zur Wiederherstellung der Kräfte denken. Sobald daher die Posten ausgesetzt und Patrouillen gegen den Feind abgegangen sind, futtert die Feldwache nummerweise, die Mannschaft kocht und Alles ruht. Dieser Zustand dauert etwa bis Mitternacht; dann aber muss jeder fernere Gedanke an Bequemlichkeit schwinden und jedes Mittel ergriffen werden, um die Mannschaft munter zu erhalten, wie Tabackspfeife, Erzählungen. Behrenhorst sagt: »Die Feldwache ist der Ort, wo der Offizier Alles anwenden muss, um sich mit Anstand gemein zu machen.« Ein Satz, in dem unstreitig viel Wahres liegt.

Gewöhnlich befindet sich der Feind in keiner besseren Lage, wie wir. Ging er vor uns zurück, so hatte er die Beschwerden des Rückzugs zu ertragen; dann rührt er sich vor Mitternacht sicher nicht. Folgte er uns, so hat er auch marschiren müssen, und es ist ein Angriff ebenso wenig in der Nacht zu erwarten. Gefährlicher ist es, wenn wir uns einer

Stellung genaht haben, in der er uns erwartet. Wir würden dann die Hälfte der Wache etwas weiter rückwärts ruhen lassen und damit nach einigen Stunden wechseln. Mit müden, hungrigen Menschen und erschöpften Pferden ist auf Feldwachen nichts zu machen. Für die Verpflegung muss daher gesorgt werden, und dazu ist denn auch Feuer nöthig.

Gewöhnlich ist die Regel, dass die Feldwachen kein Feuer haben sollen. Einerseits aber müssen sie kochen, andererseits ist es oft, nicht blos im Winter, ohne Feuer unerträglich. So haben denn im Felde gewöhnlich alle Feldwachen Feuer. Allerdings aber wendet man dabei alle Vorsichtsmaassregeln an, und macht Feuer nur auf solchen Plätzen, wo es keinen weiten Kreis erleuchten kann, also auch nicht weit zu sehen ist; besonders aber nie vor hohen Gegenständen, Mauern, Bäumen, die dadurch erleuchtet und weit sichtbar werden. Ferner wird das Feuer immer in einiger Entfernung von der Wache selbst angemacht, und während der Nacht darf sich nur ein Theil der Mannschaft daran wärmen. Steht man Tag und Nacht dem Feinde gegenüber, dann ändert sich auch dieses Verhältniss. Die Wachfeuer werden dann für die Nacht nicht mehr nothwendig, es sei denn im Winter; sie werden daher mit Beginn der Dunkelheit ausgelöscht. Indessen auch in solchen Lagen hat man sie zuweilen brennen lassen, um den Feind irre zu führen und ihn plötzlich von einer anderen Seite her anzufallen, wenn er sich gegen die Feuer dirigirte. Unter Umständen, wo ohne Feuer nicht auszudauern ist, wird dies weiter zurück angemacht, und ein Trupp, der von Zeit zu Zeit abgelöst wird, bleibt auf der Stelle der Feldwache völlig gefechtsbereit stehen.

Geht von den Vedetten die Meldung der Annäherung feindlicher Truppen ein, oder fällt bei denselben ein Schuss, so geht, bei Tage wie bei Nacht, die Wache ins Gewehr und macht sich gefechtsfertig. Infanterie nimmt eine Stellung zur Aufnahme der Vedetten, in einer Tirailleurlinie mit einem Soutien; Kavallerie wird bei Tage in den meisten Fällen vorrücken. Der Commandeur begiebt sich bei Tage selber vor, um zu sehen, was es giebt. Sobald er einige Gewissheit über Stärke, Marschrichtung und Absicht des Feindes hat und sich überzeugt, dass er es nicht mit einer blossen Rokognoszirungs-Patrouille des Gegners zu thun hat, sendet er Meldung davon an das Soutien und an den Commandeur der Vorposten, sowie an die Nebenfeldwachen.

Aus dem Benehmen, der Art des Auftretens, und besonders aus der Stärke und Formation der feindlichen Abthei-

lungen, wird man ziemlich sicher auf deren nächste Absichten schliessen können. Hat feindliche Kavallerie Flankeurs vor sich, und geht sie rasch und entschieden im Trabe vorwärts; hat sie gar reitende Artillerie bei sich: so ist es ganz unbedingt auf einen Angriff und ein Durchbrechen der Vorpostenkette abgesehen. Infanterie, welche Tirailleurs vornimmt, sich in mehrere Abtheilungen entwickelt oder auch in einer Kolonne im Vormarsch bleibt, hat gewiss ähnliche Absichten. Sind dagegen die Bewegungen zögernd; werden Patrouillen rechts und links abgesandt; wird von Zeit zu Zeit gehalten; wird viel hin- und hergeschickt: so weiss der Feind noch nichts Genaues über unsere Stellung und will dieselbe erst rekognosziren.

In beiden Fällen wird das Benehmen der Feldwachen ganz von den Stärkeverhältnissen, dem Terrain und den anderweitigen Umständen geregelt werden. Es lässt sich da wenig allgemein Geltendes bestimmen. Bei Nacht werden die Feldwachen den Feind gewöhnlich am zweckmässigsten in einer günstigen Stellung erwarten und versuchen, plötzlich über ihn herzufallen, wenn er sich, der Oertlichkeit wegen, nicht entwickeln und also von grösserer Stärke keinen Gebrauch machen kann.

Eine Infanteriewache, welche von Kavallerie angegriffen wird, wird sich natürlich in demselben Terrain anders benehmen müssen, als wenn sie durch Infanterie angegriffen ist; ebenso ist es mit einer Kavalleriewache. Noch anders wird das Benehmen der Feldwachen bei Tage sein. Hat eine Infanteriewache innerhalb der Vorpostenkette ein Terrainhinderniss, welches der Feind überschreiten muss, so besetzt sie dies. Häufig aber wird sie, um Vortheil aus dem Terrain zu ziehen, bis in die Vedettenlinie vorgehen müssen und dort eine Tirailleurlinie entwickeln (z. B. wenn die Vedetten am Rande eines Waldes, am Ausgange eines Dorfes, auf einem occupirten Höhenzuge u. s. w. stehen).

Je länger wir dem Feinde den Besitz eines solchen Terrainabschnitts streitig machen, je länger behalten wir die Uebersicht des vorliegenden Terrains und mithin der Anstalten, Stärke und Absichten des Feindes. In allen solchen Fällen muss daher die Wache rasch vorrücken und den bedrohten Punkt mit Tirailleurs besetzen. Anders ist es, wenn Wache und Vedetten im koupirten Terrain stehen und keine freie Aussicht vor sich oder gar ein Defilé hinter sich haben. Im ersten Falle ist es zweckmässig, das Gefecht auf dem geeignetsten Punkte an der Rückzugslinie aufzunehmen; im letzten Falle muss man hinter das Defilé zurückgehen, besonders wenn das-

selbe in geringer Entfernung hinter der Wache sich befindet und nicht vom Soutien besetzt ist.

Eine Kavalleriewache geht bei Tage immer dem Feinde entgegen. Hat sie Infanterie gegen sich, so sucht sie die Tirailleurs zusammenzuhauen; feindlicher Kavallerie fällt sie unvermuthet auf den Hals. Bei Gefechten dieser Art ist die innere Güte der Truppe, die Ausbildung von Mann und Pferd für das Einzelngefecht, sowie der kühne Muth, die kaltblütigste Unerschrockenheit des Führers das Entscheidende. Man darf nicht glauben, dass 20 bis 30 Pferde eine zu geringe Zahl seien, um mit ihnen Wichtiges auszuführen. In neuester Zeit sind freilich in den Kriegen der grossen Armeen die Vorpostengefechte beinahe aus der Mode gekommen; andere Verhältnisse aber können leicht auch hierin eine Aenderung herbeiführen und die Schranken wieder öffnen, die hier dem persönlichen Muth, dem kühnen Scharfblick, der List und der ritterlichen Tapferkeit einen grossen Kampfplatz darbieten. Belehrend ist in dieser Beziehung besonders das Campagne-Journal des Generals von Blücher aus den Jahren 1793 und 1794. Jede Seite desselben erzählt uns Thaten des Blücher'schen Husaren-Regiments, in denen jene Eigenschaften eines Vorposten-Offiziers in den mannigfaltigsten Individualitäten hervorleuchten.

In der Natur der Sache liegt nun, dass der Widerstand der Feldwachen nur sehr relativ ist. Der Feind wird, wenn er es ernstlich meint, die lange dünne Linie der Vorposten fast auf jedem Punkte sprengen können, und die Feldwachen würden in solchen Fällen entweder übereilt zurückgehen oder sich dem aussetzen müssen, völlig aufgerieben zu werden. Diesem Uebelstande zu begegnen, placirt man, namentlich bei den Vorposten grösserer Abtheilungen, hinter den Feldwachen Unterstützungstrupps.

c) Soutiens, Replis, Pikets.

Den ersten Namen führen die Unterstützungstrupps, wenn sie aktiv oder offensiv die Feldwachen unterstützen, also zu ihrer Verstärkung dem Feinde entgegengehen sollen. Replis werden sie genannt, wenn sie dazu dienen sollen, die Feldwachen aufzunehmen und durch Besetzung geeigneter Terrainhindernisse den Rückzug derselben sichern, also defensiv dem weiteren Vordringen des Feindes entgegentreten sollen. Es liegt indessen auf der Hand, dass sich das Verhalten dieser Unterstützungstrupps nicht strenge vorher bestimmen lässt, und dass dasselbe von den Umständen abhängt. Derselbe Unter-

stützungstrupp, der sich defensiv verhalten wird, wenn der Feind mit zwei Bataillons die Postenlinie forcirt, wird zum Angriff vorgehen, wenn 50 bis 60 Mann Infanterie eine schwache Kavallerie-Feldwache im koupirten Terrain zurücktreiben. Und so wird denn auch in der Praxis die Benennung Soutiens und Repli nicht strenge unterschieden; und die Unterscheidung bezeichnet mehr nur den allgemeinen Zweck.

Pikets sind endlich solche Unterstützungstrupps, welche nur in Bereitschaft sind, aus dem Lager des Gros der Vorposten vorzurücken, sobald das Bedürfniss eintritt. Zahl und Waffenverhältniss der Pikets richtet sich nach der Stärke der Gros überhaupt und nach dem Terrain, in welchem sie wirken sollen. Es kommt zunächst nur darauf an, dass die dazu bestimmte Mannschaft zusammengezogen sich in vollständiger Bereitschaft zum Abrücken befindet. Die Verwendung selbst fällt gewöhnlich dem Vorposten-Commandeur anheim und ist grösstentheils derjenigen der Soutiens und Replis gleich.

Soutiens und Replis sind nun so nahe aufzustellen, dass sie die Feldwachen wirksam unterstützen oder dieselben aufnehmen können, ehe sie aufgerieben werden, und so entfernt, dass sie nicht mit ihnen zugleich ins Gefecht verwickelt werden; sondern Zeit behalten, sich in Bereitschaft zu setzen. Es würde die Truppen zu sehr ermüden, wollte man die Soutiens in derselben Aufmerksamkeit, Anspannung und augenblicklichen Gefechtsbereitschaft erhalten, wie die Feldwachen selbst, namentlich in der Nacht. Es tritt also hier gewöhnlich ein Mittelzustand zwischen Ruhe und Gefechtsbereitschaft ein. Wir sagen gewöhnlich; denn es können allerdings auch Verhältnisse obwalten, wo die Soutiens ebenso aufmerksam sein müssen, als die Wachen (z. B. in einem insurgirten Lande, in sehr koupirtem, verwickeltem Terrain; oder bei anerkannt mangelhafter Vorpostenstellung, die oft aber nicht zu ändern ist; endlich bei einem mangelhaften Vorpostendienst). Auf den Standort der Soutiens und Replis wirkt zugleich das Terrain wesentlich ein. Man stellt sie verdeckt natürlich gern so, dass sie Terrainvortheile für die Defensive haben, was das Aufnehmen der Wachen erleichtert, zugleich aber so, dass sie auch dem Feinde entgegengehen können. Endlich wirkt die Beschaffenheit des Terrains vor den Vedetten und die Entfernung vom Feinde auf die Soutiens ein. Steht man mehr am Feinde, ist das zwischenliegende Terrain schwer zu übersehen, können also die Vedetten überraschend angegriffen werden, so dürfen die Soutiens nicht zu entfernt stehen und müssen in demselben Maasse aufmerksamer sein. Endlich muss auch ein

Infanterie-Soutien viel näher stehen, als ein Kavallerie-Soutien, da es dreimal so viel Zeit gebraucht, um heranzukommen.

Die Soutiens stellt man nun, wenn es irgend möglich ist, so, dass eines mehrere und wenigstens zwei Feldwachen unterstützen kann, da sonst zu viel Kräfte dazu gebraucht werden. Jedenfalls aber müssen die Flankenwachen Soutiens haben, die dann eine besondere Aufmerksamkeit nach der äusseren und hinteren Seite richten müssen. Ueber die Wahl der zu den Soutiens zu verwendenden Waffen entscheidet der Zweck, das Terrain und die Tageszeit. Bei Tage, im freien Terrain und bei offensivem Verhalten der Vorposten überhaupt ist Kavallerie am zweckmässigsten zur Unterstützung der Feldwachen. Bei Nacht, im koupirten Terrain und bei einem mehr defensiven Verhalten muss Infanterie dabei vorherrschen. Die Stärke der Soutiens beträgt gewöhnlich 100 bis 200 Mann Infanterie oder 60 bis 100 Pferde, und es ist klar, dass man nur unter besonderen Umständen so schwachen Abtheilungen Artillerie mitgiebt, indem sie dadurch und durch den eigenthümlichen Dienst immer exponirt ist. Indessen kommen doch auch Fälle vor, wo ein paar Geschütze wesentliche Dienste leisten können und geleistet haben, vorzugsweise wenn die Unterstützung dazu dienen soll, einen bedeutenden Terrainabschnitt, ein schwieriges Defilé, einen Damm, eine Brücke über ein bedeutendes Gewässer festzuhalten, also sich vertheidigungsweise benehmen soll. Die Geschütze werden dann ihre Stellung so bekommen, dass das zu vertheidigende Terrain unter ihrem wirksamen Feuer liegt. Ein paar zweckmässig abgegebene Kanonenschüsse haben in solchen Fällen häufig der Verfolgung ein Ende gemacht; abgesehen davon, dass sie auch den grossen Vortheil haben, die ganze Vorpostenkette zu allarmiren.

Wir haben bemerkt, dass die Soutiens selten in dem Grade der Gefechtsbereitschaft zu sein brauchen, wie die Feldwachen selbst. Kavallerie zäumt namentlich bei Tage ab; von Absatteln ist freilich nicht die Rede. Die Infanterie nimmt das Gepäck ab und braucht nicht das Gewehr in der Hand zu haben, wie die Wachen. Es kann gekocht werden, und die Feuer brauchen nicht zu verlöschen. Während der Nacht kann die Hälfte, unter Umständen zwei Drittel der Mannschaft schlafen. — Ganz darf sich aber kein Soutien auf die Vorposten verlassen; es muss vielmehr, namentlich für die Nacht, Maassregeln zur eigenen Sicherheit treffen. Es sind daher nach allen Seiten hin Posten auszustellen in einer Entfernung von

200 bis 300 Schritt und ein lebhafter Patrouillengang zu erhalten. Besonders ist es nothwendig, den nicht durch die Feldwachen gedeckten Seiten mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ueberfälle auf die Soutiens kommen gewöhnlich öfter von der Seite und von hinten, als von vorn. — Die Verbindung mit den Feldwachen, sowie mit den nebenstehenden Soutiens, muss bei Nacht durch fleissiges Patrouilliren erhalten werden. Bei Tage reicht gewöhnlich ein Posten vor dem Gewehr und eine in der Richtung der Feldwachen vorgeschobene Vedette für die eigene Sicherheit aus.

Wie der Führer der Feldwache das Terrain in seinem Bereich möglichst genau kennen muss, so ist es eine Hauptpflicht des Commandeurs oder des Soutiens oder Replis, möglichst schnell das Terrain zwischen den Feldwachen und dem Soutien, und zwischen diesem und dem Gros kennen zu lernen. Da er keine Vedetten auszusetzen braucht, so gebricht es ihm dazu nicht an Zeit. Vorzugsweise muss er sich mit dem Standorte der Feldwachen, den dahin führenden Wegen und dem Terrain bekannt machen, welches rechts und links neben seinem eigenen Posten liegt. Auch die Unteroffiziere und ein Theil der Mannschaft müssen noch bei Tage mit diesen Wegen etc. bekannt gemacht werden, sonst irren sie in der Nacht umher und können die Feldwachen, namentlich wenn sie keine Wachfeuer haben, nicht finden.

Das Verhalten der Soutiens bei einem feindlichen Angriff wird nun gewöhnlich durch den Vorposten-Commandeur geregelt. Der erste Zweck ist stets der, die zurückgehenden Feldwachen aufzunehmen und dem weiteren Durchbrechen und Vorgehen des Feindes ein Ziel zu setzen. Der zweite ist das eigene Vorgehen, um den Feind zurückzuwerfen, ehe er die Feldwache zurückgetrieben hat. Bei Nacht, wo man die eigentliche Stärke des Feindes nicht übersehen kann, und wo man von dem Augenblick des Zurückgehens der eigenen Vedetten an nicht mehr wissen kann, ob der Gegner in mehr als einer Kolonne und aus mehr als einer Richtung vordrängt, wird man sich gewöhnlich mit der Defensive und dem Aufnehmen der Feldwachen begnügen müssen. Bei Tage treten andere Verhältnisse ein; man übersieht immer wenigstens einigermaassen die Stärke und die Absichten des Feindes; man wird ihm dann oftmals entscheidend entgegengehen können und die Feldwachen am besten degagiren, wenn man dieses recht kräftig und ohne Rücksicht thut. Verlässt das Soutien dabei eine Aufstellung hinter einem Defilé, so darf dies niemals ganz unbesetzt bleiben, da man niemals wissen kann, welchen Gang

das Gefecht nehmen wird. Je schwächer das Detachement ist, je nothwendiger ist dies; sehr oft aber wird gerade hiergegen gesündigt, weil man dann nicht gern zum Gefecht selbst sich noch mehr schwächt. Indessen liegt gerade in der Idee, den Rückweg gesichert zu wissen, eine Steigerung der moralischen Kräfte, die fast immer den Abgang an materiellen Kräften reichlich ersetzt. — Artillerie wird man überhaupt nur bei einem Vorposten-Soutien haben, welches ein Defilé vertheidigen soll; geht ein solches zur Unterstützung der Feldwachen vor, so wird man die Geschütze stets unter Bedeckung für den ersteren Zweck zurücklassen.

d) Das Gros der Vorposten.

Es ist dies gewöhnlich das Gros der Avantgarde im Zustande der Ruhe, gleichsam das Reservoir, aus welchem die Vorposten entnommen werden. Dasselbe muss daher alle die Bestandtheile enthalten, welche für den Vorpostendienst nothwendig sind, und dies um so mehr, als dieselben Elemente, leichte Infanterie, leichte Kavallerie und Artillerie, auch die wesentlichen Bestandtheile der Avantgarde bilden. Der zweite Zweck des Gros der Vorposten ist dann aber auch der, einen nachhaltigen Widerstand zu leisten.

Die Vorposten und Soutiens werden aus dem Gros entnommen und kehren nach Beendigung ihres beschwerlichen und angreifenden Dienstes in dasselbe zurück. Dieses bedingt, dass das Gros sich der Ruhe und Wiederherstellung der Kräfte muss überlassen können. Es hat daher seine Stelle in weiterer Entfernung hinter den Vorposten. Das Zweite ist, dass es dem Vordringen des Feindes einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzen soll. Es muss daher eine vortheilhafte Gefechtsstellung haben, angemessen der Stärke und den Waffen, aus denen es besteht. — Die Sicherheitsmaassregeln bei dem Gros bestehen dann in denselben, welche jede andere bivouakirende Abtheilung nimmt: in Lagerwachen u. s. w. Bewegungen bedeutender Truppenabtheilungen geschehen stets auf grösseren Wegen, Hauptstrassen; an diesen ist dann die Stellung des Gros der Vorposten, während die Vorpostenkette sich rechts und links ausdehnt.

Nehmen wir nun als Beispiel die Vorposten einer Division von 12 Bataillonen und den zugehörigen Theilen anderer Waffen, so sind zur Avantgarde derselben, welche dann auch zugleich den Vorpostendienst versieht, etwa disponibel 3 Bataillone, 4 Eskadrons.

In der Regel wird die Vorpostenkette einer Division sich eine Viertelmeile rechts und links ausdehnen müssen, also eine Breite von einer halben Meile einnehmen. Dies macht nöthig ungefähr

5 Feldwachen zu	50 Mann Infanterie	= 250 Mann Infanterie,
	6 Mann Kavallerie	= 30 Mann Kavallerie,
2—3 Soutiens zu	100 Mann Infanterie	= 300 Mann Infanterie,
oder		
2 Soutiens zu	60 Pferden	= 120 Mann Kavallerie
	Summa	550 Mann oder 150 Pferde;

also ein halbes Bataillon und ein Viertel der Kavallerie; so dass mithin die Infanterie den sechsten, die Kavallerie den vierten Tag zum Vorpostendienst verwendet wird.

Hiernach wird sich für stärkere und schwächere Avantgarden leicht übersehen lassen, wieviel Wachen sie auf längere Zeit zu geben im Stande sind, und wie breit durchschnittlich das Terrain ist, welches sie sichern können. Ein Bataillon und eine Eskadron als Avantgarde einer Division zu sechs Bataillonen u. s. w. werden daher gewöhnlich nicht mehr als drei Feldwachen geben und einen Terrainabschnitt von 2000 bis 3000 Schritt sichern können. Für eine Nacht, oder unter ganz besonders dringenden Umständen treten natürlich auch andere Verhältnisse ein.*)

Sobald nun mehr als eine Feldwache ausgesetzt wird, ist es nothwendig, die Vorposten unter einen gemeinsamen Befehl zu stellen, damit ein gemeinsames Wirken und das nothwenige Ineinandergreifen stattfindet. Es ist nun der

Vorposten-Commandeur,

der diesen Befehl führt, der wenigstens im Allgemeinen jeder Wache (welche eine Nummer oder besser einen Namen nach dem Standort erhält) ihren Platz anweist und ihren Wirkungskreis bezeichnet. Er sorgt für die Verbindung in der Vorpostenkette im Grossen; placirt die Unterstützungstrupps, Soutiens u. s. w.; ordnet die Stärke, Zusammensetzung und

*) Im Jahre 1815 beim Beginn der Feindseligkeiten standen die Vorposten des ersten, zweiten und dritten Armee-Corps von Binch bis Rochefort; eine Ausdehnung von 12 Meilen. Jedes Corps hatte seine eigenen Vorposten formirt, die im Ganzen aus 18 Eskadrons (2700 Pferden) und 6½ Bataillonen Infanterie bestanden (4500 Mann). Es ist jedoch hierbei zu bemerken, dass es nur darauf ankam, die Hauptrichtungen, die grossen Strassen zu besetzen und festzuhalten, während das dazwischen liegende Terrain durch Kavallerie-Abtheilungen beobachtet wurde.

das Verhalten der Wachen an; leitet die grösseren Rekognoszirungs-Patrouillen; sorgt für die Ablösung der Wachen; und an ihn müssen hiernach auch die Meldungen über alle wichtigeren Ereignisse gemacht werden.

Bei kleineren Abtheilungen ist der Commandeur der Avantgarde gewöhnlich auch Vorposten-Commandeur; bei grösseren muss beides getheilt werden. Eine Norm lässt sich dafür nicht annehmen. Wo aber zwei Soutiens ausgesetzt werden, ist ein besonderer Vorposten-Commandeur nothwendig, wenn ein gemeinsames Wirken stattfinden soll. Bei längeren, in Verbindung stehenden Vorpostenlinien, bei den Vorposten in einer Stellung, ist es durchaus nothwendig, sie unter einen Befehlshaber zu stellen. Dieser darf sich natürlich nicht mit dem Anordnen und Befehlen begnügen; es ist nothwendig, dass er sich durch eigenen Augenschein von der richtigen Ausführung derselben überzeuge, denn bei keiner Art des Dienstes kommen im Felde leichter Missverständnisse vor, als beim Vorpostendienst. Es muss hier im ersten Augenblick so Vieles der Umsicht und Einsicht der Unterbefehlshaber überlassen bleiben. Auf die Terrainkenntniss des Vorposten-Commandeurs, auf seine rastlose Thätigkeit kommt daher sehr viel an; und es ist hier die Stelle, wo sich der tüchtige, praktische Sinn, der schnelle Ueberblick der Verhältnisse, das augenblickliche Erkennen der Zusammenhänge und der Schwierigkeiten des Terrains bewähren, und wo persönlicher Muth und Entschlossenheit die schönsten Früchte bringen können. Auch in dieser Beziehung ist das Journal Blüchers zu empfehlen; er erscheint während der beiden Campagnen von 1793 bis 1794 stets als Vorposten-Commandeur, und es entwickelt sich in dieser Zeit auf jedem Blatte die hohe Eigenthümlichkeit seiner echten Husarennatur, die, allen Verhältnissen sich anpassend, bald in unermüdlicher Thätigkeit, bald in der schlausten List, bald in dem kühnsten, wagehalsigsten Muth sich zeigt. Er erscheint hier in der That als das Vorbild jedes Vorposten-Commandeurs; seine Anstalten sind musterhaft; er kennt in kürzester Zeit das Terrain vollkommen; weiss in jeder Lage jeden möglichen Vortheil daraus zu ziehen; ist selbst immer beim ersten Pistolenschuss im Sattel; führt jedes bedeutende Unternehmen gegen den Feind selbst; versäumt keine Vorsichtsmaassregel; haut aber auch jedesmal selbst mit ein, wenn es zum Schlagen kommt, und ist bei unglücklichen Gefechten unerschöpflich an Hülfsmitteln. Ein anderweitig für dieses Verhältniss sehr lehrreiches Beispiel ist die Einschliessung von Riga 1812 durch das preussische Hülfscorps, weil sie sich

vom Sommer bis in den Winter ausdehnte, Sümpfe, Flüsse und Wälder in dem Vorpostenbereich lagen, die namentlich beim Eintritt der strengen Jahreszeit durch den Frost häufige Ueberraschungen und Abwechselungen darboten.

II. Von den Patrouillen.

Die Patrouillen sind der bewegliche Theil des Sicherungsdienstes, der Vorposten. Man theilt sie nach dem Zweck des Dienstes, der ganz unabhängig von dem der Vorposten ist (insofern auch Patrouillen gemacht werden können, ohne dass regelmässig Vorposten gesetzt sind), ein in

Visitir-Patrouillen,
Rekognoszirungs-Patrouillen,
sogenannte stehende Patrouillen.

Ebenso findet indessen eine Eintheilung nach ihrer Stärke, in Schleich-Patrouillen und grössere Patrouillen statt. Erstere indessen fallen eigentlich mit Visitir-Patrouillen zusammen, während auch eine Rekognoszirungs-Patrouille aus 2 Mann bestehen kann.

Wir wollen daher eine andere Eintheilung zur bestimmten Bezeichnung der Patrouillen machen, nämlich:

1. Feldwach-Patrouillen.

a) Visitir-Patrouillen,
b) Patrouillen gegen den Feind,
c) stehende Patrouillen.

2. Rekognoszirungs-Patrouillen,

die fast immer aus besonders kommandirten Mannschaften, gewöhnlich aus den Soutiens bestehen.

a) Visitir-Patrouillen

sind nun alle innerhalb der Postenkette gehenden Patrouillen, was dann nicht ausschliesst, dass sie bei Gelegenheit auch das Vorterrain absuchen. Sie haben den Zweck, die Vedetten zu kontroliren, das dazwischen liegende Terrain zu durchforschen, die Verbindung der Neben-Feldwachen, der Soutiens und des Gros zu erhalten. Sie werden also von den Wachen und Soutiens ausgeschickt, und bestehen gewöhnlich aus zwei bis drei Mann. Zur Erleichterung ihres Dienstes lässt man die Mannschaft Gepäck und Lederzeug (besonders weisses) ablegen; sie nehmen nur Gewehre und einige Patronen mit.

Bei Tage, wenn nicht nebliges Wetter herrscht, oder Regen und Kälte die Patrouillen unaufmerksam macht, sind sie grösstentheils entbehrlich; aber man schickt sie aus, damit die Mannschaft das Terrain und die Vorpostenstellung kennen lerne.

Ihr eigentlicher Dienst beginnt in der Nacht. Man schickt sie zwischen den Ablösungen; sie visitiren die Posten, überschreiten von Zeit zu Zeit diese Linie, wenn sie etwas Verdächtiges wahrnehmen. Ausserdem aber macht auch jede Ablösung eine solche Patrouille vor der Front. Gestattet das Terrain es, so kann man den Gang dieser Patrouillen in eine regelmässige Form bringen. Man muss aber dann von Zeit zu Zeit einen Wechsel eintreten lassen, damit die Patrouillen den Vedetten nicht immer von derselben Seite kommen, wohin sie dann unwillkürlich eine grössere Aufmerksamkeit wenden. Auch müssen von Zeit zu Zeit die Flügel-Vedetten der Nebenwachen durch die Patrouillen berührt werden.

Ueberhaupt aber wird der Nutzen dieser Art von Patrouillen häufig überschätzt; er ist in der That nur gering, namentlich wenn man sich auf seine Vedetten verlassen kann. Kann man das aber nicht, so kann man sich auch eben so wenig auf die Patrouillen verlassen, und es steht dann schlimm um den Vorpostendienst. Ist man einem unternehmenden Feinde sehr nahe gegenüber, so tritt ihr Nutzen mehr hervor: sie müssen dann aber mehr vor der Kette der Vedetten als in derselben gehen. Indessen auch dann werden sie nicht immer den Anforderungen entsprechen. General von Brandt erzählt ein interessantes Beispiel. Nach der Schlacht von Borodino setzte eine polnische Division Vorposten auf dem Schlachtfelde aus; die russischen Jäger standen den Polen theilweise auf 100 Schritt nahe. Der Vorposten- und Patrouillendienst wurde auf das Lebhafteste betrieben. Die Mannschaften der Feldwachen standen abwechselnd unter den Waffen; die Patrouillen jagten einander; die Offiziere hielten sich während der Nacht auf den exponirtesten Posten auf. Dennoch blieb es ganz unbemerkt, dass die russischen Jäger während der Nacht verschwanden und durch Kosacken abgelöst wurden. Erst als am Morgen um vier Uhr die Kosacken die Vedetten attakirten und man sie nun verfolgte, wurde der Abmarsch der Infanterie bemerkt, und gerade hierauf war die höchste Aufmerksamkeit gerichtet; da das ein sicheres Zeichen war, dass die Russen am folgenden Tage den Kampf nicht fortsetzen würden.

Zu diesen Visitir-Patrouillen verwendet man nun wo möglich nur Infanterie. Kavallerie-Patrouillen werden zu weit gehört; haben in der Nacht mehr mit den Schwierigkeiten des Terrains zu kämpfen und verlieren dadurch den Vortheil grösserer Schnelligkeit. — Kavallerie-Feldwachen machen natürlich davon eine Ausnahme; sie stehen dann aber auch in ebenem, zugänglichen Terrain.

b) Patrouillen gegen den Feind.

Während die Visitir-Patrouillen mehr parallel mit der Aufstellung der Vorposten gehen, schneiden diese sie in der Richtung von der Wache gegen den Feind.

Sie gehen bei Tage und bei Nacht, sind die wichtigeren, und das Hauptsicherungsmittel der Vorposten. Ihre Stärke ist verschieden, gewöhnlich zwei bis drei Mann; indessen unter Umständen sind sie auch stärker; besonders die ersten, welche mit der Aussetzung der Vedetten gleichzeitig vorgehen und den Charakter der Rekognoszirungs-Patrouillen mehr annehmen. Eben so sind die Patrouillen, welche man mit Tagesanbruch vorschickt, gewöhnlich stärker; da sie ebenfalls das Terrain in grösserer Breite absuchen müssen und in Gefahr kommen, plötzlich angegriffen zu werden.

Bei Tage nimmt man Kavallerie, bei Nacht, oder wenn das Terrain sehr koupirt oder waldig ist, Infanterie zu diesen Patrouillen.

Steht man nicht zu weit vom Feinde, so werden sie bis an seine Vedettenlinie herangeschickt, um über seine Aufstellung, sein Verbleiben in der Stellung u. s. w. Nachricht einzuziehen.

Sie benutzen zu dem Ende die Terrainvortheile; ist das Terrain eben und gewährt es keine Deckung, so ist es am besten, entschieden vorzutraben, um etwa einen Punkt zu erreichen, der eine Fernsicht gewährt. Im waldigen, koupirten Terrain muss sich die Vorsicht verdoppeln; da der Feind bei einiger Thätigkeit sicher nicht unterlassen wird, Hinterhalte zu legen oder doch ähnliche Patrouillen vorzusenden. Wenn man längere Zeit in einer Stellung verbleibt, die dem Gegner also bekannt wird, muss man vermeiden, eine gewisse Regelmässigkeit in den Gang dieser Patrouillen kommen zu lassen. Blücher und seine Offiziere haben die Franzosen in dieser Beziehung manche empfindliche Lehre gegeben, und dies wird besonders gefährlich bei den Patrouillen in den Morgenstunden, welche Behrenhorst die Schäferstunden des Ueberfalls

nennt. So wurde 1794 eine französische Infanterie-Feldwache in der Nähe von Münchalben bei Pirmasens bei hellem Tage von den Husaren überfallen, welche den französischen Morgenpatrouillen folgten, die die Wache zu einer bestimmten Zeit in bestimmter Richtung vorsandte.

Hätte man Mannschaften genug, so würde es am zweckmässigsten sein, eine zweite Patrouille bei den Vedetten zu stationiren, welche vorgeht, sobald die erste zurückkehrt. Mit Tagesanbruch wird eine solche Einrichtung aber beinahe nothwendig und ist, wenn sonst die Kräfte der Mannschaft geschont worden sind, auch ausführbar.

Bei Nacht bestehen diese Patrouillen aus Infanterie und vorzugsweise aus Jägern, die nur das Gewehr und einige Patronen mitnehmen. Sie gehen einzeln und horchend vor; wie denn überhaupt bei Nacht das Gehör der vornehmste Sinn der Patrouillen sein muss; indem man bei hinreichender Aufmerksamkeit marschirende Truppen, namentlich bei ruhigem Wetter und im Winter, sehr weit hören kann. Einen Infanterietrupp von einiger Stärke hört man so auf 500 bis 1000 Schritt, je nachdem der Boden lockerer oder fester ist. Kavallerie ist im Schritt bereits auf etwa 800, im Trabe auf 1200 Schritt wahrzunehmen; eben so Artillerie. Einzelne Infanteristen werden natürlich immer erst viel näher kommen müssen, ehe man sie hört; einzelne Reiter dagegen sind gewöhnlich schon auf 2 bis 300 Schritt bemerkbar.

Ein Fehler der Patrouillen ist, dass sie in der Regel nur einen bestimmten, ihnen angewiesenen Punkt zu erreichen streben, und dann ohne Aufenthalt zurückgehen. Sie müssen angewiesen werden, sich unterweges, besonders an Punkten, welche der Feind passiren muss, wenn er an die diesseitige Vedettenlinie herantritt, aufzuhalten; also an Defiléen, Brücken u. s. w., und besonders ihren Rückweg nicht zu beschleunigen. Stossen sie auf eine feindliche vorrückende Abtheilung, so geben sie Feuer, um so auf das Schnellste die Vedetten und Wachen zu benachrichtigen, denn in der Nacht möchten sie häufig mit der Meldung nicht schneller ankommen als der Feind. Kleine feindliche Patrouillen oder einzelne Leute lassen sie gewöhnlich unangegriffen; wenn sie nicht den besonderen Auftrag haben, zu allarmiren oder Gefangene einzubringen.

Gewöhnlich wird verlangt, die Patrouillen sollen auf einem anderen Wege zurückkehren als auf dem sie vorgegangen sind. Dies ist jedoch in der Praxis selten thunlich, indem es gewöhnlich den Nachtheil hervorbringt, dass die Leute stunden-

lang ohne Weg und Steg umherirren. Führen mehrere Wege gegen unsere Vorposten, so ist es zweckmässig, bei Nacht auf jedem einen Patrouillengang zu etabliren; und man wird so die Mannschaft immer noch weniger angreifen, als durch die erste Anforderung.

Nicht selten finden sich vor oder seitwärts Terrainpunkte, welche der Feind passiren muss, um an uns zu kommen; die aber so entfernt sind, dass eine daselbst aufgestellte Vedette vollkommen exponirt sein würde. Man pflegt auf solchen Punkten, besonders wenn sie von Wichtigkeit sind, eine Unteroffiziers-Patrouille von 6 bis 8 Mann zu etabliren, die sich selbst durch unausgesetztes Patrouilliren, so wie durch mehrfache Veränderung ihrer Stellung sichert, und die dann während der Nacht mindestens einmal abgelöst wird. Man nennt solche Posten sehr uneigentlich

c) stehende Patrouillen.

Der Name kommt zuerst vor im Feldzug 1812, und namentlich vor Riga. Die sumpfigen Waldungen, welche vor der Front der preussischen Stellung lagen, und diese von den Russen und Riga trennten, waren nur stellenweise zu passiren. Die auf den durchschneidenden Wegen aufgestellten Feldwachen konnten daher keine Verbindung halten, und waren deshalb Ueberfällen sehr ausgesetzt; wie denn auch mehrere solche Ueberfälle den Russen gelangen. Man suchte sich daher durch solche stehende Patrouillen zu sichern, die entweder auf den Wegen bis auf Stellen vorgeschoben wurden, wo der Feind neben denselben auch nicht fort konnte; oder welche man auf den praktikablen Stellen zwischen den Wachen stationirte.

Es ist nicht in Abrede zu stellen, dass sie hier wesentliche Dienste geleistet haben; indessen kann mit diesen stehenden Patrouillen auch viel Missbrauch getrieben werden, da es offenbar ein sehr angreifender, die Kräfte der Leute erschöpfender Dienst ist.

Nur zu oft sehen wir sie als ein Auskunftsmittel angewendet, wo ein etwas schwieriges Terrain übersehen werden soll, und wo man nicht recht weiss, wie dies anzufangen ist. Bei Tage müssen sie in dieser Form eigentlich gar nicht vorkommen. In einzelnen Fällen können sie dann aber wohl in anderer Weise angewendet werden; nämlich so, dass man eine schwache Patrouille auf einem entlegenen, aber bei

Umsicht begünstigenden Punkte stationirt, die man von Zeit zu Zeit ablöst. Es ist dies dann eigentlich nichts weiter, als eine weit vorgeschobene, aus 3 bis 5 Mann bestehende Vedette.

Wie nun der Vorpostendienst ein anderer ist, wenn man nur eine Nacht in einer Stellung bleibt, als wenn man längere Zeit darin verharrt, so ist es auch mit dem Patrouillendienst. Für den Vorpostendienst einer Nacht reichen die hier angegebenen Maassregel vollkommen aus. Anders aber ist dies, sobald man längere Zeit in einer Stellung bleibt. Die Vorposten bilden die Sphäre der Berührung der beiderseitigen Kräfte, und es tritt dann das Bedürfniss hervor, genauere, bestimmtere Nachrichten über den Feind, seine Stärke, Absichten, Stellung u. s. w. zu erhalten, dem nur durch grössere Patrouillen abgeholfen werden kann, dies sind:

2. Rekognoszirungs-Patrouillen.

Obschon dieselben im Felde häufig auch in der Form selbständiger Detachements ausgeführt werden, so erscheinen sie doch am häufigsten als im Moment des eigentlichen Vorpostendienstes, weshalb wir es vorziehen, sie hier abzuhandeln.

Ihr Zweck ist zwar, strenge genommen, stets die Erforschung des Feindes, indessen lässt sich derselbe doch insofern zerlegen, als das eine Mal

das Absuchen des Terrains in Bezug auf den Feind, und das andere Mal

das Aufsuchen des Feindes in Bezug auf das Terrain die Hauptsache sein kann.

In beiden Fällen pflegt man die Rekognoszirungs-Patrouillen bei Tage zu senden, und, wenn das Terrain nicht sehr durchschnitten ist, vorzugsweise aus Kavallerie zu formiren. Man wird dazu rasche Pferde und thätige umsichtige Leute auswählen; denn einmal wird eine Patrouille oft nur durch schnelle Bewegungen ihren Zweck erfüllen können oder ihre Rettung finden; andererseits aber eignet sich nicht jeder Reiter zu diesem Dienst, der Gewandtheit, Umsicht und Entschlossenheit in hohem Grade erfordert. Ein Patrouillenführer, der das Terrain kennt und dessen Leute gut beritten sind, wird viel wagen können, und wird gewöhnlich durch ein rasches Vorgehen seinen Zweck erreicht haben, bevor noch der Feind Gegenmaassregel treffen kann. Namentlich

gilt dies rasche Benehmen von dem Moment an, wo uns der Feind entdeckt hat. Nur darf man nicht vergessen, dass in vielen Fällen uns der Feind längst entdeckt haben kann, ehe wir etwas davon bemerken. Das Terrain ist hier maassgebend.

Die Eintheilung und das Verhalten der Rekognoszirungs-Patrouille ist ganz das der Avantgarde. Sie marschirt daher mit einer Spitze, Seitentrupps; sucht Gehölze u. s. w. durch eine Plänkerlinie ab u. s. w., — nur ist eine Patrouille fast immer auf sich selbst angewiesen. Dies bringt einige Abweichung hervor, indem vielfach dadurch veranlasst wird, dass sie, wo eine Avantgarde offen und entschieden auftritt, verdeckt bleibt und Umwege macht. Jede solche Patrouille muss auf die Sicherung ihres Rückzugs Bedacht nehmen, denn ihre Aufgabe ist nicht zu schlagen, sondern Nachrichten zu bringen. Im freien Terrain hat das keine grosse Schwierigkeit; besonders wenn sie rasch und gut beritten ist. Im koupirten Terrain, beim Passiren von Defiléen müssen dagegen alle möglichen Vorsichtsmaassregeln getroffen werden. Ist der Patrouille Infanterie beigegeben, so wird man sie dazu benutzen, solche Punkte, welche die Patrouille auf dem Rückwege passiren muss, zu besetzen; den Eingang eines Defilés, eine Brücke u. s. w. Hat sie keine Infanterie bei sich, so lässt man auf solchen Punkten ein Paar Mann zurück, um durch Schiessen die Patrouille von der ihr drohenden Gefahr zu benachrichtigen; damit sie sich derselben bei Zeiten durch einen Umweg entziehen kann.

Gewöhnlich wird als Regel aufgestellt, dass solche Patrouillen einen anderen Weg auf dem Rückmarsche einschlagen sollen. Kann man das, erlaubt es das Terrain, so ist es allerdings sehr gut und man erlangt dadurch den Vortheil, das Terrain in grösserer Breite abzusuchen. Immer wird sich diese Regel jedoch nicht ausführen lassen; dann ist aber auch jedesmal grössere Gefahr für die Patrouille vorhanden, und sie wird um so aufmerksamer sein müssen.

Der Zweck der Rekognoszirungs-Patrouillen lässt sich gewöhnlich unter drei Rubriken bringen:

α. Entweder sie sollen einen bestimmten, begrenzten Terrain-Abschnitt durchsuchen. Hierher gehören dann die Patrouillen, welche man aus der Vorpostenlinie in der Regel mit Tagesanbruch abzusenden pflegt; namentlich dann, wenn man in der Stellung bleibt; oder welche man absendet, das Terrain in der zu nehmenden Marschrichtung vorläufig aufzuklären. Hier ist besonders nothwendig: — Theilung in mehrere

kleinere Abtheilungen, die gleichzeitig hervorbrechen; sorgfältiges Absuchen, um nicht in einen Hinterhalt zu fallen; Erkundigungen bei den Einwohnern; rasches Vorgehen; Sammeln, sobald die Grenze des Terrain-Abschnitts erreicht ist; und Aufmerksamkeit beim Zurückgehen.

β. Oder sie sollen den Feind, dessen Stellung, Marschrichtung und Absichten man noch gar nicht kennt, aufsuchen und hierüber nach Möglichkeit Nachrichten einziehen. Patrouillen dieser Art müssen, da sie in der Regel auf längere Zeit ganz sich selbst überlassen bleiben, eine grössere Stärke haben. Sie werden in weitere Entfernungen entsendet, und ihr Verhalten und Benehmen fällt ganz mit dem der Parteigänger zusammen, von welchen wir späterhin sprechen werden. Der Erfolg und ihre Sicherheit hängen ganz von ihrer Schnelligkeit, von ihrer Vorsicht und davon ab, dass ihre Gegenwart in der Nähe des Feindes möglichst lange unentdeckt bleibt.

γ. Oder sie werden abgesendet, um die im Allgemeinen bekannte Stellung des Feindes näher zu erkundigen, die Stellung seiner Wachen und Posten, die Lage seiner Bivouaks, und die Stärke und Waffenarten seiner Truppen in derselben zu ermitteln. Selten werden sie ihren Zweck durch Heranschleichen und Spähen ganz erreichen. Sie werden vielmehr häufig in den Fall kommen, die feindliche Postenlinie durchbrechen zu müssen, eine Feldwache über den Haufen zu werfen, um zu sehen, was dahinter vorgeht. Es ist dies der Fall, in welchem Patrouillen zum Gefecht kommen und dasselbe sogar suchen müssen, während sie in allen anderen Fällen das Gefecht vermeiden; denn sie sollen sehen und nicht schlagen. In dem vorliegenden Falle aber ist bei der grossen Anzahl leichter Truppen, welche den Heeren neuerer Zeit beigegeben ist, der erste Zweck, das Sehen, selten anders zu erreichen, als durch Schlagen. Mit so schwachen Detachements ist aber ein Gefecht nach den Regeln der taktischen Formen nicht durchzuführen; und man kann da nur durch Ueberraschung einen Erfolg erringen; einen Erfolg, der aber nur kurze Zeit vorhält, und sich bei längerem Verweilen leicht in Nachtheil verkehrt.

Das Charakteristische dieser Gefechte ist daher, dass man sich, begünstigt durch das Terrain oder die Nacht, an die feindliche Postenkette heranschleicht, und sie zu einer Zeit schnell und überraschend angreift, wo man weiter um sich sehen kann. Dies ist die natürliche Ursache der Ueberfälle mit Tagesanbruch. Bei Nacht schleicht man sich heran;

ein Angriff bei Nacht aber nutzt bei Rekognoszirungen wenig, da man nicht um sich sehen kann; man wartet also den Anbruch des Tages ab. Würde man länger warten, so steigert sich die Wahrscheinlichkeit, entdeckt zu werden.

Zu dergleichen Patrouillen wird man nun vorzugsweise leichte Kavallerie verwenden. Man kann mit kleinen Abtheilungen einer gut berittenen leichten Kavallerie noch in ziemlich koupirtem Terrain mit Vortheil operiren. Das Gefecht der Kavallerie trägt überdies an sich schon in solchen Fällen den Charakter der Ueberraschung an sich, und es steigert sich dieses Moment noch dadurch, dass man mit einer solchen Kavallerie in einer Entfernung und zu einer Zeit plötzliche Angriffe ausführen kann, wo sich der Feind ganz sicher glaubt. Diest ist mit Infanterie fast niemals auszuführen. Ferner ist zu berücksichtigen, dass in einem Terrain, wo man die Rekognoszirungs-Patrouillen aus Infanterie bilden muss, weil leichte Kavallerie darin nicht fechten kann, auch sehr selten eine Uebersicht und weitere Umsicht zu erreichen ist. Eine Ausnahme bildet allerdings das Gebirge und der Krieg im Gebirge. Im Gebirgskriege wird eine leichte und tüchtige Infanterie die Ueberfallsgefechte der Patrouillen durchzuführen haben.

Im Allgemeinen ist nun von der Führung dieser Rekognoszirungs-Patrouillen noch zu bemerken:

Der Anmarsch muss verdeckt und so geheim wie möglich geschehen. Erkennt ihn der Feind aus einiger Entfernung, so wird er uns gewöhlich unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen und uns mit blutigen Köpfen zurückschicken. Eine solche Patrouille geht daher, wie schon bemerkt, gewöhnlich bei Nacht vor, macht nur so viel Entsendungen, als zur eigenen Sicherheit nöthig sind, und nicht auf weitere Entfernung, als es diese bedingt. Von dem Augenblick, wo sie entdeckt ist, oder wo sie das Terrain verlässt, in welchem sie sich herangeschlichen hat, muss ihr Vorgehen schnell und entschieden sein. Sie muss sich dann nicht lange mit dem Plänkergefecht der Vedetten aufhalten; diese rasch und wo möglich übereilt zurückwerfen; die feindlichen Feldwachen zu erreichen suchen, ehe diese im Sattel sind, und sie angreifen, ehe sie zur Besinnung kommen. Hat sie sie geworfen, so muss rasch ein Theil verfolgen, und zwar die schnellsten Pferde, um Punkte zu erreichen, welche eine Uebersicht gewähren. Der Rest folgt als Soutien.

Obschon man in der Regel bei einer solchen Gelegenheit bald eine Ueberlegenheit gegen sich haben wird, so kann man

doch viel wagen; man hat die Ueberraschung, die Ungewissheit des Gegners und den Umstand für sich, dass seine Abtheilungen Anfangs nicht in Uebereinstimmung agiren. Man muss aus den Umständen, dem Benehmen des Feindes fühlen, wie weit man ohne zu grosse Gefahr gehen kann. Ist dieser Punkt aber erreicht, so ist es auch Zeit, umzukehren; man wird das bald an den Anordnungen beim Feinde merken. Es werden sich die Pikets der Feldwachen entgegenstellen; es wird Allarm in den Bivouaks entstehen; es wird gegen uns detachirt werden, namentlich gegen unsere Flanken. Zu alle dem aber gebraucht der Gegner Zeit; eine Zeit, welche uns die Möglichkeit gewährt, unsere Erkennung auszuführen. Der Rückzug wird also angetreten, sobald das Netz, welches in den meisten Fällen der Feind um uns zieht, anfängt enger zu werden. Er geht schnell, aber geordnet vor sich; so dass man im Stande ist, dem Gegner, wenn er zu unvorsichtig folgt, vielleicht noch eine Lektion zu geben.

Man darf übrigens bei solchen Gefechten nicht ausser Acht lassen, dass man es, wenn der Feind nicht ganz den Kopf verliert, in der Regel mit mehr als einer Feldwache zu thun bekommt, wenn die nebenstehenden nicht gleichzeitig angegriffen oder wenigstens mit einem Angriffe bedroht sind. Diese Rekognoszirungs-Patrouillen dürfen daher nicht zu schwach sein, wenn man sie nicht zu sehr exponiren will; und man thut wohl, schwächere Abtheilungen auch gegen die seitwärts stehenden Feldwachen heranprellen lassen.

Die Mittel, welche andererseits Vorposten gegen solche Unternehmungen anzuwenden haben, sind: grosse Aufmerksamkeit, schnelles Fertigmachen und dreistes Entgegengehen; hauptsächlich aber eine gute Aufstellung. Gegen Tagesanbruch wird es sehr nothwendig sein, die Pikets und Soutiens vorrücken zu lassen; entweder um den Vorposten selbst näher zu sein, oder auch um selbst eine Erkennung zu unternehmen.

Strenge genommen ist hiermit die Lehre von dem Sicherungsdienst geschlossen. Indessen knüpft sich hieran auf das leichteste die Betrachtung der besonderen Detachements und Entsendungen, welche man im Kriege theils zu Erhaltung der eigenen Sicherheit, theils zur Störung der feindlichen macht. Wir wollen daher hier noch zugleich von diesen Entsendungen sprechen.

Im Allgemeinen haben sie, insofern sie zur eigenen Sicherheit dienen, den Charakter der grösseren Rekognos-

zirungs-Patrouillen; allerdings aber auch im grösseren Maasstabe, denn sie sind häufig aus allen Waffen zusammengesetzt.

Wir haben gesehen, dass die Avantgarde einer Division im Nothfall das Terrain in der Breite etwa einer Meile sichern kann. Das Terrain, welches darüber hinausliegt, darf aber in den wenigsten Fällen ganz unbeachtet bleiben. Nehmen wir an, dass die Division eine Meile hinter den Vorposten bivouakirt, so würde der Feind durch Umgehung der Vorposten immer noch mit einem Nachtmarsch an dem Gros sein können, und es würde der Hauptvortheil der Vorposten, die Möglichkeit der freien Bewegung der Division, nach den Umständen verloren gehen. Wir würden uns z. B. in einer solchen Lage schlagen müssen, um unsere Avantgarde und Vortruppen nicht aufzuopfern. — Aehnlich sind die Verhältnisse bei grösseren Heerestheilen und die Lage der Flügel-Kolonnen bei grossen Armeen.

Das seitwärts liegende Terrain muss also durch Detachements beobachtet werden, die so weit vorzuschieben sind, dass der Gegner mehr als einen Marsch braucht, um mit grossen Abtheilungen an unsere Kolonne zu kommen. Je mehr Märsche er machen muss, um uns zu erreichen, je mehr steigt die Wahrscheinlichkeit, dass eine solche Bewegung entdeckt, und uns hinreichende Zeit gewährt werde, ihrem Stosse zu begegnen oder auszuweichen. Es liegt mithin in unserem Interesse, unsere Flanken möglichst weit zu sichern. Dies hat jedoch sein Maximum einmal in der Masse der Truppen, die dazu verwendet werden können; zweitens in der Oertlichkeit; drittens in den Maassregeln und dem Benehmen des Feindes.

Eine Division wird zu diesen Flankendetachements selten mehr als hundert Pferde verwenden, und diese, wenn sie sie nicht ganz isoliren will, höchstens zwei bis drei Meilen weit entsenden können. Bei grösseren Abtheilungen wird wohl nach jeder Seite eine Abtheilung von zwei bis vier Eskadrons, auch wohl mit einigen leichten Geschützen, entsendet, die dann schon ein paar Tagemärsche seitwärts gehen, und auch die Verbindung der verschiedenen Heerestheile unterhalten.

Bei den verbündeten Heeren übernahm im Freiheitskriege die russische leichte Kavallerie diesen Dienst fast ausschliesslich; indessen haben doch auch preussische Kavallerie-Abtheilungen daran Theil genommen. Bei den französischen Heeren dieser Zeit wurde dieser Dienst, wie der

ganze Sicherungsdienst, sehr vernachlässigt; was besonders aus dem Mangel an Kavallerie, besonders an leichter, hervorging. Es ist ihnen daher auch während des ganzen Feldzuges 1812 und 1813 nie gelungen, eine einzige überraschende oder nur einigermaassen geheime Bewegung auszuführen; während dies den Verbündeten mehrfach geglückt ist (z. B. Lützen, Haynau, Blüchers Abmarsch nach Wartenburg). Napoleon fühlte die Fesseln, die dies Missverhältniss ihm auferlegte, und er hat in dieser ganzen Zeit auch nichts dergleichen versucht. Im Feldzuge 1814 gestalteten sich dagegen die Verhältnisse anders und Napoleon hat da durch die Gefechte von Nontmirail, Champeaubert und Etoges die Nothwendigkeit aufmerksamer und tüchtiger Flanken-Detachements praktisch gelehrt; denn die mangelhafte Beobachtung der linken Flanke des schlesischen Heeres in der Richtung auf Sezanne (durch die Russen unter Alsuwioff) war der erste Grund zu dieser Reihe unglücklicher Gefechte, die dem Blücherschen Heere 5000 bis 6000 Mann und 15 Geschütze kosteten, und dasselbe für vierzehn Tage auf die Defensive warfen. — In dem kurzen Feldzuge von 1815 war französischer Seits alles auf die Entscheidung durch Hauptschlachten gestellt, und es ist merkwürdig, wie der ganze Vorposten- und Sicherungsdienst vernachlässigt wurde.

Die eine Schranke für die Entfernung der Flanken-Detachements bildet also die Stärke und die Waffenarten derselben. Leichte Kavallerie in grosser Zahl begünstigt ihre Entsendung in grosser Entfernung. (So 1812 und 1813 die Russen.) Schwache Detachements darf man nicht zu weit entsenden; einmal um sie nicht zu exponiren, zweitens weil sich sonst der Feind leicht dazwischen schieben kann, und ihr Zweck so verloren geht.

Die zweite Schranke beruht in der Oertlichkeit. Haben wir ein neutrales Gebiet neben uns, oder ein unwegsames Terrain, Gebirge, grosse Wälder, Moorgegenden, einen breiten Strom u. s. w., so ist es selten nöthig, Flanken-Detachements darüber hinaus zu senden.

Ganz besonders aber ist hierbei das Verhalten und Benehmen des Feindes maassgebend. Sucht er uns mit solchen Detachements zu umgeben, zu umfassen (denn diese Form ist die vortheilhafteste, weil sie bei der geringeren Entfernung die grössere Sicherheit gewährt), so bleibt nichts übrig, als durch starke Schläge die Fesseln, die er uns so anlegen will, zu zerreissen. Sobald nämlich der eine Theil zum wirklichen Umfassen durch leichte Truppen vorgeht, wird der Nachtheil

für den anderen Theil verdoppelt; während, so lange sich beide Theile gradlinig parallel einander gegenüber bleiben, der Vortheil beider Seiten sich kompensirt. Im letzten Falle nämlich ist Jeder gegen den Anderen gesichert, indem keiner von beiden Theilen unentdeckt eine Bewegung gegen das Gros des Anderen ausführen kann. Im ersten Falle aber kann der umfasste Theil

sich selbst nicht unbemerkt frei bewegen, oder
dagegen es kann dies der andere Theil.

Dies Umfassen also ist die vortheilhaftere Form, und wir werden daher bemüht sein, die Flanken-Detachements vorzutreiben. Dies gilt von der kleinsten wie von der grössten Abtheilung. Eine auf solche Weise vorgeschobene Patrouille von zwölf Husaren nutzt und fördert die Sicherheit mehr, als eine Schwadron, welche sich in der umgekehrten Form befindet.

Je mehr aber ein Flügel-Detachement vorgeschoben ist, je mehr ist dasselbe selbst exponirt, und auf seine Aufmerksamkeit und Thätigkeit angewiesen. In dieser Form aber ist es, dass auch seine Wichtigkeit zunimmt, und selbst eine schwache Abtheilung entscheidenden Einfluss auf die Begebenheiten gewinnen kann. So streifte der Major von Falkenhausen am 18. Juni 1815 mit einem schlesischen Landwehr-Kavallerie-Regiment bis weit hinter die rechte Flanke der französischen Hauptarmee, und machte jede direkte Kommunikation Napoleons mit Grouchy unsicher.

Auf Unterstützung durch andere Truppen kann also ein solches Detachement nie rechnen. Es ist sich selbst überlassen und muss daher die Mittel der eigenen Sicherheit in sich selbst finden. Hierher gehört nun zunächst grösste Beweglichkeit, häufige Veränderung des Standortes. Dabei aber darf der Hauptzweck: Sicherung der Heeresabtheilung, und mithin Beobachtung der Strassen, auf welchen der Feind eine gefährliche Bewegung ausführen kann, niemals aus den Augen verloren werden. Das Detachement braucht zwar nicht in direkter Verbindung mit den eigentlichen Vorposten zu bleiben; indessen erfordert der Zweck, dass es sich so aufstellt, dass keine grössere Abtheilung vom Feinde die Vorpostenstellung unbemerkt umgehen kann. Je schwächer ein solches Detachement ist, je weniger es für sich also einen Vorpostendienst organisiren kann, je mehr muss dasselbe bemüht sein, dem Feinde die nothwendigen Ruhemomente gleichsam abzustehlen. Es muss zuweilen verschwinden, um an einem verdeckten,

entlegenen sicheren Orte zu futtern, zu kochen und zu ruhen; und es wird zu diesem Zweck häufig stärke Märsche zu machen haben.

Genaue Terrainkenntniss und unermüdliche Thätigkeit sind Haupterfordernisse für den Führer, während die Mannschaft vorzugsweise tüchtig und gut beritten sein muss.

Werden diese Flanken-Detachements aus allen Waffen gebildet, so haben sie den Charakter einer Avantgarde; sie formiren sich und operiren dann mehr in dieser Weise, wenn ihnen nicht etwa ein bestimmter fester Punkt zur Besetzung angewiesen wird, von wo aus sie ihre weiteren Unternehmungen machen. So z. B. wird oft ein solches Detachement zur Beobachtung und Besetzung eines Flussübergangs, eines bedeutenden Defilés, das in der Flanke des Heerestheils liegt, entsendet; und hat von da aus Patrouillen und kleinere Detachements gegen den Feind vorzutreiben. Dergleichen Verhältnisse bestimmen dann natürlich das Benehmen und Verhalten; wobei es auch darauf ankommt, ob überhaupt die Kriegführung eine rasche, lebendige ist, oder ob temporisirt, Zeit gewonnen werden soll.

Lösen sich die Flanken-Detachements ganz vom Heere ab, geben sie die unmittelbare Verbindung auf, und begeben sie sich in die Flanken oder den Rücken des Feindes, so werden dieselben Streifcorps, Parteigänger u. s. w. genannt. Ihr Zweck ist sodann, Nachrichten vom Feinde durch Beobachtung der grösseren Nachzüge, durch Aufheben von Depeschen, höheren Offizieren einzubringen, die Kommunikationen des Feindes unsicher zu machen, Transporte zu vernichten, Gefangene zu befreien u. s. w. Solche Streifcorps sind in der Regel nur wenig zahlreich, namentlich wenn ihnen nicht eine bestimmte Unternehmung, zu der eine grössere Truppenzahl nothwendig ist, aufgetragen wird. Es soll hier mit wenig Kräften, die man exponirt und preisgiebt, dem Feinde viel und empfindlicher Nachtheil beigebracht werden. Wird dem Führer eines Streifcorps eine bestimmte Aufgabe gestellt, so muss er diese Aufgabe fest ins Auge fassen und sich nicht durch die günstigste Gelegenheit, andere Coups auszuführen, zu solchen verleiten lassen; denn der glücklichste Streich macht seine Gegenwart nur um so mehr bekannt. Hat er keinen bestimmten Auftrag, so muss er seine Thätigkeit nur auf wesentliche und wichtige Dinge richten. Allarmiren, Contributionen beitreiben, Gefangene machen u. s. w. sind bei der jetzigen Kriegführung und bei den zahlreichen Heeren höchst unwesentliche Dinge, auf die er sich gar nicht

einlassen muss. Mannschaft hat gegenwärtig weniger Werth und ist leichter zu ersetzen, als Material. Er muss also besonders darauf ausgehen, Munitions- und Artillerie-Transporte wegzunehmen und zu vernichten, eben so Transporte von Bekleidungs-, Ausrüstungs- und Bewaffnungs-Gegenständen, Pferden. Transporte von Lebensmitteln haben nur Wichtigkeit, wenn der Feind Mangel leidet. Kriegskassen, Geldsendungen dagegen sind um so wichtiger, da wir sie mit uns fortführen können.

Ein Streifcorps, welches wesentliche Dienste leisten soll, muss sich in den Raum, den der Feind sicher glaubt, also hinter seinen Rücken einschleichen und sich erst zeigen und thätig werden, wenn es diesen Raum erreicht hat. Es muss sich daher zunächst aus der Sphäre der grossen Heere entfernen und die Flanken der feindlichen Stellung in einem grosssen Umwege umgehen; da, wenn es früh entdeckt wird, der Feind sofort dagegen detachirt und es unschädlich macht. Daher passt, angenommen im Gebirge, nur leichte Kavallerie für diesen Dienst, weil es sich von Zeit zu Zeit nur durch starke Märsche der Aufmerksamkeit des Gegners wieder entziehen kann, um an einem anderen Schauplatze plötzlich zu erscheinen.

Streifcorps dieser Art waren sonst nicht viel über 100 Pferde stark; aber mit 100 Mann einer gut berittenen tüchtigen leichten Kavallerie lässt sich vieles ausrichten. Das Streifcorps des Rittmeisters von Colomb im Mai 1813 hatte diese Stärke. Er umging, nachdem er am 11. Mai bei Rahden, in der Nähe von Königsstein, die Elbe passirt hatte, die rechte Flanke der Franzosen durch das Erzgebirge, begann seine Thätigkeit aber erst weit hinter der französischen Armee. (Je näher man nämlich zu der Quelle der feindlichen Zufuhren und Transporte gelangen kann, je empfindlicher werden die Verluste.) Am 29. Mai überfiel er bei Zwickau einen französischen Artillerie-Train, welcher durch 6 Offiziere, 116 Mann Kavallerie, 86 Mann Infanterie und 200 Mann bewaffnete Trainsoldaten eskortirt wurde, die denselben in gewöhnlicher Weise deckten. Colomb griff Tête, Nachhut und Flanke gleichzeitig an; entwaffnete die Infanterie und schlug die Kavallerie, welche sich theilweise wieder gesammelt hatte, aus dem Felde; wobei 60 Perde und 30 Mann gefangen wurden. Der ganze Transport, 18 Kanonen, 6 Haubitzen, 36 Munitionswagen, 10 Vorrathswagen, wurde genommen; 700 Pferde, 300 Mann gefangen.

Das Streifcorps bestand aus 83 Mann incl. Offiziere, und hatte einen Mann todt, 5 verwundet.

Ein anderer Fall, in welchem aus der Thätigkeit der Streifcorps Nutzen gezogen wird, ist das Vorsenden derselben, wenn die Heere noch in grösserer Entfernung von einander sind; oder wenn sie durch den Rückzug des einen Theils wieder in grössere Entfernung von einander kommen. Sobald diese Entfernung mehr wie einen Tagemarsch beträgt, wird die Thätigkeit der Avantgarde in Bezug auf die über den Feind einzuziehenden Nachrichten mehr und mehr erfolglos. Sie ist ein Theil des Ganzen, und kann sich ohne Störung des ganzen Organismus nicht davon losreissen. Kleine Abtheilungen werden daher entsendet, um den Gegner aufzusuchen; ihn und seine Bewegungen im Auge zu behalten, und Nachrichten darüber einzusenden, die von der höchsten Wichtigkeit und in vielen Fällen die eigenen Bewegungen und Maassregeln bestimmen. Alle dergleichen Streifcorps sind auf ihre eigenen Kräfte, mehr aber noch auf die eigene Vorsicht, List und Entschlossenheit angewiesen. Ganz besonders aber treten die Folgen hiervon in Feindes Land hervor. Im eigenen Lande ist jeder Einwohner ein Verbündeter, oder er hält sich wenigstens neutral. Einerseits trägt dies sehr wesentlich zur Sicherheit solcher Detachements bei; Nachrichten strömen ihnen zu; sie erfahren jede Bewegung, jedes Erscheinen des Feindes, oder können es doch bei einiger Thätigkeit erfahren; sie finden immer Bereitwillige, um sie über das Terrain, die Wege, Passirbarkeit von Furten und Brücken zu unterrichten. An Führer und Boten ist kein Mangel, und sie werden selbst durch die Einwohner auf manchen Streich und auf die Ausführbarkeit von Unternehmungen aufmerksam gemacht, die ihnen sonst entgangen wären. Lesen wir aufmerksam die Geschichte solcher Streifzüge, so werden wir sehen, wie vielfacher Vorschub den Detachements daraus erwachsen ist, und wie grossen Einfluss gerade dies Verhältniss auf die Bewegungen, Thaten und Erfolge derselben gehabt hat. Sie bewegen sich in einem von ihrer Seite aus durchsichtigen Element, welches ihnen gestattet, die Bewegung des Feindes aus weiter Ferne zu erkennen; während dieser einen Nebelschleier vor sich hat, den er mühsam nach allen Seiten, und immer nur theilweise lüften kann.

In Feindes Land verkehrt sich dieses Verhältniss in das Gegentheil. Es ist nicht nothwendig, dass die Bevölkerung zu den Waffen gegriffen hat, wie in Spanien, Russland, oder

in den Ardennen 1814 und 1815, um uns in jedem Einwohner einen Gegner und einen Spion zu gebähren, der jede unserer Bewegungen beobachtet und sie verräth, so oft er kann; der uns irre führt, uns Nachrichten verheimlicht und uns auf diese Weise aktiv und passiv zu schaden sucht, so viel er kann. Unter solchen Umständen pflegen es dann nur das Geld und die Furcht zu sein, welche uns sichere Nachrichten verschaffen. Beides aber reicht selten weit.

Die Kriege aller Zeiten geben hiervon zahlreiche Beispiele. Ein naheliegendes sind die Feldzüge 1813 und 1814. Während in dem ersteren die Streifscorps und Detachements die grösste Thätigkeit entwickelten, den Feind nach allen Seiten umschwärmten, hinter seiner Front die Verbindungen der grossen Hauptarmeen unterhielten, seine Nachzüge überall anfielen, die rückwärts gelegenen Landestheile zu insurgiren suchten, und Napoleon von Zeit zu Zeit durch die Unterbrechung der Verbindung mit Frankreich so isolirten, dass er starke Abtheilungen entsenden musste, um die Hauptstrassen frei zu halten — verschwindet mit dem Ueberschreiten der Grenze Frankreichs diese ihre Thätigkeit fast ganz. Sie erscheinen eigentlich nur noch als grosse Patrouillen, um die Verbindung der grossen Heerestheile zu unterhalten.

Im Jahre 1870 hat man grössere Kavalleriemassen für diesen Dienst verwendet; etwas, was man früher vermied, weil man selten in der Lage war, solche Massen dem Dienst in der Schlacht entziehen zu können. Es muss noch dahin gestellt bleiben, ob man nicht hätte mit geringeren, zum Streifdienst bestimmten Kräften (Regimentern etc.) eben so weit gekommen wäre; jedenfalls hat man mit jenen das erreicht, was man wollte, und ist frühzeitig von den Absichten des Feindes unterrichtet gewesen. Wer von beiden Gegnern im Felde von den Unternehmungen des Feindes, seinen Bewegungen, seinem ganzen Thun und Lassen das Meiste weiss, hat damit einen unendlichen Vortheil in der Hand, der jenen kleineren Nachtheil vielfach aufwiegt. Alle Operationen bekommen dadurch den Charakter der Bestimmtheit; die unsicheren, ungewissen und schwankenden Bewegungen, deren Folgen unnütze, ermüdende Hin- und Hermärsche sind, verschwinden, und der Erfolg gewinnt an Sicherheit. Dennoch aber werden wir beim Studium der Kriegsgeschichte sehen, wie oft dieses Mittel, über die Absichten des Gegners ins Klare zu kommen, selbst unter den günstigsten Umständen versäumt wird.

Beim Beginn des Krieges 1813, wo es den Franzosen ganz an Kavallerie mangelte, und wo dagegen ein solcher Ueberfluss auf der Seite der Verbündeten war, dass sie die ganze feindliche Armee mit leichter Kavallerie hätten umgeben können, war man theilweise über die Bewegungen Napoleons ganz im Ungewissen. Die alliirte Kavallerie betrug 25,000 Pferde; und doch wurde das Corps von Miloradowitsch gegen Zeitz, ganz links hin vorgeschoben; weil man nicht wusste, ob Napoleon nicht in dieser Richtung mit einem oder einigen Paar Armee-Corps operiren würde, obschon nicht ein Mann von den Franzosen des Weges kam.

Im Feldzug 1806, der überhaupt höchst belehrend ist, indem er zeigt, wie man es nicht machen muss, gewährte der Thüringer Wald die vortrefflichste Gelegenheit, mit kleinen Detachements die Bewegungen und die eigentliche Marschrichtung des Feindes zu beobachten und zu erforschen. Es geschah nichts dergleichen; oder doch das, was geschah, so spät, dass die bestimmten Meldungen später kamen, als die Katastrophen selbst.

Ueber das taktische Verhalten der Streifcorps ist im Ganzen wenig zu sagen. Es kann nicht ihre Sache sein und liegt nicht in ihrer Natur, ein Gefecht systematisch durchzuführen; um so weniger, als es gar nicht in ihrer Aufgabe liegt, sich mit taktisch gefechtsbereiten Truppen einzulassen. Sie haben lediglich den Ueberfall und das Ueberraschungsgefecht zu führen, wenn sie angreifen; beim Rückzuge ist Durchschlagen ihr Heil, sie suchen es nicht in zähen Defensivgefechten. Diese Verhältnisse bedingen ein Zusammenhalten der Masse; mit der Theilung muss die Wahrscheinlichkeit des Erfolges schwinden. Ein systematisches Durchsuchen des Terrains, wie es die Avantgarde ausführt, kann hier auch nicht ausgeführt werden, da es Zeit kostet, Aufmerksamkeit erregt, und dem Charakter des Partisanen widerspricht; besonders dann, wenn der Feind in der Nähe ist.

Kann er nicht bei Nacht oder verdeckt marschiren, so thut er es so unbefangen als möglich. v. Colomb ist so am hellen Tage mitten durch die französischen Quartiere marschirt. Statt einer Spitze reitet dann ein Offizier oder Unteroffizier voraus; alles Uebrige bleibt zusammen. Im Gefecht selbst tritt Theilung höchstens ein, wenn man, wie beim Angriff auf einen Transport, den Feind von mehreren Seiten anfallen will. Erscheint der Ausgang zweifelhaft, so wird man eine kleine Reserve aus dem Gefecht halten; wobei sich Alles wieder sammelt.

Ein Sammelpunkt muss überhaupt bei allen solchen Gelegenheiten gegeben werden, und zwar weit vorwärts oder rückwärts, da ein solches Detachement leicht in den Fall kommt, auseinander gesprengt zu werden.

Es kommt natürlich auf die Tüchtigkeit, Entschlossenheit und Verschlagenheit des Führers Alles an. Ueber Verschlagenheit und List, über Muth und Entschlossenheit lässt sich kein System geben; sie beruhen gerade auf dem völligen Aufgeben desselben.

Man könnte daher hier etwa nur Beispiele geben; aber das Thema würde doch nicht erschöpft, und ausserdem hilft es nichts, da die Verhältnisse in jedem künftigen Falle andere sind, als in allen vorhergehenden.

DRITTER ABSCHNITT.

Das Gefecht.

Einleitung.

Wir haben den Krieg als das Instrument bezeichnet, dessen sich die politischen Mächte (Einzelstaaten, Staatenbunde, Allianzen) bedienen, um ihren Gegner durch physische Gewalt zur Erfüllung ihres Willens zu zwingen. Dieses Zwingen erscheint entweder positiv als Angriff, oder negativ als Abwehr, Vertheidigung, zwei Momente, die mit gleicher Bedeutung, aber verschiedenem Werthe durch alle kriegerischen Handlungen hindurchgehen und im Kampfe ihren thatsächlichen, rein physischen Ausdruck erhalten. Der eigentliche Kampf, das thatsächliche Aneinandergerathen der Kriegsmittel, der Heere, ist das Gefecht. Wir sagen: der eigentliche Kampf; denn es kann dem Gefecht ein Kriegszustand vorangehen, in welchem die Operationen, das Erscheinen einer grossen Ueberlegenheit, moralisches Uebergewicht u. s. w. schon einen Zwang üben, der den bis dahin nur gewollten oder gedrohten, rein politisch gebliebenen Kampf mit einem Frieden beendet.

Der wesentliche allgemeine Zweck des Gefechts ist in letzter Instanz das Niederwerfen oder die Abwehr des Gegners. Zu diesem Zweck sucht man so stark als möglich zu sein, so viel Kampfmittel als möglich in Thätigkeit zu setzen, und zwar, wo nicht auf einem Punkte, doch räumlich so konzentrirt anzuwenden, dass die Leitung möglichst genau denselben obersten Willen zweckmässig durchsetze. Die Kampfmittel sind aber in der Regel anfänglich räumlich zerstreut, und ihre Vereinigung gelingt den Kämpfenden nicht gleichmässig; es wird daher das Interesse des Einen sein, den Anderen daran zu verhindern, oder den Kampf mit dem reinen Zweck des Niederwerfens zu vermeiden, so lange er sich nicht

stark genug glaubt, ihn bestehen zu können. So kann in vielen Gefechten der allgemeine Zweck zurücktreten hinter besondere Zwecke, deren Erreichung wieder nur ein weiteres, oft entferntes Mittel für den allgemeinen Zweck wird; z. B. Besetzung eines Punktes, der erst später von Wichtigkeit wird; ein Rokognoszirungsgefecht; Deckung von Cantonnements, eines Flankenmarsches; Festhaltung eines stärkeren Gegners an einer bestimmten Stelle; Störung eines Marsches u. s. w. Das Vorkommen solcher partiellen Gefechte vor oder nach einer Schlacht mit vereinter Kraft ist die Regel; so giebt also der besondere Zweck eine erste Anleitung zur Klassifizirung derselben.

Obgleich nun nicht gesagt werden soll, dass die Vernichtung der Streitkräfte des Gegners in einem Partialgefecht nicht solle erstrebt und, wenn es sich thun lässt, durchgesetzt werden, so ist sie doch nicht immer mit grosser Wahrscheinlichkeit zu erreichen, und eben nicht der besondere Zweck derselben, an den alle partiellen Kräfte gesetzt werden sollen. Je nach dem Maasse nun, wie man diese wirksam werden lassen darf, bestimmt also der Zweck des Gefechts den Charakter desselben; ob es energisch, mit schneller Anwendung aller Kraft, oder langsam, hinhaltend geführt wird. Neben dieser Charakteristik tritt aber bei der Führung ein gleichberechtigter Faktor für die Lehre ein in dem Terrain, auf welchem gefochten wird, der Zweck erreicht werden soll. Dadurch erhält das Gefecht seine Physiognomie, seine äussere Erscheinung. Das Terrain bestimmt im Gefecht das Verhalten der Truppen; es setzt sich der Verwerthung ihrer Zusammensetzung nach Waffen, ihrer taktischen Geschicklichkeit und Kraft entgegen oder begünstigt sie; jeder der beiden Theile sucht aus ihm jeden möglichen Vortheil zu ziehen. Dies Verhältniss wird also eine zweite Veranlassung zur Klassifizirung des Gefechts werden. Wir wollen sie an die Spitze stellen, weil sie die materiellere Seite, die weniger abstrakte ist, die den allgemeinen Zweck des Gefechts mehr hervorscheinen lässt und das Maass für die Erreichung des besonderen Zwecks abgiebt.

Wir haben nun schon früher gesehen, wie zur Zeit der Lineartaktik die Schlachten fast immer einen, wenn nicht für den Ausgang des Krieges, doch des Feldzuges entscheidenden Charakter hatten, der sich nicht nur in den durch das Massenfeuer der Infanterie herbeigeführten grossen Verlusten, sondern

auch in den Trophäen und Gefangenen ausdrückt, welche dem Sieger in die Hand fielen.

Die modernen Schlachten zeigen, wenn wir von ihren strategischen Verhältnissen absehen, nicht die rapiden, blutigen Entscheidungen jener Zeit; sie sind selten, oder überhaupt nicht, abhängig von einem grossen sogenannten entscheidenden Angriff auf der ganzen Front; vielmehr findet ein allmäliges, von hinten her genährtes Ringen, ein stufenweises Sinken der Schaale für den einen Theil statt. Dies ist natürlich nur im Grossen und Ganzen zu verstehen. Eine Kavallerie-Attake hat immer noch einen rapiden Verlauf, aber nicht mehr den Erfolg, wie bei Rossbach. Wenn sie nun auch oft dem sogenannten Sieger keine oder wenigstens keine namhaften Trophäen in die Hand liefern, so kann man fragen: Wie spricht sich heute die Entscheidung des Gefechtes aus, eines Gefechtes, welches nicht ein blosses Ueberrennen des Gegners ist? Nicht zuerst in dem taktischen Siege, in der gelungenen Abwehr oder Niederwerfung des Gegners; (bei Langensalza gelang es der hannöverschen Armee, sich ihres schwachen Gegners zu erwehren und ihn zur Rückkehr zu zwingen; sie siegte, aber sie erreichte, merkwürdig genug, nur den allgemeinen Zweck des Sieges, und ihren besonderen nicht, während ihr Gegner, wenn man will, geschlagen wurde und doch seinen besonderen Zweck, ihre Festhaltung, völlig durchsetzte;) — sondern die Entscheidung liegt in dem Erreichen des Zweckes auf der einen oder der anderen Seite. Das wird sofort klar, wenn wir die Entscheidung als die endliche, schliessliche Scheidung der beiden Kämpfer durch die Flucht oder den Rückzug des Einen, oder durch das Erlöschen des Kampfes ansehen. Deshalb erblicken wir so viele unentschiedene Gefechte; ein uneigentlicher Ausdruck, der nur den Anschein, den taktischen Erfolg im Auge hat, während dabei beide Theile ihren ersten Zweck noch vor der taktischen Entscheidung erreicht haben können; und während solche Gefechte sehr oft das Zeugniss für den einen oder beide Theile geben, dass sie sich ihres besonderen Zweckes vollkommen bewusst und klar gewesen sind, und ihn nur als ein Mittel zur späteren Erreichung des höheren, allgemeinen Zwecks gehandhabt haben. In diesem bewussten Festhalten, Durchführen und Erreichen des besonderen Zweckes, in der klaren Trennung der successiv sich ergebenden besonderen Zwecke von einander und in der richtigen Abwägung der dazu in Zeit und Raum erforderlichen

Mittel zeigt sich der denkende und militärisch gebildete Führer.

Fassen wir aber hier nur die Gefechte auf, in denen die rein taktische Entscheidung mit der Erreichung des Zweckes zusammenfällt, so kann der Zweck derselben nun sehr verschiedenartig erscheinen. Er kann vorherrschend der allgemeine Zweck des Gefechts und des Krieges sein, das Niederwerfen des Gegners; oder er kann ein spezieller Zweck sein, der Besitz eines unbeweglichen, eines Terraingegenstandes, oder drittens eines beweglichen Gegenstandes, z. B. eines Transports. In den beiden letzten Fällen liegt in dem Verlust des Gegenstandes auch die Entscheidung des Gefechts, die allerdings, sofern es sich um einen Terraingegenstand handelt, nur eine vorläufige sein kann. Der Herausgeschlagene kann wieder zum Besitz gelangen durch neues Gefecht. Im ersten Falle tritt die Entscheidung da ein, wo das successive Niederwerfen der Streitkräfte so weit gediehen ist, dass der Rest, ohne die höchste Gefahr, ganz erdrückt zu werden, das Gefecht nicht mehr fortsetzen kann. Die Entscheidung kann aber auch andererseits in der erfolgten Abwehr des Angriffs liegen; indem die Vertheidigung dem Angreifenden so viel Verluste zufügt, dass der ihm verbleibende Rest nicht mehr zur Besiegung des Widerstandes hinreicht, oder dass der noch zu befürchtende Verlust keinen Ersatz in der Erreichung des Zweckes mehr findet, und deshalb der Angriff aufgegeben wird.

In diesem Falle ist denn der Zweck ein negativer und so auch die Entscheidung; sie kann aber positiv werden, wenn der Vertheidiger nunmehr selbst zum Angriff übergeht; und sie kann um so entscheidender werden, je mehr Kräfte der Angreifende an die Erreichung seines Zweckes gesetzt und so geopfert hat. (Lützen, Dresden.)

Bei den kleineren Gefechten der Vortruppen und Detachements liegen gewöhnlich lokale Zwecke zum Grunde, und in der Regel auch nur einzelne derselben (der Besitz eines Uebergangs, eines Defilés, einer beherrschenden Anhöhe, das Zurückwerfen einer Rekognoszirung). Es kommt indessen auch der allgemeine Gefechtszweck oft ganz entkleidet von solchen Nebenzwecken zur That, z. B. beim Ueberfall eines feindlichen Bivouaks, Kantonnements. Hier ist nicht der Besitz des Terraingegenstandes, sondern die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte das Ziel. Bei dem grösseren Gefechte tritt immer mehr und mehr der absolute Zweck des Gefechts hervor, so dass man sagen kann, das grosse Gefecht, die Schlacht, habe keinen anderen Zweck. In dem grösseren Gefecht erscheinen

dann die kleineren um den Besitz von Terrainvortheilen nur als Mittel. Durch alle diese Verhältnisse nun zieht sich die Wechselbeziehung von Angriff und Vertheidigung hin, welche einander bedingen.

Wir haben nun die physischen und moralischen Vorgänge beim Kampfe, die Wirkung der Waffen, die Natur und den Erfolg des Kampfes zu berühren. Jedes Gefecht nämlich löst entweder nach und nach, oder auch plötzlich, die Ordnung und die taktische Tüchtigkeit in den fechtenden Truppen auf. Durch das Granatfeuer einer bereits eingeschossenen Artillerie innerhalb 2000 Schritt und durch das Schützengefecht der Infanterie geschieht dies oft in überraschend schneller Weise, ebenso durch einen gelingenden Kavallerie-Angriff. Eine Truppe, die sich in diesem Zustande der Auflösung des taktischen Zusammenhanges befindet, kann zwar noch für den ursprünglichen Zweck verwendbar sein, aber nicht mehr für einen zweiten anderen, und auch dieses nur unter gewissen Bedingungen, wobei persönlicher Muth, Kampftüchtigkeit und Kampflust und der Besitz von Terrainvortheilen obenanstehen. Eine solche Infanterie wird sich z. B. noch hartnäckig um den Besitz eines Dorfes schlagen; aber sie kann nicht mehr verwendet werden, um aus demselben angreifend hervorzubrechen.

Dieses Verhältniss ist während des eigentlichen Gefechts fast niemals zu ändern und wieder herzustellen. Die im Gefecht verwendet gewesenen Truppen bedürfen einer Frist, um ihre taktische Festigkeit und Ordnung wieder zu gewinnen. Die Dauer dieser Zeit ist natürlich sehr verschieden; sie richtet sich:

nach der Tüchtigkeit der Truppen, ihrer Kriegserfahrenheit;

nach der Dauer des bestandenen Gefechts;

nach der Art desselben;

nach den Waffen, mit denen gefochten wurde;

nach dem Erfolge des Gefechts (der Sieger ist stets schneller wieder in Ordnung, wie der Besiegte);

nach der Grösse der Verluste;

nach dem Verhältniss, in welchem die im Gefecht gewesenen Truppen zum Ganzen stehen.

Natürlich treten nicht alle diese Momente bei jedem Gefecht hervor; oft nur eines, oft mehrere. Einen Fall giebt es

sogar, wo die taktische Ordnung des Siegers gar nicht aufgelöst und zerstört wird, das siegreiche Gefecht der Infanterie gegen Kavallerie.

Die letzten Punkte haben noch eine besondere Seite. — Der Erfolg des Gefechts nämlich hat eine moralische Wirkung, welche man häufig nicht hoch genug in Rechnung stellt; sowohl für den Sieger, als den Besiegten. Er steigert für den Ersteren die moralischen Kräfte: Muth, Zuversicht, Selbstvertrauen und Vertrauen zu den Anführern, Gehorsam und Disziplin; während für den Besiegten das Gegentheil stattfindet. Je entscheidender das Gefecht war, je grösser ist diese moralische Wirkung. Am wenigsten tritt dieses Verhältniss bei der Artillerie hervor, in deren Organisation und Gefechtsweise es beruht, dass Alles von dem Verhalten der Befehlshaber abhängig ist. Der Artillerist ist im Gefecht mehr oder weniger Theil einer Maschine, von der er sich nicht trennen kann. Mehr schon tritt der moralische Effekt bei der Infanterie hervor; am meisten bei der Kavallerie, wo die Zusammenstellung von Pferd und Reiter am leichtesten Gelegenheit giebt, sich dem Gefecht zu entziehen.

Das Resultat hiervon ist, dass man auf die Artillerie (abgesehen von anderen Umständen, z. B. nicht zu ersetzenden Verlusten an Pferden und Material) stets auf gleiche Weise rechnen können wird; unglückliche Gefechte vermindern den Werth der Infanterie, in noch grösserem Maasse den der Kavallerie.

Dieses aber spricht sich bereits in ein und demselben Gefechte aus. Wiederholte Angriffe mit geschlagenen Truppen haben selten oder nie Erfolg. Es bedarf daher zu erneuerten Angriffen frischer Truppen, wenigstens einer Mischung mit solchen. Kavallerie, die nicht beim ersten Choc in die Infanterie einbricht, kommt beinahe niemals hinein, sie mag noch so oft ansetzen (Pennavaire bei Kollin). Infanterie, die aus einem Terrainvortheil vertrieben ist, wird ihn nur mit Unterstützung frischer Truppen wiedernehmen können.

Dies führt von selbst auf den grossen Werth disponibler Reserven, durch die einerseits nun das siegreiche Gefecht auf die Dauer fortgeführt, andererseits das nachtheilige Gefecht wieder hergestellt werden kann. Ohne solche Reserve darf nie ein Gefecht engagirt werden, wenn wir nicht vollkommen abhängig bleiben wollen von dem kleinsten Unglücksfall. — Hierbei ist es nun von Wichtigkeit, in welchem Verhältniss die im Gefecht befindlichen Truppen zum Ganzen stehen. Je günstiger dieses Verhältniss ist, je leichter ist das Gefecht her-

zustellen, oder je weniger kann dies der Gegner. Je ungünstiger dieses Verhältniss, je mehr steigt der Werth der Terrainvortheile; je schwieriger aber ist es, das Gefecht wieder herzustellen. Sind alle Truppen im Gefecht, und hat der Feind noch eine Reserve, so ist dadurch in der Regel das Gefecht verloren. Dies führt auf einen Hauptpunkt,

die möglichste Oekonomie der Kräfte im Gefecht.

Diese Oekonomie hat zwei Seiten, nämlich erstens, nicht unnütz Truppen in das Gefecht zu führen; und zweitens, auf den rechten Punkt die rechte Zahl (d. h. nicht zu wenig) zu bringen.

Zu der ersten Seite gehört, dass man vermeide, das Gefecht durch Kavallerie zu eröffnen; dies führt unnütze Verluste herbei und kann, da die feindlichen Truppen nicht erschüttert sind, keinen Erfolg haben; es müsste denn sein, dass die Kavallerie durch Ueberraschung einen Vortheil erringen könnte. Ebenso ist zu vermeiden eine unnütze Kanonade auf weite Entfernungen; das zu frühe Entfalten der Infanterie; die Unterstützung von einzelnen Punkten, bevor sie es nöthig haben, da man immer erst abwarten muss, ob der Feind gerade gegen diese drängt; die Auflösung von starken Tirailleurlinien, wo vielleicht wenige Rotten hinreichen; das zu frühe Vorrücken der Reserven zu entscheidenden Angriffen; die Uebereilung von Angriffen überhaupt, ehe die feindlichen Kräfte erschüttert sind, u. s. w.

Dagegen aber gehören zur zweiten Seite die Besetzung der entscheidenden Punkte von Hause aus mit genügenden Kräften, und zwar die zeitige Einrichtung dazu, da zum Festsetzen der Truppen, zum Einnisten derselben Zeit gehört. Geschieht dies Einnisten zu spät, so gehen alle Vortheile des Terrains verloren, und es können grosse Verluste entstehen; z. B. wie bei St. Amand und Möckern, wo beide Male die erste Besetzung zu schwach war. — Der Hauptstoss muss so kräftig geführt werden, dass wenigstens auf diesem Punkte der Erfolg eine grosse Wahrscheinlichkeit hat. Ist dies nicht möglich, fehlen die Kräfte dazu, so ist es besser, überhaupt nicht auf entscheidende Schläge auszugehen, sondern das Gefecht hinzuhalten, zu nähren und günstige Momente abzupassen. Der Vortheil der Ueberraschung, der entscheidend werden kann, muss mitgenommen werden; beide, der Vertheidiger wie der Angreifer, werden ihn auszubeuten suchen. Im Allgemeinen wird dies für den Angreifenden besonders in dem Verbergen des eigentlichen entscheidenden Angriffs durch Scheinangriff, durch ein mehrseitiges Beschäftigen des Gegners, bestehen:

während die für den Hauptangriff bestimmten Truppen sich nach und nach gegen den ausgewählten Punkt verdeckt zu schieben suchen.

Der Vertheidiger dagegen sucht die Ueberraschung durch bereitgehaltene Reserven hervorzubringen, mit denen er im entscheidenden Augenblick zum Angriff vorgeht. Terrain, Witterung, Nebel, starker Regen u. s. w. erleichtern oder erschweren die Anwendung dieses Mittels.

Vorzugsweise ist es aber die Kavallerie, welche durch die Schnelligkeit ihrer Bewegung das Moment der Ueberraschung in sich trägt und zugleich durch diese Schnelligkeit die Erfolge davon bis auf das Aeusserste treiben kann. Sie lässt dem Gegner keine Zeit, sich wieder zu ordnen, Gegenmaassregeln zu treffen, und führt den Schlag aus, bevor noch die einzelnen Theile der Maschine sich gegen sie in Thätigkeit setzen können. Allerdings hat die neueste Infanterie-Taktik auch hierin eine grosse Veränderung hervorgebracht. Während zur Zeit des siebenjährigen Krieges wenige Schwadronen, zur rechten Zeit herangebracht, hinreichten, durch Ueberraschung ein Gefecht zu entscheiden, erliegen ihren Angriffen jetzt im glücklichsten Falle einige Bataillone; die anderen haben Zeit, feste Massen zu bilden. Zwölf Eskadrons entschieden die Schlacht von Kollin, indem sie die 14 Bataillone des linken Flügels des Königs völlig über den Haufen warfen. Bei Rossbach waren es 38 Eskadrons, die den Tag entschieden; bei Hohenfriedberg 10 Eskadrons, welche 21 Bataillone niederritten, 66 Fahnen, 5 Kanonen und 4000 Gefangene nahmen. Durch die Ausbildung des zerstreuten Gefechts ist gegenwärtig eine viel allgemeinere Vertheidigungsfähigkeit gewonnen. Das Gefecht wird meist in durchschnittenem Boden geführt, und es findet sich daher für die Reiterei selten ein Tummelplatz, um sich in grossen Massen mit voller Freiheit zu bewegen. Der Feind befindet sich fast niemals in einer so wehrlosen und zum Widerstande unfähigen Verfassung, wie dieses früher bei den Aufmärschen, Entwicklungen, dem eigentlichen Feuergefecht und den Rückzügen aus dem Gefecht der Fall war.

Dies ist nun in neuerer Zeit durch die Massenstellung der Infanterie bedeutend geändert; indessen ist nicht zu bezweifeln, dass auch noch heute ähnliche, wenn auch nicht so kolossale Erfolge errungen werden könnten, wenn die Kavallerie inniger mit der Infanterie verbunden würde, als dies wohl geschieht.

Dieses führt uns auf die Mischung der Truppen zum Gefecht; auf ihre gegenseitige Unterstützung und auf den grossen

Vortheil, welcher aus der Mischung der Waffen für das Gefecht entspringt.

Obschon nun dieser Vortheil augenblicklich hervorspringt, finden wir dennoch die Mischung der Waffen keineswegs so vollständig, als sie sein sollte, und hierauf haben besonders die Schlachtenheere Napoleons eingewirkt.

Die Division ist fast in allen europäischen Heeren die erste Einheit gemischter Waffen. Artillerie sehen wir ihr überall in genügender, oft in zu grosser Zahl beigegeben; nicht so Kavallerie. Das Bestreben, grosse Kavallerie-Corps zu bilden, hat dahin geführt, so viel als möglich die Kavallerie zu vereinigen und die der Divisionen endlich auf ein Minimum zu reduziren, welches nur noch zum Patrouilliren und Ordonnanzdienst ausreicht, aber nicht mehr einen entscheidenden Einfluss auf den Gang des Gefechts gewinnen kann. Vier Schwadronen, die bei der vielfachen Dienstleistung, die von ihnen gefordert wird, bald auf ein paar Hundert Pferde sinken, sind offenbar viel zu wenig, um irgend einen Effekt hervorzubringen. Es ist gerade so viel, als wenn man einem Bataillon 20 Pferde beigiebt, und dann von denselben noch mehr verlangt, als etwa eine Patrouille zu machen.

Man hat oft den beinahe einzigen Zweck, der jetzt im Gefecht noch mit der Reiterei erreichbar ist, aufgegeben, und zwar für ein Phantom, dem man nachlief. Unter den günstigsten Verhältnissen haben die Kavallerie-Corps Napoleons Nichts geleistet. Tapfere, geprüfte Schaaren, sind sie entweder gegen den Feind gejagt, der, noch keineswegs genügend erschüttert, ihre vehementesten Angriffe abschlug (wie bei Aspern und Belle-Alliance); oder sie sind zu spät zur Entwickelung gekommen, und das Erreichte hätten eben so gut ein paar Regimenter gethan; oder endlich sie kamen gar nicht zum Handeln, weil der rechte Augenblick nicht erkannt wurde, da er für grosse Massen sehr schwer zu erkennen ist. Wir bemerken noch, dass dieser Augenblick oft gar nicht eintritt, da das Gefecht jetzt vielfach in eine Menge kleinerer Gefechte zerfällt, und der Erfolg nur das Resultat aller oder vieler derselben ist.

Diesen Mangel der Divisions-Kavallerie fühlt man auch sehr, und es wird daher, sobald eine Division für sich operiren soll, ihr eine Verstärkung an Kavallerie gewährt. Der Zweck wird damit aber keineswegs vollständig erreicht, da diese Kavallerie sich niemals als einen integrirenden Theil der Division betrachtet und auch nicht so angesehen wird. Acht Eskadrons

sollten das Minimum sein, welches man einer Division von zwölf Bataillonen zutheilt. Auch sollten die Truppen mehr auf das Zusammenwirken, das gegenseitige Unterstützen und Eingreifen exerzirt werden.

Es kommt nun darauf an, dass

1. die Truppen und Waffen für das Gefecht in einem richtigen Verhältniss gemischt, und
2. im Gefecht nach ihrer Eigenthümlichkeit und nach dem Zweck des Gefechts verwendet werden.

Der erste Punkt ist hauptsächlich Sache der Formation im Allgemeinen, der schon im Frieden bestehenden und fest bestimmten Organisation. Bei kleineren Abtheilungen und Detachements kommt indessen die Kombination der Waffen erst im Kriege selbst vor, während für bestimmte Zwecke die ursprüngliche Formation oft verändert wird. Man sollte dies jedoch nie unnöthig thun. Das Vertrauen unter den länger bekannten Truppen ist immer grösser, als bei neuen Zusammensetzungen.

Das Zweite ist zwar ebenfalls im Allgemeinen geregelt durch die in allen Heeren gegebenen Normal-Formationen; im Speziellen aber kann es nur der Führung der Befehlshaber überlassen bleiben und ist eben der Gegenstand ihrer besonderen Thätigkeit. Die spezielle Verwendung der Truppen aber kann, wenn sie der Sache selbst angemessen sein soll, nur aus dem Zweck desselben hervorgehen. Die Feststellung des Zwecks und der Mittel, welche dahin führen sollen, ist der Plan des Gefechts, den wir gewöhnlich die Disposition nennen, obschon die letztere Bezeichnung nicht genau ist und mehr nur das Verfügen über die Truppen ohne Darlegung des Zweckes bezeichnet.

Der Plan muss nach Feststellung des Gefechtszweckes die Mittel und Wege angeben, denselben zu erreichen, wobei aber nicht zu sehr in das Einzelne gegangen werden darf. Dieses ist um so weniger nöthig, als der Gefechtszweck klar ausgesprochen ist, und um so weniger nützlich, als gewöhnlich zwei Momente mehr oder weniger unbekannt sind, welche wesentlich auf die richtige Anlage des Plans einwirken. Dieses ist die Kenntniss des Terrains in seinen Einzelheiten und die Absicht und das Verhalten des Gegners.

Der Plan wird daher in der Ausführung unendliche Veränderungen erleiden; darauf muss man jedesmal gefasst sein. Diese Veränderungen aber dem ursprünglichen Plane so viel

als möglich anzupassen, zu nähern, ist Sache der Führung des Gefechts. Je disziplinirter die Truppen, je umsichtiger und geübter die Führer sind, deso leichter wird die Gefechtsführung. Das Hinstreben, Festhalten des ursprünglichen Gefechtszweckes macht sich da von selbst auf allen Punkten, und hierin liegt ein Hauptübergewicht kriegserfahrener Truppen; es ist ihnen das richtige Verhalten in jeder Lage gleichsam zur Gewohnheit geworden. Der Plan darf mithin nur die Handlungen des Gefechts im Grossen vorschreiben; er muss aber die Vorbereitungen zum Gefecht, die Einleitung bestimmen, und dies lässt sich bestimmen; freilich nicht Tage lang vorher, aber doch sobald wir den Gegner gefunden und seine Anstalten erkannt haben.

Anders ist es mit den Einzelnheiten des Gefechts selbst. Der Gegner verfolgt nämlich auch einen bestimmten Zweck; macht hierzu ebenfalls seine Disposition; und so entsteht in der Ausführung derselben, im Gefecht, eine Wechselwirkung der beiderseitigen Pläne, was natürlich den Gang der Gefechtsakte verwickelt und Vieles hervorbringt, was man nicht vorher wissen und also auch nicht vorher in Rechnung bringen kann. — Ein Hauptfehler der Disposition ist es daher, wenn von vorn herein für jeden möglichen Fall damit eine Bestimmung gegeben werden soll. Einmal wird dadurch die selbständige, und somit schnellere, entscheidendere Thätigkeit der Führer gelähmt; zweitens aber tritt, wenn selbst alle möglichen Fälle berücksichtigt scheinen, noch irgend ein unmöglicher sein, der dann das ganze künstliche, auf Voraussetzungen gebaute Gewebe der Disposition stört oder gar zerreisst. Es ist immer besser, wenn es heisst: »Das Weitere wird nach Umständen befohlen werden.« Denn es ist meistens vortheilhaft, die spezielle Anordnung im Gefecht später, als der Gegner, zu treffen, und zwar mit Berücksichtigung dessen, was er thut oder was als seine Absicht erkannt ist. In dieser Beziehung können die Dispositionen bei der schlesischen Armee im Jahre 1813 und 1814 als normal bezeichnet werden.

Im Gefecht selbst muss also Vieles den Führern der Abtheilungen überlassen bleiben. Dieses schliesst jedoch die obere Leitung nicht aus. Die Thätigkeit des Commandirenden ist mit der Feststellung des Gefechtszweckes und mit der Angabe der Disposition nicht beendet; vielmehr müssen von ihm auch während des Gefechts alle die Anordnungen ausgehen, welche die eintretenden Veränderungen im Laufe des Gefechts nöthig machen: und zwar, um Einheit in der ganzen Handlung und alle Kräfte immer in der Richtung auf den Zweck zu erhalten.

Er muss gleichsam die bewegenden Fäden der Maschine in der Hand behalten und stets in der Uebersicht des Ganzen bleiben; was allerdings unter Umständen, namentlich im koupirten Terrain, sehr schwierig werden kann.

Der Commandirende darf auch bei kleinen Abtheilungen keinen Theil selbst führen. Er wird sonst, wenn auch nur für Augenblicke, über dem Detail das Ganze und die Verhältnisse im Grossen aus dem Auge verlieren. Freilich wirken Charakter und Leidenschaften da wesentlich ein; auch können die Umstände dazu drängen, dass der Commandirende ein hervorleuchtendes und begeisterndes Beispiel gebe. In der Regel aber hat das keinen Erfolg und kann keinen haben; da es nach der Natur der neueren Gefechte immer nur auf Wenige wirken, nur von Wenigen bemerkt werden kann, und gewöhnlich ein nutzloses Opfer wird. (So Schwerin bei Prag, Winterfeld bei Moys, Blücher bei Ligny.)

Napoleons persönliche Thaten in dieser Beziehung gehören grösstentheils ins Reich der Fabel. In späterer Zeit brauchte er solche Theaterkoups nicht mehr, sie kommen in den Bulletins nicht mehr vor. Vielmehr ist seine Gefechtsführung gerade nach dieser Seite normal. Er sucht sich einen Punkt, von wo eine weite Uebersicht möglich ist, und verweilt hier während der ganzen Schlacht. Eben so Wellington bei Waterloo.

Wir haben so einen Unterschied zwischen Disposition und höherer Führung des Gefechts. Das Weitere ist nun die Ausführung, die Handhabung der Unterbefehlshaber. Diese Seite des Gefechts, das eigentliche Sichschlagen, ist geregelt durch die Vorschriften des Reglements; durch die reglementarische Formation, Bewegung und Gefechtsausbildung der Truppen. An diesen Formen muss festgehalten werden. Neues im Augenblick des Gebrauchs, der Verwendung der Truppen zum Gefecht, einführen wollen, bringt unausbleiblich Verwirrung hervor. Ueberhaupt müssen alle Künstlichkeiten vom Schlachtfelde verbannt sein; dagegen aber gewährt es unendliche Vortheile, wenn die Truppen in der Ausführung der möglichst einfachen, für das Gefecht nothwendigen Evolutionen geübt sind.

Das Zweite, welches der Beurtheilung der unteren Führer allein anheimfällt, ist nun, die besten, zweckmässigsten Formen und Evolutionen auszuwählen und auszuführen, welche für den gegebenen vorliegenden Fall passen. Der spezielle Gefechtszweck, die Beschaffenheit des Terrains, die Zahl der Truppen, die Waffen, und das Verhalten und Benehmen des Feindes sind da die bedingenden Umstände. Jeder spezielle Fall gestaltet

sich da anders, als der andere, und es ist dies eigentlich das letzte Resultat der taktischen Bildung der Offiziere als Führer der Abtheilungen. Diese Bildung kann aber keineswegs allein theoretisch erworben werden; sie fällt vielmehr grösstentheils der Erfahrung anheim. Es ist ein Anderes, über die Truppen auf dem Plane richtig zu disponiren, oder auf dem Felde selbst, im Augenblick der Gefahr, im heftigen Feuer, die Hülfsmittel präsent zu haben, welche die Taktik, die taktische Ausbildung der gegebenen uns gewähren. Wir können dies schon auf dem Uebungsplatz bemerken; um wie viel mehr aber wird dies auf dem Schlachtfelde hervortreten, wo sich Muth, kaltes Blut und Besonnenheit mit Einsicht in der Person des Führers paaren müssen, wenn dieser den Namen mit der That vereinigen soll.

Studium der Kriegsgeschichte.

Was die durch Erfahrung zu erwerbende taktische Bildung anbetrifft, so wird selten ein Offizier in der Lage sein, so umfassende praktische Erfahrung zu gewinnen, dass sie ihm für alle oder die meisten Fälle seines Dienstlebens ausreicht. Ein Jeder muss daher bestrebt sein, so viel Ersatzmittel derselben zu suchen, als möglich, und diese findet er nur im Studium der Kriegsgeschichte und im Nachdenken über die in ihr aufgezeichneten Ereignisse. Die Geschichte ist allein im Stande, den wissenschaftlichen Werth eines Feldzuges zu sammeln und zu bewahren, wohlverstanden, wenn sie wirklich diesen Punkt im Auge behält und die Hergänge wahrheitsgetreu und genau aufzeichnet. Als ein besonderer Werth eines solchen Werks muss bezeichnet werden, wenn es die Dispositionen der Führer enthält, denen es beschieden war, in historischen Ereignissen zu commandiren, und in dieser Beziehung bleibt die Consequenz zu rühmen, welche v. Plotho in seinem Werke über die Freiheitskriege beobachtet hat, eine Consequenz, die wir in den neuesten Werken der Art, bei aller Achtung vor ihrem sonstigen Werthe, vermissen. Der des Studiums Beflissene muss nun die Entstehung und den Hergang der einzelnen Gefechte analysiren, auf der Karte mit Zirkel und Feder den Handelnden nachgehen, und in einer genauen Analyse wird es nicht fehlen, dass er sich auf dem Wege der Combination wenigstens einen Theil jener Routine erwirkt, welche wir als eine nothwendige Ergänzung des taktischen Studiums ansehen müssen. Als einen derartigen Versuch können wir die »Studien zur Truppenführung« von J. v. Verdy empfehlen. Da da der ersten Studie der Verfasser die Ver-

hältnisse des Gefechts von Trautenau zu Grunde gelegt hat, wollen wir dasselbe Gefecht hier etwas näher betrachten, um zu sehen, wie schwer es ist, den Zweck eines Tages unter veränderten Verhältnissen festzuhalten, ja, ihn schon den Unterführern völlig klar und sie so zu Gehülfen zu machen, welche den Zweck fördern können. Ein wesentliches Moment haben wir schon auf Seite 480 berührt, und indem wir den Leser als mit den beiden Quellenwerken des preussischen und österreichischen Generalstabs bekannt annehmen, gehen wir hier nur auf die Ereignisse nach dem Zusammenstoss der preussischen Avantgarde mit der Brigade Mondel näher ein.

Als die Brigade Mondel gegen Hohenbruck zurückgedrückt war, musste der Führer des preussischen ersten Corps sich zunächst überzeugen, wie weit dies gelungen und es seiner Avantgarde möglich geworden sei, sich nach dem Gefecht zu sammeln und in dispositionsfähigen Zustand zu setzen. Auf Berichte durfte er sich dabei nicht allein verlassen. Die preussische Relation erzählt darüber leider nichts; wir nehmen also an, dass es geschehen sei; um so mehr, als die österreichische Relation uns den Wortlaut der von ihm in der Stadt kurz vor Mittag erlassenen Disposition mittheilt.

Abstrahiren wir augenblicklich von derselben; nehmen wir an, die Umstände und die eigene Anschauung derselben hätten den preussischen Führer berechtigt, frei über die weiters an diesem Tage zu verfolgenden Zwecke sich schlüssig zu machen und eine weitere Sicherstellung des anfänglichen Resultats durch Vorsendung seiner intakten Reiterei gar nicht für nöthig zu halten, so lag zuerst der Auftrag vor, bis in die Gegend von Arnau vorzurücken.

Die Gebirgsstrasse wendet sich bei Parschnitz aus einer nordsüdlichen in eine ostwestliche Richtung; wollte man diese verfolgen, so hatte man einen Marsch auszuführen, der dem augenscheinlich von Süd nach Nord versuchten Stoss des Feindes die linke Flanke bot. Ein Corps, auf einer Strasse ausgedehnt, nimmt etwa 3—4 Meilen Länge ein; und welches auch die Lage und die Anschauung derselben im Geiste des preussischen Generals sein mochte, in jedem Falle musste er die Möglichkeit annehmen, dass der Feind, welcher die Brigade Mondel detachirt hatte, in diesem Falle nicht einen ganzen Tagemarsch, also höchstens 2 Meilen, entfernt, und in der Lage sei, jenen Flankenmarsch an irgend einem Punkte zu stören. Am wahrscheinlichsten war die Störung, der Natur der Strassen nach, auf derselben Stelle zu erwarten.

Unzweifelhaft war also die noch weiter vorgerückte Aufstellung einer schlagfähigen und schlagfertigen Truppenmasse in einer guten Position zum Schutze dieses Flankenmarsches geboten, damit die etwa darin gestörten Truppentheile aufmarschiren, sich zu einem neuen Gefecht formiren, und einem vielleicht überlegenen Angriffe eine schlagfertige Front bieten konnten.

In der uns durch die Oesterreicher bekannt gemachten preussischen Disposition finden wir hiervon kein Wort. Sie disponirt über alle Bestandtheile des Corps eigentlich in der Weise, als sei gar kein Gefecht vorgefallen. Die Avantgarde, seit 3 Uhr Morgens auf den Beinen und seit 10 Uhr in ziemlich heftigem und anstrengendem Gefecht, wird, um 12 Uhr etwa also, noch nach Pilnikau und nur die Reserve etwa zum Schutz des Rückens nach Weigelsdorf disponirt. Man sollte annehmen dürfen, dass die bisherige Avantgarde gesammelt, und die bisherige Reserve etwa, durch den grössten Theil der Kavallerie verstärkt, noch über Hohenbruck hinaus gegen Burkersdorf vorgeschoben wäre!

Indessen, lassen wir die Modalitäten, unter denen ein Weitermarsch vor sich gehen konnte, bei Seite, und fragen wir: war derselbe in genauer Erwägung der Umstände anzurathen? Seit etwa 9 Stunden in Thätigkeit, hatte das ganze Corps noch nicht den ersten Zweck des Tages, das Debouché aus dem Gebirge und die Passage der Aupa durch Trautenau hindurch, bewerkstelligt. Ein grosser Theil der Truppen war angestrengt im Gefecht gewesen, bedurfte Zeit, um sich zu sammeln und zu erholen, und man muthete ihm nunmehr noch einen Marsch von über einer Meile zu. Ausserdem war eine Garde-Division auf dem Marsche gegen den Feind in etwa einer Meile Entfernung begriffen; Niemand konnte bestimmen, ob und wo sie an ihn gerathen und anderer Unterstützung bedürftig sein werde. Unter solchen Umständen war man doch, so scheint es, direkt nochmals auf die Prüfung geführt; ob mit der augenblicklichen taktischen Entscheidung auch der Zweck des Gefechts erreicht sei, und ein neuer verfolgt werden könne. Der erste Zweck war, das Debouché zu erzwingen; das ganze Corps aus den Defiléen herauszubringen, und dann, wo thunlich, bis Arnau oder Pilnikau zu führen. Er war noch nicht vollständig erreicht, denn der Feind, der sich dem entgegengestellt hatte, war noch nicht völlig geworfen und verfolgt. Aber selbst wenn das der Fall gewesen wäre, war ein Weitermarsch, der sich bis in den Abend hineingezogen hätte, nicht anzurathen, da die sehr ermüdeten

Truppen am anderen, wo nicht an demselben Tage, wieder an den Feind gerathen konnten. — Der Tag war erst entschieden, und zwar für eine neue Disposition günstig entschieden, wenn sowohl die im Gefecht gewesenen, wie die in der Stadt und im Defilé steckenden Truppen in einer Aufstellung gesammelt waren, von wo aus sie, ohne von Neuem zum Defiliren gezwungen zu sein, den weiteren Ereignissen ruhig und geschlossen entgegensehen konnten. Ob man dies ins Auge gefasst hat, oder ob es versäumt wurde; ob die Truppen theilweise in der Stadt zusammengeklumpt waren, wo sie nichts nützten, und ob endlich die ganze Division v. Clausewitz das Plateau zu ersteigen versucht hat, um der Brigade v. Buddenbrock zum Rückhalt zu dienen — Alles das erfährt man leider nicht. Wir müssen daher auch weit entfernt sein, den einzelnen handelnden Personen eine Schuld oder Unschuld an den taktischen Hergängen beizumessen; darum handelt es sich hier für uns nicht. Das aber scheint klar zu sein, dass das Corps nicht an einen Weitermarsch denken durfte, ehe es seiner Ausführung sicher war; dass diese Ausführung erst sicher wurde, wenn der Feind bis gegen Hohenbruck zurückgeworfen, die ganze Kavallerie und entsprechende Artillerie zum Schutz derselben vorgeschoben war, da diese dann immer noch rechtzeitig in das Bivouak rückten. Wurde so der Zweck des Tages verfolgt, das einfache Zurückgehen der Brigade Mondel nicht als die Entscheidung angesehen, so konnte es nicht fehlen, dass das erneuerte Vorgehen des österreichischen Corps auf gesammelte intakte Truppen, namentlich auf ein wirksames Artilleriefeuer traf und Niemanden überraschte; dass also das preussische Corps am Ende des Tages vielleicht keinen taktischen Sieg, aber seinen Hauptzweck erreicht hatte und seinen Marsch am folgenden Tage fortsetzen konnte.

Wir sehen, das rein Taktische des Herganges hat hier noch ganz aus der Kritik gelassen werden können, und wollen uns auch mit obigen Andeutungen über die Art, aus der geschriebenen Geschichte Erfahrung (und, wenn man will, Routine) zu sammeln, begnügen. Gegenüber den schwer zu rechtfertigenden Aeusserungen des Verfassers der »taktischen Rückblicke« über die Führung des Compagnie-Kolonnen-Gefechts weisen wir nur auf die Bemerkungen des österreichischen Werks Bd. 3, S. 103, Z. 13—15 hin, um ihn an die Nothwendigkeit des gegenseitigen Zusammenhalts und des fortwährenden Strebens des Theiles zum Ganzen zu erinnern. Seine eigene Erfahrung hätte ihm andere Betrachtungen einflössen müssen.

I. Allgemeine Charakteristik des Gefechts.

Der Versuch, eine Charakteristik des Gefechts im Allgemeinen zu geben, ist etwa eben so schwierig, wie der Entwurf eines Bildes, welches die verschiedenen Erscheinungen der menschlichen Person in eine zusammenfassen wollte, welche deutlich die Eigenschaften derselben wiedergeben solle; d. h. also, eigentlich ist er nicht möglich, und nur dann wird er sich der Wirklichkeit annähern, wenn er eine oder einige wenige bestimmte Individualitäten derselben Gattung im Sinne hat und sich auf eine bestimmte Kategorie beschränkt. Hier zunächst können wir also weder die kleineren Gefechte, bei denen nur ein geringer Theil der einzelnen Waffen mitwirkt, noch jene übermächtigen Erscheinungen im Auge haben, durch welche die grossen Entscheidungsschlachten sich der Erinnerung der Nachwelt einprägen, welche sich aber, wie ein Cyclus von historischen Bildern, in einzelne nach Zeit und Raum getrennte Akte zerlegen lassen, von denen sich ein Jeder für sich nach dem allgemeinen Gesetz entwickelt, welche alle aber gewisse Grundzüge mit einander gemein haben. Im Folgenden werden wir ein Bild des Gefechts in den Dimensionen etwa zu entwerfen haben, die ein aus allen drei Waffen combinirtes Corps erheischen kann; ein Rahmen, welcher auch für wenig schwächere oder stärkere Abtheilungen passt, und sich den historisch genauer bekannten Vorgängen anschliesst, aus denen wir unsere innere Anschauung entwickelt haben.

Jedes Gefecht von einiger Dauer und einiger Bedeutung zerfällt nun in Perioden, die sich im Gefecht selbst, wie in der Geschichte seines Verlaufs mehr oder weniger deutlich erkennen lassen, immer aber bemerkbar bleiben.

Es sind dies die Einleitung, die Verwickelung, die Entscheidung des Gefechts und die Verfolgung.

a) Die Einleitung des Gefechts.

Während der Einleitung ist es fast immer nur der Zweck, die Absicht des Gegners durch die Stärke, Aufstellung und das Verhalten seiner Truppen zu erkennen. Es giebt dies eigentlich erst die Anhaltspunkte für die Disposition; dann erst, wenn wir wissen, ob der Feind Stand hält, ob er uns angreift oder ob er ausweicht, lässt sich sagen, was wir thun werden

und thun müssen. Es ist gleichsam ein Betasten des Gegners; wozu man daher nur wenige Kräfte und diese in einer Formation gebraucht, in der möglichst viel Terrain übersehen und möglichst viel Truppen des Gegners beschäftigt werden können. Hierher gehört also das zerstreute Gefecht kleinerer Abtheilungen; es soll hinhaltend wirken; Nachdruck tritt nur da ein, wo es darauf ankommt, sich eines Punktes von Wichtigkeit und im ersten Anlauf zu bemächtigen, bevor sich der Gegner in demselben festsetzt. Hartnäckiger Widerstand wird da nur geleistet, wo es darauf ankommt, solche Terrainpunkte oder Gegenstände festzuhalten. — Intelligenz, Takt, richtiges Benehmen der Führer der einzelnen kleinen Abtheilungen haben hier einen grossen Einfluss auf den Gang des Gefechts, und es können sich da vorzugsweise diese Eigenschaften entwickeln und zeigen. Dies Verhältniss ändert sich in demselben Maasse, als das Gefecht allgemein wird und grössere Massen in Wirksamkeit treten.

Der Besitz solcher Punkte, von denen aus das vorliegende Terrain und die Art, wie der Gegner dasselbe besetzt hat, übersehen werden kann, ist überaus wichtig, selbst wenn er nur vorübergehend ist und nicht gehalten werden kann. Wir bekommen damit gleichsam erst das Fundament für unser weiteres Benehmen. Dieser Besitz von Terrainpunkten wird daher häufig der Zweck der Einleitungs-Gefechte sein. Oft hat eine Stellung das Aussehen grosser Stärke; bei einiger Einsicht aber zeigen sich die von Natur schwachen Punkte, oder die, welche es durch fehlerhafte Besetzung werden; und es lässt sich darauf die Disposition zum eigentlichen Angriff begründen, ohne dass im Gefecht späterhin Abänderungen nöthig werden; was immer Verluste an Streitkräften und an Zeit mit sich führt. Gewöhnlich verbirgt der Besitz solcher Punkte zugleich die eigenen weiteren Maassregeln, und sie haben dann einen doppelten Werth.

Es liegt in der Natur der Sache, dass es in demselben Maasse das Bestreben des Vertheidigers sein wird, uns den Besitz dieser Punkte streitig zu machen, und da kommt es denn auf schnelles Erkennen, Scharfblick und schnellen Entschluss hauptsächlich an. Der Zweck des Vertheidigers wird während der Einleitung des Gefechts der sein, den Angreifenden so lange wie möglich über seine Aufstellungen, Absichten und über die Zahl seiner Truppen in Ungewissheit zu lassen und zu täuschen. Er wird daher seine Massen, seine Reserve verdeckt und unentfaltet halten, einzelne Punkte festhalten, die die Annäherung erschweren.

In diesen sich sogleich diametral opponirenden Interessen aber liegt zum grossen Theile der Grund, warum selbst die Einleitungsgefechte nicht immer den Charakter des langsamen Werdens wiederspiegeln. Und je mehr die handelnden Persönlichkeiten oder sonstigen Umstände dazu hinführen, desto heftiger kann in dem einen Zusammentreffen der Kampf schon in seinem Beginne entbrennen und zu einer Hitze sich steigern, welche selbst die Temperatur der Krisen in andern Treffen weit hinter sich lässt, und desto leichter und schneller wird oft das Stadium der Einleitung in das der Entwickelung oder der Gefechtskrisis übergehen. Die Hergänge der Einleitung werden dieselben sein; aber die Zeit, in der sie sich vollziehen, kann sehr leicht jede Berechnung zu Schanden machen, und es wird daher eine Aufgabe des Führers sein, seine Truppen durch diese plötzlich entflammende Gluth nicht betäuben oder fortreissen zu lassen.

Die Truppe nun, welcher die Einleitung des Gefechts anheimzufallen pflegt, ist die Avantgarde oder Arrièregarde. Im Vertheidigungsgefecht besetzt die Arrièregarde die Terrainvortheile vor der eigentlichen Stellung, um den Angreifenden so lange wie möglich vor denselben zu beschäftigen, ihm das Heranrücken zu erschweren und ihn zur früheren Entfaltung seiner Kräfte zu veranlassen. Auf der Seite des Angreifenden entwickeln sich die Schützenlinien; der Gegner hält Stand; man kommt auf Terraingegenstände, die er festzuhalten sucht. Jetzt entfaltet sich das Gros der Avantgarde; ihre Artillerie sucht rechtzeitig der Infanterie vorzuarbeiten, und aus der Art, wie der Feind die seinige hierbei zum Vorschein bringt und gebraucht, wird man am sichersten auf seine Stärke, Zusammensetzung und Absicht einen Schluss ziehen können. Es entspinnt sich eine Kanonade und ein Plänkergefecht, in welchem gewöhnlich viel Pulver unnöthig und ohne grossen Erfolg verschossen wird. Gegen die zerstreuten Fechter ist keine bedeutende Wirkung möglich; die Massen halten sich noch verdeckt oder sind zu weit ab. Einige demontirte Geschütze und der Umstand, dass ein Theil sich verleiten lässt, mehr Truppen zu zeigen, als nöthig ist, sie vielleicht gar ins Geschützfeuer zu bringen; dass er versäumt, auf das aufmerksam zu sein, was hinter der Feuerlinie beim Gegner vorgeht, dass er sich auf ein Nächstliegendes verbeisst und zu frühzeitig eine partielle Entscheidung herbeizuführen versucht, — dies Alles pflegen die direkten Hauptvortheile dieser Gefechtsperiode zu sein.

Was nun den Gebrauch der drei Waffen betrifft, so ist darüber Folgendes zu bemerken:

Zur Zeit der glatten Waffen musste man bei der grossen Unsicherheit des Kanonenschusses der Infanterie im Wesentlichen die Eröffnung des Gefechts überlassen. Seitdem man aber mit dem gezogenen Geschütz einen Raum von einer Viertelmeile genau beherrschen kann, liegt es im Interesse des Vertheidigers, wie des Angreifers, die Artillerie der Avantgarde so früh als möglich in Wirksamkeit zu bringen. Möge man sich auch anfangs in der Aufstellung des Gegners und in ihrer Längenausdehnung geirrt haben, so wird das gezogene Geschütz dergleichen Irrthümer ausgleichen können. — Im Gegentheil wird man durch die Entwickelung der Artillerie den Feind noch über die eigentliche spätere Angriffsrichtung im Ungewissen lassen. Aus diesen Gründen also ist es auch gerathen und schon Usus geworden, die Artillerie des Gros in der Marschkolonne gleich hinter der Avantgarde folgen zu lassen, um keinen Augenblick mit ihrer Entwickelung zu verlieren und ihre Wirkungszeit so lang als möglich zu machen. Sie kann auf diese Weise auf einem Flügel während des Aufmarsches der Infanterie, während ihrer Entwickelung zum Angriff und während des Vorgehens derselben in Thätigkeit sein, ohne sie zu behindern, und so vielleicht eine kostbare Stunde benutzen, ihr die Wege zu ebnen.

Sind die Kräfte, wie fast immer, ziemlich gleich, und setzt der Feind dieselben taktischen Mittel in Anwendung, so wird das Gefecht stehend; es kommt ins Gleichgewicht. Dies ist ein Zustand, in welchem es gewöhnlich noch eine bedeutende Zeit hinzuhalten ist, wenn nicht einer von beiden Theilen die Entscheidung zu beschleunigen sucht. Dies ist nun aber in der Regel der Fall.

Das Gros und die Reserve haben sich nämlich bis jetzt noch aus dem Gefecht gehalten; sie sind unentfaltet, in dichten Massen verdeckt aufgestellt. Der Angreifende hat sie gewöhnlich an den Strassen, auf denen er sich näherte; der Vertheidiger hält sie hinter den Punkten, deren Verlust ihm am Nachtheiligsten werden würde. Das Gefecht der Vortruppen lässt die Absicht und Stellung des Gegners mehr oder weniger erkennen; wenigstens glaubt dies Jeder. Dies kombinirt er mit seinen eigenen Absichten, und er findet so die Mittel für seinen Zweck. Diese werden nun nach und nach in Bewegung gesetzt und führen herbei:

b) Die Verwickelung des Gefechts.

Auf den Punkten, die als die vortheilhaftesten für den Angriff, oder als die bedrohtesten erkannt oder gehalten werden, werden die Vortruppen unterstützt, abgelöst oder verstärkt; es werden Angriffe gegen die Flanken, Umgehungen vorbereitet; und es findet so eine Wechselwirkung statt, die immer heftiger wird, je näher die Massen sich einander kommen. Die Periode der Verwickelung des Gefechts zerfällt nun in jedem grösseren Gefecht in mehrere oder wenigere einzelne Momente, gleichsam einzelne Akte, während welcher sich der Kampf um den Besitz wichtiger Terraingegenstände und um das Zurückdrücken des Gegners aus denselben dreht. Hier ist nun vorzugsweise Artillerie- und Infanteriefeuer wirksam; ein heftiges Feuergefecht, um dem Feinde bedeutende Verluste zuzufügen, seine Kräfte zu brechen, seine Gefechtstüchtigkeit zu lähmen; unterbrochen von theilweisen Vorstössen, um schneller in den Besitz einzelner Punkte zu gelangen, oder um den Feind entschiedener auf solchen Punkten zurückzuwerfen.

Wir haben schon früher gesehen, dass der Aufmarsch des Gros einer Division weit über eine Stunde Zeit in Anspruch nimmt. Das Gefecht ihrer Avantgarde muss schon über den Angriffspunkt schlüssig gemacht haben; es ist also rationell, die ganze Artillerie, sofern sich irgend Raum für sie findet, sogleich zur Entwickelung zu bringen; für die anderen Waffen findet sich dann auch Raum, neben ihr weitere Angriffsbewegungen zu machen. Der Gebrauch der Divisions-Artillerie bei Gitschin ist so ein Muster für ähnliche Situationen.

Handelt es sich um die Gefechtsthätigkeit eines Armee-Corps, dessen Avantgarde schon eine stärkere Artillerie besitzt, so ist natürlich bei der weiteren Disponirung über die Thätigkeit der Divisionen oder des Gros, diesen ihre Artillerie zu belassen, um spezielle Zwecke verfolgen zu können; jedoch ist damit auch der Entschluss angezeigt, die Reserve-Artillerie so bald als möglich zu entwickeln und ins Gefecht zu bringen.

Bisher deutete der Name schon den Gebrauch der Sache an; man versparte die Reserve-Artillerie für die Periode der herannahenden Krisis; und im Allgemeinen mochte dies der Natur der glatten Waffen gemäss sein, obgleich schon Napoleon in den grösseren Verhältnissen seiner Schlachten, namentlich der letzten Zeit, seine schwere Reserve-Artillerie sofort zur Einleitung und Vorbereitung der Wirksamkeit aller andern

Waffen gebrauchte. Bei der Beweglichkeit, Tragweite und Sicherheit des Schusses der heutigen Geschütze ist es geboten, auch die Reserve-Artillerie eines Corps (welche besser Dispositions-Artillerie hiesse) so früh als möglich zur Thätigkeit zu bringen, und sie so lange darin zu erhalten, als sich ihr noch ein Ziel bietet.

Dieser Gebrauch der Artillerie ist geboten, möge das Corps oder die Division in diesem Stadium sich zur Fortsetzung oder zum Abbrechen des Gefechts entschliessen. Eine starke Geschützstellung hält für die Einleitung von Angriffsmanövern der anderen Waffen die Orientirung fest, und für den Beginn des Rückzugs den Schein der bisherigen Absicht; beides sehr wesentliche Momente zur Ausführung. Sie zieht die Thätigkeit der Artillerie des Gegners auf sich und erleichtert den anderen Waffen ihre Bewegungen; und man kann in fast allen grösseren Gefechten der neuesten Zeit sehen, wie dieser frühzeitige Massengebrauch der Artillerie mit einem günstigen, der zersplitterte aber mit einem ungünstigen oder zweifelhaften Ausgange verbunden war, dieser auch noch nebenbei zu grossen Verlusten der anderen Truppen führte.

Wesentlich findet diese Erscheinung ihre Erklärung in dem psychologischen Verhältniss der Führung. Um sich zu einem determinirten Massengebrauch zu entscheiden, muss man schnellen Blicks die Lage, die Situation erkannt und auf den Zweck des Gefechts angewendet haben; man weiss klar, was man will oder soll; man hat mit diesem Passivum sein Aktivum verglichen, und wie ein geschickter Finanzmann schont man das grosse Kapital an der richtigen Stelle nicht, um reiche Zinsen zu ernten. Um eine beträchtliche Geschützmasse mit den Wagenstaffeln zu placiren, muss man das Terrain schon charakterisirt und in Bezug auf die Aufgabe beurtheilt haben, was dann wieder eine gewisse, von den nächsten Thatsachen unabhängige Urtheilskraft und Ruhe voraussetzt.

In manchen Terraingestaltungen wird nicht immer sogleich eine sich darbietende Aufstellung für die Artillerie benutzt werden können, ohne vorher das Terrain in ihren Flanken sicher zu besitzen, oder eine günstig aufgestellte Batterie des Feindes delogirt zu haben. Wenn dann nichtsdestoweniger der Massengebrauch festgehalten werden muss, so ist doch eine Bewegung mit andern Truppen vorher nöthig, daher fällt in die Periode der Gefechtsverwickelung das Manövriren. — Man macht Bewegungen, um unsere Truppen in neue, angemessenere Gefechtsverhältnisse zu bringen, sie zweckmässiger zu gruppiren, oder auch wohl, um den Gegner zu falschen

Bewegungen zu verleiten. Fast jedes Gefecht zeigt uns solche Manöver, die ausgeführt wurden, während ein Theil bereits im Feuergefecht stand, und die einen der eben angegebenen Zwecke hatten.

Der Hauptzweck aber in dieser Periode der Gefechtsverwickelung ist die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte; er muss als solcher festgehalten werden. Durch blosses Manövriren wird selten Wesentliches entschieden. Glücklichsten Falles veranlasst man den Gegner, eine Stellung aufzugeben, und dagegen eine bessere oder doch eine solche zu wählen, in der ihm unsere Manöver weiter nichts schaden. Das Manövriren muss also nur ein Mittel für den Hauptzweck, die Zerstörung der feindlichen Streitkräfte, bleiben; man müsste denn täuschen wollen. Es muss daher nur dazu dienen, die Truppen in die zweckmässigste Lage für diese Absicht zu bringen; die Manöver müssen gegen die feindlichen Truppen, und nicht blos gegen das vom Feinde besetzte Terrain, seine Stellung gerichtet sein.

Es gab eine Periode, in welcher man diesen Gesichtspunkt fast ganz verloren hatte, und wo man anstatt des Schlagens das Manövriren für den höchsten Gipfel der Kriegskunst hielt. Erst Napoleon hat das natürliche und sachgemässe Verhältniss wiederhergestellt; und dem Umstande, dass er einfach das Netz der Manöver durchhieb, hat er gerade die meisten und grössten Erfolge seiner früheren Feldzüge zu verdanken. (1799, 1805, 1806 und 1809.) Erst als seine Gegner dem verderblichen Manövriren entsagten und es einfach auf das Schlagen ankommen liessen, waren sie im Stande, ihm die Spitze zu bieten. — Seine Gefechte sind vorzugsweise arm an Manövern; sie sind ein einfaches Niederringen des Gegners; seine Stärke liegt vorzugsweise in der Nährung des Gefechts und dem plötzlichen, überraschenden Auftreten mit starken Reserven; in dem Festhalten eines grossen Ziels, von dem kleine Erfolge, wie kleine Unfälle ihn nicht abbringen können.

In dieser Beziehung sind namentlich lehrreich die Schlachten von Rivoli, Austerlitz, Eylau, Wagram, Bautzen und Ligny. Das Charakteristische an seiner Gefechtsführung scheint uns hauptsächlich darin zu liegen, dass er immer mit den Waffen als solchen procedirt; nicht nach ihrer Eintheilung in Corps etc., und dass er da, wo er nicht mit der einen auftreten kann, die andere subsidiarisch, aber alle in gleich treffender Weise ansetzt und zur Wirkung bringt. Das Manövriren war dann eigentlich das Element der Infanterie-Corps; aber immer nur mit dem einfachen Zweck des Niederringens oder Durchbrechens.

Auch in dem heutigen Gefecht wird das langsame Niederringen des Gegners — wenn er gleiche Bewaffnung hat — die Hauptaufgabe der Infanterie während der Gefechtsverwickelung sein. Es wird sich, da das zerstreute Gefecht darin die Hauptrolle spielen muss, dann um die grössere Geschicklichkeit im Gebrauch der Schusswaffe und den alternirenden der kleinen geschlossenen Massen und des Schützengefechts handeln. Dabei wird dann sich die Schwierigkeit zeigen, durch Infanterie allein eine Entscheidung zu erringen; das moderne Gewehr hat im Nahgefecht eine so mörderische Wirkung, dass ein noch intakter, geschlossener Körper sich gegen unverhältnissmässig stärkere Gegner länger als früher behaupten kann; und zu dem eigentlichen Handgemenge es sehr selten kommen wird.

Eigentliches Handgemenge ist in unseren Gefechten sehr selten, und es kommt vorzugsweise nur bei der Kavallerie vor. Bei der Infanterie finden wir das Bajonett- und Kolbengefecht fast nur da, wo es sich um hartnäckige Vertheidigung eines Terraingegenstandes handelt; oder wenn, wie es beim Steinschlossgewehr vorkam, die Gewehre nicht losgehen, wie z. B. an der Katzbach. Im freien Felde gehörte das Handgemenge schon früher zu den seltensten Erscheinungen, obschon es in den Berichten aller Schlachten und Gefechte figurirt. Man kann von vorn herein in solchen Fällen fast jedesmal daran zweifeln, und wird bei näherer Betrachtung die Zweifel begründet finden. Der eine Theil machte Kehrt und ging oder lief davon, als der andere ihm fest auf den Leib rückte und sich durch das Feuergefecht nicht aufhalten liess. Wenn auch nicht ganz so arg, so ist es doch ähnlich selbst mit dem Handgemenge der Reiterei. Die meisten Chocs gelingen, weil der Feind schon beim Anreiten, oder doch dann Kehrt macht, wenn der Attakirende in die Carrière übergeht. — Ein Beispiel von Handgemenge der Infanterie im freien Felde liefert das Gefecht von Hagelsberg; aber auch hier ist es eigentlich das Dorf Hagelsberg, welches dieses Gefecht veranlasste, indem die Franzosen gegen dieses Dorf gedrängt wurden.

Nennen wir auf einen Augenblick das letzte Gefecht geschlossener Massen — gleichviel ob sie handgemein werden, oder sich nur als solche in eine Entfernung von 200—100 Schritt näher treten — Handgemenge, so ist dies die eigentliche Spitze der Gefechtsverwickelung und steht im Gegensatz zu dem Manövriren; in seinem Ausgange beruht in vielen Fällen die Entscheidung des Gefechts. Im Handgemenge treten die Massen auf; es hat den Zweck, entweder den Gegner schnell zu überwältigen, oder seine Gefechtslinie auf einem Punkte zu durch-

brechen. Beides findet sich in den Schlachten Napoleons fast immer neben einander; da das Ueberwältigen eines Theils der Gefechtslinie fast immer mit einem Durchbrechen derselben verbunden ist. So konnte denn dieses Durchbrechen von Hause aus Gefechtsplan werden. Dies ist jedoch in den Fällen, wo ein Gefecht methodisch eingeleitet wird, und unter den heutigen Umständen keineswegs rathsam. Der Durchbruch gelingt nur da, wo man im Stande ist, eine bedeutend überlegene Kraft gegen einen Punkt in Thätigkeit zu setzen, den der Gegner nicht schnell und kräftig genug unterstützen kann, und dessen Vertheidiger durch Geschützwirkung, vorangegangenes Infanteriegefecht, durch ungünstige Lokalität u. dergl. nicht mehr im taktischen Zusammenhange bleiben konnten. Er kann leicht misslingen, wenn man dies nicht richtig beurtheilt, oder wenn die Wahl dieses Angriffspunktes in Bezug auf die Terrainverhältnisse nicht richtig war; auch wenn der Feind manövrirfähig ist und Reserven in der Nähe hat.

Bevor also dies nicht klar erkannt, nicht die Stärke und Schwäche des Feindes zu übersehen, und nicht die Hauptmasse des Gegners ins Gefecht verwickelt ist, soll man den Durchbruch nicht versuchen. Der Feind hat dann noch zu viel Kräfte zu Gebote und verfügbar, um uns zu begegnen. Sind dagegen seine Reserven im Gefecht, erkennen wir, dass ihm keine disponiblen Truppen auf dem gewählten Punkt mehr bleiben, dann wird häufig nichts weiter nöthig sein, als unsere Masse in Bewegung zu setzen.

Zum Durchbrechen ist die Infanterie geschickter, als die Kavallerie; sie steht in der Regel durch das Gefecht selbst in grösserer Nähe am Feinde; sie hat das Mittel, ihn durch das Feuergefecht mürbe zu machen und sich so die Oeffnung selbst zu bilden. Die Artillerie bereitet im Grossen dieses Gefechtsverhältniss vor, indem sie ihr Feuer konzentrirt. Dagegen ist es die Kavallerie, durch welche das Durchbrechen später erst seinen eigentlichen Werth erhält.

Die Hauptsache nämlich dabei ist, den durchbrochenen Gegner zu trennen und nach den Flügeln zu aufzurollen. Gegen Infanterie, die dieses unternimmt, wird der Feind immer leicht neue Linien entwickeln können, da er Zeit hat.

Anders ist es mit der Kavallerie, die jeder seiner Maassregeln vorauseilen kann. Sie kommt daher hierbei vorzugsweise in Thätigkeit, nachdem die Infanterie die Oeffnung gemacht hat.

Stellen wir uns nun auf die Seite des Durchbrochenen. Ist er ohne Reserve, so bleibt ihm wenig übrig, als das Gefecht aufzugeben. Diese Reserve aber muss disponibel und nicht selbst im Gefecht verwickelt sein, wie etwa bei Ligny; oder nicht zu weit vom entscheidenden Punkte entfernt sein, wie bei Königgrätz und Gravelotte.

Aus dem Umstande, dass in den modernen Schlachten nur einmal die Entscheidung durch das Durchbrechen (bei Solferino) und sonst immer durch den Flankenangriff gegeben wurde, könnte man den Erfahrungssatz ableiten wollen, dass das Durchbrechen wenig Chancen des Erfolgs haben werde; dies wäre aber doch nur ein sehr bedingt geltender Satz. Denn man kann zunächst noch darüber streiten, ob die Entscheidung bei Königgrätz nicht durch einen einfachen Durchbruch (Chlum) geschehen ist, dem die österreichische Reserve nicht nahe genug stand, und obgleich er aus der Flankenstellung hervorging. Die Entscheidung von Nachod wurde durch einen Durchbruch gegeben. Dagegen lässt sich aber nachweisen, dass selbst schon Napoleon der Durchbruch selten gelungen ist; dass er ihn oft, aber vergeblich versucht hat, und dass in manchen Fällen ein ihm folgender Flankenangriff die Entscheidung herbeiführte, weil die Reserven des Gegners eben zur Abwehr eines Durchbruchs gebraucht waren und hier nicht zur Stelle sein konnten. (Wagram, Marengo.) Es lässt sich also hierüber theoretisch nichts weiter sagen, als dass die Umgehung eines Flügels, ein Flankenangriff, mehr Wahrscheinlichkeit des Gelingens in sich trägt, weil die enfilirende und kreuzende Wirkung der Schusswaffen des Angreifers mehr Aussicht auf schnellen und kräftigen Erfolg dabei hat, als bei einem Durchbrechen; weil die moralische Wirkung eines solchen Manövers dadurch sich schneller den Reihen des Angegriffenen mittheilt, und weil die Opfer, die ein solcher Angriff kostet, wahrscheinlich in weitaus den meisten Fällen geringer sein werden, als die eines Durchbruches. Das gilt von jeder Grösse der streitenden Parteien. Es ist aber noch ein anderer Umstand, welcher für diese Ansicht spricht.

Zu der Ausführung eines Flankenangriffs oder einer Umgehung, oder, wenn man in der Zeit zurückgeht, einer allmälig durch Schwenkung ausgeführten Zurückdrängung eines Flügels der feindlichen Aufstellung — handle es sich nun um Regimenter oder Corps — wird natürlich nur immer nach und nach geschritten werden können. Der Angreifende wird seine eigentliche Angriffsfront zurückhalten, bis die Umgehung oder schwenkende Zurückdrängung ausgeführt ist, und bei dem

Misslingen der letzteren das Gefecht leichter abbrechen können, als wenn er aus der Mitte heraus seine disponiblen Truppen zum entscheidenden Stosse vorgeführt hätte. Der noch zurückgehaltene Theil soll erst im letzten, entscheidenden Moment zum Nahgefecht übergehen, bleibt also mehr in der Hand und dient dem missglückten Flankenangriff zum Rückhalt, auch wenn er nicht hinter ihm steht.

c) Die Entscheidung.

In den Schlachten einer früheren Periode lag die Entscheidung gewöhnlich in dem Erfolge einer sich schiessend vorwärts bewegenden Infanterielinie, oder in dem ungestümen Angriff eines Kavallerie-Flügels. Anders ist dies in den neueren Gefechten, wo die Einrichtung der neuen Gefechtsordnung, die Art, die Truppen im Gefecht zu gebrauchen, namentlich die Ausbildung der Infanterie für das zerstreute Gefecht, so wie die Beweglichkeit der Artillerie, die Verwendung der Truppen in jeder Lage und in jedem Terrain gestatten. Die Truppen sind viel mehr in die Tiefe, als in die Breite gegliedert, der entscheidende Stoss muss also auch tiefer und mit mehr Kraftaufwand geführt werden. Die Mischung der Waffen in den einzelnen Theilen des Heeres, und ihr innigerer Zusammenhang bieten leichter Gelegenheit, ihre Wirksamkeit zu entfalten; ihre gegenseitige Unterstützung entwickelt ihre spezifischen Kräfte.

Damit ist dann auch die Möglichkeit gegeben, Unglücksfälle durch frische Kräfte aufzuheben, und das Gefecht auf vielfache Art wieder herzustellen. Allerdings aber wird dies davon abhängen, dass für diese Fälle noch Truppen disponibel sind. So lange sich also die Reserven balanciren, haben die Erfolge der fechtenden Truppen nur einen relativen Werth; dieser wird erst ein absoluter durch die Art, wie die Erfolge auf die Reserve zurückwirken; d. h. nach dem Maass, in welchem sie die Verwendung derselben für das Gefecht selbst hervorbringen.

Es folgt daraus, dass in dem neueren methodischen Gefecht die Entscheidung gewöhnlich das Ergebniss eines Kalküls des Anführers ist. Das Gefecht wird aufgegeben, nachdem die Wahrscheinlichkeit, es siegreich durchzuführen, verschwunden ist; weil die noch vorhandenen Kräfte dazu nicht ausreichen, oder sämmtlich konsumirt sind.

Dieser Kalkül nun veranschlagt die entstandenen Verluste (verlorene Geschütze; geschmolzene Bataillone; erfolglose Angriffe; vom Feinde siegreich erfochtene Terrainvortheile; der Verlust an Terrain überhaupt; die Bedrohung des Rückzuges); wägt seine Kräfte gegen die Gegengewichte ab, und giebt so als Resultat das Aufgeben des Gefechts. Es ist dies Resultat also das Ergebniss der nach und nach eintretenden Ereignisse, von denen endlich eines das entscheidende wird. Dies ist dann zuweilen ein solches, welches, ausser dem Zusammenhang betrachtet, in dem es sich hier gerade findet, höchst unbedeutend erscheint. Gewöhnlich aber ist ein solches hervortretendes Ereigniss nicht einmal nachzuweisen; und nur die aus dem ganzen Zusammenhang der Verhältnisse, wie sie sich entwickelt haben, geschöpfte Ueberzeugung, dass das Gefecht nicht zu halten sei, giebt die Entscheidung.

Dieses Alles gilt jedoch nur von den methodisch durchgeführten Gefechten. Häufig nimmt aber auch das Gefecht, namentlich bei mangelhafter und unzureichender Führung, einen anderen Charakter an. Es fechten dann die Truppen mehr oder weniger auf eigene Hand, und die Entscheidung wird dann materiell durch die Verluste, oder auf moralischem Wege durch das Muthloswerden der Masse hervorgebracht; gewöhnlich durch beides zugleich.

In den neueren Kriegen ist nun das Aufgeben des Gefechts fast immer ein Abbrechen. Dieses Abbrechen ist jetzt gerade so leicht, wie es zur Zeit der Lineartaktik schwer war. Es war dort fast unmöglich, wenn einmal die Würfel gerollt waren. Wir nennen nämlich Abbrechen ein solches Aufgeben, das mit Bewusstsein und regelmässig, in Ordnung, geschieht. Es setzt voraus, dass ein Theil der Truppen noch disponibel und gefechtsfähig sei. Je grösser die Zahl der im Gefecht verwickelten Truppen im Verhältniss zum Ganzen ist, je schwieriger ist ein geordnetes Abbrechen, und dieses wird dann nur möglich, wenn sich der Gegner in einer ähnlichen Lage befindet. Ferner: je grösser die Truppenzahl ist, welche focht, je schwieriger wird das Abbrechen.

Eine Schlacht ist viel schwerer abzubrechen, als ein Vorpostengefecht. Dies liegt hauptsächlich in der durch die grössere Truppenmenge vergrösserten Schwierigkeit der Mittheilung der Befehle; was gerade in solchen Momenten, wo ein gleichzeitiges und gleichmässiges Handeln erforderlich wird, besonders hervortritt.

Das Abbrechen nun wird übrigens fast niemals mit Glück unternommen, das heisst nicht ohne bedeutende Verluste ausgeführt werden können, wenn die fechtenden Truppen im Nahgefecht sich befinden. Die Pause nach einem zurückgeschlagenen Angriff ist dazu am besten. Natürlich ist das Abbrechen für den Angreifenden viel leichter, als für den Vertheidiger. In den meisten Fällen ist es bei Jenem nichts weiter, als ein Einstellen der Angriffe; und es ist dann schwierig zu erkennen, ob es nur ein Uebergang zum neuen Angriff, oder ein wirkliches Aufgeben des Gefechts ist; diese Ungewissheit, in der sich der Gegner befindet, erleichtert die Sache sehr. Ist das Abbrechen aber das Resultat eines gründlich durchgefochtenen Gefechtes, so ist mithin die Ordnung in einem grossen Theile der Truppen mehr oder weniger gelöst, und die Gefahr um so grösser, je mehr disponible Truppen der Gegner noch hat. Die Benutzung der rückwärts liegenden Terrainverhältnisse ist dann unerlässlich. Es muss eine neue vortheilhafte Stellung genommen werden, in der frische Truppen die Geschlagenen aufnehmen und hinter denen diese die Ordnung herstellen. Am vortheilhaftesten ist eine Stellung, welche zugleich die Flanke des Siegers mit einem Angriff bedroht.

Hierbei ist es dann vorzugsweise die Artillerie, welche das Fundament für eine neue Aufstellung bildet.

Der Moment des Aufgebens des Gefechts ist für den Gegner der erneuerter Anstrengungen; er wird versuchen, die im Gefecht verwickelten Truppen festzuhalten, und die zurückgehenden einzuholen. Beides geschieht vorzugsweise durch Reiterei. Es wird also in den meisten Fällen das Abbrechen des Gefechts zugleich das Signal für das Hervorbrechen der feindlichen Reiterei sein. Diese abzuhalten, zu paralysiren, dazu dient unsere Reiterei; sie ist mithin die Waffe, unter deren Schutz das Gefecht abgebrochen wird. Je zahlreicher und je überlegener sie ist, desto leichter und weniger gefahrbringend ist das Abbrechen des Gefechts. (Lützen und Bautzen.)

Der Gang des Abbrechens wird also der sein, dass man zuerst Artillerie zurücknimmt und in die neue Stellung führt; dann die Infanterie der Reserve und die disponiblen Massen; die im Gefecht befindlichen Truppen folgen; und mit der Reiterei wird entweder vorgegangen oder eine drohende Stellung genommen. — War nämlich das Gefecht kein blosses Ueberrennen des einen Theils, so befindet sich der Sieger in einer ähnlichen Verfassung, wie der Besiegte. Auch er hat

bedeutende Verluste gehabt, und häufig waren diese sogar bis zu diesem Gefechtsmoment grösser, als die des Besiegten; auch bei seinen Truppen ist die Ordnung gestört, und sie sind fast immer für den Augenblick ausser Stande, ein neues Gefecht gegen frische Truppen zu führen. Es müssen daher entweder frische Truppen für das neue Gefecht aus der Reserve oder aus dem zweiten Treffen hervorgeholt werden, oder es muss den im Gefecht Gewesenen Zeit gegeben werden, sich zu sammeln, die Ordnung und Gefechtsfähigkeit wieder herzustellen. Beides kommt dem Besiegten zu Gute, und ist der beste Gewinn, der ihm aus einer tüchtigen Vertheidigung noch zufällt.

Mit dem Moment des Abbrechens des Gefechts, sei dies nun ein bewusstes, gleichsam noch freiwilliges, oder eine unmittelbare Folge der Vernichtung der Gefechtsordnung in den Truppen, tritt die vierte Gefechtsperiode, die Verfolgung, ein.

d) Die Verfolgung.

Sie findet ihr Ziel entweder in der völligen Auflösung des Feindes, oder in einem erneuerten Widerstande, dessen Besiegung neue Combinationen, neue Anordnungen erfordert. Der erste Fall kann nur eintreten, wenn die ganze Masse, die uns gegenüberstand, durch das Gefecht betroffen wurde, sei sie klein oder gross. Die Zerstreuung und Auflösung kann also durch die Verfolgung herbeigeführt werden bei einem Scharmützel wie in einer Hauptschlacht. Sie kann aber nicht eintreten, so lange wir es nur mit einem Theil der Streitkräfte zu thun gehabt haben, die uns gegenüberstehen, und zwar uns gegenüberstehen in einem Raume, der ihrer Widerstandfähigkeit entspricht. Dieser Raum wächst einmal nach der Zahl der Truppen; dann aber nach den Terrainvortheilen, die er darbietet. Je mehr der letzteren er dem Vertheidiger gewährt, je weniger Gefahr bringt ihm die Verfolgung.

Es folgt hieraus, dass das Gefecht gegen eine Avantgarde, welche im richtigen Abstande vom Gros sich befindet, fast nie eine Verfolgung zulässt, die zu einer gänzlichen Auflösung einer Truppe führt. Sie wird, ehe ein solcher Moment eintritt, von dem Gros aufgenommen werden, und das Verfolgen wird daher in solchen Verhältnissen ein einfaches Nachrücken, bei dem ab und zu der Versuch gemacht wird, Theile der Truppen des Gegners festzuhalten, abzuschneiden.

Anders ist es, sobald der geschlagene Theil unverhältnissmässig weit von seiner Unterstützung entfernt ist, oder die Totalität des Gegners durch das Gefecht getroffen wurde. Da wird dann die Verfolgung entscheidend, und zwar desto entscheidender, je weiter die Unterstützung entfernt oder je mehr Kräfte des Gegners in das Gefecht verwickelt waren. Die Verfolgung ist es dann, die den Sieg zur Niederlage potenzirt, und in dem letzten Extrem die Entscheidung des ganzen Feldzuges, oder des ganzen Krieges bringt. (1806, 1815.) Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, dass Napoleon in spätererer Zeit die direkte Verfolgung vernachlässigte. Schon bei Austerlitz zeigte sich dies; entscheidend zu seinem Nachtheil wurde es bei Dresden, bei Ligny. Auch bei Jena und bei Wagram hatte er ganz die Fühlung an der Klinge verloren. Gewiss hat dies in der letzten Zeit in körperlicher oder geistiger Abspannung und Ermattung gelegen.

Abstrahiren wir aber von jenen kolossalen Erscheinungen, die eigentlich ausserhalb des Ganges unserer Betrachtung liegen, so sehen wir also, dass die Verfolgung nur bis dahin geführt werden kann, wo ein neuer Widerstand, eine neue Aufstellung des Gegners neue Combinationen nöthig macht. Je mehr Chancen das Terrain darbietet, und je mehr disponible Truppen dem Besiegten bleiben, je schneller wird dieser Zeitpunkt eintreten; so dass hieran häufig das Charakteristische dieser Gefechtsperiode fast ganz verschwindet. Es ist nämlich eine neue Stellung gewonnen, oder die geschlagenen Truppen sind durch frische aufgenommen, ehe noch eine eigentliche Verfolgung hat eintreten können.

Bei der Verfolgung ist nun vorzugsweise die Vernichtung und Zerstörung der feindlichen Streitkräfte das nächste Objekt. Es handelt sich da in der Regel nicht um Besetzung und Wegnahme eines Terraingegenstandes; die feindlichen Truppen sind in der Regel das direkte Ziel; und lässt sich der Feind verleiten, beim Rückzuge einzelne Punkte vertheidigen zu wollen, so kann uns nicht leicht eine bessere Gelegenheit werden, sie zu isoliren, daran vorbeizugehen und die dazu verwendeten Truppen abzuschneiden. Indessen kann es doch auch darauf ankommen, einen Terrainpunkt mit dem Feinde zugleich zu erreichen und sein Festsetzen daselbst zu verhindern; namentlich bei Defiléen ist dies der Fall. Hier ist es nun wieder vorzugsweise die Kavallerie, welche in Folge ihrer grossen Schnelligkeit zur Verfolgung geeignet ist; ihr wird reitende Artillerie beigegeben, um den Widerstand des Feindes leichter brechen zu können.

Wichtig ist bei der Verfolgung das Zahlenverhältniss der mit derselben direkt beauftragten Truppen, und es beruht gerade hierauf ein grosser Theil der Erfolge und der Früchte der Verfolgung. Sobald nämlich das Gefecht kein blosses Scharmützel kleiner Abtheilungen war, können nicht alle Truppen für die Verfolgung verwendet werden. Die, welche im heftigen Gefecht waren, sind dazu vorläufig unbrauchbar; der geringste Widerstand würde ihrer Verfolgung ein Ziel setzen. Darum ist Belle-Alliance kein Beispiel, welches das Gegentheil beweist. Sie müssen die gestörte Ordnung wiederherstellen, sich von Neuem mit Munition versehen; sie sind mehr oder weniger erschöpft und es vergeht Zeit, bis diese nächsten Folgen des Gefechts ausgeglichen sind, und sie wieder ganz gefechtsfähig werden. Der Verfolgung aber entschlüpfen fast alle Früchte, wenn sie nicht gleich eintritt; wenn so dem Feinde Zeit gegeben wird, sich zu sammeln, die verlorene Ordnung wiederherzustellen. (Ligny, das Sammeln bei Mont St. Guibert.)

Es müssen daher möglichst frische Truppen oder doch solche zur Verfolgung bestimmt werden, welche am wenigsten durch das Gefecht gelitten haben. Ferner darf dies nur ein angemessener Theil sein. Die verfolgenden Truppen müssen nämlich Alles wagen, sich überall an die Fersen der Weichenden hängen, sich zwischen die Kolonnen der Retirirenden hineinwerfen. Sie können daher leicht in nachtheilige Gefechtsverhältnisse verwickelt werden, wenn ihnen nicht eine verhältnissmässig starke Reserve folgt, die stets bereit ist, mit Nachdruck aufzutreten, wo der Feind Miene macht, die verfolgenden Truppen zu umwickeln.

Man sieht auch hier, dass Reiterei vorzugsweise zur Verfolgung geeignet ist, da ihre grössere Beweglichkeit ihr das an der Klinge bleiben, das Anheften und Dazwischenschieben erleichtert. Die Geschichte lehrt auch dem gemäss, dass entschiedene Siege ohne grosse materielle Erfolge blieben, wo es an Reiterei zur Verfolgung mangelte. (Lützen, Bautzen.) — Reiterei allein aber dürfte, wenn der Feind sich nicht in völliger Auflösung befindet, sei diese nun materiell, wie 1812, oder moralisch, wie 1806, bald ein Ziel finden; da das geringste Terrainhinderniss, welches der Feind vertheidigt, für sie leicht zu einem unübersteiglichen werden kann. Es muss ihr also leichte Infanterie und Artillerie beigegeben werden, sobald die Verfolgung über das Schlachtfeld ausgedehnt wird, und es dürfte hier der Karabiner der leichten Reiterei eine zweckmässige Anwendung finden.

Wir haben früher gesagt, dass bei der Verfolgung die Vernichtung der feindlichen Streitkräfte die Hauptsache sei. Nichtsdestoweniger ist aber auch die Richtung wichtig, in welcher die Verfolgung stattfindet. Der Verlauf des Gefechts bringt leicht hervor, dass ein Theil oder der grösste der geschlagenen Truppen genöthigt ist, eine falsche Rückzugslinie einzuschlagen, und erst auf Umwegen die wahre wiederzugewinnen. (So war die österreichische Armee nach den Gefechten von Eckmühl und Regensburg 1809, und die preussische 1806 genöthigt, sich in zwei Theilen in ganz divergenten Richtungen zurückzuziehen.) Es würde da fehlerhaft sein, sich bei der Verfolgung mit allen Kräften an die Fersen der Zurückweichenden zu heften und so den Umweg mitzumachen; es führt zu viel grösseren Resultaten, den Stoss in gerader Linie fortzuführen und so für jenen Zweck nur einen verhältnissmässig geringen Theil zu besimmen. Vorzugsweise werden in solchen Fällen grosse Resultate entstehen, wo der Geschlagene Defiléen hinter sich hat, die er passiren muss, und die wir in der Verfolgung vor ihm erreichen. Dies sind Verhältnisse, die sich im Grossen wie im Kleinen wiederholen. (Ein Beispiel ist das Schicksal der französischen Division Puthod, welche getrennt von der Armee Macdonald's, nach der Schlacht an der Katzbach, fast ganz aufgerieben wurde, da sie am Bober bei Löwenberg Aufenthalt fand; während der Hauptstoss der Verfolgung auf Bunzlau ging.)

Normal in Bezug auf Verfolgung des Sieges im grössten Maassstabe sind sind die Campagnen von 1806, 1808, 1815 und 1870.

Die Verfolgung selbst zerfällt in zwei Perioden:

1. Die Verfolgung auf dem Schlachtfelde.
2. Die weitere Verfolgung.

1. Die Schlachten und Gefechte der neueren Zeit setzen, wenn wir die Ueberfalls- und Ueberraschungsgefechte ausnehmen, stets das Einverständniss beider Theile zum Gefecht voraus, und die Heere sind sich daher am Tage der Schlacht gewöhnlich schon sehr nahe. Einerseits aber bedarf es zu den letzten Vorbereitungen und Einleitungen, dem Gruppiren der Truppen, zum Rekognosziren u. s. w. immer noch so viel Zeit, dass die Schlachten selten gleich am Tage beginnen; andererseits aber haben die grossen Heereskörper eine solche Zähigkeit in sich, dass ihr Widerstand gewöhnlich für den Lauf eines Tages unter allen Umständen ausreicht. Dies beschränkt die Verfolgung auf dem Schlachtfelde sehr; indem der

Einbruch der Nacht fast immer der Vorhang ist, hinter welchem der Geschlagene seinen Rückzug antritt.

Etwas Anderes ist es bei den kleineren Gefechten; indessen auch sie beginnen selten mit Tagesanbruch, da kleine Truppen-Abtheilungen gewöhnlich sich nicht so nahe sind, und auch da immer noch Zeit mit der Rekognoszirung und Anordnung verloren geht.

Die Verfolgung auf dem Schlachtfelde und am Tage des Gefechts ist die eigentlich die meisten direkten Früchte bringende; und die Erfolge werden daher um so grösser sein, je früher am Tage das Gefecht entschieden ist und die Verfolgung eintreten kann. Sie ist nun vorzugsweise der Akt, bei dem alle und die letzten Kräfte in Bewegung und Thätigkeit gesetzt werden müssen; und man darf da nie vergessen, dass das, was heute umsonst zu haben ist, morgen grosse Opfer kostet und oft gar nicht mehr erlangt werden kann. Je nachdrücklicher die Verfolgung auf dem Schlachtfelde ist, je mehr und tiefer sie die Ordnung und den Zusammenhang in den feindlichen Schaaren auflockert und trennt, je mehr ist dann auch von der Verfolgung des nächsten Tages zu erwarten.

In der Regel macht die Nacht dieser Verfolgung ein Ende; selten sind die Beispiele, wo sie weiter getrieben worden ist, wie z. B. Belle-Alliance. Dies hat seinen Grund in der Ermattung und dem Nachlassen aller Kräfte, welche auch bei dem Sieger eintritt.

2. Am andern Tage haben sich fast immer die Verhältnisse sehr verändert. Der Geschlagene hat einen Vorsprung gewonnen; die Truppen sind, wenn auch nur theilweise, geordnet; er setzt nun schon wieder bei geeigneten Terrainabschnitten Widerstand entgegen; oder er hat sich auf grössere intakte Truppen-Corps zurückgezogen; oder er nähert sich doch der Wirkungssphäre derselben. In allen diesen Fällen verschwindet mehr oder weniger das eigentlich Charakteristische der Verfolgungsgefechte je länger je mehr; denn dies besteht darin, dass der Verfolger gleichsam rücksichtlos den Verfolgten angreift, wenn auch nur um ihn festzuhalten. Umgekehrt ist dies aber oft bei demoralisirten Truppen, bei denen durch die fortgesetzten Stösse das innere Gefüge immer mehr erschüttert und zerstört wird.

Das Gefecht nimmt einen behutsamen, vorsichtigen Charakter, den der Arrièregarden- und Avantgarden-Gefechte wieder an. Je grösser die Zahl der geschlagenen Truppen war, je isolirter sie sich befanden, je länger kann der Zustand

der eigentlichen Verfolgung dauern; während derselbe schnell vorübergeht, wenn dies Verhältniss der geschlagenen Truppen zum Ganzen nur gering ist, oder wenn sie eine Aufnahme durch frische Truppen finden. Jedenfalls aber dauert der moralische Effekt einer tüchtigen und nachhaltigen Verfolgung viel länger, als die Verfolgung selbst; er kann sogar auf frische Truppen übergehen und diese mit demoralisiren.

Eigenthümlich ist die Erscheinung, dass die neuere Kriegsgeschichte eigentlich arm an tüchtigen und nachhaltigen Verfolgungen ist. Napoleon selbst, der in seinen früheren Feldzügen durch intensive Verfolgung seiner Siege Schlag an Schlag zu ketten verstand, gab nach und nach diese Weise auf; und je grösser, je kolossaler seine Schlachten werden, je weniger Werth scheint er auf die Verfolgung, d. h. auf die direkte, nächste, zu legen. Bei Austerlitz verlor er die Russen und Oesterreicher ganz aus den Augen, und leitete die Verfolgung in der Richtung auf Olmütz ein, während sie den Rücksug nach Ungarn genommen hatten. Bei Borodino war gar keine direkte Verfolgung; bei Lützen und Bautzen waren ihm durch den Mangel an Kavallerie die Hände gebunden. — Eine Verfolgung fehlte ferner bei Dresden, wo sie so erfolgreich hätte werden können; bei Ligny war sie ebensowenig; er verliert auch hier die Preussen ganz aus dem Gesicht. — Aber auch bei seinen Gegnern finden wir ähnliche Verhältnisse, und eigentlich ist es nur Blücher, der stets bereit ist, nachzuhauen, so lange er den Arm rühren kann; und der die direkte Verfolgung bis auf die Hefe ausbeutet. Auffallend ist diese Mattigkeit in der Verfolgung nach der Schlacht bei Leipzig. Aber sie erscheint eben so unaufgeklärt nach der Schlacht von Brienne, von Bar-sur-Aube, und bei Ostrolenka; in letzterem Falle hätte sie dem Feldzuge ein Ende machen können; ferner 1866 nach dem Tage von Aschaffenburg.

Zwar die unmittelbare Auflösung der feindlichen Ordnung ist das nächste Objekt; dies schliesst aber nicht aus, dass ein weiter liegendes viel wichtiger sein kann, und dass daher sehr oft ein blosses Nachrücken, ein Folgen mit geringen Kräften für Verfolgung gelten muss, während man mit den Hauptkräften den Zweck verfolgt, der im Gefecht vielleicht noch nicht, trotz des taktischen Sieges, erreicht wurde. Die Mainarmee verfolgte 1866 als obersten Zweck ihrer Operationen die Trennung der Corps ihrer Gegner. Es war dieses Auseinanderhalten gelungen bis zum Gefecht von Aschaffenburg, also bis zum Zurückdrängen der Württemberger über den Main; jenseits aber konnte es nur erreicht werden, wenn man ihnen über

den Fluss folgte. Da sehen wir das merkwürdige Schauspiel, dass der Sieger von seinem Feinde und seinem Zwecke ablässt, gar keine Verfolgung einleitet, und dass der Feind in Folge drei verlorener Gefechte gerade das ruhig erreicht, was er nicht haben sollte, seine Konzentration. Wir glauben nicht zu viel zu behaupten, dass diese Unterlassung, dieses Verlassen des Zwecks nicht allein unerklärbar ist, sondern die Uebernahme des Commandos der Mainarmee zu einer schweren Erbschaft machte. — Es wäre kein Schuss mehr in Süddeutschland gefallen, kein Mann mehr getödtet worden, wenn die Trennung der Kontingente festgehalten wurde. Der Abmarsch nach Frankfurt kostete 8 Tage werthvoller Zeit und später noch werthvolleres Blut.

Die Erklärung, dass der Sieger auch Erholung nach dem heissen Kampfe bedürfe, reicht hier nicht zu, wenngleich dieser Umstand allerdings in vielen Fällen wichtig und einflussreich wird. Es liegt da Vieles auch in den Charakteren der handelnden Personen und in den politischen Verwickelungen, z. B. Gross-Beeren, wo das Gefecht gleichsam wider Willen des Oberbefehlshabers stattfand, und die Verfolgung von ihm gehemmt ward.

Das Verhalten und Benehmen des Verfolgten.

Je mehr Truppen im Gefecht verwickelt waren und darin litten, je weniger mithin disponibel bleiben, je gefährlicher ist die Lage des Geschlagenen. Der Nutzen und der Werth einer disponiblen, intakten Reserve tritt hier am augenscheinlichsten hervor. Sie bildet den Kern, um den sich die aufgelockerte Masse wieder ballt, und ist das einzige Mittel, eine völlige Niederlage zu verhindern, sobald einmal das Gefecht eine entschieden nachtheilige Wendung genommen hat. Das Gefecht ist, wie schon bemerkt, eine Reihe einzelner Akte, die neben und nach einander verlaufen; und der endliche Ausgang ist das Resultat, was sich aus demselben ergiebt. Je mehr solcher Akte nachtheilig ausschlagen, desto mehr muss der Theil, gegen welchen sich der Erfolg entscheidet, bemüht sein, einen festen Kern zu erhalten, um dem Aeussersten begegnen zu können.

Freilich steht dies im direkten Widerspruch mit dem Bestreben, durch die Reserven das Gefecht wieder herzustellen und die Erfolge umzukehren; und gerade dieser Umstand macht die Führung nachtheilig eingeleiteter Gefechte so schwierig. In der Verwendung der Reserve das rechte Maass zu halten,

ist da überaus schwierig; und der Charakter des Feldherrn verleitet ihn da leicht zu dem einen oder dem andern Extreme. Der zähe, kühne, aufbrausende Charakter wird seine letzte Reserve ins Gefecht bringen, bevor er sich zum Rückzuge entschliesst (so Blücher, Napoleon); der vorsichtige, weniger entschlossene wird das Gefecht aufgeben, dessen Wendung noch vollkommen in seiner Hand lag.

Abstrahiren wir von der Entscheidungsschlacht, so wird man als Regel festhalten können, dass man sich für den unglücklichsten Fall stets noch eine Reserve bereit halten muss. Sie dient nach dieser Seite dazu, die Verfolgung aufzuhalten, zu brechen, um den geschlagenen Truppen Zeit zu gewähren, sich wieder zu ordnen.

Je tüchtiger, disziplinirter die Truppen im Allgemeinen sind, desto kürzer ist die Periode, welche sie hierzu gebrauchen, und je weniger lange wird daher die Reserve das Gefecht allein hinzuhalten haben. Es folgt daraus, dass diese in demselben Maasse stärker sein muss oder schwächer sein kann, als der kriegerische Geist und die Gefechtstüchtigkeit der Truppen steigt oder fällt.

Die Reserven also sollen den Strom der Verfolgung brechen. — Sie müssen daher nicht zu weit entfernt sein, indem sonst die geschlagenen Truppen den wiederholten Angriffen erliegen, bevor sie durch die Reserve aufgenommen werden. Sie dürfen aber auch nicht zu nahe sein, da sie in diesem Falle noch mit in das allgemeine Gefecht verwickelt werden, sich alle Kräfte des Gegners gegen sie richten und sie so nun die Niederlage vollständig machen. Sie dürfen sich endlich nicht darauf einlassen, kleine und augenblickliche Vortheile zu verfolgen; was namentlich Seitens der Kavallerie leicht geschieht. Sie müssen vielmehr dergleichen benutzen, um in den gefechtsfreien Pausen, die dadurch für sie entstehen, auch ihren Rückzug zu machen. Benutzung des Terrains zu vortheilhaften Defensivstellungen ist hier ganz am Orte; nur darf man sich in solchen Stellungen nicht zu lange aufhalten. Schon Heinrich von Bülow sagt: »Wer gehen muss, der gehe rasch;« freilich soll die Schnelligkeit nicht durch Aufgeben der Ordnung und Haltung gewonnen werden. Denn gerade auf diese Haltung der Truppen und ihre taktische Gefechtsbereitschaft kommt es bei den Verfolgungsgefechten wesentlich an. Sie imponirt dem Feinde, der grösstentheils aus leichten Truppen besteht, und veranlasst ihn am ersten, sich mit den errungenen Vortheilen zu begnügen und uns ziehen zu lassen. Die Geschichte des Feldzuges 1812 ist reich an Beispielen der

Art. Allerdings aber darf dies Erhalten der Ordnung auch nicht zur Pedanterie führen, und nicht zur Anwendung nachtheiliger taktischer Formen. Wir wollen hier nur den Rückzug en échiquier erwähnen. Dadurch wurde es bei dem Rückzuge nach dem Gefecht von Etoges 1814 der französischen Kavallerie möglich, die russische Infanterie des Generals Kapczewitsch, welche sich en échiquier zurückzog, noch vor dem Walde zu erreichen und ihr Verluste beizubringen.

Hat Infanterie es nur mit Kavallerie zu thun, so ist dies ein anderer Fall; dann kann diese Form günstig werden, besonders der Artillerie wegen, von der sodann ein Theil stets in Thätigkeit bleibt und die Angriffe der Kavallerie brechen kann. In der Regel aber wird man auch da besser thun, mit beiden Treffen zugleich zurückzugehen, da die Gefechtsbereitschaft der Infanterie augenblicklich hergestellt ist, und es für die Wirkung der Artillerie in solchen Fällen auch nur Augenblicke bedarf; es kommt dabei vorzugsweise auf ein paar Kartätschschüsse an.

Der kritische Moment der Verfolgungs-Gefechte ist nun in der Regel der, wo die geschlagenen Truppen ein Defilé passiren und sich daher zusammendrängen müssen. Der Feind wird solche Verhältnisse vorzugsweise benutzen, um nachzudrängen und seine Erndte zu halten. Die Nachtheile und Verluste werden in dem Maasse steigen, als ein solches Defilé näher hinter der Gefechtsstellung liegt, und der Geschlagene noch durch die erste und kräftigste Verfolgung in dasselbe geworfen wird. Da sind die Verluste unausbleiblich und gewöhnlich sehr gross, ja entscheidend. Beispiele solcher Gefechte sind Landshut 1809, Monterau 1814; für die schlimme Lage des Verfolgten aber besonders Leipzig, die Katzbach, Friedland; bei Leipzig war fast nichts von den Franzosen zur Vertheidigung gethan.

Aber auch wenn dasselbe entfernter ist, werden die Verhältnisse immer noch sehr nachtheilig sein. Es wird namentlich bei grossen Truppenmassen nichts übrig bleiben, als der Versuch, durch einen kräftigen Stoss der Verfolgung für einige Zeit ein Ziel zu setzen, um Musse zum Passiren des Defilés zu erringen. Das Voraussenden von Artillerie, neue Positionen hinter dem Defilé, das Besetzen desselben, sind Mittel, um die Verluste etwas zu mindern. Am günstigsten ist der Fall, wenn das Defilé in einem Orte liegt; oder ein Ort auf der feindlichen Seite. — Vorzugsweise ist die Kavallerie in einer übeln Lage vor einem Defilé, und sie darf sich daher nicht zu lange vor demselben aufhalten. Ein Beispiel ist Prenzlau 28. Oktober

1806; die preussische Infanterie defilirte durch die Vorstadt, drei Eskadrons waren noch jenseits aufgestellt, als diese von der heraneilenden französischen Kavallerie angegriffen und in die Vorstadt geworfen wurde; ein Infanterie-Regiment wurde niedergeritten und grösstentheils gefangen.

Verfolgt der Feind nicht kräftig, so müssen dergleichen nachtheilige Hindernisse möglichst schnell zurückgelegt werden, und die Verhältnisse verändern sich damit allsogleich in das Gegentheil. Was uns nachtheilig war, wird uns dann als Hinderniss vor der Front sofort höchst vortheilhaft und gewährt das Mittel, die weitere Verfolgung aufzuhalten, oftmals ganz unmöglich zu machen. — Abbrechen von Brücken, Abbrennen, Hinhalten des Gefechts bis zur Nacht, sind dann Hülfsmittel zur Verbesserung der Lage.

Bevor wir zur Betrachtung der speziellen Gefechts-Verhältnisse übergehen, wollen wir hier noch einige allgemeine Bemerkungen über das Gefecht einschalten, welche Gegenstände berühren, die von Wichtigkeit sind.

Zunächst von der »Ueberlegenheit«. Es ist eine Regel, welche in den neueren militärischen Werken über Strategie und Taktik fast überall vorkommt und als Axiom festgestellt wird:

> Massen auf den entscheidenden Punkten, oder Uebermacht gegen Mindermacht, oder Suchen und Benutzen der feindlichen Schwäche;

dies sei das Universalmittel zur Erringung des Sieges.

Die Richtigkeit solcher Behauptungen kann man freilich von vorn herein zugeben; aber es ist damit ungefähr so viel gesagt, als wenn Jemand einem Faustkämpfer die Regel giebt:

> Wenn du deinen Gegner besiegen willst, so musst du ihn niederschlagen.

Es ist damit in der That noch nichts gesagt, und in ihrer Abstraktion verführt eine solche Regel nur zu leicht zu dem Glauben, als sei durch dergleichen Kombination der Krieg, das Gefecht in der That zu entscheiden; als sei der Sieg in der That an die Masse, an die Mehrzahl gebunden.

Schon Clausewitz, der in seinen kriegsphilosophischen Betrachtungen (welche er mit einer bis jetzt unerreichten Schärfe des Geistes durchführt, ohne sich von der Natur der Sache, von der Praxis, zu entfernen) ebenfalls zu dem Resul-

tate kommt, dass die Ueberlegenheit der Kräfte in den neueren Gefechten häufig das Entscheidende sei, macht die Einschränkung, dass »die Ueberlegenheit der Zahl in einem Gefechte nur einer der Faktoren ist, aus welchen der Sieg gebildet wird; dass also, weit entfernt, mit der Ueberlegenheit der Zahl Alles, oder auch nur die Hauptsache errungen zu haben, damit vielleicht nur noch sehr wenig erreicht ist, je nachdem die mitwirkenden Umstände so oder anders sind.« Und hiermit erhält jene abstrakte Regel erst ihren wahren Werth.

Bei der Ueberlegenheit kommt es zunächst auf den Grad derselben an. Eine Ueberzahl, die sich noch nicht wie 2 : 1 verhält, kann durch die mitwirkenden Umstände, durch das Terrain, durch das Talent des Feldherrn, durch die Kriegserfahrung der Führer, durch die Kriegstüchtigkeit der Truppen, so wie durch das Waffen-Verhältniss, oftmals ganz ausgeglichen werden; obschon festzuhalten ist, dass, wenn eine grosse Ueberlegenheit durch die Minderzahl geschlagen wird, dies fast immer mehr in dieser als in jener liegt. Napoleon schlug bei Dresden mit 120,000 Mann die 220,000 Mann starken Verbündeten; die Schlacht von Leipzig hielt er mit 160,000 Mann gegen 280,000 Mann drei Tage hin, und er wäre wahrscheinlich ohne besonderen Nachtheil aus der Sache gekommen, wenn er eine grössere Aufmerksamkeit auf den Werth gelegt hätte, welchen das zunächst hinter ihm liegende Terrain hierauf hatte. In dem Gefecht von Lüneburg wurde das Morandsche Corps, 3000 Mann Infanterie, 9 Kanonen und 200 Mann Kavallerie, durch zwei Infanterie-Bataillone aus Lüneburg vertrieben, und mit Hülfe von 1800 Mann Kosaken völlig aufgerieben. Bei Dennewitz schlugen 40,000 Mann den 70,000 Mann starken Feind vollständig; so dass er 80 Kanonen, seine gesammte Bagage und 15,000 Gefangene verlor.

Will man die Ueberlegenheit auf Zahlen-Verhältnisse bringen, so lässt sich annehmen, dass bei sonst ziemlich gleichen Umständen eine Ueberlegenheit von $1\frac{1}{2} : 1$ noch keine durchaus entscheidende ist. Steigt sie auf 2 : 1, so wird damit allerdings unter gewöhnlichen Verhältnissen der Sieg fast gewiss sein; bei noch grösserer Steigerung würden die übrigen influirenden Umstände fast ganz verschwinden, und die Zahl wird dann das, was alles Uebrige überwältigt; so z. B. 1831 in Polen.

Wir wollen also der numerischen Ueberlegenheit ihren grossen Einfluss nicht absprechen; in dem einzelnen Falle aber, wie er in der Wirklichkeit auftritt, ist sie, so lange sie nicht

ein, allerdings schwer bestimmbares Maass erreicht, nicht absolut entscheidend. Ist nun aber der vorliegende Zweck des Gefechts nicht gerade direkt das Niederwerfen des Feindes, so darf die Ueberlegenheit desselben noch weniger einen Grund abgeben, das Gefecht zu vermeiden. Handelt es sich um Zeitgewinn, um Vertheidigung eines Terrain-Abschnittes; oder treffen wir auf den Gegner, der sich in einer Situation befindet, wo er seine Kräfte nicht entwickelt hat oder nicht entwickeln kann; haben wir die Ueberraschung für uns u. s. w.: so darf nicht danach gefragt werden, wie gross seine Ueberlegenheit der Zahl nach ist.

Die Ueberlegenheit, welche im Grossen, bei den Schlachten und grösseren Gefechten also ein Hauptfaktor ist, ist dies viel weniger bei den kleineren Gefechten und bei den einzelnen Gefechtsakten, die im Laufe eines grösseren vorkommen; und am allerwenigsten bei dem Gefecht der in letzter Instanz durch die Gewalt des Chocs wirkenden Kavallerie. Die Geschichte eines jeden Feldzuges liefert Beispiele, dass eine tüchtige, entschlossene Kavallerie überlegene feindliche Schaaren geworfen hat; es bedarf daher der Anführung von Beispielen nicht.

Die Ueberlegenheit der Zahl hat nach dem Gesagten zwar keinen absoluten, entscheidenden Werth, allerdings aber einen relativen, und es ist daher von Wichtigkeit, uns den Vortheil, der hieraus folgt, zu sichern. Wir abstrahiren hier von der Kriegführung in der höchsten Instanz, also auch von derjenigen Thätigkeit, die die Mittel zur Kriegführung schafft. Wir haben es hier mit derjenigen Sphäre zu thun, in der die vorhandenen Kräfte, die Truppen, gegebene Grössen sind, die wir nicht weiter potenziren können. So entsteht die Frage: »Was haben wir zu thun, wie verhalten wir uns, um die Ueberlegenheit auf unsere Seite zu ziehen?«

Dies kann auf doppelte Art geschehen. Einmal indem wir, da wir die Zahl unserer Truppen nicht vermehren können, diese zusammenhalten; und zweitens indem wir den Gegner, wenn auch nicht zwingen, so doch veranlassen, Theile seiner Kräfte zu entsenden, zu detachiren.

Was den ersten Punkt anbetrifft, so ist es gerade der, gegen welchen in der neuen Kriegführung, wie in der neuen Gefechtsführung am meisten gefehlt wird. Selbst die grössten militärischen Geister sind in diesen Fehler verfallen; dessen Vermeidung dadurch sehr schwierig wird, dass die Nothwendigkeit der Theilung oftmals vorliegt, und es dann ohne ganz genaue Kenntniss der Maassregeln des Feindes sehr schwer

ist, zu bestimmen, in welchem Maasse detachirt werden muss. Ausserdem verführt die gegenwärtig stattfindende Selbständigkeit der Abtheilungen aus gemischten Waffen sehr leicht zu Theilungen, die in einer früheren Periode der Kriegsgeschichte selten vorkamen; da schon die Formation davon abschreckte. Ein solcher Fehler ist es, oder vielmehr zwei solche Fehler sind es, die wesentlich auf den Gang des kurzen Feldzuges 1815 influirt haben. Napoleon entsendete Ney am 15. Juni mit 50,000 Mann gegen Quatrebras, und traf so mit 80,000 Mann auf Blücher's 86,000. 20,000 Mann gegen Quatrebras waren offenbar zur Sicherstellung seiner eigenen linken Flanke gegen die nicht konzentrirten Engländer, die am Abend des 16. Juni erst 20,000 Mann dort hatten, völlig ausreichend; er behielt dann 110,000 Mann gegen Blücher; und es ist unbedenklich, dass sein fruchtloser Sieg von Ligny eine ganz andere Gestalt angenommen haben würde, wenn er mit 30,000 Mann mehr auftrat. Denken wir uns dieselben z. B. auf der Römerstrasse und gegen Bry vordringend. Was würde aus der Verheidigung von Wagnelé, Bry und St. Amand geworden sein? Ausserdem konnte, als sich Napoleon in der angegebenen Art theilte, noch ein anderer Fall eintreten, dessen Nichteintreten er gar nicht übersehen konnte. Blücher konnte nämlich am 16. Juni schon ganz vereinigt sein. War das Bülow'sche Corps heran, so schlugen sich 116,000 Preussen gegen 80,000 Franzosen; und es ist eine grosse Wahrscheinlichkeit dafür vorhanden, dass Napoleon geschlagen wurde. Er hatte also durch die fehlerhafte Theilung doppelten Nachtheil; einmal einen mangelhaften Sieg; zweitens eine mögliche Niederlage. Ein Gefühl von dem Missgriff kam am 16. Juni über ihn, und dies war die Veranlassung des Hin- und Herschiebens des Erlon'schen Corps zwischen Quatrebras und St. Amand.

Derselbe Fehler wiederholt sich nach der Schlacht von Ligny. Napoleon sendet 35,000 Mann unter Grouchy hinter die Preussen her, vereinigt sich mit Ney und hat, nach Abzug des Verlustes, den die Schlacht von Ligny und die anderen Gefechte herbeigeführt hatten, 65,000 Mann gegen die 62,000 Wellington's. Dass Grouchy's Verfolgung nicht den mindesten Effekt gehabt hat, ist bekannt. Ein Paar leichte Kavallerie-Brigaden mit reitender Artillerie hätten sicher denselben Nutzen gewährt, besonders wenn sie rasch und entschlossen vorgegangen wären, und so zu der Meinung verleiten mussten, dass ihnen mehr folgten. Napoleon konnte dann bei Belle-Alliance 30,000 Mann stärker auftreten; er konnte dann vielleicht die Engländer schlagen, ehe die Preussen herankamen;

jedenfalls aber hätte er nicht jene Niederlage erlebt. Beide Male lag der Fehler also nicht in der Theilung überhaupt, denn sie war nothwendig, sondern in dem Maasse der Theilung; und er entstand beide Male dadurch, dass Napoleon gleichzeitig zwei verschiedene Zwecke verfolgte, wozu seine Mittel nicht ausreichten. Am 16. Juni wollte er Blücher schlagen, und die Engländer durch Ney überrennen lassen; am 18. Wellington schlagen und Blüaher nachhaltig verfolgen.

Was hier an einem Beispiel im Grossen gezeigt ist, wiederholt sich ebenso im Kleinen. Es ist stets gefährlich, mehrere Zwecke gleichzeitig zu verfolgen, und es gehört dazu fast immer eine grosse Ueberlegenheit.

Die Theilung der Kräfte kann, was die Zeit anbetrifft, doppelter Art sein; ebenso in Bezug auf den Raum.

Die Theilung in Bezug auf die Zeit kann stattfinden, vor dem Gefecht oder im Gefecht selbst. Theilung vor dem Gefecht sollte nur bei grösseren Truppen-Corps stattfinden und ist da, wie wir bei den Märschen gesehen haben, nothwendig. Kleinere Abtheilungen, eine Division u. s. w. wird sicher fast immer besser thun, vereinigt zu bleiben. So lange die Auf- und Abmärsche sich nach Minuten und Viertelstunden berechnen lassen, ist nie hieraus ein Grund zur Theilung zu entnehmen. Sicherungs-Detachements sind natürlich hier nicht gemeint. — Im Gefecht muss man sich oftmals theilen; schon um Feld für die Entwickelung der Kräfte zu benutzen; stets müssen aber die Fäden zur Wiedervereinigung der Truppen in den Händen des Führers bleiben.

Die Theilung ist in Bezug auf den Raum eben so eine doppelte. Sie ist nämlich entweder so, dass sie innerhalb der Wirkungssphäre der verschiedenen Theile stattfindet, oder ausserhalb derselben; so dass jeder Theil lediglich auf sich selbst angewiesen ist, und auf die direkte Unterstützung des anderen Theils verzichten muss. Die erstere Art der Theilung ist in vielen Fällen nothwendig und kommt im Gefecht überall vor. Die zweite Art ist fast immer die Folge der Theilung vor dem Gefecht.

Die Theilung im Gefecht und innerhalb der Wirkungssphäre ist somit häufig nichts Anderes, als das Mittel, die Streitkräfte zur Thätigkeit zu bringen, und also eine Steigerung der Kraft. Die Theilung ausserhalb der Wirkungssphäre, wiewohl oftmals geboten, ist dagegen fast immer eine Schwächung, und darum so viel als irgend möglich zu vermeiden. Haben wir unsere Kräfte zusammen, so ist dies der Weg zur Ueber-

legenheit; theilen wir sie unnöthiger Weise, so geben wir es auf, den Vortheil der Ueberlegenheit zu haben.

Dies ist also das eine Mittel, die Ueberlegenheit hervorzubringen. Das andere ist, den Gegner zur Theilung zu veranlassen. Die Frage ist da zunächst: »Wie veranlassen wir den Gegner, sich zu theilen?« Dies kann auf mehrfache Weise geschehen. In der Defensive z. B. durch starke Stellungen, denen er im Ganzen nicht vorbeigehen kann; deren Besiegung in der Front unverhältnissmässige Opfer kostet, und die er daher durch Manöver zu neutralisiren suchen wird. Ferner dadurch, dass wir ihm zwei oder mehrere Zwecke als scheinbar leicht erreichbar vorhalten. Das gewöhnliche Mittel ist die eigene Theilung, so dass wir durch Abtheilungen ihm wichtige Punkte bedrohen, und ihn so verleiten mehr Kräfte an ihre Sicherung zu setzen, als nöthig sind, um unsere Drohung erfolglos zu machen.

Dieses Kapitel weiter zu verfolgen, ist hier nicht der Ort: es gehört in die Strategie; indessen spielt es doch auch in das Gebiet der Taktik hinein, insofern auch im Gefecht selbst die Besetzung und das Festhalten einzelner Punkte oft nichts weiter als eine solche Drohung ist, oder doch so wirkt, und einen unverhältnissmässig grossen Theil der Kräfte des Gegners ablenkt.

Die Umgehung; der Flankenangriff. Ein Hauptvortheil der Ueberlegenheit beruht in der damit gegebenen, grösseren Leichtigkeit, den Gegner zu umgehen. — Umgehen heisst dem Feinde in Flanke und Rücken kommen, und es ist deshalb so wirksam, weil Flanken und Rücken die taktisch und strategisch schwächsten Seiten der Armee, wie einzelner Abtheilungen, sind. Die Umgehung führt zu einem Flankenangriff; das macht sie wirksam; sie schützt das Terrain gegen einen solchen; kann man demselben aber genügende Kräfte entgegenstellen, so wird die Umgehung fruchtlos. Bei der Umgehung aber findet eine Theilung statt, und deshalb eine Schwächung. Daher kann sie nur der Stärkere ohne Gefahr unternehmen; der Schwächere, oder der dem Gegner an Kräften gleiche, nur unter besonders günstigen Terrainverhältnissen. Die Umgehung setzt nämlich, wenn sie gefahrlos sein soll, voraus, dass ich dem Gegner in der Front so lange gewachsen bin, als bis er anfängt, die Wirkung der umgehenden Truppen zu empfinden. Ist dies nicht der Fall, so wird er mich in der Front erdrücken und en détail schlagen. Dies erforderliche Gleichgewicht in der Front kann nun entweder durch die vorhandenen Truppen oder durch günstige

Terrain-Verhältnisse hervorgebracht werden. Bei diesen ist jedoch zu berücksichtigen, dass das, was uns vortheilhaft ist, gewöhnlich auch dem Gegner dient. Wenn wir ihn in der Front an einem Defilé mit einigen Bataillonen aufhalten können, so kann er das auf derselben Stelle gewöhnlich auch; und er erhält somit das Mittel, alle anderen Kräfte gegen die Umgehung zu verwenden.

Eine der sichersten Arten der Umgehung findet deshalb beim Kampf um Defiléen, namentlich Flussübergänge, statt, weil es dem Angreifer dort in der Regel am leichtesten wird, seine Stellung in der Front gegen die Gegenstösse zu halten. Man sucht rechtzeitig einen entfernt von der Hauptstrasse liegenden Uebergang für des Angreifers Interesse zu benutzen. Indem es den Patrouillen des Vertheidigers schon an sich selten möglich ist, das zur Umgehung benutzte Wegland zu untersuchen, tritt nach vollendeter Umgehung — d. h. nach dem Ueberschreiten des Defilés durch den Angreifer — für den Vertheidiger meist die unangenehme Situation ein, dass er die Meldung entweder zu spät, oder ungenau, vielleicht gar nicht, und im besten Falle übertrieben erhält. Es ist dann immer sehr schwierig, in geeigneter Weise dagegen zu detachiren; namentlich so, dass es dem Gegner in der Front unbemerkt bleibt. Hat die Umgehung nur wenige Geschütze bei sich, so kann der Schall derselben sowohl als Signal für den Frontangriff gelten, als auch moralisch auf den Vertheidiger erschütternd wirken. Man sieht also, ohne dass wir hier die möglichen Combinationen näher berühren, welche Chancen der Angriff aus der Umgehung ziehen, und welche Quelle von Verlegenheiten sie im besten Falle selbst für die Vertheidigung werden kann.

Jedoch muss man sich bei diesem Angriffsmittel immer darauf gefasst halten, dass es nicht so gelingt, wie man es wünscht oder sich vorgestellt hat. Der Marsch der umgehenden Abtheilung findet eine Terrainschwierigkeit (abgebrochene Brücken u. dergl.), oder die Kolonne schlägt einen nicht richtigen Weg ein; der Führer lässt sich beirren durch falsche Nachrichten; der Marsch dauert länger, als man erwartet etc.; und endlich wird das hinhaltende Gefecht in der Front durch Missverstand oder Ungeschicklichkeit frühzeitiger heftig und verzehrt mehr Kräfte, als gut ist, ohne die gewünschten Einblicke in die feindliche Situation zu gewähren. Die Umgehungen von Craonne 1814, die Umgehung Erlons 16. Juni 1815; die von Blumenau 1866 zeigen recht, wie schwer dieses Manöver auszuführen ist, und wie selbst die umsichtigste und ent-

schlossenste Führung dabei mit widrigen Umständen zu kämpfen hat. In den meisten Fällen tritt dann noch das hinzu, dass die Umgehung nicht in einen, wo möglich unerwarteten, reinen Flankenangriff, sondern in eine offene, einfache Ueberflügelung ausläuft, und den Feind weder überrascht, noch ihn in die taktische Lage bringt, welche zu überwinden Schwierigkeit kostet. Die vollendete Umgehung ist als Angriff von zwei Seiten eine der gefährlichsten Gefechts-Situationen, aus der man sich nur ziehen wird, wenn man noch eine hinreichend starke Reserve hat, und die Gefechtslage wie das Terrain eine zweckmässig gesicherte Verwendung derselben gestatten. Ein passives Begegnen bringt bei einer Umgehung immer schon in eine nachtheilige Lage. Das zweckdienlichste Mittel ist ein kräftiger Gegenstoss, der entweder, wenn dies zulässig, gegen die in der Fronte befindlichen feindlichen Truppen geführt wird, wenn die Umgehung dem weitesten Punkte nahe ist; oder der gegen sie selbst gerichtet wird, sobald sie in unsere Wirkungssphäre kommt.

Dieser Gegenstoss aber hat ebenso viel und vielleicht noch mehr Schwieriges wie die Umgehung. Denn an und für sich wird er wahrscheinlich sehr spät angeordnet: da es schwer ist, zu entdecken, wie stark die Umgehung ist; und sodann wird es für Jemand, der sich schon vorher hat entschliessen müssen, seinen Gegner in einer Stellung zu erwarten, nicht immer leicht, aus der Stellung mit den geeigneten Kräften, rechtzeitig gesammelt und formirt vorzubrechen. War die Umgehung aus Kavallerie und reitender Artillerie gebildet, hatte sich der Gegner an Infanterie somit nicht geschwächt, so fällt der Gegenstoss (der einen schnellen Erfolg haben muss, kein langsames Niederringen sein darf, weil sonst die Umgehung am Ende noch früher gegen ihn wirkt) falsch aus und führt erst recht in das Unglück. Ist der Gegenstoss mit einem Flankenstoss gegen einen zu schwachen oder ungeschickten Angriff gepaart, oder fällt er mit ihm zusammen, so hat er noch die meiste Aussicht auf Erfolg; es wird also geboten sein, den Feind zu so einem Unternehmen zu verleiten und auf der Lauer zu stehen; dann kann man sicher auf einen günstigen Ausgang rechnen.

Die Friedensübungen geben von diesen Verhältnissen ein oft falsches Bild. Wer da angriffsweise gegen eine Umgehung verfährt, kommt jedesmal in die übelste Lage; indem der Zustand geschlagener Truppen sich gar nicht ausdrücken lässt, und die geworfenen Truppen immer gleich wieder angriffsfähig sind.

Napoleon war Meister in strategischen wie taktischen Umgehungen. Ein Beispiel ist die Schlacht von Auerstedt; vorzugsweise aber hat er sie nur in der ersten Periode seiner Kriegführung und namentlich in Italien angewendet. Eben so aber und noch meisterhafter sind seine Gegenstösse, sowohl in strategischer wie taktischer Beziehung. Eines der glänzendsten Beispiele in letzter Beziehung ist Austerlitz.

II. Spezielle Gefechtslehre.

A. Gefecht um Terrain-Gegenstände.

Nachdem wir nun das Gefecht nach seinem allgemeinen Verlauf, so wie nach den allgemeinen Verhältnissen betrachtet haben, wenden wir uns zur näheren Betrachtung der speziellen Gefechtsverhältnisse, die sich sondern lassen

einmal nach den Modifikationen und Eigenthümlichkeiten, die durch die Beziehungen des Terrains zum Gefecht entstehen;

zweitens nach den besonderen Zwecken, welche den Gefechten, neben dem allgemeinen Gefechtszweck der Vernichtung feindlicher Streitkräfte, zum Grunde liegen.

Wir wollen nun zunächst also die besonderen Gefechtsverhältnisse betrachten, wie sie sich durch die Benutzung des Terrains für den Gefechtszweck von der einen und der anderen Seite gestalten; wie sie sich entwickeln, indem der eine Theil die Oertlichkeit zur Verstärkung der Vertheidigung anwendet; während der andere Theil bemüht ist, diese Hindernisse zu besiegen, welche so der Vertheidiger dem Angriffe in den Weg legt.

Wir haben hier also das Gefecht um Terrain-Gegenstände, um örtliche Eigenthümlichkeiten des Terrains. Dahin gehört nun das Gefecht um Wälder, Dörfer, Gebäude, um Defiléen, Uebergänge über Flüsse, Bäche, Moräste u. s. w.; die wir, da sie wesentlich von einander verschieden sind, die verschiedenartigste Benutzung und Verwendung der Truppen und Waffen, bei der Vertheidigung wie beim Angriffe, bedingen, jedes für sich näher ins Auge fassen müssen.

Als dasjenige Gefecht, welches noch die meisten taktischen Formen zulässt, erscheint

1. Das Waldgefecht.

Allgemeine Bemerkungen.

Waldgefecht ist erst durch die Ausbildung der gesammten Infanterie für das zerstreute Gefecht, in der Ausdehnung, in der es gegenwärtig oft geführt wird, möglich geworden, und hat sich ganz besonders in den ersten Revolutionskriegen ausgebildet. In früherer Zeit vermied man dasselbe, als die taktische Ordnung der Infanterie zerstörend, auf das sorgfältigste; man beschränkte sich höchstens, an den Waldlisièren einen Verhau anzulegen, und hinter demselben einige Infanterie-Abtheilungen pelotonweise aufzustellen, die durch ihr Feuer das Aufräumen des Verhaus hindern sollten. Man sah Wälder als ungangbares Terrain an, und lehnte seine Schlachtordnung daran, ohne sie zu besetzen. Reichenbach, Torgau, Kunersdorf, Zorndorf, sind hiervon Beispiele.

Gegenwärtig kommt das Waldgefecht fast in allen Gefechten und Schlachten vor, und hat bald einen grösseren, bald einen geringeren Einfluss auf den Gang derselben.

Das Charakteristische des Waldgefechts ist, dass selbst grössere Truppen-Abtheilungen dasselbe in kleinen taktischen Theilen führen müssen. Einerseits bricht das Terrain selbst die grösseren Abtheilungen in kleine; andererseits gestattet es für die grossen Massen keine angemessene Wirksamkeit. Der Natur des Terrains nach ist es fast ausschliesslich die Infanterie, welche hier wirksam wird; indessen lassen sich doch auch Combinationen denken, wo die Artillerie einen wesentlichen Einfluss gewinnt, und wo sich aus dem Gebrauch von Kavallerie Vortheile ziehen lassen.

Im Nachfolgenden werden wir das Gefecht in grösseren Waldstrichen im Auge haben, welche räumlich ausgedehnt und zusammenhängend genug sind, um grösseren Infanterie-Abtheilungen, Brigaden u. s. w. ausgiebige Beschäftigung zu geben und die ein Hin- und Herwogen des Gefechts zulassen. Das Gefecht um Waldparzellen oder kleinere Büsche (Grochow 1831, Dubno 1866) wird im Wesentlichen nach denselben Grundsätzen zu behandeln, dabei aber der Ein- und Mitwirkung der beiden andern Waffen eingehender zu gedenken sein, und es wird sich bei ihnen mehr um den Zweck, als

die Form des Gefechts handeln; sie werden dann mehr als ein Accidenz, denn als die Substanz des Gefechts grösserer gemischter Abtheilungen erscheinen.

Das Waldgefecht hat durch die Wichtigkeit des Swipwaldes am Tag von Königgrätz eine erneuerte Bedeutung gewonnen und manches, was früher als Regel angenommen war, möchte auf den ersten Anschein durch die Erscheinung nichtig gemacht worden sein, dass 12 Bataillone an diesem Tage und bei dieser Gelegenheit der vierfachen Uebermacht gegenüber sich haben behaupten können. Vergessen wir aber dabei nicht, dass die nicht nur die Bewaffnung, sondern auch die Taktik und die taktische individuelle Ausbildung der Vertheidiger dabei unbestritten auf einem so hohen Punkte standen, dass eine solche Differenz sich selten wiederfinden wird. Taktische Regeln und Abstraktionen können nur gleiche Verhältnisse, bei nicht zu grosser numerischer Differenz, im Auge haben. Es steht doch wohl nun fest, dass die österreichische Infanterie jener Zeit für die zerstreute Fechtart im Walde fast gar nicht ausgebildet war, ihre taktischen Formen nicht biegsam genug erschienen, um einem aus der intelligentesten Bevölkerung Norddeutschlands gebildeten Truppentheil gegenüber ihr Uebergewicht an Zahl geltend machen zu können.

Ebenso sicher aber ist es, dass nur eine durch und durch gut erzogene Truppe in solch einem Kampfe ihre ganze Gefechtskraft äussern können wird, und dass der innere, moralische Zusammenhang dabei auf die höchste Probe gestellt werden muss. Dort wird, nach einem sehr bezeichnenden Ausdrucke, jeder Offizierdegen zu einem Magnet, der die Eisen-Atome wieder zu sammeln vermag, und wenn das Ideal der kriegerischen Ausbildung darin besteht, dass jeder einzelne Mann den augenblicklichen taktischen Zweck und die Situation selbständig zu erfassen und an seinem Theile durchzusetzen vermöge, sohat sich in einem Waldgefecht zu zeigen, wie weit die Truppe sich diesem Ideal in der Praxis anzunähern vermocht hat.

Das Waldgefecht zerfällt nach dem Terrain:

a) in das Gefecht um die Lisière:
b) im Walde selbst, und
c) um Abschnitte im Walde; endlich
d) das Gefecht um die diesseitige Lisière und den Waldausgang.

Im Allgemeinen ist hier zu bemerken, dass bei dem Gefechte um die Lisière der Vertheidiger im entschiedensten Vortheil ist; er steht gedeckt, kann jeden Gebrauch von seinen

Waffen machen; seine Stärke ist nicht zu beurtheilen. Beim Gefecht im Walde heben sich die Vortheile nach und nach gegenseitig auf; der Angreifende hat das moralische Gewicht auf seiner Seite und kommt in Vortheil, so lange nicht Abschnitte im Walde die Verhältnisse zu Gunsten des Vertheidigers ändern.

Im Allgemeinen ist ferner zu bemerken, dass Wälder die Gefechtsleitung sehr erschweren. Sie verschleiern die Absichten und Anstalten des Vertheidigers oft beinahe ganz, und die beider Theile, sobald die Lisière verloren ist; beide Theile wissen nur von einander, so weit sie im Gefecht an einander sind; oftmals gehört ein stundenlanges Gefecht dazu, um zu erfahren, mit wie viel Truppen des Feindes man es zu thun hat und was seine eigentliche Absicht ist. Dadurch wird natürlich die Gefechtsleitung erschwert; denn überall muss Vorsicht und grosse Aufmerksamkeit eintreten. Ferner aber geschieht dies durch den Mangel an Uebersicht des Gefechts. Der Führer kann nur einen sehr geringen Theil der fechtenden Truppen selbst übersehen; alles Andere weiss er nur durch Meldungen, oder durch den Schall des Feuergefechts, was übrigens ein sehr trügliches Mittel ist. Denn selbst das gänzliche Aufhören des Schiessens in einer Richtung fordert zu grösserer Vorsicht auf; indem dies oft nur eintritt, weil der Feind unsere weichenden Tirailleurs nicht direkt verfolgt, mit Massen aber in unsere Flanken verdrängt; oder weil unsere Tirailleurs seine Spur verloren haben.

Endlich wird die Gefechtsführung erschwert durch die im Walde eintretende Verzögerung der Marschbewegungen der Truppen; durch die Schwierigkeit des Auffindens; durch die Lähmung, welche in Bezug auf die gegenseitige Unterstützung der verschiedenen Waffen eintritt. Das Waldgefecht setzt daher Truppen voraus, die es verstehen, auch in kleineren Abtheilungen auf eigene Hand zu fechten; umsichtige und tüchtige Führer der kleineren Abtheilungen, welche die Gabe besitzen, sich im Waldterrain schnell zurecht zu finden. Truppen, welche diese Vorzüge nicht besitzen, kommen beim Gefecht in grösseren Wäldern bald aus einander; und damit geht das Zusammenwirken und mit diesem ein taktisches Hauptelement verloren.

Alle jene Schwierigkeiten vermindern sich, oder hören ganz auf bei der Vertheidigung der Lisière des Waldes. Der Besitz der Lisière entscheidet damit gewöhnlich das Gefecht; mit dem entschiedenen Verlust derselben ist gewöhnlich der ganze Wald verloren. In die Stelle jener Schwierigkeiten

der Gefechtsführung treten vielmehr bei der Vertheidigung der Lisière Vortheile, wie sie fast kein anderes Terrain darbietet. Der Vertheidiger übersieht die Kräfte und Anstalten des Gegners, ohne dass dieser denselben Vortheil hat. Seine Feuerlinie, seine Soutiens und Reserven sind gedeckt; die feindlichen dem Auge und der Wirkung unserer Geschosse blossgegeben. Unsere Waffen können sich auf eine für den Gegner überraschende Weise unterstützen, und wir können mit unserer Hauptreserve plötzlich auf dem entscheidenden Punkte erscheinen, und sie in der für den Gegner nachtheiligsten Richtung wirken lassen. Alle diese Vortheile gehen mit dem Verlust der Lisière verloren, an deren Behauptung daher alle Kräfte gesetzt werden müssen.

Bei grossen Waldstrecken ist dies jedoch nicht immer möglich; es kommt dann zu Gefechten im Walde, zum Kampf um Abschnitte in demselben; in letzter Instanz um den Besitz der rückwärts gelegenen Lisière. Wir werden diese Formen näher betrachten; über die letztere sei hier nur zu bemerken, dass man leicht dem Gefecht um den Ausgang eines Waldes zu geringen Werth beilegt und häufig keinen Versuch macht, das Debouchiren zu verhindern; was doch, wie wir sehen werden, sehr erschwert werden kann, und bei einer nachdrücklichen Vertheidigung nicht aufgegeben werden sollte, so lange wir noch mit einzelnen Abtheilungen festen Fuss im Walde selbst haben.

Das Waldgefecht nimmt natürlich einen entschieden anderen Charakter an, je nachdem es dazu gleichsam nur zufällig im Laufe des Gefechts selbst kommt, oder die zur Vertheidigung bestimmten Truppen ihre Stellung nur eben eingenommen und mithin noch keine Zeit gehabt haben, sich gründlich festzusetzen; oder je nachdem das Waldgefecht vorbereitet, prämiditirt ist, die Truppen sich im Terrain festgesetzt und mit demselben hinreichend bekannt gemacht haben. Die Erscheinungen, welche in der letzteren Art von Gefechten vorherrschend eintreten, spiegeln sich in den Gefechten der erstern Art nur schwach ab; woher es denn auch kommt, dass unsere Gefechtsübungen, als trübe Spiegelbilder von unbestimmten Formen, nur ein sehr wenig treues Bild von dem scharfen Gepräge eines nachdrücklich durchgeführten Waldgefechts wiedergeben. Nur die Kriegsgeschichte gewährt hierüber Belehrung in den zahlreichen Beispielen von solchen Waldgefechten; z. B. Abensberg, Eckmühl, Königswartha, Ville Parisis (1814), Grochow, Swipwald, Dubno.

a) Das Gefecht um den Waldrand.

Die Vertheidigung.

Lokalverhältnisse, welche die Vertheidigung begünstigen und ihre Kraft steigern, sind:

1) Vorliegendes ebenes Terrain; so dass der Angreifende sich unserem Feuer nicht entziehen kann.
2) Abfallendes Terrain gegen den Feind zu, wodurch die Umsicht erleichtert, und der Punkt früh erkannt wird, gegen den der Feind seinen eigentlichen Angriff richtet.
3) Scharf abgeschnittener Waldrand. Je mehr derselbe in niederes und dünnes Gesträuch und Unterholz ausläuft, je weniger stark kann die Vertheidigung sein, da die Vertheidiger dann nur ein Mittel haben, sich einigermaassen zu verbergen, aber keinen eigentlichen Schutz gegen die Feuerwirkung.
4) Hohes, starkes Holz an der Lisière, mit kräftigem Unterholz; einerseits giebt dies Deckung gegen die Feuerwirkung, andererseits den Vortheil, unsere weiteren Maassregeln verbergen zu können.
5) Ausgezackte Form der Lisière, jedoch so, dass die vorspringenden Spitzen noch im Feuerbereich der zurückliegenden Theile sind. Weiter vorspringende Spitzen erleichtern umfassende Angriffe und machen daher eigenthümliche Gegenmaassregeln nöthig.
6) Wegbarkeit im Innern, um mit den Reserven den bedrohten Punkten zu Hülfe eilen zu können; — eintretende Wege, als Aufstellungspunkte der Artillerie.
7) Lichte Stellen in der Lisière, oder Unterbrechungen derselben, um mit der Kavallerie in geeigneten Momenten Ausfälle machen zu können.

Der hartnäckigste Widerstand wird sich hiernach in Gruppen kleiner Waldstücke und Gehölze organisiren lassen, die jedoch mehr hinter als neben einander liegen müssen; weil die Vertheidigung der Lisière hier wiederholt, und zugleich jede Waffe auf dem geeigneten Punkte in Wirksamkeit gebracht werden kann.

Form der Vertheidigung.

Vor allen Dingen nöthig ist eine Tirailleurlinie am Saume selbst. Wie dicht man eine solche Tirailleurlinie stellt, lässt sich nicht bestimmen. Man hat da viel theoretisirt. In der Wirklichkeit aber ist nicht die Frage, wie viel man zur Besetzung eines Waldrandes braucht, sondern wie viel man dazu hat. Es hat viel für sich, von Hause aus die erste Feuerlinie nicht zu stark zu machen. Einmal behält man eine um so stärkere Reserve; zweitens aber verleitet man dadurch auch leicht den Feind, die ersten Angriffe mit unzureichenden Kräften zu unternehmen. Wir verwickeln ihn so in ein Gefecht bei dem uns eine vielfache Steigerung des Widerstandes möglich ist, und besiegen ihn so am Ende durch die Grösse der Verluste, welche wir ihm nach und nach beibringen, was überhaupt das Ziel und der Zweck aller Vertheidigungsgefechte ist.

Also wir fordern eine gut placirte, aber nicht zu dichte Feuerlinie, stärker auf den Punkten, welche der Feind vorzugsweise zum ersten Angriff wählen wird; dies sind die ausspringenden Winkel, diejenigen Punkte, wo Wege und namentlich grosse Strassen in den Wald treten, oder wo er im Gewehrschuss eine gedeckte Aufstellung findet. Gestatten es die Umstände, so müssen Punkte letzter Art mit in die Vertheidigung gezogen werden; namentlich wenn es sich um einen hartnäckigen Widerstand handelt, und der Besitz des Waldes von besonderem Werthe ist. Hierher gehören einzelne Gehöfte, Gräben, Baumgruppen, die im Bereich des Gewehrfeuers vom Waldrande entfernt sind.

Hinter der Tirailleurlinie sind die Unterstützungstrupps, Soutiens vertheilt. Sie müssen so weit zurückstehen, dass sie durch das Geschütz verdeckt sind; fast überall finden sich überdies Vertiefungen, kleine Anhöhen, welche ihre Aufstellung nahe hinter der Tirailleurlinie begünstigten. Sie haben den doppelten Zweck, einmal die Feuerlinie zu verstärken; zweitens aber den eindringenden Gegner mit dem Bajonet wieder zurückzuwerfen, welches beim Gefecht im Walde eine sehr entscheidende Waffe wird. Aus diesem Grunde müssen sie daher in der Nähe derjenigen Punkte stehen, wo der Feind zunächst veranlasst sein kann, mit geschlossenen Massen einzudringen; bei dichten Wäldern sind dies vorzugsweise die Wege. Die Flügelsicherung geschieht entweder durch das Terrain, oder durch Soutiens hinter den Flügeln.

Ob die Soutiens sich compagnieweise in Kolonnenform oder in Linie aufstellen, ist gleichfalls der Erwägung zu unterziehen. Durch die Kolonnenform gewinnt das Seitwärtsschieben der Soutiens an Leichtigkeit; aber das succesive Verstärken der Feuerlinie geschieht schneller in Linie; die Mannschaften vermögen gleichmässig die Lage vorn zu übersehen; und für die Fälle, wo der geschlossene Trupp zur Abgabe des Massenfeuers an die Lisière eilen, oder gegen eine eingedrungene Abtheilung eine rasche Schwenkung vollziehen soll, ist die Linienstellung besser geeignet. Hier hat man die bergenden Eigenschaften fast überall gleichmässig; die Ordnung ist bei frontalen Bewegungen in Kolonne eben so schwer, oder wohl noch schwerer zu erhalten, als in Linie. Die kleinen Fronten der Kolonnen verwerfen die Direktion leichter, als die grösseren der Linie und somit erscheinen letztere mehr geeignet, die Orientirung festzuhalten. Aus der Darstellung des Gefechts von Königswertha (im preuss. Militair-Wochenblatt für 1842) kann man sehen, wie oft dort der Instinkt der Truppen sie auf die Annahme der Linienform geführt hat, obgleich wir sehr wohl wissen, dass sie damals noch nicht in Compagnien oder Compagnie-Kolonnen zu fechten gelernt hatten.

Ausser diesen Soutiens muss aber, wenn ein nachhaltiger Widerstand verlangt wird, noch eine disponible Reserve vorhanden sein, damit man das Gefecht auf dem entscheidenden Punkte wiederherzustellen, und so den Gang desselben in seiner Gewalt zu behalten vermag; sei es durch neue Aufstellungen auf geeigneten Abschnitten, sei es durch Ablösung und Verstärkung der fechtenden Linie, oder durch den Angriff mit dem Bajonet im entscheidenden Moment. Eine Normalordnung lässt sich, wie einleuchtet, schwer geben, da sich die Stellung der einzelnen Glieder jedesmal nach den Verhältnissen und Wechselbeziehungen des Terrains modifiziren wird. Sollen wir eine solche für ein Bataillon z. B. geben, so würden wir je 1 Compagnie desselben mehr hinter die Flügel, und 2 Compagnien geschlossen im Reserve-Verhältniss hinter die Mitte stellen; je nachdem der entscheidende Punkt hier liegt; befindet er sich mehr im Bereich eines Flügels, so nähern sich die Reserve-Compagnien dieser Seite der Aufstellung. Die Flügel müssen jedenfalls Reserven haben, damit diese schwachen Punkte nicht zu leicht der Umfassung ausgesetzt sind und der eingedrungene Feind selbst umfasst werden kann.

Es ist ein grosser Missstand, wenn der Verlauf des Gefechts es mit sich bringt, dass die organischen Truppenverbände zerrissen werden. Der Verlauf des Gefechts im

Swipwalde zeigt recht deutlich, wie stark der organische Verband eines Regiments ist und wie schwer die Leitung des Gefechts war, weil einzelne Bataillone ausserhalb desselben fechten mussten; er zeigt aber auch, wie nöthig es ist, diesen Verband bis in die untersten Glieder schon frühzeitig zu organisiren. Befehle und befehlende Stimmen erschallen dann, die Niemand kennt und die sich oft wiedersprechen; der Wald füllt sich mit bewilderten Leuten, welche ihre Truppe nicht wiederfinden können und, im besten Falle, sich der nächsten anschliessen, gleichviel ob sie dazu gehören oder nicht, und so kommt es denn nach längerer Dauer zu dem Zustande, dass das Wogen des Kampfes Leute aller Truppentheile zusammenwirft, fast kein höherer Führer mehr seine eigne Kraft auf einen Punkt konzentriren kann und schliesslich, wie man schon gesagt hat, statt einer Compagnie, 200 oder statt einer Division 12000 Infanteristen kämpfen, und die Intelligenz und der gute Wille jedes Einzelnen den Kampf leiten und nähren.

Kann man Artillerie überraschend auftreten lassen, so ist dies wohl in der Regel das einzige Mittel, sie mit Nutzen beim Waldgefecht zu verwenden. Denn sie würde jedenfalls, um sich nicht zu verfahren, nur in geringer Anzahl Platz finden, und findet ausserdem auf den Aussenseiten schneller Gelegenheit zum Auffahren und Beschiessen feindlicher Massen, als aus einem Waldwege heraus. Das Flankenfeuer ist die Seite, aus welcher sie weit und zweckmässig wirken kann.

Die Kavallerie kann natürlich im Walde selbst nicht gebraucht werden; sie kann dagegen sehr wirksam werden

in kleineren Abtheilungen durch plötzliches Hervorbrechen, wenn ein Angriff abgeschlagen ist, oder wenn der Feind seine Tirailleurs gegen den Waldsaum unvorsichtig weit vorsendet; ebenso gegen Artillerie, die er auf diese Weise opponirt;

in grösseren Abtheilungen und in Verbindung mit reitender Artillerie durch Hervorbrechen auf den Flügeln der Stellung, um den Angriff des Feindes in eine der Flanken zu nehmen in dem Augenblick der entscheidenden Attake; oder um zur Verfolgung überzugehen, wenn sein Angriff gründlich abgewiesen ward.

In beiden Fällen kann ihre Verwendung in dieser Weise sehr erfolgreich werden; im ersten Falle durch die Stockung, die ein solches Erscheinen im Augenblick des Angriffs fast jedesmal hervorbringt, durch die Wirkung der reitenden Artillerie und durch Chocs; im zweiten Falle dadurch, dass

fasst jedesmal alles das in ihre Hände fällt, was etwa vom Feinde bereits in die Lisière eingedrungen war. Um solche Erfolge aber zu gewinnen, muss in allen Fällen ihr Erscheinen überraschend und vorbereitend wirken; was daher stets eine völlig verdeckte Aufstellung voraussetzt. Bei der Schnelligkeit ihrer Bewegungen kann sie mithin auch weiter zurück sein.

In einer früheren Zeit kam eine Waldvertheidigung fast niemals vor, ohne dass man den Waldsaum verhaute; was dadurch allerdings begünstigt wurde, dass man gewöhnlich längere Zeit in einer Stellung, in der man sich schlagen wollte, verweilte und sich daher sein Schlachtfeld vorbereiten konnte. Andererseits aber ist man offenbar in der neueren Zeit in Bezug auf die Vernachlässigung solcher künstlichen Verstärkungen zu weit gegangen. Wir haben das von den Franzosen angenommen, die dergleichen verwarfen, weil sie zwanzig Jahre hindurch stets die Angreifenden waren. Man sollte aber das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Ein Verhau ist leicht und bald gemacht, und kann auf dem richtigen Punkte von grossem Nutzen sein; — so z. B. um einen weit ausspringenden Winkel des Waldsaumes abzuschneiden und einen Verlust unschädlich zu machen; um Wege zu sperren, auf welchen wir jede Offensivbewegung aufgeben. Ferner als Verstärkung einer Flankenanlehnung; die Waldlisière endet oft 100 bis 150 Schritt vor einem Gewässer, einem Sumpf, Bach, See; es bildet sich so eine offene Stelle, die die Angriffe des Feindes begünstigt und sie zugleich umfassend macht. Endlich wendet man ihn an, um den Geschützen eine verdeckte Aufstellung zu gewähren; wobei dann aber allerdings in der Schusslinie der Verhau so niedrig gehalten werden muss, dass die Geschütze im Feuern dadurch nicht gehindert werden.

Hat man Zeit und ist der Waldrand licht, so wird man wohl thun, auch die Tirailleurs sich eingraben zu lassen. Auch die stärksten Baumstämme schützen nur gegen das Feuer der gerade gegenüberstehenden feindlichen Fechter und gewähren gegen gleichzeitiges schräges Feuer wenig Schutz. Namentlich ist dies in den ausspringenden Ecken der Fall, die der Feind leicht umfassen kann.

Der so mit Geschütz und Tirailleurs besetzte Saum eines Waldes oder Gehölzes bietet, wenn Umgehungen nicht möglich sind und Flankenangriffen erst ein Frontangriff auf die bedrohten Flügel vorhergehen muss, eine der stärksten Vertheidigungsstellungen dar. Haben sich die Vertheidiger durch Eingraben u. s. w. Deckung gegen das Frontal- und Flankenfeuer verschafft, so ist die Wirkung des feindlichen Geschütz-

feuers beinahe Null; und selbst zahlreiche Artillerie wird nicht im Stande sein, aus grösserer Entfernung den Waldrand von den Vertheidigern zu säubern. Der Angreifende, der durch zahlreiche Tirailleurlinien mit nachfolgenden Soutiens ohne Weiteres den Angriff durchsetzen will, wird unverhältnissmässige Verluste haben; und es ist anzunehmen, dass, bei gleicher Ausbildung für das Feuergefecht, ein Schütze des Vertheidigers im Waldrande Dreien des Angreifers das Gleichgewicht hält.

Der Angreifer kann auf diesem Wege höchstens mit sehr bedeutendem Verlust unaufhaltsam gegen den Waldrand vorrücken, und er wird im glücklichsten Falle auf einigen Punkten in denselben eindringen. Hier aber begegnen ihm unsere Soutiens, deren Stärke und Stellung ihm bis zum entscheidenden Moment ganz unbekannt blieben. Er kennt weder unsere Stärke, noch unsere Absichten, und sieht selbst bei diesem Gefecht nur so viel von unseren Kräften, als zur Abwehr eben ausreicht. Seine ersten Angriffe sind daher in den meisten Fällen nur Versuche, zu sehen, wie wir uns benehmen und wie viel Kräfte wir zeigen; in dem Interesse des Vertheidigers wird es daher liegen, ihm nur so viel zu zeigen, als gerade nöthig ist.

Bei diesen Betrachtungen ist aber immer vorausgesetzt, dass man Zeit gehabt hat, die Besetzung gründlich zu controliren; dass die einzelnen Führer sich haben orientiren können, und dass die Lisière eine mehr gleichmässige, gestreckte als eine gebrochene Linie in welligem Terrain bildet. In diesem letzten Falle nämlich treffen die ersten Veranschlagungen über die genügende Zahl von Truppen fast nie zu, und es bilden sich unwillkürliche Lücken, welche von einem entschlossenen Angriff sofort benutzt werden. Ausserdem desorientirt die einzelnen Züge und Compagnien eine so gebrochene Lisière, und das Zerreissen der Continuität und des taktischen Zusammenhalts kann dann schon im ersten Anprall vor sich gehen. Ist der Wald von einiger Tiefe, das Terrain an sich uneben und unübersichtlich, so ist es dann kaum möglich, das Gefecht in der Hand zu behalten.

Der Gang des Gefechts um die Lisière kann nun, in sofern dasselbe gründlich durchgefochten wird, eine dreifache Form in Bezug auf die Vertheidigung annehmen.

α) Der Vertheidiger bricht, nachdem der erste Stoss des Gegners an der Vertheidigung der Lisière zerschellt ist, mit seinen dazu herangezogenen Hauptmassen, namentlich mit Kavallerie und reitender Artillerie, aus dem Walde hervor,

um dem Gegner, der durch das vorhergegangene Gefecht unverhältnissmässig gelitten hat, im freien Felde zu begegnen. Hierbei haben wir die Wahrscheinlichkeit für uns, ihn zurückzuwerfen und ihm empfindliche Verluste, besonders durch Ueberraschung der auf anderen Punkten noch im Gefecht begriffenen Abtheilungen, beizubringen. Schlimmsten Falles dient die Besetzung der Lisière zur Aufnahme der ausfallenden Truppen.

Eine solche aktive Vertheidigung ist zu empfehlen, wenn wir erkannt haben, dass wir die Ueberlegenheit besitzen; wenn der Gegner sich unvorsichtig theilt; wenn er sich keine oder nur eine schwache Reserve aufspart; wenn wir eine überlegene Kavallerie besitzen, die nur auf diese Weise in Thätigkeit kommen kann; wenn es unsere Absicht im Allgemeinen ist, offensiv zu verfahren, und wir den Gegner nur haben auflaufen lassen. Ein solches Verfahren setzt jedenfalls tüchtige Truppen unter zuverlässigen Führern und ein schnelles Zusammenwirken und Eingreifen der verschiedenen Waffen voraus.

Nicht zu empfehlen ist diese Art mithin, wenn der Feind der Stärkere ist, starke Reserven ausserhalb des Gefechts hält, eine zahlreiche Kavallerie hat; [oder wenn wir überhaupt ein einscheidendes Gefecht vermeiden und nur ein hinhaltendes führen wollen. Jedenfalls erkennt der Feind dadurch unsere Kräfte, die wir ihm grössentheils zeigen müssen.

β) Oder wir beschränken uns auf die Behauptung der Lisière, um in derselben dem Anlauf des Gegners zu begegnen. Je mehr die örtliche Beschaffenheit, sei sie natürlich oder künstlich, die Vertheidigung verstärkt, desto vortheilhafter wird diese Form. Umgeben Gräben, steile Erdränder, sumpfige Wiesen, Verhaue u. s. w. die Lisière; haben wir in derselben vortheilhafte Aufstellungspunkte für unsere Geschütze, so ist es rathsam, diese Vortheile dadurch möglichst anzubeuten, dass wir uns auf die Vertheidigung der Lisière beschränken. Wir können in solcher Lage mit wenig Truppen viel leisten, und das erleichtert alle weiteren Gefechts-Combinationen ungemein. Es ist daher dies Verhalten besonders bei grosser Ueberlegenheit des Gegners zu empfehlen; oder wenn wir über junge unerfahrene, an das Gefecht noch nicht gewöhnte Truppen zu disponiren haben.

γ) Oder wir können die Hauptvertheidigung in den Wald selbst zurückverlegen und die Lisière nur so lange zu halten suchen, als dies mit verhältnissmässig geringen Kräften

möglich ist. Allerdings ist es in den allermeisten Fällen zweckmässig, zur Vertheidigung der Lisière selbst alle Kräfte daran zu setzen; indessen sind doch Fälle denkbar, wo es die Eigenthümlichkeit des Terrains rathsam macht, den Angreifer erst in den Wald selbst zu lassen, ehe wir ihn mit unseren Hauptkräften anfallen (z. B. lichtes Hochholz mit einem Höhenrand davor.

Indem wir so den Vortheil der Lisière aufgeben, kompensiren wir damit den Nachtheil, den uns die feindliche Artillerie zufügt; und wir haben doch noch den Vortheil, der uns aus der Kenntniss der Oertlichkeit, der Stärke des Gegners und der Ueberraschung, mit der wir ihn von allen Seiten angreifen können, entspringt. Immer aber wird diese Form zu den Ausnahmen gehören, und es wird dabei mindestens annähernde Gleichheit der Zahl der Infanterie vorausgesetzt werden müssen.

Der Angriff.

Aus alle den grossen Vortheilen, welche dem Vertheidiger zufallen, folgt von selbst, dass der Angriff auf eine nachdrücklich vertheidigte Waldlisière zu den schwierigsten Aufgaben gehört. Wir wissen wenig, oft nichts von den Anstalten und Maassregeln des Gegners, wir kennen seine Stärke nicht; wir sind nicht im Stande, das Terrain im Innern des Waldes, seine Wegbarkeit u. s. w. zu übersehen oder uns darüber Kenntniss zu verschaffen. In vielen Fällen wissen wir erst, dass es zum Gefecht kommen wird, wenn die ersten Schüsse aus der Lisière fallen. Wir müssen also vorsichtig sein, zugleich aber auch schnell und kräftig handeln; denn dies ist das einzige Mittel, grosse und unnütze Opfer zu vermeiden. Dieser Gegensatz macht die Leitung des Gefechts besonders schwierig. Auf der einen Seite müssen wir eine disponible Reserve behalten, um einem Ausfalle des Gegners begegnen, die Angriffe verstärken und wiederholen zu können; andererseits müssen wir die zum Angriff bestimmten Truppen so stark machen, dass die Wahrscheinlichkeit des Eindringens vorhanden ist.

Das Gefecht um die Lisière macht sich in der Regel so, dass der Angreifende mit einer dünnen Tirailleurlinie, gefolgt von den Soutiens, gegen die Lisière vorrückt. Das aus derselben beginnende Feuer zeigt uns, dass es dem Gegner mit der Vertheidigung Ernst ist. Es entspinnt sich ein Tirailleurgefecht, wobei sich beide Theile selten näher, als 4 bis 500 Schritt, kommen. Inzwischen untersucht der Angreifende die

Oertlichkeit näher; ermittelt, ob bei seiner Stärke Umgehungen oder Ueberflügelungen möglich sind oder nicht; ob ausspringende Ecken den Angriff begünstigen; auf welchen Punkten Wege und Strassen in den Wald führen; wo daher Artillerie und auch wohl Kavallerie zu erwarten ist. Ist dies erkannt, dann erst lässt sich die weitere Disposition treffen; wobei der Angreifende aber immer noch den Nachtheil hat, dass er nie weiss, ob er zu wenig oder zu viel Truppen im Ganzen, wie für jede einzelne Aufgabe in Bewegung setzt.

So viel, als es das Terrain irgend erlaubt, müssen die für den eigentlichen Angriff bestimmten Truppen verdeckt herangeführt werden, damit dem Gegner so wenig Zeit als möglich zu Gegenmaassregeln bleibt. Gestattet es das Terrain, so kann ein Scheinangriff hier von Nutzen werden, um den Feind zu verleiten, seine Reserve in einer falschen Richtung zu bewegen. Der Scheinangriff muss aber jedenfalls so stark sein, dass er zum wirklichen werden kann, sobald er gelingt. Kann man es vermeiden, aus einer Richtung anzugreifen, in der besetzte vorliegende Punkte liegen, so ist dies sehr rathsam. Sie erschweren den Angriff ausserordentlich, machen ihn manchmal beinahe unmöglich; während sie von selbst fallen, sobald die Lisière auf irgend einem anderen Punkte genommen ist.

Sind die günstigen Angriffspunkte erkannt, so werden die Kräfte dagegen gerichtet. Ausspringende Ecken werden durch Artillerie und Tirailleurs umfasst, die Vertheidiger mürbe gemacht. Während dessen nähern sich die zum Angriff bestimmten Truppen, werfen plötzlich starke Tirailleurschwärme vor, und suchen, mit diesen laufend und ohne sich mit Schiessen aufzuhalten, die Lisière zu erreichen. Gelingt der Angriff, so müssen die vorderen Truppen sich sogleich in der Lisière festsetzen; es müssen sogleich frische nachrücken, um sie zu unterstützen und die Ausbreitung in der Lisière zu erleichtern; da der Gegner sicher alle Kräfte aufbieten wird, die Eingedrungenen wieder herauszuschlagen. Mit der zuerst vorgesendeten Tirailleurlinie die Lisière wirklich anzugreifen, ist nur dann möglich, wenn der Gegner dieselbe nur lässig vertheidigt; wie dies z. B. im Laufe des Rückzuges, wenn das Gros der Arrièregarde den nöthigen Vorsprung gewonnen hat, wohl vorkommt. Bei einer nachdrücklichen Vertheidigung wird man diese erste Tirailleurlinie nur dazu benutzen können, den Gegner zu beschäftigen, und ihn über den eigentlichen Angriffspunkt in Zweifel zu lassen. Wir halten frische und starke Schwärme von geringer Breite, die die Seitenwirkung der

liegenden Linie und der Geschütze möglichst lange zulassen, für das Mittel, welches einen günstigen Erfolg verspricht. Die Franzosen haben es im Wesentlichen stets so gemacht. Aus der Natur der Sache folgt, dass das Gefecht um die Lisière nur von der Infanterie und Artillerie geführt werden kann. Kavallerie dient nur dazu, die feindliche, welche etwa auftritt, zu paralysiren und wo möglich zurückzuwerfen. Sofern dies gelingt, kann ein solcher glücklicher Choc für die Infanterie ein Mittel werden, einzudringen; weshalb sie solchen Moment rasch benutzen muss.

Gelingt der erste förmliche Angriff auf die Lisièren nicht, so tritt eine Gefechtspause ein, in der die Vorbereitungen zum neuen Angriff getroffen werden. Dem Vertheidiger sind nun die gewählten Angriffspunkte bekannt; er dirigirt Verstärkungen dahin; und der zweite Angriff wird daher ein noch schwereres Spiel haben, vorausgesetzt, dass die Kräfte in einem richtigen Verhältniss stehen. Der Zeitgewinn fällt überdies dem Vertheidiger zu; er kann ihn auf alle Weise ausbeuten. Gestattet es das Terrain und die Stärke, so wird man daher wohl thun, den Angriff baldmöglichst mit frischen Truppen auf einem anderen Punkte, selbst wenn dieser weniger vortheilhaft ist, zu wiederholen. Ist dies unmöglich, so muss man verhältnissmässig mehr Truppen dazu verwenden. Dasselbe gilt von den weiteren Angriffen.

Form des Angriffs.

Diese folgt aus dem Vorhergehenden. Infanterie wird dabei stets in Compagnie-Kolonnen auftreten. Hier noch mehr wie bei dem Vertheidiger ist auf die Nothwendigkeit aufmerksam zu machen, die Linienform der Compagnien statt der Kolonnenform zu wählen; da es für die Eingedrungenen auf schnelles Entwickeltsein ankommt, und der Vertheidiger, durch die Umstände begünstigt, der wohlgezielten Schüsse zu viele auf die schmale Kolonnentête konzentriren kann, als dass man die dadurch gebotene grössere Wahrscheinlichkeit des Treffens nicht verringern sollte. Das Gefecht von Königswartha zeigt, dass die Praxis diesen Gedanken geweckt hat, weil die Têten zu sehr litten. Hätten die Oesterreicher im Jahre 1866 nicht immer in Kolonnen angegriffen, wo doch von der preussischen Kavallerie gar nichts zu befürchten war, so wäre ihr Verlust unzweifelhaft nicht so gross und der Erfolg ihres Ringens ein besserer gewesen.

Ein allgemein gültiges Schema ist schwer zu geben. Ein

Bataillon würde ihn etwa in der Form machen, dass eine Compagnie die Reserve bildet und zwei Compagnien zum Angriff bestimmt sind; nachdem die vierte den Angriff eingeleitet hat. Bei zwei Bataillonen wird man schon zwei Compagnien voraussenden, zwei Compagnien als Reserve behalten; und den eigentlichen Angriff mit einem Bataillon in Compagnie-Kolonnen, sei es in einem oder in zwei Treffen, machen können. Wir würden immer den Angriff in zwei Treffen vorziehen; indem er eine schnelle Wiederholung und fast augenblickliche Benutzung jedes glücklichen Ereignisses zulässt. Wird z. B. ein Punkt der Lisière genommen, so wendet man schnell das zweite Treffen dort hin, um sich festzusetzen, wozu man bei einem Treffen keine Mittel hat, da Alles gleichzeitig ins Gefecht kommt. Dieses schnelle Festsetzen mit geeigneten Kräften ist aber gerade eine Hauptsache; indem der Gegner ganz gewiss seine Soutiens und Reserven dazu benutzen wird, die Eingedrungenen wieder zurückzuwerfen.

Gelingt also der Angriff in dieser Weise, und dies ist die im glücklichen Falle fast jedesmal eintretende Art, so muss auf diesem Punkte schnell Unterstützung eintreten. Gleichzeitig aber muss der Angriff der ganzen Lisière wiederholt werden, damit die Soutiens des Gegners festgehalten und verhindert werden, dahin zu wirken, wo das Gefecht für den Angegriffenen eine nachtheilige Wendung nimmt.

Hat der Vertheidiger Geschütze, so wird man häufig durch die Wahl des Angriffspunktes ihrer Wirkung entgehen können, da er ausser Stande ist, damit zu manövriren. Der Angreifer darf die seinigen hierbei jedoch niemals exponiren, da der Gegner leicht das gefährliche Mittel anwenden kann, sie durch plötzlich à la débandade hervorbrechende Kavallerie in geringer Zahl anzugreifen, und sie für längere Zeit ausser Gefecht zu setzen. Kann man den Angriffspunkt umfassen, also die Vertheidiger in ein kreuzendes Feuer bringen, so gewährt dies grosse Vortheile. Die Vertheidigung wird erschüttert, wenn ein rasches Feuer, selbst nur von wenigen Schüssen, dem Angriff unmittelbar vorhergeht. Dieses ist aber natürlich nicht, oder doch nicht ohne Gefahr grosser Verluste, ausführbar, wenn der Gegner selbst eine Artillerie hat, welche den Angreifer flankiren würde. Ist ein Theil der Lisière genommen, so muss die Artillerie ihr Feuer gegen einen anderen Theil vereinigen. Ueberhaupt gilt als Regel, dass sie immer nur gegen einen Theil der Lisière konzentrirt wirken und sich niemals darauf einlassen muss, alle Punkte derselben zu beschiessen.

Von der Kavallerie kann man hier natürlich nur einen passiven Gebrauch machen. Sie kann nur dazu dienen, den Ausfällen des Gegners und besonders feindlicher Kavallerie zu begegnen. Sie muss zu dem Ende in der Nähe sein, ohne nutzlosen Verlusten ausgesetzt zu werden. Gewöhnlich wird daher durch Flankenstellungen dieser Zweck am besten erreicht; oft findet sie auch Schutz im Terrain. Ist man gewiss, dass der Gegner keine Artillerie hat, so kann man die Kavallerie natürlich näher herannehmen; da sie dann ihre Sicherheit bereits in der Entfernung ausserhalb des kleinen Gewehrschusses findet. Macht der Feind einen Ausfall, was gewöhnlich erst stattfinden wird, wenn unsere Angriffe zurückgeschlagen sind, so müssen Artillerie und Kavallerie vorzugsweise dagegen wirken; ihn aufzuhalten suchen: damit die geworfenen Truppen Zeit gewinnen, sich zu sammeln, und ihm entweder von Neuem entgegenzugehen, oder den Rückzug anzutreten. Es sind dies häufig sehr bedenkliche Gefechtslagen, indem hier der Uebergang aus einem Gefechtsverhältniss in das andere, von dem Angriff zur Vertheidigung, ganz plötzlich und in einem Moment eintritt, wo alle oder doch die meisten Truppen des Angreifenden in das Feuergefecht verwickelt sind; da das Gefecht um eine Lisière dazu zwingt, die Reserve näher heranzuziehen, als sonst nöthig ist, wo man die Stellung des Gegners wenigstens einigermaassen übersehen kann. Ausserdem kann aber der Gegner hier auch gleich mit entwickelten, zum Kampfe geordneten Kräften auftreten, was ausserdem selten möglich ist, oder sich in anderen Fällen doch fast immer vorher übersehen lässt.

b) Das Gefecht im Walde selbst.

Dieses kann auf eine zweifache Weise entstehen, entweder

α. als Fortsetzung des Lisièrengefechts;

β. oder indem beide Theile im Walde selbst aufeinander stossen.

Im Allgemeinen ist hier zu bemerken, dass beim Gefecht im Walde sich die Ordnung in den fechtenden Truppen bald auflöst und der Zusammenhang verloren geht. Einerseits muss man daher jeden günstigen Terrainabschnitt, ein Gestell, einen Weg, eine Waldblösse benutzen, um eine Uebersicht des Ganges des Gefechts zu gewinnen, Ordnung und Zusammenhang wieder herzustellen; andererseits muss man, da man hier nur über die Reserve wirklich disponiren kann, so wenig

Truppen wie möglich ins eigentliche Feuergefecht verwickeln oder als zerstreute Fechter auflösen. Dies gilt für beide Theile, für den Angreifenden wie für den Vertheidiger.

α. Wird die Vertheidigung der Lisière aufgegeben, indem der Gegner festen Fuss darin gefasst hat, so suche man sich seinem Feuer ungesäumt zu entziehen; was gewiss immer möglich sein wird, da er sicher nur vorsichtig folgt. Eine schwache Tirailleurlinie bleibt dabei am Feinde, um ihn nicht aus dem Auge zu verlieren; ohne sich aber dabei in ein nutzloses Feuergefecht weiter einzulassen. Von einem nachhaltigen Widerstand, von Baum zu Baum, wie wir das bei den Uebungen sehen, ist nicht die Rede. Ein solches Gefecht bringt nur nutzlose Opfer. Der Gegner hat jetzt dieselben Terrainvortheile wie wir; und dazu noch das moralische Uebergewicht. Während dieses Zurückgehens konzentrirt man so viel als thunlich seine Soutiens und Reserven; und dies ist um so mehr nothwendig, wenn es dem Gegner gelungen ist, bei dem Gefecht um die Lisière die Feuerlinie zu durchbrechen. Hier kann denn auch der Fall eintreten, dass, um den Rückzug und die Wiedervereinigung der getrennten Theile möglich zu machen, das Gefecht in der Front noch eine Weile gehalten werden muss. Ein Abschnitt, eine Durchsicht im Walde erleichtern dies sehr.

Das weitere Gefecht im Walde giebt dem Vertheidiger häufig Gelegenheit, den Gegner in einen Hinterhalt zu locken. Denn fast immer wird er dahin folgen, wohin sich unsere Linie zurückzieht. Dabei ist aber zu bemerken, dass bei einem Hinterhalt im Walde die Wirkung viel beschränkter ist, als im freien Terrain. Er wirkt nur auf die unmittelbar davon getroffenen Truppen; der moralische Eindruck ist viel schwächer; und der Erfolg hängt weniger von dem Auftreten, dem Erscheinen ab, als von dem wirklichen Niederwerfen und Zurückdrängen der feindlichen Abtheilungen. Es muss daher in den Angriff aus einem solchen Hinterhalt der möglichste Nachdruck und Ungestüm gelegt werden. Welchen Erfolg die österreichischen Jäger beim Gefecht im Swipwalde 1866 durch dieses sachgemässe Einnisten und versteckte Wirken gehabt haben, kann namentlich in der Helmuth'schen Darstellung dieses Gefechts (27. Inf.-Reg.) ersehen werden. Diese Verhältnisse regeln denn auch auf der anderen Seite das Verhalten des Angreifenden.

Ist es gelungen, auf einem Punkt der Lisière einzudringen, so muss dahin der ganze Accent des Angriffs gelegt und zunächst dort lebhaft und kraftvoll weiter vorgedrungen werden.

Man muss bemüht sein, dabei die Feuerlinie des Gegners zu durchbrechen, einzelne Theile zu trennen, zu versprengen; vielleicht gelingt es, sie abzuschneiden. Dies gilt jedoch nur von den ersten Momenten nach dem Eindringen. Sobald in den Wald weiter vorgedrungen wird, ist es nothwendig, sich nach den Seiten auszubreiten, um den Gegner im Auge zu behalten. Die geschlossenen Abtheilungen folgen sobald als möglich, namentlich hinter den Flügeln. Ueberhaupt muss man möglichst vorsichtig sein, um nicht durch einen Unfall alle errungenen Vortheile wieder zu verlieren.

Eine Hauptsorgfalt muss daher auf die Erhaltung des Zusammenhangs gelegt werden, damit kein Theil des Waldes undurchforscht bleibt. Ein zu lebhaftes Nachdringen ist hier meist erfolglos und erschwert die Gefechtsübersicht. Der Eindringende kennt das Terrain oft gar nicht, stets aber immer weniger, als der Vertheidiger, und wird sich bei fortgesetzter lebhafter Verfolgung häufig in Chikanen des Terrains verwickelt sehen, aus denen er sich nur durch Verlust an Menschen und Zeit herausziehen kann.

Entspinnt sich im zweiten Falle das Gefecht selbst erst im Walde, also durch ein mehr oder weniger unerwartetes Zusammentreffen mit dem Gegner, so werden sich die Vortruppen beider Theile fast immer in der Formation der Avantgarde, also dem Terrain gemäss Infanterie voran, befinden. Hier tritt nun der besondere Umstand ein, dass Keiner den Anderen übersehen kann, kein Theil also weiss, mit wem er es zu thun hat. Es ist das ein Fall, wo es vorzugsweise auf die Energie der Führer und der Truppen ankommt. Der numerisch Schwächere, aber moralisch Stärkere kann da durch ein entschiedenes, kräftiges Darauflosgehen gar leicht dem Gegner imponiren und Erfolge erringen, die wunderbar erscheinen, sobald man sieht, wie sich die Kräfte gegen einander verhalten. Ein schlagendes Beispiel hiervon bildet das Gefecht der französischen halben Division Richepanse im Walde von Mattenbett, wo durch ein energisches und höchst entschlossenes Vordringen von sechs Bataillonen die Schlacht von Hohenlinden (3. Dezember 1800) entschieden wurde. Ein ähnlicher Fall ergab sich in dem Gefecht an der Göhrde.

Ebenso kann denn auch durch einen unvermuthet hartnäckigen Widerstand einer verhältnissmässig schwachen Truppe ein sehr bedeutendes Resultat, wenngleich gewöhnlich nur ein negatives, erreicht werden. Es beruht dies vorzugsweise darin, dass man seinen Gegner nicht übersehen kann; und dies hat dann in den gewöhnlichen Fällen, da nämlich, wo es keinem

Theile um eine Entscheidung à tout prix zu thun ist, ein vorsichtiges gegenseitiges Betasten zur Folge. Man dehnt sich zunächst, um sich gegen Umgehungen zu schützen, in die Breite aus, und es wird sodann der Versuch gemacht, durch kleine Abtheilungen auf diesem oder jenem Punkte den Gegner zurückzudrücken. Es kommt dann bei solchen Gefechten gewöhnlich zu einem lebhatten, aber fast immer ganz nutzlosen Geknalle; bis der eine Theil den Entschluss fasst, hinter einen ihm beim Vorgehen bekannt gewordenen Abschnitt zurückzugehen. Andere Resultate haben solche Waldgefechte selten. Man schlägt sich gewöhnlich weniger, um den Gegner, auf den man gestossen ist, zu werfen, als um zu versuchen, ob er sich imponiren lässt und zurückgehen wird. Sind die in solche Waldgefechte verwickelten Truppen Theile grösserer im allgemeinen Gefecht befindlicher Abtheilungen, so wird das Waldgefecht in der allgemeinen Entscheidung fast immer mit entschieden. (Bautzen.)

c) Gefecht um Abschnitte im Walde.

Solche Abschnitte sind es, die das Waldgefecht besonders potenziren; indem sie dem Vertheidiger Mittel zum nachhaltigsten Widerstande gewähren, wobei es natürlich darauf ankommt, auf welche Weise sich der Abschnitt bildet.

Die geringste Bedeutung hat in dieser Beziehung ein Weg, eine Schlucht, ein Gestell; dieselbe aber nimmt zu in demselben Maasse, wie die Breite desselben wächst, indem damit einzelne Verhältnisse eintreten, welche wir bereits bei dem Angriff der Lisière betrachtet haben, und welche dem Vertheidiger zu Gute kommen.

Manchmal ist es nur ein schmaler freier Raum, der in das Gefecht eine dem Vertheidiger günstige Wendung bringt. Bei dem Gefecht im Walde von Brilowa nach dem Uebergang über die Beresyna, wurden die Russen aus der Waldlisière vertrieben, über welche sie hinausgegangen waren. Dann aber kam das Gefecht an einem 40 Schritt breiten Wildbache zum Stehen, und alle Anstrengungen der Franzosen, weiter vorzudringen, blieben fruchtlos. Die Division Claparéde wurde hierbei beinahe aufgerieben.

Je breiter also solch ein Abschnitt wird, je vortheilhafter wird er, indem damit sich die dem Vertheidiger so vortheilhaften Verhältnisse einer Lisièren-Vertheidigung wiederholen. Eine wirklich neue Lisièren-Vertheidigung tritt aber ein, sobald die freie Stelle eine Breite von 300 Schritten und darüber ein-

nimmt; da dann für den Angreifenden die Möglichkeit gedeckt aufgestellter Feuerlinien aufhört. Dies hat aber dann auch die Folge, dass der Gegner solche lichte Stellen zu umgehen sucht, damit er nicht ein neues Lisièren-Gefecht nöthig hat. Daraus ergiebt sich denn für den Vertheidiger, dass durch stärkere Feuerlinien und Reserven einem solchen Umgehen vorgebeugt werden muss. Sind die Waldblössen bedeutend, so wird sich daraus Gelegenheit finden, die Artillerie und Kavallerie von Neuem in Thätigkeit zu setzen.

Stärkere Abschnitte bilden sich für den Vertheidiger durch sumpfige Wiesenstriche, Moräste, Torfstiche; Gewässer, welche sich im Walde finden oder denselben durchströmen, und nur auf einzelnen Punkten, auf Dämmen, Brücken, Furten oder schmalen festen Stellen durchschnitten werden können. Vor solchen Abschnitten darf der Vertheidiger das Gefecht nicht lange hinhalten wollen. Dringt der Gegner rasch gegen die Uebergangspunkte vor, so wächst die Gefahr für die Abtheilungen, welche die Uebergänge nicht gerade hinter sich haben, abgeschnitten zu werden. Denn die einzelnen Führer wie Fechter übersehen den Gang des Gefechts nicht, also auch nicht den letzten Moment, wo ihnen der Rückzug noch frei ist. Daher ist Regel, die Feuerlinien und Soutiens rasch bis hinter den Abschnitt zurückgehen zu lassen, der vorher durch die Reserve besetzt wird, so dass hier eine Ablösung stattfindet, frische Truppen ins Gefecht kommen und dasselbe mit neuen Kräften aufgenommen wird. Der Angreifende dagegen wird suchen müssen, den Gegner noch vor dem Abschnitte ins Gefecht zu verwickeln, ihn festzuhalten und mit einem kräftigen Stoss gegen die Uebergänge heranzuprellen. Er gewinnt damit die Aussicht auf Gefangene; vielleicht die Möglichkeit, mit den geworfenen Truppen gleichzeitig den Uebergang zu passiren. — Das Gefecht um die Uebergangspunkte selbst hat nun wesentlich die Form, wie wir sie später beim Damm- und Defilégefecht kennen lernen werden. Es bietet nur die Abweichung dar, dass, durch den Wald gedeckt, die Sturmkolonnen unbemerkt nahe heran gebracht, die Angriffe selbst also plötzlich und überraschend begonnen werden können; wogegen denn auch der Vertheidiger seine Reserve und geschlossenen Massen zur Abwehr ganz in der Nähe haben kann. Bei richtiger Vertheilung der Kräfte und hinlänglicher Aufmerksamkeit des Vertheidigers kompensiren sich so die Vortheile auf beiden Seiten, und es bleiben alle Nachtheile, welche der Angriff von Defiléen überhaupt gegen sich hat; und zwar in noch gesteigertem Maasse. Der Vertheidiger kann die Feuer-

linien, unter deren Wirkung der Gegner das Defilé passiren muss, gedeckt aufstellen; so dass dergleichen Gefechte um solche Abschnitte im Walde zu den schwierigsten Aufgaben, oft zu den unlösbaren, gehören.

Der Vertheidiger stellt also starke Feuerlinien so auf, dass ihr Feuer sich wo möglich auf den Uebergang konzentrirt. Das Terrain, gewöhnlich etwas steigend, begünstigt dies fast immer. Mit den feindlichen Tirailleurs muss man sich nicht viel einlassen; das Feuer gedeckt stehender Tirailleurs gegen einander ist sehr wenig wirksam. Alles aber muss aufmerksam sein auf das Erscheinen von Kolonnen, dem gewöhnlich eine Verstärkung der feindlichen Tirailleurlinie und eine Verdoppelung ihres Feuers vorhergeht; und sofort und ohne von den feindlichen Tirailleurs Notiz zu nehmen, auf diese sein Feuer richten. Die nächsten Soutiens müssen sich dicht am Uebergang schnell auflösen und ihr rasches Feuer auf die Kolonnen richten; die Reserve rückt heran, um den Gegner mit einer ganz nahen Salve und dem Bajonett zu empfangen.

Der Angreifende kann nicht viel mehr thun, als den Gegner durch starke Linien zu beschäftigen, obschon dies bei vortheilhafter Aufstellung des Feindes wenig Wirkung haben wird, und dann zum Sturmangriff vorgehen; wozu man sich aber natürlich erst entschliesst, wenn man sich überzeugt hat, dass kein anderes Mittel da ist, den Abschnitt auf anderen Punkten zu überschreiten. Oft erscheint ein solches Hinderniss unüberschreitbar und ist es in der That nicht, worauf daher Vertheidiger und Angreifender besonders ihre Aufmerksamkeit zu richten haben. Finden sich mehrere Uebergangspunkte, so verändert sich die Lage. Der Vertheidiger muss sich theilen, um alle zu besetzen; denn ein unbesetzter kann alle übrigen Maassregeln nutzlos machen. Der Angreifer kann dagegen seine Kräfte grösstentheils zusammenhalten, durch Scheinangriffe leicht den Gegner noch zu falscher Bewegung seiner Reserve verleiten und plötzlich auf einem Punkte mit entschieden überlegenen Kräften hervorbrechen, und so den Uebergang, wenn auch mit Verlusten, erzwingen.

Jedenfalls gewinnt der Vertheidiger bei solchen Gefechten um Waldabschnitte Zeit, da dies alles erst von dem Angreifenden erforscht werden muss. Er hat ausserdem nicht viel zu besorgen, da auch im unglücklichsten Falle der Wald die Verfolgung lähmt, und er immer Zeit gewinnen wird, seine Truppen wieder zusammenzubringen; es sei denn, dass grosse Missgriffe begangen würden, wichtige Punkte unbesetzt geblieben

wären, von denen aus die Vertheidiger anderer Punkte in Rücken und Flanke genommen werden.

d) Gefecht um den Waldausgang.

Bei diesem Gefecht tritt als besonders charakteristisch der Vortheil hervor, den die Mischung der Waffen hervorbringt. Es ist nämlich das Verhältniss dieses, dass der Vertheidiger im Stande ist, von allen Waffen Gebrauch zu machen; während der Angreifende hierin so lange auf die Infanterie allein beschränkt ist, bis es ihm gelungen ist, in der Lisière festen Fuss zu fassen. Dann erst kann dieser von seiner Artillerie einen, immer nur beschränkten, Gebrauch machen, und Kavallerie kann er erst ins Gefecht führen, wenn es ihm gelungen ist, ausserhalb des Waldes sich zu formiren, festzusetzen. Bis dahin ist er mithin im entschiedenen Nachtheil.

Um dies Verhältniss möglichst lange zu erhalten, muss daher der Vertheidiger bemüht sein, die Lisière so lange wie irgend möglich, und wenn nicht ganz, doch seitwärts nahe den Ausgangspunkten, zu halten. Dies kann natürlich nur durch Infanterie geschehen. Die Punkte, wo Wege aus dem Walde treten, sind hier die wichtigsten; denn nur hier kann der Gegner Artillerie und Kavallerie vorbringen. Kavallerie und Artillerie muss daher diesen Punkten gegenüber aufgestellt sein; erstere in der Angriffsweite, 500 bis 600 Schritt; letztere auf Kartätschschussweite, 300 Schritt. Hat man eine Batterie oder mehrere, so wird man wohl thun, sie zu theilen, um kreuzendes Feuer auf solche Punkte zu bringen.

Hat der Feind keine Artillerie, oder erlaubt es das Terrain nicht, sie vorzubringen und in der Lisière zu entwickeln, so wird das Gefecht verhältnissmässig sehr lange hingehalten werden können.

Der Gegner nämlich muss sich zunächst in der Lisière selbst mit starken Linien festsetzen; gelingt ihm dies auf einem Punkte, so muss er sich bestreben, von da aus sich in der Lisière weiter auszubreiten und die Infanterie des Vertheidigers nach und nach ganz aus dem Walde zu vertreiben. Ein unvorsichtiges Heraustreten ins Freie würde ihn in ein sehr nachtheiliges Gefecht verwickeln. Dies Vertreiben aber wird ihm, da die Infanterie-Reserven zur Hand sind, erst nach bedeutenden Anstrengungen gelingen; aber er gewinnt damit den Vortheil, die feindliche Artillerie bis auf 400 bis 450 Schritt zurückzuweisen, denn auf nähere Distanz kann keine Artillerie längere Zeit im Infanteriefeuer ausdauern. Hat er keine Artil-

lerie, so muss er es sodann auf einen Kampf in der Ebene ankommen lassen, und mit Massen in die Ebene heraustreten, um Platz zur Entwickelung seiner Kavallerie zu gewinnen. Hat er Artillerie, so wird er sie zunächst in der Lisière placiren, um die feindliche Artillerie wo möglich zu vertreiben; jedenfalls aber ihre Bewegung unter ihrem Schutz vorzunehmen.

Rathsam ist es, mit der Kavallerie zu chokiren, sobald ein paar Schwadronen formirt sind; der Rest sucht eine Flankenstellung zu gewinnen oder folgt als Echelon. Gelingt der Choc, so hat man Luft; misslingt er, so wird die geworfene Kavallerie durch die Infanteriemassen und die nachfolgenden Echelons aufgenommen. Fast immer wird man dabei einiges Terrain gewinnen, und darauf kommt es hier besonders an; weshalb daher mit dem Choc auch die Infanterie vorwärts gehen muss. Jedenfalls aber wird sich bei gleichen Kräften der Angreifende in keiner günstigen Lage befinden; der schwächere Angreifende aber fast immer einen Choc erleiden; indem ein Theil seiner Hauptkraft, die Infanterie, immer zu einer mehr defensiven Rolle benutzt werden muss; nämlich als Bollwerk, hinter dem sich die Kavallerie entwickelt.

2. Das Dorfgefecht.

Das Gefecht in Dörfern und um den Besitz von solchen ist erst in neuerer Zeit in die Taktik eingeführt. Es setzt das zerstreute Gefecht der Infanterie voraus, und war daher mit der Lineartaktik unvereinbar; ja derselben geradezu entgegen. Ganz konsequent verbot daher Friedrich II. sowohl die Besetzung der Dörfer, als den Angriff darauf, und er sagt in der Instruktion für seine Generale:

S. 111. Alle Dörfer, welche sich vor den Armeen oder auf deren Flügeln befinden, würde ich anstecken lassen u. s. w., und

S. 109. Die Attaken der Dörfer kosten so viel Menschen, dass ich es mir zum Gesetz gemacht habe, solche zu evitiren, wofern ich mich nicht unumgänglich dazu obligiret sehe; denn man kann den Kern seiner Infanterie leichtlich dabei verlieren.

Wo im siebenjährigen Kriege Dorfgefechte nicht zu vermeiden waren, suchte man sie sobald als möglich abzubrechen. Durch das zerstreute Gefecht der Infanterie, welches recht eigentlich für das Dorfgefecht und Gefecht um Häuser und Gehöfte passt, kam dasselbe immer mehr und mehr in Aufnahme; so dass in neuerer Zeit viele Schlachten geschlagen

sind, in welchen es eine bedeutende Rolle spielte (Aspern, Leipzig, Dennewitz); und einige Schlachten sind lediglich Dorfgefechte, so Ligny, Gross-Görschen. Hier ist es wiederum Napoleon, welcher den Kampf um Dörfer systematisch in die Taktik eingeführt hat. Die ersten Kriege der Revolutionszeit zeigen uns wohl hier und da Dorfgefechte; der eigentliche Kampf aber wird meist noch im freieren Terrain mit den entwickelten Truppen ausgeführt. Dies lag einestheils in der Ausbildung der den Franzosen gegenüberstehenden Truppen, welche in der Lineartaktik geschult, auch meist deren Gefechtsformen vorzogen; sowie ebenso in der Führung der Franzosen, welche erst allmälig die Prinzipien dieser Taktik verliess. Das Dorfgefecht setzt nämlich besonders intelligente Führer und Truppen voraus, welche, oft und meist ohne höhere unmittelbare Leitung, das Gefecht selbständig durchführen können, wenn auch ihre eigentliche Ordnung gestört ist; Truppen, welche dann auch zuverlässig fechten, wenn sie nicht unter strenger Aufsicht sind.

Bemerkenswerth ist hierbei die Geschicklichkeit, mit welcher Napoleon Dörfer gebrauchte, um durch ihre Besetzung eine augenblickliche oder vorübergehende Inferiorität zu verdecken (Lützen), oder um Stützpunkte seiner Flügel zu haben (Aspern), oder um seine Gegner dazu zu verleiten, unverhältnissmässige Kräfte an ihren Besitz zu wenden und sie daran aufreiben zu lassen. Der Zustand und die Wirkung der Waffen seiner Zeit waren besonders geeignet, die Vertheidigung von Dörfern leichter zu machen, als es heute den Anschein haben möchte. Bedenken wir, dass das alte Rundgeschoss, die Vollkugel, eine unsichere Wirkung und nur die direkte der Kugel selbst, aber nicht die indirekte von Sprenggeschossen ausübte; dass die Sprenggeschosse nur etwa von 20 Prozent der üblichen Geschützgattungen geführt wurden, so wird klar, wie die Artillerie nur bei einem ganz determinirten Massengebrauch in dem Dorfgefecht Bedeutung gewinnen konnte; und dass der Vertheidiger immer im Vortheil war, sobald er es verstand, die Lokalitätsbesetzung durch disponible Truppen rechtzeitig zu unterstützen.

Richtet man seinen Blick nun blos auf die heutige Infanteriewaffe, so erscheint es fast unmöglich, ein gut besetztes Dorf, welches seiner Bauart nach die Vertheidigung begünstigt, anders als durch ganz unverhältnissmässige Uebermacht zu nehmen. Aber schon dieser erste Anschein erliegt bedeutender Modifikation bei der Erwägung, dass die moderne Waffe durch die Klappenvisire die Möglichkeit giebt, auch indi-

rekte Wirkungen auf zwar unsichtbare, aber doch mit einiger Gewissheit an bestimmten Stellen zu supponirende Truppenaufstellungen zulässt; eine Möglichkeit, welche bei den glatten Waffen kaum existirte, oder durch ihre Einrichtung keine Wahrscheinlichkeit des Eintretens für sich hatte. Wir dürfen voraussetzen, dass in den Strassen, Kirchhöfen, grösseren Gehöften u. s. w. besetzter Dörfer Reserven stehen, wenn sie uns auch unsichtbar sind, deshalb ein mit der nöthigen Elevation abgesendetes Geschoss einige Wahrscheinlichkeit des Treffens derselben erlangen kann.

Aber wenn man auch dieser Wahrscheinlichkeit keine taktische Wichtigkeit beilegen mag, so ist durch die moderne Geschosswirkung der Artillerie gerade beim Dorfgefecht das eminenteste Mittel gegeben, sich nach zwei Seiten hin geltend zu machen. Einmal also in der schneller zu erreichenden Wirkung auf feste Ziele, beim Niederlegen von Mauern u. s. w.; sodann aber in der darum nicht verlornen indirekten Sprengwirkung der Geschosse gegen lebendige Ziele, welche die Mauern u. s. w. zu ihrem Schutz gebrauchen. Namentlich tritt dies bei den Hinterladungsgeschützen ein, deren Geschoss gegen feste Ziele minenartig niederlegend oder zerstörend wirkt, und deren Sprengpartikel dann noch sofort den dahinter gedeckten Truppen schädlich werden; es macht sich aber auch bei dem gezogenen Vorderlader bemerklich, dessen Geschoss nicht sofort bei dem Stoss gegen feste Ziele zersprengt, das aber doch nur wenige Zeit gebraucht, um nach dem Durchschlagen derselben seine Sprengwirkung zu äussern. Die modernen Geschosse also, indem sie als Vollgeschoss und Granate zugleich hier auftreten, können der Dorfvertheidigung in einer viel nachdrücklicheren Weise gefährlich werden, als dies früher je der Fall war. Beim Angriffe von Probstheida am 17. Oktober 1813 war es mit den zwölfpfündigen Vollkugeln nicht möglich, die Lehmwände der Gartenumfassungen niederzulegen; sie machten Löcher, erschütterten aber die Wände selbst nicht; und aus diesem Umstande erklärt sich zu einem Theile der hartnäckige Widerstand, den die französische Garde-Infanterie darin leistete. Mit dem Geschosse des Hinterladungsgeschützes, welches beim Anprall an das Ziel krepirt, würde dies binnen kurzer Zeit erreicht werden. Andererseits war dasselbe Geschoss zu schwach, um auf die festen Umfassungsmauern in Ligny und von Hougomont merkliche Wirkung auszuüben; ein Umstand, der bei der grossen lebendigen Kraft der Geschosse des gezogenen Geschützes wiederum nicht mehr so hervortreten wird. Das Dorf Ligny oder Hougomont

oder La haye sainte hätten bei einer einstündigen Beschiessung durch gezogene Geschütze preussischen oder österreichischen Systems nicht gut länger gehalten werden können.

Denn es war gleichzeitig ebenso angemessen, die Dörfer oder Gehöfte stärker zu besetzen, und Sitte geworden, von Innen heraus die Vertheidigung zu nähren, da man in der Regel den Angriff direkt mit Kolonnen auf die Eingänge und Strassen führte, ein Umstand, welcher dann das wechselnde Geschick dieser Kampfart erklärt. Aber schon 1813, eben bei Probstheida, zeigten einzelne kriegserfahrene Franzosen, dass der Accent der Vertheidigung auf die Aktion der ausserhalb des Dorfes stehenden bereiten Reserven, der des Angriffs auf die Beseitigung eben dieser Theile gelegt werden müsse; ein Prinzip, welches wohl 1815 von den preussischen Führern bei Ligny gefühlt war, aber doch nicht so schlagend und bewusst durchgeführt wurde.

Sehen wir von künstlichen Mitteln der Dorfvertheidigung ab, so wird also dieser Gesichtspunkt der uns bei den folgenden Erörterungen leitende sein: Die Vertheidigung, wie der Angriff der Dörfer müssen ebenso sehr auf die Besetzung selbst, wie auf die nebenstehenden oder rückwärtigen Kräfte rücksichtigen, und nur bei einer glücklichen Vertheilung nach diesen beiden Seiten hin dürfen sie auf nachhaltigen Erfolg rechnen.

a. Dorf-Vertheidigung.

Im Allgemeinen ist zu bemerken, dass die topographische Form eines Dorfes sich mehr oder weniger zur Vertheidigung eignet und dass jedenfalls die taktische Form sich der topographischen anschliessen muss.

Dörfer eignen sich zur Vertheidigung:

1. Wenn die Häuser und Gehöfte im geschlossenen Zusammenhange liegen.
2. Wenn die äussere Umfassung die gedeckte Aufstellung einer Feuerlinie gewährt, also durch Mauern, Lehmwände, Zäune, Gräben, Hecken u. s. w. gebildet ist.
3. Wenn das Terrain von der Umfassung frei und eben ist, der Feind also ungedeckt herankommen muss.
4. Wenn durch vorliegende Terrainhindernisse, z. B. Teiche, morastige Wiesen u. s. w. die Annäherung an die Umfassung von Aussen erschwert und somit der Angriff auf einzelne Punkte fixirt ist.

5. Wenn die Strassen im Innern parallel mit der Front der möglichen Angriffslinie liegen, und Ausgänge rückwärts den Rückzug begünstigen.
6. Wenn sich im Innern Abschnitte finden; eine breite Strasse, ein Bach u. s. w., so dass neue Aufstellungen im Innern möglich werden; und endlich
7. Wenn sich darin bedeutende massive Gebäude, Kirchen mit ummauerten Kirchhöfen, Speicher, Schlösser, Fabrikgebäude u. s. w. finden, um feste Anhaltspunkte für die innere Vertheidigung und den nachhaltigen Widerstand abzugeben.

Im mittleren und südlichen Deutschland und in Frankreich finden sich einige oder mehrere dieser Eigenschaften sehr oft bei den Ortschaften. Auch im nördlichen Deutschland sind sie nicht selten.

Die Vertheidigung eines Dorfes wird dagegen nicht begünstigt, und man wird sie in vielen Fällen besser von vorn herein aufgeben:

1. Wenn die Häuser und Gehöfte nicht zusammenhängen, sich in langen Linien ausdehnen oder zerstreut liegen; wie z. B. die Kolonien, oder da, wo die Separationen schon länger bestehen und die Besitzer sich abbauen; z. B. in Westphalen, wo gewönlich nur Kirche, Pfarr- und Schulhaus zusammen, alle anderen Gehöfte weit umher zerstreut liegen.
2. Wenn die Dörfer in Thälern und Schluchten liegen; so dass sie von den nahen Höhen eingesehen und wirksam beschossen werden können; wie z. B. häufig im Erzgebirge, in den schlesischen Vorbergen u. s. w.; oder
3. Wenn sie nur leicht zu beseitigende und nicht schützende Umfassungen haben; wie z. B. häufig in den Marken, Hinterpommern, Posen, Polen.
4. Wenn die Feuersgefahr wegen der Bauart und Beschaffenheit der Gebäude gross ist. Also bei hölzernen Häusern, wie z. B. in Polen und Russland, wo selbst die Kirchen von Holz sind. Im ganzen Feldzug 1812 kommt kein einziges tüchtiges Dorfgefecht vor. Im Allgemeinen leiden die meisten Dörfer im nördlichen und östlichen Deutschland, in Böhmen, Polen und Russland an einem oder mehreren dieser Uebelstände. Endlich ist es unvortheilhaft für die Vertheidigung, wenn sich der Angreifende
5. einem Dorfe auf allen Seiten oder doch auf einigen ungesehen nähern kann, oder

6. die Hauptstrasse in grader Richtung auf die Angriffsfront führt, indem sie alsdann weither eingesehen und der Länge nach bestrichen werden kann.

Die geschlossenen Dörfer theilt man nach ihrer Form ein in erstens Gevierte, oder zweitens Frontal- oder drittens Längen-Dörfer. Abstrahirt von den übrigen obwaltenden Umständen, bietet unstreitig die zweite Form die meisten Vortheile der Vertheidigung dar; indem die Umfassung schwieriger wird, der die dritte Form am meisten ausgesetzt ist.

Dies sind jedoch nur allgemeine theoretische Betrachtungen in der Praxis wird man die Sache nehmen müssen, wie sie ist; und man wird dann wohl in der Grösse und Ausdehnung und der nicht proportional vorhandenen Mannschaft, aber nicht in der Form oder Beschaffenheit eines Dorfes einen Entschuldigungsgrund suchen dürfen für eine mangelhafte und nicht nachhaltige Dorf-Vertheidigung.

Im Allgemeinen ist jedoch ein Unterschied zu machen in dem Maasse von Kraft, welches in die Vertheidigung eines Dorfes gelegt werden soll. Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob ein Dorf à tout prix gehalten werden, oder ob nur ein vorübergehender Vortheil, ein Zeitgewinn, ein Aufhalten des Gegners bis zur Entwickelung sehr überlegener Kräfte oder nur eine vorläufige Besetzung, um später in die Offensive überzugehen, dadurch stattfinden soll.

Die erste Aufgabe kommt häufiger in den Schlachten und grösseren Gefechten, die letztere häufiger bei den Einleitungs- oder Rückzugs-Gefechten, bei den Gefechten kleinerer Abtheilungen vor. Das Dorfgefecht aber gewinnt in beiden Fällen einen sehr verschiedenen Charakter. Im zweiten Falle nämlich ist es vorzugsweise nur das Gefecht um die Umfassung, was da zur Geltung kommt. Man vertheidigt die Lisière so lange als möglich, und giebt nach ihrem Verlust die weitere Vertheidigung auf; es ist daher von einem Festsetzen, Einnisten in den Gebäuden u. s. w. wenig oder gar nicht die Rede. Anders ist es in dem ersten Falle einer nachhaltigen Vertheidigung, wo dann gewöhnlich das Gefecht gerade erst im Innern der Dörfer entschieden durchgefochten wird; weil hier erst der Vertheidiger die Hindernisse und somit den Widerstand auf das Aeusserste steigern kann. Dies wird namentlich der Fall sein in Dörfern, die, wie die französischen, durchweg massiv gebaut sind und deshalb selbst einer längeren Geschützwirkung gegenüber der Besatzung längere Zeit Schutz vor der Wirkung der Sprenggeschosse bieten. Die Besatzung

von Dörfern, welche nur Lehmwände besitzen, oder Heckeneinfassungen haben, ist schon durch ein kräftiges Gewehrfeuer leicht zum Zurückziehen ins Innere genöthigt, wo dann dem Angreifer eine gefahrlose Annäherung ermöglicht wird.

Hierüber muss man natürlich vorher einen festen und klaren Entschluss fassen oder bestimmte Befehle einholen; je nachdem die Wahl dem Führer selbst anheimgegeben worden ist, oder von einem höheren Vorgesetzten abhängt.

Die Absicht, die man so bei der Vertheidigung eines Dorfes hat, bestimmt das Verhalten. Ferner ist von Einfluss darauf, ob die Vertheidigung eine mehr oder weniger isolirte ist, oder ob sie im Zusammenhange mit anderen Gefechts-Combinationen stattfindet. Im ersten Falle wird man den Rückzug entweder ganz aufgeben, oder sich durch Reserven die Rückzugslinie frei halten müssen; im zweiten Falle ist dafür gewöhnlich durch andere Truppen gesorgt. Es ist unmöglich, auf alle diese besonderen Gefechts-Verhältnisse hier gleich tief und gründlich einzugehen; wir müssen uns mit der Betrachtung einer Form, der nachhaltigen Vertheidigung, begnügen, und können nur die sich darbietende Gelegenheit benutzen, Seitenblicke auf die anderen Fälle zu werfen, wenn wesentliche Abweichungen bemerklich werden.

Was nun die allgemeine taktische Form anbetrifft, in welcher die Dorf-Vertheidigung geführt wird, so wird dieselbe die Mittel gewähren müssen:

1. die Umfassung durch Gewehrfeuer zu vertheidigen, also eine Tirailleurlinie in derselben zu placiren;
2. diese Feuerlinie zu verstärken oder feindliche Tirailleurs, die auf einzelnen Punkten eingedrungen sind, zurückzuwerfen, also Soutiens zu haben;
3. geschlossenen Angriffen des Gegners, die gewöhnlich gegen die Eingänge sich richten werden, zu begegnen;
4. Unterhaltung des Gefechts im Innern des Dorfes durch Besetzung von Gebäuden und festen Anhaltspunkten, also spezielle Reserven, welche für obigen und den vorliegenden Fall bestimmt sind; endlich
5. das Gefecht im Innern wiederherzustellen; Unterstützung da zu gewähren, wo solche nothwendig ist; das Gefecht in der Hand zu behalten; also eine allgemeine disponible Reserve.

Wenn man die Schwierigkeiten der Kommunikation im Innern, so wie die geringe Räumlichkeit, welche jede breite Entwickelung hindert oder unmöglich macht, ins Auge fasst, so sieht man, dass diesen Anforderungen vorzüglich die Form der Compagnie-Kolonne genügt; ganze Bataillone sind dagegen im Dorfgefecht viel zu unbehülflich. Für ein Bataillon würde sich dann etwa die Norm angeben, dass jedenfalls eine Compagnie zur allgemeinen Reserve, eine oder nach Umständen zwei Compagnien zur speziellen Reserve und Festsetzung im Innern, und zwei oder eine Compagnie zur Vertheidigung der Lisière bestimmt würden. Natürlich bedingen dies vorzugsweise die Lokalverhältnisse. Fehlen Punkte für die innere Vertheidigung ganz oder sind sie nur ungenügend vorhanden, so muss der Hauptnachdruck auf die Vertheidigung der Umfassung gelegt werden; eben so wenn diese vorzugsweise stark ist und viele Vortheile darbietet. Dahingegen muss die Hauptkraft der Vertheidigung in das Innere verlegt werden, wenn die Umfassung keine Deckung darbietet, sich aber massive Häuser vorfinden. Sind wenige und enge Eingänge vorhanden, so kann die spezielle Reserve schwächer sein. Endet das Dorf mit einem Defilé, liegt es z. B. jenseits eines Gewässers, so muss die allgemeine Reserve möglichst stark sein u. s. w.

Man kann nun fragen, wie stark die Besatzung eines Dorfes sein muss, und man hat diese Frage in der That häufig aufgeworfen; die Antworten hierauf aber sind höchst abweichend. Der Eine (Müffling) z. B. hält im maximo zwei Schritt, im minimo einen Schritt der Lisière auf jeden Mann gerechnet für genügend; also durchschnittlich auf 1500 Schritt Umfassung ein Bataillon von 1000 Mann. Ein Anderer (Decker) gestattet bei gründlicher Vertheidigung nur 200 Schritt Umfassungsfront auf ein Bataillon. Wir schliessen uns, mit einem gewissen durch heutige Verhältnisse gebotenen Rückhalt der Müfflingschen Ansicht an. Denn mag auch der Angriff schwach an Artillerie sein, immer wird er doch etwas mit ihr thun, und auf eine gedrängte Besatzung dann mit dem grössten Erfolge wirken können, ohne dass diese einen Nutzen aus übertriebener Standhaftigkeit zöge. Aber auch abgesehen hiervon handelt es sich immer nur um die dem Angriff zugekehrte Seite, nicht um die ganze Umfassungslänge. Nun enthalten aber die Dorffronten theils Mauern und Hecken, theils Häuser, und diese letztern sind nicht so leicht zur Vertheidigung nutzbar zu machen, als man glauben möchte. An und für sich ist die Mannschaft in den Häusern der Controle entzogen und ihre

thätige Mitwirkung leicht zweifelhaft; sodann sind die Häuser meist klein und eng, haben niedrige, nach der Angriffsseite oft gar keine Fenster, und bieten dem bepackten Manne wenig Raum, sich zweckmässig zu bewegen; Umstände, welche bei der schnellen Dorfbesetzung und Einrichtung sehr wesentlich mitsprechen. Das Einhauen von Schiesslöchern ist bei massiven Mauern nicht so rasch gethan.

Gut ist es, von Hause aus die Vertheidiger stark genug zu machen; das Gegentheil führt zu successiv nöthig werdenden Verstärkungen und bringt dann später gewöhnlich eine Anhäufung von Truppen in den Dörfern hervor, die wenig intensive Gefechtskraft mehr haben, mehr schaden wie nutzen, und jedenfalls die Verluste unnöthig steigern. So waren in Ligny, das 2000 Schritt lang war, Anfangs vier Bataillone und zwei Schützen-Compagnien. — Nach dem ersten Angriff kamen noch vier Bataillone, dann zwei, später noch ein, dann noch vier, endlich noch vier, so dass zuletzt 19½ Bataillone darin steckten, die sich mit zweiunddreissig französischen Bataillonen schlugen. Wären von Anfang an zehn bis zwölf Bataillone darin gewesen, die sich sorgfältig etablirt hätten, so wären die Franzosen wahrscheinlich nie in den Besitz gekommen. Das Dorf Probstheyda vertheidigten die Franzosen dagegen mit vier Grenadier-Compagnien (welche nur maxime 100 Mann stark waren) gegen neun Bataillone; zwei Compagnien waren in der Feuerlinie, zwei als Soutien; dicht hinter dem Dorfe aber stand eine Brigade in Reserve. Der Angreifer wird seine Angriffe durch ein heftiges Granatfeuer einleiten. Ein solches kann daher bei zu starker Besetzung zu vorzeitigen starken Verlusten für den Vertheidiger führen, da das Ziel für seine Geschütze immer sichtbar ist; deshalb müssen die Truppen des letzteren auch geübt sein, schnell sich in das Dorf einzunisten, wenn sie jenen Verlusten entgehen wollen und sich deshalb vorher, ehe der eigentliche Infanterie-Angriff beginnt, zum Theil noch weiter rückwärts bereit halten.

Eine Normalzahl ist also nicht zu geben, und nur die äussersten Grenzen lassen sich einigermaassen, wie angegeben, feststellen. Hat man wenig Truppen, so wird man sich unter Umständen auf einen Theil des Dorfes, auf einen Abschnitt beschränken müssen; bei ganz unzureichenden Kräften vielleicht auf die Besetzung eines Punktes, eines Gebäudes, der Kirche u. s. w. Hat man zu viel Truppen, ein allerdings mehr angenehmer Zustand, so verstärkt man die allgemeine Reserve, die nie zu stark sein kann.

Was die weitere Form der Vertheidigung anbetrifft, so ist es rathsam, die Vertheidiger so wenig als möglich zu vermischen und zu zersplittern. Bei einem Bataillon sind also nicht von allen vier Compagnien Tirailleurs aufzulösen, aber ebenso wenig etwa eine ganze Compagnie. Bei drei Bataillonen z. B. würden wir ein Bataillon in Reserve ausserhalb behalten, die beiden anderen hätten jedes zwei Compagnien in der Feuerlinie und zu den Soutiens, zwei Compagnien zur speziellen Reserve, welche dann auch besser auf den Flanken seitwärts rückwärts stehen.

Betrachten wir nun die einzelnen Glieder der Vertheidigung.

Die Tirailleurlinie setzt sich in der Umfassung fest. Dahin gehört, dass sie bei hohen Mauern sich Auftritte verschafft; Löcher durchbricht; sich hinter Hecken eingräbt u. s. w. Bretterzäune sind eine schlechte Schutzwehr. Demnächst müssen Gegenstände, welche dem Feinde die Annäherung im Schussbereiche erleichtern, wo möglich weggeschafft werden. Gebüsche werden niedergehauen; einzeln vorliegende Gebäude werden besetzt und zur Vertheidigung eingerichtet; man gewinnt so Flankenfeuer, was die Vertheidigung sehr verstärkt.

Ausserdem ist es nothwendig, dass die Feuerlinie Kommunikationen in sich und rückwärts mit den Soutiens gewinne. Die Seiten-Kommunikationen sind nur bis an die Wege, nicht durch feste Mauern zu führen. Rückwärtige Kommunikationen zu den Soutiens sind dagegen unter allen Umständen nothwendig. Am zweckmässigsten führt man sie durch grössere und festere Gebäude, oder doch an denselben vorbei. Wird ein Dorf nach der schmalen Seite vertheidigt, so müssen die Kommunikationen in der Nähe der Häuser durch die Grenzzäune führen.

Ist es möglich, den Raum zwischen den Häusern und der Umfassung abzuholzen, so gewinnt man dadurch doppelt für die Vertheidigung. Man erschwert dadurch den Angriff auf die Gebäude; dann aber gewinnt man auch das Material zur Verstärkung der Lisière oder zur Anlegung von Querabschnitten. Die Eingänge werden gegen Kolonnen-Angriffe des Gegners möglichst abgeschlossen. Ackergeräth, Wagen etc. geben überall Mittel ab, die Eingänge zu barrikadiren. Es ist nicht zweckdienlich, die Barrikade in der Lisière selbst anzulegen. Gewöhnlich ist sie dort dem feindlichen Kugelfeuer ausgesetzt, und wird daher bald zerstört; auch ist die Vertheidigung erschwert, indem sie dort der Feind bei einer leichten Umfassung bald umgeht. Man legt sie besser weiter zurück,

in die Nähe der ersten Häuser, so dass diese die Vertheidigung erleichtern. Macht der Weg in dieser Gegend eine Biegung, so ist dies um so besser; ist er mit Mauern, Lehmwänden, festen Zäunen u. s. w. eingefasst, so ist dies für die Vertheidigung sehr vortheilhaft. Der Gegner dringt dann in eine künstliche Sackgasse ein, in welcher wir ihn von allen Seiten mit Gewehrfeuer überschütten können.

Es hängt von dem Verhalten ab, welches man demnächst für das Gefecht beabsichtigt, ob man die Zugänge vollständig schliesst, oder ob man das Eindringen nur erschweren und die Barrikaden so einrichten will, dass wir selbst sie leicht passiren können. Ersteres findet statt bei der absoluten Defensive; letzteres, wenn wir die Absicht haben, offensiv zu verfahren. Der Widerstand der Barrikaden beruht dann besonders in der Seiten-Vertheidigung aus den nächsten Häusern u. s. w.

Was die Stärke der Feuerlinie betrifft, so ist diese ebenso schwer zu bestimmen, als die der Besatzung selbst, und noch schwerer; da die Umfassung sehr selten an allen Stellen eine gleiche Dichtigkeit verlangt. Der General von Müffling will die Hälfte der Besatzung zur Feuerlinie; das Maximum würde dabei eine Rotte auf vier Schritt, das Minimum eine Rotte auf acht Schritt sein. Decker verlangt auf zwei Schritt eine Rotte, und gestattet nur unter günstigen Umständen weniger. Hier wird die gegebene Besatzung des Dorfes überhaupt fast immer das Maass abgeben, und da zeigt sich dann, dass nicht leicht mehr als ein Viertel die ursprüngliche Feuerlinie bilden kann. (Eine Compagnie zur allgemeinen Reserve, eine Compagnie zur speziellen Reserve, und zwei Compagnien zur Feuerlinie und den Soutiens; also von diesen zwei Compagnien die Hälfte aufgelöst, die Hälfte als Soutiens.) Genügt das nicht, um das Vorterrain unter gleichmässig dichtem Feuer zu halten, und ist man dadurch gezwungen, unvertheidigte Lücken zu lassen, so ist es besser, sich nicht auf eine hartnäckige Vertheidigung einzulassen und den Schwerpunkt derselben, soweit dies die anderen Verhältnisse der Stellung gestatten, nach Aussen in die Verhinderung des Debouchés zu legen. Hauptsache ist immer, dass der Nerv der Vertheidigung von der Feuerlinie ausgehen muss; dass man sie daher nicht zu schwach machen darf, und dass die Dichtigkeit einer Feuerlinie hier nicht die Nachtheile hat, wie im freien Felde; indem man hier gedeckt dem ungedeckten Feinde gegenübersteht.

dienen nun zur nächsten Unterstützung der Feuerlinie; entweder um sie zu verstärken, oder um den eingedrungenen Gegner schnell wieder zurückzuwerfen, oder um eine neue Feuerlinie in den Häusern zu bilden.

Man darf nämlich nicht ausser Acht lassen, dass in der Regel die dem Dorfe zunächst liegenden Felder die bestbebauten sind, und in der guten Jahreszeit auch das beste und höchste Korn tragen; ein Umstand, der dem Angreifer die Annäherung in vielen Fällen sehr erleichtert; der beispielsweise bei Ligny und St. Amand einerseits Napoleon die Rekognoszirung der preussischen Aufstellung sehr erschwerte, aber auch wiederum das ungesehene Vorrücken der französischen Bataillone und ihrer Schützen, namentlich auch mancherlei Unfälle für die Ausfälle aus der preussischen Stellung im Gefolge hatte. Solchen Zufällen besonders muss man durch schnell bereit gehaltene Soutiens begegnen. Die gewöhnliche Form der Soutiens passt hier nicht; indem nach dieser für die Tirailleurs jeder Compagnie nur ein Soutien besteht, würde jede Unterstützung aus demselben, besonders nach den Flügeln, zu spät kommen. Es würden dabei beschwerliche Seitenbewegungen durch die Gehöfte und Gärten nothwendig werden.

Wir würden die Compagnien, wenn sie noch stark sind, daher in ihre drei Züge zerlegen, von jedem Zuge oder von zweien ein Drittel bis ein Halb ausschwärmen lassen, den Rest als Soutien dahinter behalten, und, wenn ein Zug nicht zur Verwendung kommt, ihn für Nothfälle aufsparen. Es würde dies also eine Feuerlinie von 2 bis 300 Schritt geben, mit zwei bis drei Soutiens, welche etwa 100 Schritt von einander entfernt wären.

Die Aufstellungspunkte für die Soutiens liegen fast immer in den Häuserreihen des Dorfes. Grössere Gehöfte, welche Ausgänge nach hinten und offene Kommunikationen nach den Dorfstrassen haben, gewähren die besten Punkte. Jedenfalls muss die Kommunikation mit dem zu unterstützenden Theil der Feuerlinie offen sein oder geöffnet werden. Seiten-Kommunikationen mit den nebenstehenden Soutiens sind weniger nothwendig; bei festen Einfassungsmauern oder Zäunen sogar zu vermeiden, indem sich so eine Flankenvertheidigung im Innern bildet. Ein Theil des Soutiens wird ausserdem dazu bestimmt, festen Fuss in den Gehöften zu fassen, die so die nächsten Reduits für die Feuerlinie bilden. Der nach der

feindlichen Seite gelegene Theil der Gebäude wird also besetzt, Schiesslöcher eingeschnitten und durchbrochen; wobei mehrstöckige Häuser und Bodenräume mit Steindächern sehr zweckmässig benutzt werden können; indem das Feuer von den Böden und aus den Giebeln dem Gegner das Festsetzen an der Umfassung sehr erschwert.

Hat man Truppen genug, so werden von Abtheilungen der Soutiens sämmtliche Gehöfte und Gebäude, welche zunächst hinter der Feuerlinie liegen, besetzt. Es ist vortheilhaft, dies, wenn es irgend möglich ist, auszuführen; da es die Vertheidigung eines so gebildeten Hauptabschnitts sehr erleichtert, wenn man sich, sei es auch nur mit einzelnen Rotten, von Hause aus darin festsetzt. Die vorstehenden Tirailleurs müssen jedenfalls wissen, wie und wohin sie sich im Fall der Noth zurückzuziehen haben; sie müssen die Lokalität kennen lernen, damit nicht einzelne Häuser und Gehöfte ohne Vertheidiger bleiben, wenn die Lisière aufgegeben werden muss.

Wenn für die Vertheidiger der Umfassung ein ruhiges, wohlgezieltes Feuer angezeigt und leicht zu bewirken ist, so wird für die Soutiens dann sehr oft die Anwendung des Schnellfeuers zur Pflicht werden.

Die spezielle Reserve

hat einen doppelten Zweck:

α) die vorzugsweise Vertheidigung der Dorfeingänge.

β) Sie soll den geschlossenen feindlichen Abtheilungen und Massen, welche die Barrikaden durchbrechen oder sonst auf irgend einem Punkt eindringen, auf geeigneten Punkten neuen Widerstand leisten oder ihnen geschlossen begegnen, sie durch ihr Feuer oder mit Bajonett und Kolbe zurückweisen; Häuser-Vertheidigung.

α) Zum Eindringen mit geschlossenen Massen eignen sich vorzugsweise und in vielen Fällen ausschliesslich die Dorfeingänge. Die Erreichung beider Zwecke geht daher fast immer Hand in Hand. Das Eindringen durch die Umfassung ist jedoch nichtsdestoweniger häufig möglich; weshalb die spezielle Reserve die Möglichkeit haben muss, sich im Dorfe selbst nach den bedrohtesten Punkten geschlossen hinbewegen zu können. Aus alle dem folgt, dass die spezielle Reserve ihrem Haupttheile nach in den Dorfstrassen selbst stehen muss.

Die Vertheidigung der Dorfeingänge beruht selten, und nur wenn Mauern und Lehmwände das Dorf umgeben und

besonders den Eingang bilden, auf der Vertheidigung der äusseren Umfassung. Sie liegt vielmehr in dem Werthe der ersten, dem Eingange zunächst gelegenen Häuser; in der Nähe welcher denn auch die Barrikaden angelegt werden müssen, deren Durchbrechung oder Aufräumung unter dem nahen Feuer aus den Häusern sehr erschwert wird. Diese Häuser werden also mit einem Theile der speziellen Reserven besetzt, der sich darin einnistet, Schusslöcher anlegt, die Eingänge nach der feindlichen Seite und nach der Strasse versperrt; rückwärts dagegen einen Ausgang durchbricht.

Unsere Soldaten sind schwer dazu zu bringen, sich in Häusern festzusetzen und nachhaltig darin zu schlagen. Sie ziehen den Kampf im Freien überall vor. Dies hat in den Freiheitskriegen vielfache nachtheilige Gefechte herbeigeführt; besonders auch deshalb, weil sie selbst, wenn sie mit dem grössten Muthe die Franzosen aus den Häusern vertrieben hatten, sich doch nicht darin etablirten; sondern die Häuser wieder verliessen, um sich in den Dorfstrassen und Gärten zu schlagen. So kam es, dass grosse Dörfer den Franzosen oft gar nicht zu entreissen waren, oder nach und nach verloren gingen.

Musterhaft ist die Vertheidigung des Pachthofes La Haye Sainte am 18. Juni 1815 durch das zweite Bataillon leichter Infanterie der deutschen Legion*).

Eine gründliche Häuser-Vertheidigung setzt jedesmal voraus, dass man Zeit hat, sich darin einzurichten. Dahin gehört dann, dass man die Eingänge möglichst fest verschliesst und verrammelt. Bei den Thüren ist dies ziemlich einfach; schwieriger bei den Fenstern der unteren Etagen, insofern sie nicht etwa mannshoch von der Erde sind. Möbel, Spinden, welche man mit Steinen, mit Erde, Betten u. s. w. bis in Mannshöhe ausfüllt; Bretter, hinter welche man Bretter oder Matratzen nagelt, so dass nur Schiesslöcher übrig bleiben; Säcke mit Getreide, mit Wolle, mit Mehl müssen da aushelfen.

In den oberen Etagen, und auch in den unteren, wenn die Fenster nur nicht zu niedrig sind, wird man häufig eine sehr gute Vertheidigung einrichten können, indem man die Fenster mit Mauersteinen zusetzt, in denen man als Schiessscharten in hinreichender Höhe einen und den anderen Stein

*) Siehe Beamish's Geschichte der deutschen Legion, Seite 491; und Siborne's Werk über den Feldzug von 1815. Der Commandeur war der als hannöverscher General-Lieutenant verstorbene Oberst Baring. Ein interessantes Beispiel ist noch die Vertheidigung des Speichers in Esslingen bei Wien 1809 und das Gefecht von Cossaria 1796.

fehlen lässt. Eine Fachwand, welche man einschlägt, ein Herd, ein Ofen u. s. w. geben häufig das nöthige Material. Im Innern muss Kommunikation möglich sein zwischen den verschiedenen Zimmern; wo sie nicht ist, muss man sie schaffen. — Wasser zum Löschen und für den Durst wird vorräthig gehalten. — Bei steinernen Dächern muss man den Boden besetzen; einzelne Dachsteine herausnehmen, um sich Schiesslöcher zu machen. Keller mit Fenstern machen, durch rasirende Schüsse, den Angriff sehr schwer; dazu haben sie häufig eiserne Traillen.

Jeder muss wissen, was er zu thun hat; welches Fenster, welche Thüre er zu vertheidigen hat. Einige Mann zur Reserve, um Verwundete zu ersetzen und da verwendet zu werden, wo der Feind etwa doch eindringt, werden zurückbehalten. Bei einer solchen Vertheidigung handelt es sich um Siegen oder Sterben. Daher muss jede Erleichterung gestattet werden; die Leute müssen das Gepäck ablegen; sie nehmen das Bajonett ab, wenn sie an den Schiesslöchern stehen. Munition muss man schonen, kein Schuss wird umsonst gethan. Sind eins oder einige grössere Gebäude im Dorf, die auf diese Weise besetzt und vertheidigt werden, und liegen sie vortheilhaft, d. h. so, dass der Feind an ihnen vorbei muss; so wird es ihm fast niemals gelingen, sich im Dorfe zu behaupten; die Angriffe unserer Reserven werden ihn jedesmal wieder daraus vertreiben.

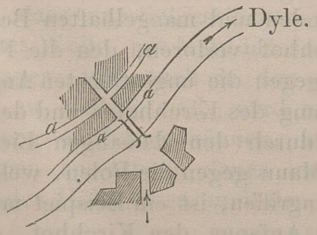
Solche feste Punkte im Innern der Dörfer gewähren häufig die Kirchen; besonders wenn sie steinerne Kirchhofsmauern haben. Es sind dann Citadellen im Innern, die wiederum feste Reduits haben, und sie müssen jedesmal durch einen Theil der disponiblen Reserve besetzt werden. Die Vertheidigung des Kirchhofes von Hochkirch durch den Major Lange ist weltgeschichtlich. In St. Amand ging in Folge der unzureichenden und mangelhaften Besetzung mit dem Dorf auch der Kirchhof verloren, den die Franzosen gleich stark besetzten und gegen die ungestümsten Angriffe behaupteten. — Die Vertheidigung des Kirchhofes und der Kirche zu Labischin bei Bromberg durch den damaligen Lieutenant von Beyer mit zwanzig Mann gegen die Polen, welche ihn mit Infanterie und Artillerie angriffen, ist ein Beispiel muthvollen Benehmens. Er vertheidigte Anfangs den Kirchhof, dann die Kirche und zuletzt die Gallerie hinter dem Altar*).

*) Ein anderes Beispiel heldenmüthiger Vertheidigung ist die der Kirche von Wola vor Warschau am 7. September 1831 durch den Oberst Sowinski; er hatte seine Schule in der preussischen Armee gemacht.

β) Ausser der Vertheidigung solcher durch Häuser und Gebäude gebildeten Hauptpunkte im Dorf und an den Eingängen gehört es nun weiter zur Aufgabe für die spezielle Reserve, dem geschlossen eindringenden Gegner geschlossen entgegen zu treten. Sie müssen zu dem Ende in der Nähe und an Punkten aufgestellt werden, von wo aus sie rechtzeitig und überraschend auftreten, und also bis zu ihrem Erscheinen dem Auge des Gegners und seinem Feuer entzogen werden können.

Ist es möglich, sie in Seitenstrassen aufzustellen, so ist das am vortheilhaftesten; weil sie von da aus am leichtesten nach den bedrohten Punkten dirigirt werden können. Bei Frontal-Dörfern hat das gewöhnlich keine Schwierigkeit. Bei ausgedehnten Dörfern, die auf der schmalen Seite angegriffen werden, kommen aber häufig die speziellen Reserven zu entfernt von dem Punkt zu stehen, den sie vertheidigen sollen. Sie müssen dann dem Eingange näher aufgestellt werden; bleiben sie im Wege, so sind sie gesehen, und feindlicher Artillerie sehr ausgesetzt. Man wird wohl thun, sie dann seitwärts hinter ein Haus zu stellen; wobei man aber oft in dem Falle sein wird, eine breite Kommunikation durchzubrechen.

Bei der Vertheidigung selbst kann man sich nun entweder auf das Handgemenge, das Gefecht mit blanker Waffe, einlassen oder auf das Feuer der geschlossenen Abtheilungen. Probstheyda vertheidigten die Franzosen im Innern auf diese erste Weise. Zwei Compagnien, in einer Seitenstrasse aufgestellt, griffen jedesmal mit dem Bajonet das preussische Bataillon an, welches durch die Hauptstrasse eingedrungen war. Die zweite Art wendeten die Preussen bei der Vertheidigung von Wavre, am 19. Juni 1815 an.



Die Häuser *a a* waren mit Schiessscharten versehen; das Barrikadiren der Brücke konnte aber nicht beendet werden. Die Stadt vertheidigte Oberst von Zepelin mit dem zweiten und Füsilier-Bataillon dreissigsten Linien- und einem Bataillon

des ersten kurmärkischen Landwehr-Regiments. Alle Angriffe scheiterten an der Maassregel, dass in der Strasse *a—a* ein Bataillon aufgestellt war, welches mit rechts oder links um durch die Strasse, die nach der Brücke führt, marschirte und zugweise Salve auf Salve auf die Brücke gab, sobald eine Sturm-Kolonne der Franzosen den Versuch machte, dieselbe zu überschreiten. —

Die allgemeine Reserve.

Diese bildet die Vermittelung der Dorfvertheidigung mit der sonstigen Truppen-Aufstellung des Vertheidigers; eine Vermittelung, die in manchen Fällen durch die Terrainverhältnisse sehr erleichtert, in andern sehr erschwert sein kann, in jedem Falle aber stattfinden muss und von dem Befehle eines Führers abhängen wird, welcher die für die engere und die weitere — oder innere und äussere — Dorfvertheidigung disponibel gestellten Truppen organisch in seiner Hand hat.

Die allgemeine Reserve hat nun den Zweck,

α) sich nach der Gestaltung des Terrains neben und hinter dem Dorfe so zu placiren, dass die feindlichen Schützenschwärme und Kolonnen im letzten Augenblicke des Sturmes durch bereitgehaltene geschlossene Massen entweder flankirend angegriffen und so zurückgewiesen — oder dass hier und dort eingedrungene Theile des Feindes durch die Gewalt rückwärtiger Massen wieder hinausgeworfen werden können.

β) Für den Fall, dass das Dorf nicht länger gehalten werden kann, das weitere Vordringen des Gegners wenigstens für die Zeit aufzuhalten, die die im Gefecht befindlichen Abtheilungen nöthig haben, um sich aus dem Dorfe herauszuziehen.

Wie wichtig eine solche Reserve ist, zeigt z. B. die Vertheidigung von Gross-Görschen durch das Füsilir-Bataillon ersten Garde-Regiments. Sie ist die eigentlich wirksame Seite der Defensive: diejenige, welche man in der Hand hat, auf die man sicher rechnen kann; sie ist die Seele derselben, wenn das Feuer der Umfassung der Nerv war.

γ) Drittens hat sie den Zweck, Abschnitte im Dorfe, die in angemessener Entfernung hinter der eigentlichen Gefechtslinie liegen, und deshalb von der speziellen Reserve nicht mehr benutzt werden können, zu besetzen; so z. B. wenn ein Dorf durch ein Gewässer, durch eine sehr breite Strasse, durch offene freie Stellen u. s. w. in mehrere Theile zerlegt wird. Die Vertheidigung derselben durch neue Feuerlinien, wenn

die vorliegenden Theile verloren sind, fällt dann der allgemeinen Reserve zu.

δ) Endlich wird einzelnen Theilen derselben, besonders bei grossen Dörfern, die fixirte Behauptung besonderer Punkte im Innern des Dorfes übertragen, wenn hierzu die spezielle Reserve nicht ausreicht. Also das Festhalten einzelner grosser Gebäude, die zum Reduit dienen können, und die ohne Rücksicht auf den Gang des Gefechts im Dorfe festgehalten werden sollen. Das Nähere hierüber haben wir eben gesehen bei dem Verhalten der speziellen Reserve. Es ist nur noch zu bemerken, dass die Besatzung solcher Punkte sich als selbständiger Posten ansehen muss, der sich um den Gang des Gefechts im Dorfe nicht kümmert. Das Festhalten solcher Punkte erleichtert die Wiedereroberung des Dorfes ungemein.

Was das Stärken-Verhältniss der allgemeinen Reserve zu den übrigen Theilen der Dorf-Vertheidigung anbetrifft, so wird bei kleinen Abtheilungen mindestens ein Viertel der Gesammtzahl dazu verwendet werden müssen. Bei grösseren Abtheilungen wird dies immer mehr und mehr sich zu Gunsten der allgemeinen Reserve verändern; so dass z. B. ein Dorf von einem Bataillon vertheidigt wird, während zur Reserve eine ganze Brigade dahinter steht. Bei grossen Abtheilungen macht sich dies von selbst. Bei kleinen drängen die Verhältnisse oft dazu, die allgemeine Reserve ganz aufzugeben, oder doch möglichst schwach zu machen. Man muss sich hiergegen so lange wie möglich durch andere Hülfsmittel und Einrichtungen wehren und als Regel festhalten, dass mit dem Aufgeben einer hinlänglich starken Reserve auch alle Möglichkeit aufgegeben ist, einen Einfluss, eine Aenderung hervorzubringen, sobald das Gefecht im Dorfe eine nachtheilige Wendung nimmt. Bei keiner Art von Gefecht ist es so schwierig, den Gang des Gefechts in der Hand zu halten; die Mehrzahl der Truppen ist zerstreut; Jeder ficht auf seine eigene Hand; die Leute verbeissen sich in der Umfassung, in den Gärten, den Gehöften, Häusern u. s. w. Der Einfluss der Offiziere und Unteroffiziere kann sich immer nur bei einer geringeren Zahl geltend machen; und selbst da, wo dies der Fall ist, ist es unmöglich, Uebereinstimmung, Ineinandergreifen der verschiedenen Abtheilungen hervorzubringen, sobald das Gefecht bis in das Innere des Dorfes eingedrungen ist. Ein Zurücknehmen der im Gefecht etwa zu viel befindlichen Truppen ist theils unmöglich, theils sehr gefährlich; es wird leicht zu einem allgemeinen Zurückgehen. Von Bildung neuer Reserven, vom Ablösen der Fechtenden u. s. w. ist nicht die

Rede. Dies kann dann nur in den Pausen etwa stattfinden, welche auf abgeschlagene Angriffe folgen, und die jedenfalls dazu benutzt werden müssen, die Ordnung wieder herzustellen, und zurückzunehmen, was etwa zu viel in die zerstreute Ordnung übergegangen war. Das Dorfgefecht ist nach dieser Seite hin der wahre Probirstein der Disziplin und der tüchtigen taktischen Ordnung in den Truppen.

Wir haben bisher hier nur von der Infanterie gesprochen; dies folgt aus der Natur der Sache; denn sie ist bei der Dorf-Vertheidigung die Hauptwaffe, ja in vielen Fällen die allein zur Wirksamkeit kommende. Dies schliesst jedoch die Verwendung der Artillerie nicht ganz aus; dieselbe wird vielmehr dabei auf eine zweifache Weise in Thätigkeit kommen können; nämlich einerseits im Dorfe selbst, andererseits in einer Aufstellung neben dem Dorfe.

Im ersten Falle kann sie wieder entweder zur Vertheidigung der Umfassung mitwirken, oder zur Verstärkung der Vertheidigung im Innern. Artillerie in der Umfassung oder in den Eingängen aufzustellen, setzt eingenthümliche Terrain- oder Gefechts-Verhältnisse voraus, wenn ein verhältnissmässiger Nutzen daraus gezogen werden soll. Diese Verhältnisse dürften sein, wenn der Gegner keine Artillerie hat; wenn er gezwungen ist, in Kartätschschussweite vom Dorf zu defiliren; oder wenn das Terrain ihm nicht gestattet, in wirksamer Schussweite sein Geschütz gegen die Lisière zu etabliren. In allen anderen Fällen wird der Gegner sehr bald ein überlegenes Feuer gegen die Artillerie in Thätigkeit setzen, und diese wird einen schweren und grossentheils nutzlosen Kampf zu bestehen haben; wobei sie noch die Wahrscheinlichkeit gegen sich hat, verloren zu gehen.

Im Allgemeinen ist daher diese Art ihrer Benutzung nicht anzurathen. Früher hat man wohl zur Verstärkung der inneren Vertheidigung einige Geschütze im Dorfe selbst placirt, welche dann durch nahes Kartätschfeuer wirken sollten, obschon auch hier die Gefahr des Verlustes derselben bei einer unglücklichen Wendung des Gefechts immer gross war. Man kann nun wohl eine Kanone mit Ehren verlieren, nichtsdestoweniger verliert Niemand gern Geschütze. Es sind Trophäen für den Feind, deren Verlust und Gewinn noch lange nachwirken, wenn von einer realen Wirkung längst nicht mehr die Rede ist. Abgesehen davon thut ein Zug Infanterie mit Hinterladern einen viel grössern Effekt in solcher Situation, als ein Geschütz oder selbst zwei; und es wäre unverantwortlich, für einen so

partiellen Gebrauch das heutige Geschütz auf die Verwendung seiner schwächsten Seite zu beschränken.

Gestatten es die Verhältnisse, so kann man auch wohl ein Paar Geschütze so aufstellen, dass sie von hinten her zur Vertheidigung eines Eingangs mitwirken können, also so, dass sie, eine ganze Strasse der Länge nach bestreichend, am Ausgange stehen, namentlich wenn sie überhöhend aufgestellt, über den Vertheidiger hinweg auf die Sturmkolonnen feuern können.

Die eigentliche Wirksamkeit wird die Artillerie bei der Dorf-Vertheidigung daher fast immer neben demselben finden, wobei noch der Vortheil eintritt, dass eine Flanke immer schon durch das Dorf selbst gesichert ist. In dem Gefecht von Wachau hatte Napoleon so auf beiden Seiten des Dorfes vier Batterien, jede von sechs Geschützen, die alle Angriffe auf das Dorf vereitelten. Für schwere Artillerie wird man daher die Aufstellung von Hause aus so wählen, und sie wird da sehr wesentlich für die Vertheidigung mitwirken können, besonders da sie die Umfassung der Feuerlinie hindert, den Feind zu früherer Entwickelung zwingt, und einen verhältnissmässigen Theil seiner Artillerie beschäftigt. Leichte, besonders reitende Artillerie, gehört Anfangs in die Reserve hinter das Dorf, um nach Umständen rechts oder links zu erscheinen, wenn der Gegner seine Kräfte entwickelt hat und zum förmlichen Angriff vorgeht. Was nun die Kavallerie anbetrifft, so beschränkt sich ihr Einfluss auf eine indirekte Wirkung. Sie gehört zunächst in die Reserve; sie kann später wohl zur Deckung der Artillerie verwendet werden und wird nach einem zurückgeschlagenen Angriff vielleicht auch einen günstigen Moment finden, um seitwärts plötzlich hervorzubrechen und auf die zurückweichenden Tirailleurs und Bataillone zu chokiren. Sie wird ausserdem beim Beginn des Gefechts dazu dienen, die Maassregeln des Feindes, seine Stärke und Anordnungen möglichst früh zu ermitteln; sie wird später vielleicht zur Aufnahme der im Dorfe befindlichen Truppen aufgestellt oder einer feindlichen Umgehung entgegengeworfen.

b. Dorf-Angriff.

Die Vortheile der Vertheidigung beim Dorfgefecht sind ebenso viele Nachtheile für den Angreifenden. Es ist hier zunächst die in der Umfassung postirte Feuerlinie zu überwältigen, offenbar noch der leichteste Theil der Aufgabe. Sodann aber sind die Vertheidiger aus den Gebäuden u. s. w. von

Schritt zu Schritt zu vertreiben, und alle die Umstände zu überwältigen, die der Gegner im Innern des Dorfes durch seine Reserven u. s. w. hervorbringen kann. Der Angriff der Dörfer ohne genügende Vorbereitung durch Artillerie ist daher überaus blutig, und man sollte denselben vermeiden, wo es möglich ist und noch ein anderer Weg zum Ziele führt. Hartnäckig vertheidigte Dörfer konsumiren eine ganz unverhältnissmässige Anzahl von Truppen, die sich in diesem nahen und ingrimmigen Gefecht aufreiben, und fast immer für jeden anderen Zweck unbrauchbar werden. Wo eine Umgehung also möglich ist, wird man wohl thun, diese anzuwenden; gewöhnlich verfehlt eine solche ihren Zweck nicht, indem besondere Gefechtsverhältnisse und ein sehr entschlossener Gegner dazu gehören, ein Dorf noch besetzt zu halten, wenn man demselben schon vorbeigegangen ist und im Rücken steht. Fast nie kann die Vertheidigung das Dorf so mit Truppen anfüllen, dass sie für alle Seiten desselben sofort sich von innen heraus organisiren könnte; sie wird immer nur für die der wahren Front und allenfalls für die Flanken sorgen dürfen. Jedenfalls erreicht man dadurch den Vortheil, das Dorf von mehreren oder allen Seiten zugleich angreifen zu können, wodurch die Vertheidigung viel an ihrem Nachdruck verliert.

Ein anderes Mittel, dem Dorf-Angriff auszuweichen, ist das Anzünden des Dorfes durch Brandgranaten. Dieses Mittel ist indessen nur anzuwenden, wenn es nur darum sich handelt, dass der Gegner vertrieben werden soll, und wir nicht näthig haben, später selbst das Dorf zu passiren oder dasselbe zur Vertheidigung zu benutzen. Ausserdem ist zu bemerken, dass es nicht immer so brennt, wie man es haben möchte. Ein Dorf aus massiven Häusern mit Ziegeldächern kann man lange bewerfen, ohne einen eclatanten Erfolg zu haben.

Häufig kann man nun Dörfer nicht umgehen, kann oder darf sie nicht anzünden, und doch muss man den Gegner daraus vertreiben. Dörfer, welche Anlehnungspunkte oder Stützpunkte der feindlichen Stellung sind, müssen fast immer angegriffen und erobert werden.

Ein solcher Angriff macht Anordnungen und Vorbereitungen nothwendig; es handelt sich darum, einen systematischen Widerstand zu besiegen, und dies muss daher planmässig und mit hinreichenden Kräften auf den geeignetsten Punkten unternommen und durchgeführt werden. Man kann nie vorher wissen, wie viel ein Dorf-Angriff kosten wird; aber das weiss man, dass er mit dem möglichst geringsten Verlust nur dann durchgefochten werden kann, wenn man nach einer bestimm-

ten Disposition verfährt, und von vorn herein genügened Kräfte daransetzt. Die Kriegsgeschichte zeigt uns unendlich oft, wie sehr hiergegen gefehlt wird, und wie unendlich blutig, langdauernd und wenig entscheidend die Dorfgefechte dann werden. (Gross-Görschen, Aspern, Auerstädt.)

Hat der Feind Artillerie, und diese durch Aufstellung seitwärts zur Vertheidigung mit herangezogen, so ist die nächste Aufgabe, diese zu vertreiben oder doch so weit zum Zurückgehen zu zwingen, dass sie die Truppen, welche den eigentlichen Angriff machen sollen, nicht mehr wirksam beschiessen können. In der Regel hindert sie das Dorf selbst, sobald die Batterien aus der Verlängerung der Dorffront vertrieben sind. In vielen Fällen wird dies erst nach einem hartnäckigen Geschützkampf möglich sein; da die feindlichen Bataillone sich fast immer vortheilhaft auf- und gegen Flankenfeuer sicher stellen werden. Jedenfalls ist es aber ein gewagtes Spiel, früher, als nach Vertreibung der Artillerie, mit der Infanterie zum Angriff vorzugehen.

Der zweite Akt ist dann, dass ein Theil der Artillerie sein Feuer auf das Dorf selbst richtet, und zwar in den meisten Fällen auf die Flanken, wenn es ein Frontaldorf, — auf den Eingang, wenn es ein Längendorf — ist. Im ersten Fall nämlich handelt es sich darum, umfassend und wesentlich die bereitstehenden Reserven, — im zweiten aber direkt den Eingang anzugreifen und durch kräftiges Granatfeuer die Vertheidiger mürbe zu machen. In früherer Zeit wirkte man durch die schwere Kartätsche gegen die Umfassung; mit der jetzigen leichten Kartätsche würde man nichts erreichen. Besser ist da noch ein direktes Massenfeuer der Infanterie, welche demnächst noch immer zum Sturm disponibel bleibt. Kann man die Dorfstrasse enfiliren mit einigen Geschützen, so muss man dies nicht unterlassen.

Erst auf diese beiden vorbereitenden Akte, die freilich wegfallen, wenn man keine Artillerie hat, folgt der eigentliche Angriff. Er zerlegt sich in zwei Momente: den Angriff auf die Lisière, und den anderen nicht zu unterlassenden auf die Flanken und die etwa vorhandenen Reserven. In vielen Fällen wird man jenen als Schein-Angriff behandeln können, in allen aber diesen wirklich durchführen müssen, da mit seinem Gelingen die Sache im Wesentlichen entschieden ist. Glaubt man Jenes nicht thun zu dürfen, so wird der Angriff auf die Lisière eingeleitet durch Tirailleurs, denen geschlossene Trupps, Soutiens oder Compagnie-Kolonnen folgen; deren Benehmen so ist, wie beim Angriff einer Wald-Lisière. Es

entwickelt sich so zunächst ein Schützengefecht auf 5 bis 600 Schritt. Dieses muss ergeben, welche Strecken der Umfassung etwa lückenhaft vertheidigt sind, schwaches Feuer geben; wie dieselbe eigentlich beschaffen, und ob etwas Besonderes zu ihrer Befestigung gethan ist; und nach diesem rekognoszirenden Beschiessen brechen dann plötzlich dichte Schwärme gegen die Umfassung vor, um die Stellen, welche uns einen leichteren Zugang versprechen, durch ein Massenfeuer, selbst wenn man nicht direkt den Vertheidiger sieht, unsicher zu machen, und den Kolonnen Bahn brechen, die den Zweck haben, den eigentlichen Sturmangriff zu machen. Gelingt der Angriff der Tirailleurschwärme auf einem oder einigen Punkten der Lisière, so müssen dorthin sogleich Unterstützungen aus den bereitesten Truppen dirigirt werden, damit es möglich ist, sich an der Lisière diesseits festzusetzen. Die Terrainvortheile, die bis dahin dem Gegner dienten, dienen nunmehr uns, wenn er uns wieder verdrängen will; aber wir müssen uns darin festsetzen, und nicht etwa ins Blaue hinein den Gegner verfolgen. Alles Eroberte muss besetzt werden, das ist eine Hauptregel bei dem Dorfgefecht. Erst wenn man mit dem einen Fuss feststeht, soll man den anderen vorsetzen.

Sobald man die Lisière und in ihr festen Fuss hat, muss das Nächste sein, sich der Eingänge und der nächstgelegenen Häuser zu bemächtigen. Die Angriffe dürfen aber nicht isolirt stattfinden; man muss so viel als möglich überall, auf allen Punkten, wo die Möglichkeit des Ein- und Durchdringens vorhanden ist, nachdrücken, damit der Gegner gezwungen ist, seine Reserve zu theilen und nach allen Seiten Front zu machen. Die Eingänge wird man oft zweckmässig mit ganzen Bataillons-Kolonnen unternehmen, während man die übrigen Angriffe mit Compagnie-Kolonnen macht, die in dem Gefecht in den Gärten, Hecken, um die Gehöfte und Häuser, viel zweckmässiger sind. Im Dorf selbst wird man das Gefecht daher unter allen Umständen ebenfalls mit Compagnie-Kolonnen führen.

In demselben Maasse, als das Gefecht im Dorfe vorrückt, muss man bemüht sein, diejenigen eroberten festen Punkte zu besetzen, welche bei einem Umschwunge des Gefechts von Wichtigkeit werden können; die Knotenpunkte, wo sich Strassen durchschneiden; durch Besetzung der Eckhäuser und Gehöfte. Hierzu kann man nun niemals die im Gefecht befindlichen Truppen verwenden; dies ist Sache der Reserve und der Soutiens, Abtheilungen in solche Gebäude zu werfen. Man darf in dieser Beziehung nichts versäumen, da man den Verlauf eines Dorfgefechts nie vorher wissen und die gleich-

zeitigen Ereignisse nicht einmal übersehen kann. So lange der Feind noch eine Reserve hat, sind wir niemals sicher, dass es ihm nicht gelingt, das Gefecht damit zu wenden. Deshalb darf man denn auch niemals selbst das frontale Gefecht ohne eine Reserve unternehmen, welche zunächst nur bis an die eroberte Lisière nachrückt und sich dort aufstellt, damit wir wenigstens im schlimmsten Falle nicht leicht Alles wieder verlieren können und gezwungen sind, ganz von vorn wieder anzufangen. Sie rückt nach, wenn das Gefecht einen günstigen Gang nimmt.

Hat der Feind einzelne Hauptpunkte im Innern besetzt, vertheidigt er dieselben hartnäckig, und finden die neben dem Dorfe hergehenden Angriffe auf seine Reserve festen Widerstand, was sich beim ersten Anlauf erkennen lässt, so wird da das Gefecht am schwierigsten. Zu forciren sind solche Punkte nicht leicht, wenigstens nicht gleich Anfangs, und ihre Eroberung wird stets viel Blut kosten. Man wird wohl thun, solche Punkte möglichst zu umgehen und zu isoliren, indem man sich in der Umgebung, in den nächstgelegenen Häusern festsetzt, von wo aus man häufig ein überlegenes Feuer auf die Vertheidiger richten kann.

Während dessen sucht man weiter vorzudringen, den Feind ganz aus dem Dorfe zu vertreiben, und mit den Massen bis an das entgegengesetzte Ende vorzudringen. Ist dies gelungen; hat man die entgegengesetzte Lisière erreicht, so wird diese stark besetzt, um das Gegenstossen feindlicher Reserven zu verhindern. Dann erst wird im Dorfe selbst reiner Tisch gemacht. Dabei müssen die Umstände entscheiden, ob der Besitz der im Innern gelegenen, noch nicht eroberten Punkte so wichtig ist, dass er die Opfer aufwiegt, oder ob man der Zeit ihren Fall überlassen kann. Im ersten Falle, der besonders dann eintritt, wenn aus den weiteren Gefechts-Combinationen zu vermuthen steht, dass der Feind uns nicht im ruhigen Besitz des Dorfes lassen wird, müssen sie freilich mit stürmender Hand angegriffen werden. Häufig wird man solche Sturmangriffe durch die Artillerie vorbereiten lassen können, indem man ein Paar Geschütze vorbringt, welche die Mauern auf einer Stelle einschiessen, oder die Barrikaden, Thürme u. s. w. zertrümmern. Solche Fälle müssen aber reiflich erwogen und dergleichen Angriffe nicht den zufälligen Entschlüssen der Unterbefehlshaber anheimgestellt bleiben. Es sind dies stets die blutigsten Episoden der Dorfgefechte, die die edelsten Opfer, und häufig ganz nutzlos, kosten, denn oft kann man sich dieser Blutarbeit überheben und den Fall

solcher festen Punkte von der nächsten Zeit ohne allen Nachtheil abwarten.

Ist das Gefecht um den Besitz des Dorfes beendet, d. h. sind wir Herr der jenseitigen Lisière, so schlägt das Gefechts-Verhältniss, welches bisher vorherrschend offensiv war, in das Entgegengesetzte um. Wir haben uns nun zunächst defensiv zu verhalten, um uns den Besitz des Eroberten zu sichern. Wie dies im Kleineren schon nach und nach bei den einzelnen Gefechtsakten stattfand, so geschieht es nunmehr im Grossen. Wir besetzen die Lisière, setzen uns darin fest, besetzen die Ausgänge, die Häuser u. s. w.; ordnen unsere Truppen, sammeln die zerstreuten Fechter und bereiten uns so vor, den Gegner, der uns vertreiben will, zu empfangen, oder das Gefecht weiter planmässig und nach den einwirkenden Umständen fortzusetzen.

Wir sehen, dass also der eigentliche Angriff auf Dörfer, sowie das Gefecht in denselben nur durch Infanterie geführt wird. Die Artillerie bereitet den Angriff vor; sie dient dann dazu, die Sturmkolonnen, welche etwa zurückgeworfen werden, aufzunehmen. Bei dem weiteren günstigen Verlauf wird sie jedoch häufig Gelegenheit finden, noch weiter mitzurücken; entweder indem sie seitwärts mündende Dorfstrassen bestreicht, oder dem Feinde neben dem Dorfe entgegentritt. Sollte nämlich das Terrain den umfassenden Angriff erschweren, oder derselbe nicht Infanterie genug disponiren können, so ist die Stellung der Artillerie auf den Flügeln derselben im Stande, sowohl die Lisière selbst, als die Aufstellung seitwärts bis zum letzten Moment wirksam zn bearbeiten, ohne der eigenen Infanterie hinderlich zu sein. Besonders in Verbindung mit der Kavallerie kann dies geschehen, indem diese Waffen dann vorzugsweise dazu dienen werden, den Offensivmaassregeln des Feindes, die er neben dem Dorfe beginnt, zu begegnen. Gestatten es die Verhältnisse, mit Kavallerie und Artillerie das Dorf zu umgehen, so wird dadurch fast immer die feindliche Reserve ganz oder theilweise beschäftigt werden, wodurch das Dorfgefecht selbst sehr erleichtert wird. Dass man übrigens unter ganz besonderen Umständen die Kavallerie auch noch anders gebrauchen kann, davon bildet das wunderbare Gefecht von Dembe Wielkie am 2. April 1831 ein Beispiel; was jedoch keineswegs als ein Muster aufgestellt werden soll*).

*) Man sehe hierüber F. von Smitt's Geschichte des Feldzuges in Polen 1831.

Das Gefecht um Städte und in den Städten.

Dieses hat natürlich viel Aehnlichkeit mit den Dorfgefechten. Die grössere Ausdehnung, die festere Bauart, die fast immer stärkere Umfassung, die gewöhnlich aus Mauern besteht, bringt jedoch einerseits die Möglichkeit einer viel hartnäckigeren Vertheidigung hervor; während die Rücksicht auf den Nachtheil, den jede vertheidigte und eroberte Stadt erleidet, sowie die Menge der Truppen, welche dazu nothwendig ist, in vielen Fällen wieder dahin führt, es gar nicht auf eine solche Vertheidigung ankommen zu lassen. Wir sehen daher, dass die Gefechte um grössere Städte verhältnissmässig sehr selten sind und sich gewöhnlich auf die Vertheidigung der Eingänge und der Umfassung beschränken; obschon sie bei guter, fester Bauart oft auf das Aeusserste getrieben werden könnte, wenn Energie dazu da wäre. Saragossa war, nachdem die Franzosen Herr der Werke waren, nichts anderes als eine offene Stadt; und doch vertheidigte sie sich noch sechs Wochen. Jedes Haus, jede Mauer, jedes Stockwerk wurde zu einer Citadelle und musste mit Blut gewonnen werden. Aehnliches kommt in der neueren Kriegsgeschichte nicht vor, da nirgends die Bevölkerung einen so lebhaften Antheil an der Vertheidigung genommen hat.

Grosse Städte, die es wie Saragossa machen, sind unnehmbar, ohne doppelte Mauern, Wälle und Forts detachés. — Aber das fällt eben keiner Stadt ein; und eine nachhaltige Vertheidigung ohne die aufopferndste Hingebung der Einwohner ist unmöglich. Diese Art von Stadtgefecht können wir daher übergehen. Die andere Art aber ist in den Prinzipien und Grundzügen dem Dorfgefecht vollkommen gleich; und deshalb bleibt darüber nichts weiter zu sagen. — In neuester Zeit hat sich eine eigene Art von Stadtgefechten und eine besondere Taktik gebildet, nämlich die Gefechte des Aufruhrs. Die Taktik der Aufrührer und Vertheidiger bestand hauptsächlich in Anlage zahlloser Barrikaden in allen Strassen, um den Angriff zu lähmen, und in der Vertheidigung der Häuser. — Die Angreifer haben dagegen erst in der letzten Zeit die wirksamen Mittel ergriffen; nämlich Isolirung einzelner Quartiere der Stadt, die den Brennpunkt abgeben; Besetzung der Strassenknoten und der Sturm einzelner Häuser, in denen man dann alle Vertheidiger niedermacht.

3. Gefecht um Defiléen.

Defiléen nennen wir jede Terrainform, welche das Hindurchmarschiren in breiter Front unmöglich macht, und die Truppen dazu zwingt, in schmale Front abzubrechen und sich deshalb hintereinanderzusetzen, zu defiliren. Beim Defiliren müssen also die Truppen nach der geringeren oder grösseren Breite des Defilés die Gefechtsform ganz oder theilweise aufgeben und die Marschformation annehmen. Die gleichzeitige Wirkung, sowie die wechselseitige Unterstützung der verschiedenen Truppen und Waffen ist mithin entweder ganz aufgehoben oder doch beschränkt, und zwar in letzterem Falle gewöhnlich auf eine Unterstützung durch die Feuerwirkung (d. h. seitwärts aufgestellte Artillerie oder Infanterie beschützt durch ihr Feuer das Defiliren der anderen Truppen).

Aus dem Gesagten folgt, der Natur der Sache nach, dass das Defiliren im Gefecht an sich schwieriger wird;

je geringer die Breite des Defilés ist, je schmaler also die Front der defilirenden Truppen wird;

je länger das Defilé ist, je weniger also eine Unterstützung durch wirksames Feuer möglich ist.

Ausserdem wirkt hierauf noch die Beschaffenheit des Terrains am Eingange und Ausgange des Defilés, in der Art, dass das Defiliren in dem Maasse schwieriger wird, als es dem Gegner die Entwickelung und den wirksamen Gebrauch seiner Streitkräfte gestattet, und uns hindert, die defilirenden Truppen zu unterstützen.

Endlich aber wirkt darauf auch noch die Beschaffenheit des Defilés selbst; in der Weise nämlich, ob dieselbe eine gänzliche Sperrung desselben zulässt; so dass entweder ein Hinwegräumen der Hindernisse, oder eine Wiederherstellung der Gangbarkeit unter dem feindlichen Feuer nothwendig wird. Hierbei kommt es dann wieder darauf an, ob das zu beseitigende Hinderniss auf unserer Seite liegt, oder auf der feindlichen.

Alles dies bringt dann, selbst ebgesehen von der Zahl und Art der agirenden Truppen, unendliche Verschiedenheiten und Veränderungen in die Gefechte um Defiléen.

Oft ist übrigens ein Defilé ein solches nur relativ, nämlich (abgesehen von Veränderungen, welche z. B. harter Frost oder grosse Trockenheit hervorbringen) in Bezug auf die Gattung der defilirenden Truppen. Kavallerie und Artillerie sind

häufig genöthigt, zu defiliren, wo die Infanterie in Front durchkommt; und wiederum müssen Infanteriemassen oft defiliren, wo Tirailleurs ohne Schwierigkeit passiren können. Dies darf man niemals übersehen; und man muss sich im Gefecht immer erst zum Defiliren entschliessen, wenn man sich überzeugt hat, dass man nicht anders durchkommen kann. Hierbei muss man dann nach Maassgabe des Terrains immer diejenigen Truppen in der Gefechtsform behalten und wirken lassen, denen dies durch die Natur des Bodens gestattet ist. Kann man z. B. auf einer Wiese mit geschlossener Infanterie fortkommen, so müssen nur Artillerie und Kavallerie defiliren, u. s. w.

Bei unserer weiteren Betrachtung sehen wir von diesen relativen und verwickelten Verhältnissen ab, und bleiben vielmehr bei den absoluten Defiléen. Das Gefecht, wie es sich bei denselben macht, giebt zugleich Norm und Anhalt für die weniger schwierigen Fälle.

Solche Defiléen bilden sich nun vorzugsweise an den Wasserläufen; Brücken, die über Gewässer führen, Dämme durch Wiesen und Moräste; enge Durchwege zwischen Seen; ferner die Uebergänge über grössere Flüsse, bei welchen letzteren aber noch der besondere Umstand hinzutritt, dass die Uebergänge selbst erst geschaffen werden müssen, wodurch die Wahl des Uebergangspunktes mehr oder weniger in die Willkür des Angreifenden fällt; endlich im Gebirge, das Durchziehen der engen Thäler und Pässe. Die beiden letzten Arten der Defilégefechte werden wir, ihrer Eigenthümlichkeit wegen, besonders betrachten. Indem wir dem bisherigen Gange folgen, zunächst:

Das Verhalten des Vertheidigers.

Der Vertheidiger kann seine Anfstellung auf eine dreifache Weise nehmen.

α) Vor dem Defilé.
β) Im Defilé.
γ) Hinter dem Defilé.

α) Wer sich vor dem Defilé aufstellt, hat dasselbe im Rücken; dies ist, wie wir schon bei dem Kapitel von den Stellungen gesehen haben, ein sehr ungünstiges Gefechtsverhältniss. Nur höhere Rücksichten und besondere Lokalverhältnisse können die Wahl einer so nachtheiligen Aufstellung rechtfertigen. Solche höhere Rücksicht kann etwa stattfinden, wenn wir uns nur vorübergehend in der Defensive befinden, den jenseitigen Ausgang des Defilés offen erhalten

wollen, wenn ein Corps oder eine Division aus dem Gebirge oder über einen Fluss debouchiren soll, um demnächst zur Offensive übergehen zu können, oder wenn das Defilé noch nicht frei ist, zurückgehende Truppen u. s. w. sich darin stopfen; oder wenn man den Gegner glauben machen will, dass wir die Offensive beabsichtigen u. s. w.

Hat man aber die Wahl, so wird man stets eine Aufstellung vor dem Defilé nur dann nehmen dürfen, wenn sie durch das Terrain begünstigt und der absolute Nachtheil dadurch vermindert wird.

Dergleichen Terrainvortheile sind: eine Vertheidigungslinie in einem konvexen Bogen; mit festen Anlehnungspunkten auf den Flügeln, so dass dem Feinde es unmöglich oder doch schwer wird, uns vom Defilé abzuschneiden oder abzudrängen; feste Punkte im Innern der Stellung und Raum genug zu Bewegungen der Truppen, um eine aktive Vertheidigung führen zu können. Endlich Gelegenheit zu einer vortheilhaften Aufstellung von Infanterie und Artillerie dicht vor dem Eingange des Defilés, um den zurückgehenden Truppen gleichsam als Reduit zu dienen.

Unter solchen Umständen können die Nachtheile eines Gefechts vor einem Defilé vermindert werden; ganz verschwinden sie jedoch nie. Vor allen Dingen aber geht ein Hauptvortheil der Defilévertheidigung verloren; nämlich der, mit geringen Kräften sehr viel grössere aufhalten zu können; indem ein verhältnissmässig grosser Theil schon dadurch absorbirt wird, dass der Eingang des Defilés niemals unbesetzt bleiben darf.

Man kann annehmen, dass bei gleichen Kräften der Vertheidiger hier schon im Nachtheil ist, und dass er sicher unterliegen wird, wenn das Verhältniss wie 1 zu 1½ ist; während ein Verhältniss wie 1 zu 10 noch nichts entscheidet, wenn man sich hinter dem Defilé aufstellt.

Muss man nun aber eine solche Stellung nehmen, und kämpft man nicht mit der Absicht, die Offensive durchaus zu erringen oder festzuhalten, so ist die Regel, dass man die schwere Artillerie und einen Theil der Infanterie, unter Umständen auch einen Theil der Kavallerie, über das Defilé zurücksendet und dort Stellung nehmen lässt, zur Aufnahme der Truppen, die sich jenseits schlagen. Ferner muss man eine hinreichende Reserve am Eingange des Defilés selbst haben, zur ersten Aufnahme; aber auch um das Gefecht wiederherzustellen. Man darf nicht zu viel Truppen in der Stellung anhäufen; der Feind wird uns sicher umfassen. Je mehr Truppen,

je unverhältnissmässiger sind also die Verluste, ausserdem desto schwieriger ist der Rückzug.

Je grösser die Abtheilung ist, welche das Defilé zu benutzen hat, desto wichtiger ist es für sie, in dieser Zeit der Gefechtseinleitung Alles anzuwenden, um die Benutzung des Terrains zu erleichtern. Wo es sich also um Flussdefiléen handelt (Skalitz), müssen Uebergänge gebaut werden; wo es sich um Ersteigung steilerer Thalränder handelt, muss man Wege für Artillerie vorzubereiten versuchen oder Wege finden.

Je mehr daher das Terrain die Vertheidigungslinie vorzuschieben erlaubt, desto mehr muss dies benutzt werden. Das Gefecht von Chateau-Thierry konnte nur darum so glücklich enden und dem Sacken'schen Corps Zeit schaffen, weil die erste Aufstellung des York'schen Corps eine solche vorgeschobene war. Dies ist namentlich bei der heutigen Geschützwirkung von Wichtigkeit. Kann man die Infanterie nicht so weit vorrücken, so muss es wenigstens mit Kavallerie und reitender Artillerie geschehen, um den Feind zu frühzeitiger Entwickelung zu veranlassen, und dabei noch die Zeit zu Abänderungen der Stellung oder des Plans zu gewinnen, wenn unerwartete Umstände dies — wie in einem so schwierigen Falle leicht möglich — veranlassen sollten.

Dass man ein solches Gefecht, wenn es einen nachtheiligen Charakter annimmt, bis auf's Aeusserste durchfechten wird, kann nur dann vorkommen, wenn die Truppen höherer Zwecke wegen geopfert werden müssen. Gute Truppen werden sich vielleicht mit verhältnissmässig geringen Opfern auch dann noch aus dieser üblen Lage ziehen; man kann darauf aber nicht rechnen. Man wird in den meisten Fällen das Gefecht also abbrechen, sobald man merkt, dass die Lage gefährlich wird. Da ist dann die Regel, dass man den Abzug von den Flügeln beginnen müsse; dies kann man aber nur dann, wenn der Gegner uns in der Front angreift. In allen anderen Fällen muss man den Hauptangriffspunkt verstärken, und zurücknehmen, was nicht unmittelbar im Gefecht steht. Kavallerie und Artillerie geht im Trabe zurück, Infanterie in festen Massen, bis unter den Schutz der Reserve, die den Abzug deckt. — Die Schlacht von Aspern ist das grossartigste Beispiel eines solchen Gefechts; ausserdem erwähnen wir der Gefechte von Friedland 1807, Ebertsberg, Landshut 1809, Beresina 1812, Lindenau 1813, Montereau, Nogent-sur-Seine 1814, die Einleitung zur Schlacht von Ostrolenka 1831 u. s. w.

Der Angreifende hat bei diesem Gefecht ein durch das Terrain fest bezeichnetes Ziel, den Eingang zum Defilé. Er-

reicht er diesen, und kann er sich da mit hinlänglichen Kräften festsetzen, so ist das Gefecht fast immer entschieden, und er kann sich dann Zeit nehmen, die Früchte seines Sieges zu sammeln; d. h. die abgeschnittenen vereinzelten Theile des Gegners zu überwältigen. Gegen dieses Ziel muss daher der Hauptstoss gerichtet sein, und er wird daher das Gefecht nur so lange hinhaltend zu führen haben, bis er die Anstalten des Gegners erkannt und seine eigenen Vorbereitungen getroffen hat.

Welche Richtung man dem Hauptstosse zu geben hat, hängt natürlich von den Terrainverhältnissen ab.

Im Allgemeinen ist der Angriff gegen die Mitte, direkt gegen das Defilé, der zweckmässigste. Man entfernt dadurch seine eigenen Hauptkräfte gewöhnlich nicht von der Rückzugslinie, entgeht dem Flankenfeuer der jenseits des Defilés aufgestellten Truppen, und hat die glänzendsten Resultate zu erwarten, wenn es gelingt, die Stellung des Gegners zu durchbrechen; was um so leichter stattfinden kann, als der Gegner benüht gewesen ist, seine Flügel zu verstärken.

Kann man sich dagegen von der Seite her unbemerkt nähern; hat der Feind keine festen Stützpunkte für seine Flanken oder ein derselben; ist seine Front weit vor das Defilé vorgeschoben: so ist ein Flankenangriff anzurathen.

Jedenfalls muss man den Gegner so lange als möglich in Ungewissheit über die Richtung unseres Hauptstosses lassen; ihn also von allen Seiten beschäftigen. Tritt der Gegner den Rükzug an, so muss Alles ungestüm nachdrängen, die Artillerie auf nahe Distanz herangehen und den Eingang in ein konzentrisches Feuer nehmen. Je grösser die Verwirrung ist, die auf diese Weise unter den letzten Truppen des Gegners hervorgebracht wird, je mehr steigt die Wahrscheinlichkeit, mit den geworfenen Truppen selbst hinüberzudringen, und so Meister des Defilés zu werden; weshalb Sturmkolonnen dem Gegner auf dem Fusse folgen müssen, während die Artillerie der weichenden Feind von der Seite her so lange als möglich beschiesst.

β) Die Aufstellung im Defilé selbst.

Eine solche Aufstellung kann nur bei sehr langen Defiléen vorommen, in denen sich Punkte zur Aufstellung der Truppen befinden; also bei Terrainverhältnissen, wie sie sich in Holland durch die Dämme und Deiche, oder im Hochgebirge durch die tiefeingeschnittenen engen Thäler finden. Kavallerie kann

man hierbei gar nicht gebrauchen, oder doch nur in ganz kleinen Trupps; Artillerie nur in so kleinen Abtheilungen, als das Defilé aufzustellen gestattet, zwei bis vier Geschütze. Es ist vorzugsweise ein Infanteriegefecht, in welchem es sich um Vertheidigung der von der Natur oder durch Kunst am unzugänglichsten gemachten Punkte, die hier hinter einander liegen, handelt. Brücken, Verhaue, einzelne Häuser und dergleichen geben da die Hauptpunkte ab; und demgemäss werden dann die Truppen echelonnirt. Die Reserven kommen auf solche Punkte, wo das Terrain eine etwas breitere Entwickelung gestattet, oder wo das Defilé sich in der einen oder anderen Richtung theilt, wie bei Dämmen häufig, so dass wir den nachdringenden Feind umfassen können.

In der Regel sind es da also kleine Abtheilungen, die das Gefecht machen, und auf deren Ausdauer und Tapferkeit Alles ankommt; sofern das Gefecht nicht durch Umgehungen entschieden wird, wie häufig im Gebirge der Fall ist. Selbst Compagnie-Kolonnen werden hier häufig noch zu gross sein.

Das Gefecht selbst zerlegt sich dann in einzelne Abschnitte, die wir hier nicht näher zu betrachten brauchen, weil wir sie bereits an anderen Orten betrachteten oder betrachten werden. Einmal ist es die Vertheidigung einer Barrikade; das andere Mal eines Defilés, einer Brücke u. s. w., die wir vor uns haben; das dritte Mal Gefecht um ein Haus, ein Gehöft, oder um eine Dorf-Lisière, eine Hecke, eine Mauer u. s. w.

Für den Angreifenden hat dies Gefecht das Eigenthümliche, dass alle diese Hindernisse geradezu besiegt werden müssen. Ein Ausweichen, Umgehen, Umfassen, Manövriren, Täuschen ist hier nicht möglich; der Stier muss bei den Hörnern angefasst, jeder Punkt mit stürmender Hand erobert werden; da hier auch nur sehr selten sich die Gelegenheit finden wird, eine überlegene Feuerwirkung zu entwickeln. Bietet sich eine solche Gelegenheit dar, und dies ist, wiebemerkt, selten im Defilé selbst, wohl aber am Eingange öfter der Fall; so muss sie möglichst benutzt, und der Vertheidiger dadurch erschüttert werden.

Wichtig ist es, nicht zu viel Truppen in solch ein Gefecht zu verwickeln. Sie hindern sich, erschweren die Bewegungen und vermehren die Verluste. Ebenso wichtig ist es aber, den Stoss auch gleich von Anfang an mit einer hinlänglichen Kraft zu führen, damit das Gefecht kein stehendes werde.

Ist es irgend möglich, so muss man bemüht sein, solchen Gefechten den Charakter des Ueberraschungsgefechts, des Ueberfalls zu geben. Mit Einbruch der Nacht, noch besser

kurz vor Tage, muss man dann angreifen und suchen, es koste, was es wolle, mit der Spitze durchzudringen. Die Reserve überwältigt dann die Punkte, die der Feind etwa seitwärts noch besetzt hat, und an denen man vorbeigegangen ist. Aber allerdings ist ein solches Spiel immer auch gefährlich, wenn etwa die feindliche Reserve unsere Sturmkolonnen zurückwirft. Fast immer sind solche Gefechte, besonders wenn jeder Theil seine Schuldigkeit thut, sehr blutig. Freilich kommt es aber auch vor, dass die grössten Schwierigkeiten fast ohne Verluste überwunden werden; was dann aber jedesmal entweder in der Ungeschicklichkeit oder der Schlechtigkeit der Truppen des Vertheidigers seinen Grund hat.

Interessant ist in dieser Beziehung der Feldzug von 1787 in Holland, der eine Reihe von solchen Dammgefechten darbietet, welche durch Jäger, Füsiliere und Husaren entschieden werden; welche mit Leichtigkeit alle Schwierigkeiten des Terrains und der Kunst überwinden.

γ) Die Aufstellung hinter dem Defilé.

Dies ist die natürlichste, die meisten Vortheile darbietende, und daher auch die am häufigsten in der Kriegsgeschichte vorkommende. Man versteht unter Defilévertheidigung oft nur diese Art. Von entschiedenem Einfluss auf die Aufstellung der Truppen zur Vertheidigung ist hier die Länge des Defilés. Je kürzer dasselbe ist, je schneller kann der Feind es zurücklegen, und desto näher kann sein Geschütz- oder Gewehrfeuer den Raum bestreichen, der die erste Entwickelung seiner Truppen gestattet, je näher müssen also unsere Hauptkräfte sich befinden, um ihm vor der Entwickelung begegnen zu können; je mehr aber können wir auch das ganze Defilé und selbst das gegenüber liegende Terrain unter unser Feuer nehmen. Je länger das Defilé ist, je mehr wird sich das Gefecht um seine Entwickelung diesseits drehen, die wir dann nur durch enfilirendes Feuer erschweren können, so lange er sich noch im Defilé selbst befindet. Wir wollen daher beide Fälle möglichst auseinander halten.

Von der eigentlichen Natur des Defilégefechts geben Friedensübungen ein recht unähnliches Bild; weil die Wirkung der Waffen in der Regel nach schematischen Vorstellungen und weniger nach den Umständen des Lokals veranschlagt wird. Aber eben diese Umstände können so unendlich verschieden sein, dass man die Vertheidigungsfähigkeit eines Defilés mit grösster Sorgsamkeit zu studiren hat. Durch die

modernen Waffen wird nun begreiflicher Weise in den meisten Fällen sehr viel von der früheren scheinbaren Stärke eines Defilés hinweggewischt. Die Friedensmanöver wollen der Infanterie eine Gelegenheit zur Uebung geben, wo im Ernstfalle entweder die Artillerie schon von vorn herein das entscheidende Wort spricht, und der Infanterie nur das Zusehen übrig lässt, oder sie abstrahiren von der Beschaffenheit des Hindernisses und nehmen dasselbe ein für alle Mal als unpassirbar an, was doch weder zu allen Jahreszeiten, noch für alle Waffen gleichmässig gilt.

Bei kurzen Defiléen (d. h. solchen, wo die feindliche Seite noch im Bereich unseres Gewehrfeuers liegt) ist also die nächste Aufgabe, dem Feinde das Eindringen in dasselbe zu erschweren; daher Aufstellung einer starken Feuerlinie, Geschütz und Tirailleurs zur Bestreichung des Eingangs- und Zugangsterrains; — Artillerie möglichst in der Verlängerung des Defilés und nahe seitwärts; daher Granatfeuer, Shrapnels, da man die Entfernung genau kennt. Der Feind wird unter solchen Umständen seine Angriffe sicher durch Artillerie und Tirailleurfeuer vorbereiten, und da der Angreifer wohl auch der Stärkere und an Artillerie Reichere sein wird, so müsste die diesseitige eine von Natur sehr günstige und gut dominirende Stellung haben, um den Kampf, caeteris paribus, mit Aussicht auf entschiedenen Erfolg aufzunehmen. Aufnehmen wird sie ihn wahrscheinlich immer; es handelt sich aber später um die Aufstellung, die wir unserer Infanterie geben können und dürfen, wenn unsere Geschütze den Kampf endlich aufgeben. Erlaubt uns das Terrain eine verdeckte Aufstellung in der Nähe, so ist es nicht gerathen, auf einen solchen Geschützkampf einzugehen; man thut besser, seine Artillerie erst ins Gefecht zu bringen, wenn der Sturmangriff beginnt. Starke Soutiens zur Verstärkung der Feuerlinie stehen dahinter; die Hauptmasse an Infanterie und Kavallerie bleibt in der Nähe, um über die Tête des Gegners herzufallen, wenn ihm das Ueberschreiten des Defilés doch gelingt. Am zweckmässigsten stellt man sie getheilt seitwärts der Artillerie, um sich gleich in einer umfassenden Stellung zu befinden. Es ist dies der Fall, wo die Reserve möglichst schwach sein kann; da der Feind sich in der Lage befindet, niemals direkt verfolgen zu können, sondern immer erst noch Zeit zur Entwickelung bedarf. In den meisten Fällen wird diese Reserve nur aus Kavallerie zu bestehen brauchen. Diese Reserve hat dann noch den Werth, dass man sie gegen Umgehungen benutzen kann, wobei Kavallerie mit reitender Artillerie sehr thätig werden können.

Bei dieser Art von Umgehungen (also etwas weit greifende über benachbarte Brücken u. s. w.) ist jedoch die höchste Vorsicht in der Aufnahme der Meldungen, und genaue Controle derselben anzurathen; denn von der Art der Detachirung und ihrer Stärke hängt das Schicksal des Tages ab. Detachirt man zu wenig, so wird das Detachirte geschlagen, und man muss unter den ungünstigsten Umständen das Gefecht aufgeben; detachirt man zu viel, so wird man zu schwach in der Front; detachirt man zu spät, so ist man nach beiden Seiten in der nachtheiligsten Lage.

Ist das Defilé lang, so wird man dem Gegner das Eindringen in dasselbe fast niemals verbieten können. Dann muss der Accent also ganz darauf gelegt werden, ihm den Ausgang zu verwehren. Dieser muss dann mit einer möglichst dichten Feuerlinie eingefasst werden; die Artillerie steht in der Verlängerung des Defilés, enfilirt dasselbe, so lange der Gegner sich darin befindet, und überschüttet ihn mit Shrapnels, sobald er anfängt, sich diesseits auszubreiten; was dann zugleich das Signal für seitwärts aufgestellte Infanterie ist, ihn mit Salven und demnächst mit dem Bajonett zu attakiren. Diese darf nicht weiter als 4 bis 500 Schritt entfernt sein, da der Feind sonst fast immer festen Fuss fassen wird, ehe sie heran ist. Die Kavallerie und reitende Artillerie findet ihre Aufstellung auf einem oder beiden Flügeln; ihre Aufgabe ist es, in Vereinigung mit der Infanterie gegen die Flanken des Gegners zu wirken; jedenfalls ihn aufzuhalten, wenn der erste Infanterie-Angriff misslingt, und mit dem zweiten Treffen derselben ihre Anstrengungen zu erneuen.

Es wird häufig die Regel aufgestellt, man solle einen Theil der Truppen des Gegners hinüber lassen und sie dann mit überlegenen Kräften angreifen. Es ist dies jedoch jedesmal, wenn man nicht seiner Ueberlegenheit sich sicher bewusst ist, ein gewagtes Spiel. In dem Gegner ficht der Muth der Verzweiflung, und wir sehen daher, dass, wenn er einmal festen Fuss gefasst hat, er Alles aufbietet, um nicht wieder in diese coupe-gorge hineingedrängt zu werden. Dies Manöver ist daher fast niemals anzurathen.

Im Gefecht von Wietstock, 22. August 1813, war der General von Oppen mit drei Bataillons, acht Eskadrons Kavallerie und zwei reitenden Batterien den Damm von Wietstock über die Nuthewiesen zu vertheidigen beauftragt. Er hatte ihn vor sich; alle Versuche der Franzosen scheiterten, so lange die Artillerie des Generals in Thätigkeit blieb. Er gedachte die Franzosen herüberzulocken und ihnen dann einen Verlust

beizubringen; nahm also die Artillerie und Infanterie zurück. Die Franzosen gingen gleich seitwärts über die Wiesen, formirten sich am Rande, und alle Angriffe der Dragoner, die hier 6 Offiziere, 87 Mann und 130 Pferde verloren, sie zurückzuwerfen, waren vergeblich.

Ganz ähnlich ging es einem württembergischen Reiterregiment, nach dem Prinzip des Genaral Bismark formirt, in der Schlacht von Dennewitz, welches ein kurmärkisches Landwehr-Kavallerie-Regiment durch Rohrbeck defiliren liess, um es dann zu chokiren.

Ein noch interessanteres Beispiel ist die Schlacht von Ostrolenka 1831*).

Das Verhalten des Angreifenden.

Dieselben Terrain-Verhältnisse, die für die Vertheidigung von besonderer Wichtigkeit sind, sind es natürlicher Weise auch für den Angriff, und zwar in einem noch gesteigerten Maasse, da der Angreifer kein Mittel hat, diese Verhältnisse, insofern sie ihm nachtheilig sind, auszugleichen. Ist z. B. ein Defilé sehr lang, so kann der Vertheidiger zwar den Eintritt nicht hindern, dagegen aber um so mehr den Ausgang erschweren. Der Angreifer aber kann dem nichts entgegensetzen, als die Kolonnenspitze; und das Debouchiren aus solchen Defiléen ist daher häufig geradezu unmöglich, wenn dem Gefecht nicht der Charakter der Ueberraschung, des Ueberfalls gegeben werden kann. Gewöhnlich werden dann solche Gefechte entweder dadurch, dass eine Umgehung gelingt, entschieden, also auf einem anderen Punkte; oder so, dass der Vertheidiger seinen Zweck, den Zeitgewinn, erreicht hat, und zurückgeht; was dann der Angreifende benutzt, um schnell vorzurücken. (Woraus dann wenigstens ein Bülletin-Artikel wird, wie z. B. von Lodi und Arcole.)

Ist das Defilé von geringer Länge, kann der Angreifende den Vertheidiger also mit einem wirksamen Geschützfeuer erreichen, oder gar mit Infanteriefeuer, so muss der eigentliche Angriff durch solches vorbereitet werden. Also man schiebt die Artillerie, besonders schwere, seitwärts, um die nächste Vertheidigung des Defilé-Ausgangs zu umfassen. Hat er eine verdeckte Aufstellung, so werden besonders die Shrapnells wirksam sein müssen. Starke Tirailleurlinien, um die feindlichen Linien zu beschäftigen, werden diesseits postirt. Ist

*) Ueber das Gefecht des General Martinoff mit den Seeregimentern am Chausseedamm von Ostrolenka siehe F. von Smitt's Geschichte, Thl. 2.

der Angriff so vorbereitet, dann wird der Sturm mit Kolonnen, die man bis dahin so viel als möglich verdeckt genähert hat, plötzlich und kräftig unternommen, und Alles daran gesetzt, mit der Tête jenseits festen Fuss zu fassen. Vor allen Dingen darf sich dieselbe nicht auf Schiessen einlassen und muss sohald sie den jenseitigen Ausgang erreicht, nach vorwärts Terrain zu gewinnen suchen. Es kommt hier gewöhnlich auf ein mörderisches Nahgefecht an, in welchem sicher diejenigen am bravsten schlagen, die keinen Rückweg haben. Unterstützung muss ihnen natürlich auf dem Fusse folgen, und die diesseits aufgestellten Truppen, Artillerie und Tirailleurs, müssen durch das lebhafteste Feuer den Gegner, der ihnen die Flanke darbieten muss, zu erschüttern suchen.

Diesen ersten Akt muss natürlich die Infanterie durchfechten; so wie sie aber festen Fuss gefasst hat, so bald eine verhältnissmässige Zahl geordnet auf der anderen Seite im Gefecht steht, muss Kavallerie und reitende Artillerie ihr folgen, sich auf die feindlichen Tirailleurlinien und entwickelten Bataillone werfen, um der Infanterie Luft zu machen. Das eigentliche Defilégefecht ist denn damit entschieden, und es handelt sich dann nur noch darum, so schnell als möglich so viel Truppen hinüber zu bringen, dass für den Gegner die Wahrscheinlichkeit schwindet, sie mit überlegenen Kräften zu erdrücken.

Misslingt der Sturmangriff, so ist es nicht rathsam, ihn mit denselben Truppen und zu schnell zu wiederholen; wenn nicht höhere Rücksichten dazu zwingen. Die Wahrscheinlichkeit wird nämlich mit jedem abgeschlagenen Angriff geringer; dem Gegner wächst der Muth, und er bekommt eine taktische Routine. Dagegen sinkt das Vertrauen auf unserer Seite; wir können keine taktischen Veränderungen in das Gefecht bringen; und es bleibt uns nichts übrig, als der erneute Versuch, den Gegner durch die Feuerwirkung unserer Artillerie und Tirailleurs mürbe zu machen.

In dieser Weise macht sich also das einfache Defilégefecht. An sich schon schwierig und gewöhnlich sehr blutig, wird es aber noch schwieriger durch künstliche Mittel, die der Gegner anwendet; oder indem es noch mit einer anderen Gefechtsform in unmittelbaren Zusammenhang tritt. Dies wird der Fall sein, wenn also entweder der Vertheidiger die Hindernisse durch Abbrechen von Brücken, durch Barrikaden, Durchstiche u. s. w. noch vermehrt hat; oder wenn das Defilé z. B. an einem Dorfe, Gehöfte, einem Hause, Wäldchen u. s. w.

mündet, und der Kampf um den Ausgang zugleich ein Gefecht um einen solchen Gegenstand wird.

Im ersten Falle muss man versuchen, die Hindernisse entweder vor dem eigentlichen Angriffe zu beseitigen, oftmals eine sehr schwierige und gefährliche Aufgabe, oder man muss Pioniere an der Tête haben, welche das Hinderniss schnell vor der Kolonne aufräumen. Jedenfalls steigern sich dadurch die Verluste bedeutend. Betrachten wir so den Gang des Gefechts, so gewinnt es den Anschein, als ob die Wegnahme eines Defilés zu den seltensten Erscheinungen gehören müsste. Die Erfahrung lehrt aber gerade das Gegentheil. Dies hat seinen Grund darin, dass es da auf ein richtiges Zusammenwirken aller Theile, zusammengedrängt in wenige Minuten, wesentlich ankommt. Daher kommt es denn, dass häufig Fehler vorkommen. Eine Abtheilung tritt zu früh, die andere zu spät in Wirksamkeit; der Feind benutzt dies; einzelne Abtheilungen werden auch wohl zurückgedrängt; die Reserven greifen nicht augenblicklich ein; der Feind drückt mit frischen Truppen nach, und ehe der Führer das Versäumte wieder herstellen kann, hat der Gegner so viel Truppen herüber, dass alle Versuche scheitern, ihn wieder zurückzuwerfen und man diese daher aufgiebt. Einheit des Befehls, Umsicht der einzelnen Führer, richtige Benutzung des Augenblicks sind hier vor allen Dingen nothwendig.

Wir haben nun bisher das Defilégefecht betrachtet, wie es sich gestaltet, wenn auf beiden Seiten alle drei Waffen vorhanden sind. Im Kriege kommen jedoch häufig Fälle vor, wo von einer oder der anderen Seite, auch wohl von beiden, nicht alle drei Waffen, nur zwei, oder auch wohl nur eine für eine solche Aufgabe verwendet werden. Wir können hier nicht alle die möglichen Combinationen im Detail betrachten; im Allgemeinen aber ist zu bemerken, dass die Verbindung mehrerer Waffen in solchen Fällen, wenn nicht ein ganz unverhältnissmässiges quantitatives Missverhältniss obwaltet, jedesmal den Erfolg verbürgt. So wird z. B. ein Defilé, welches von Infanterie, Kavallerie und Artillerie vertheidigt ist, durch Infanterie und Kavallerie, so wie durch Kavallerie und Artillerie schwerlich genommen werden können; während andererseits Infanterie und Kavallerie, oder Kavallerie und Artillerie eine Chance weniger für eine glückliche Vertheidigung gegen alle drei Waffen haben. Zu bemerken ist ferner, dass das eigentliche offensive Element im Ganzen, sowohl bei der Vertheidigung wie bei dem Angriff, hier mehr in den Hintergrund tritt, und die vorzugsweise defensiven Waffen eine

höhere Geltung haben. Dies hat zur Folge, dass Kavallerie bei dem Defilégefecht am leichtesten entbehrt werden kann; insofern aber wieder der Hauptakt offensiver Natur ist, der Infanterie, welche beide Elemente in sich vereinigt, hierbei die Hauptrolle zufällt. Man wird daher ein Defilé nöthigenfalls mit Infanterie allein vertheidigen und angreifen können, selten mit Artillerie allein; und niemals, wenn der Feind seine Sturmangriffe vorbereiten kann und mit Energie durchführt, mit Kavallerie allein, wenn nicht der Angreifende sich in gleicher Lage befindet.

Diejenigen Fälle, welche im Kriege in dieser Weise am häufigsten vorkommen, sind:

α) Angriff und Vertheidigung der Defiléen durch Infanterie allein, oder mit Artillerie.

β) Ebenso durch Kavallerie allein, oder mit beigegebener reitender Artillerie.

Die Fälle α kommen namentlich bei kleinen Abtheilungen oder beim Waldgefecht u. s. w. vor. Das Verhalten ist dann dem Gesagten analog. Hat der eine Theil Artillerie, der andere keine, so ist der erstere dadurch in grossem Vortheile. Er kann den Angriff vorbereiten, die feindliche Reserve erschüttern und im freien Terrain auch wohl zwingen, sich aus der nächsten Nähe des Defilé-Ausgangs zurückzuziehen; wodurch das Festsetzen und die Entwickelung jenseits sehr erleichtert wird. Hat der Vertheidiger Artillerie, der Angreifende keine; so wird jener im Stande sein, ihre ganze Wirkung gegen die Sturmkolonne zu richten, und sie zu erschüttern, ehe sie noch mit seiner Infanterie in das eigentliche Gefecht kommt. In beiden Fällen muss die Artillerie demgemäss gebraucht und placirt werden.

Die Fälle β kommen vorzugsweise bei dem Gefecht um weiter seitwärts gelegene Defiléen oder bei Rückzugsgefechten vor. Man entsendet Kavallerie, der man auch wohl bei grösserer Stärke reitende Artillerie mitgiebt, oder lässt sie beim Abzuge stehen, um solche Defiléen, die man nicht ohne Gefahr durch Infanterie besetzen kann, eine Zeit lang zu vertheidigen. Der Angreifende thut dasselbe, um schnell in den Besitz solcher Defiléen zu kommen. Treffen in dieser Weise Kavallerie-Abtheilungen allein aufeinander, so neutralisiren sie sich gewöhnlich; vier Schwadronen sind im Stande, acht bis zwölf an einem Defilé aufzuhalten; und sie werden dies gewiss können, wenn sie reitende Artillerie bei sich haben. Der Vertheidiger stellt sich dabei so, dass er den Ausgang des Defilés im Bereich seines Chocs hat; theilt sich in zwei, besser noch

in drei Theile, um den Gegner gleichzeitig in beide Flanken zu fassen, so wie die Tête herüber ist und sein Aufmarsch beginnt. Es handelt sich hier um Sekunden, die richtig benutzt werden müssen. Der Angreifende kann nichts weiter thun, als mit der Tête, sie mag nun zum Aufmarsch kommen oder nicht, auf den Gegner zu stürzen, um ihn in ein Handgemenge zu verwickeln und für die nachfolgenden Abtheilungen Zeit und Raum zum Aufmarsch zu gewinnen. Er muss nur dies im Auge haben; keinesweges beabsichtigen, dem Gegner etwa von vorn herein gleiche Kräfte entgegenzusetzten und diese zu entwickeln. Das findet sich erst später.

Hat der Angreifende Artillerie bei sich, so wird er die Flanken-Angriffe des Vertheidigers in vielen Fällen unmöglich oder doch weniger gefährlich machen; indem er den Gegner zwingt, sich in weiterer Entfernung aufzustellen. Hat der Vertheidiger reitende Artillerie, so muss sie ihr Feuer vorzugsweise auf das Defilé selbst richten. Ein Paar gut treffende Geschosse werfen oft so viel Reiter und Pferde im Defilé selbst nieder, dass der Tête die Lust vergeht, weiter vorzudringen. Bleibt sie dennoch im Vorgehen, so bereiten einige Kartätschschüsse die Attake wirksam vor; dann aber ist es Zeit für die reitende Artillerie, sich dem Handgemenge zu entziehen; besonders wenn nicht noch Deckungs-Abtheilungen vorhanden sind. — Man sieht übrigens leicht, welche Wichtigkeit gerade bei diesen Gefechten, sowohl für den Angriff als für die Vertheidigung, eine Kavallerie hat, die im Stande ist, theilweise auch zu Fusse zu fechten, und die fehlende Infanterie zu vertreten. Man gewinnt dabei, ohne die Schnelligkeit der Bewegung aufzuopfern, die so wichtige Verbindung aller drei Waffen, und damit in dem eigentlichen Defilégefecht eine entscheidende Ueberlegenheit. Wo Dragoner zugleich Fusskämpfer sind, wird man sie zweckmässig gerade für solche Gefechte verwenden.

4. Flussübergangs-Gefecht.

Der Uebergang über ein Gewässer kann entweder stattfinden:

a) über stehende Brücken;
b) durch Furthen;
c) über Brücken, welche vor dem Gefecht oder im Laufe desselben geschlagen werden; Schiff-, Ponton-, Bock-Brücken.

In den beiden ersten Fällen hat das Gefecht im Wesentlichen den Charakter eines Defilégefechts; ebenso auch im dritten Falle, nur mit dem Unterschiede, dass hier der Angreifende sich den Punkt wählen kann, den er zum Uebergange bestimmt; so dass also der Vertheidiger darüber im Ungewissen ist und seine Vorbereitungen hiernach treffen muss.

a) Stehende Brücken.

Eine Aufstellung *vor* einer Brücke gehört zu den seltensten Ausnahmen, und kann nur unter den eigenthümlichen bei dem Defilégefecht erwähnten Umständen vorkommen. Wir können von diesen Ausnahmefällen hier abstrahiren. Die gewöhnliche und natürlichste Aufstellung ist *hinter der Brücke*, und die Formen sind dabei ganz dieselben wie bei der Defilé-Vertheidigung überhaupt.

Von besonderem Einfluss aber ist hier die *Konstruktion der Brücke* und ihre Bauart.

Eine *hölzerne* Brücke wird abgebrochen oder verbrannt, die Belegbohlen aufgenommen, und auf das diesseitige Ufer herübergebracht, wo man sie häufig noch vortheilhaft zur Deckung von Tirailleurs benutzen kann. Das Sprengen *steinerner Brücken* macht schon mehr Schwierigkeit, und kann häufig gar nicht ausgeführt werden; man muss sich dann mit Barrikaden begnügen, welche aber häufig wieder die Wirkung der Artillerie lähmen. Man muss solche daher wenigstens auf der Mitte der Brücke anbringen. Hat eine solche Brücke ein *steinernes Geländer*: so muss dasselbe wo möglich weggebrochen werden, indem dadurch die Seitenwirkung der Artillerie und Tirailleurs fast ganz verhindert wird, dies trat z. B. in dem Gefecht von Halle 1806 hervor, wo die Artillerie des Herzogs von Württemberg den Sturmkolonnen der Franzosen auf der Saalbrücke gar nichts anhaben konnte. Ebenso schädlich ist es, wenn die Brücke sich vom Ufer nach der Mitte zu sehr erhebt, man muss dann suchen, den jenseitigen Abfall einzusehen; der Feind ist sonst dort unter dem Schuss, sammelt sich und stürmt plötzlich.

Für den Angreifenden sind die Umstände dieselben wie bei dem Defilégefecht überhaupt, ist die Brücke aber zerstört und muss sie daher im Gefecht wieder hergestellt werden, so tritt eine neue Schwierigkeit hinzu, die nur durch eine überlegene Feuerwirkung überwunden werden kann. *Die Wiederherstellung einer solchen Brücke* kann nicht eher unternommen werden, als bis das feindliche Feuer ge-

dämpft ist; was nur durch eine überlegene Artillerie und durch ein kräftiges Tirailleurfeuer möglich ist. Häufig liegen die Brücken an Städten, Dörfern oder einzelnen Gebäuden. Die Schwierigkeiten mehren sich, wenn diese auf der feindlichen Seite liegen, und vermindern sich, wenn sie auf der Seite des Angreifenden befindlich sind. Im letzten Falle gewinnt er nämlich eine bessere Aufstellung und hat zugleich das Material zur Herstellung in der Nähe.

b) Furthen

kann man nur vertheidigen, indem man sie vor sich hat. Eine Furth, durch welche kein Weg führt, muss der Feind erst suchen, was wir ihm erleichtern, sobald wir Truppen jenseits lassen, denen er dann nur zu folgen braucht. Für Infanterie ist eine Furth schwer impraktikabel zu machen; eigentlich nur durch Austiefung, was nicht leicht ist und viel Zeit erfordert. Für Kavallerie und Artillerie kann man sie dagegen leicht durch hineingeworfene Baumstämme, grosse Steine, Eggen, eingeschlagene Pfähle u. s. w. unbrauchbar machen.

Der Charakter des Gefechts ist der des Brückengefechts. Breite, Tiefe und Zustand der Furth sind jedoch dem Angreifenden gewöhnlich unbekannt und machen häufig Untersuchungen nöthig, welche in der ersten Periode des Gefechts Zögerungen herbeiführen. Für den weiteren Verlauf desselben ist zu bemerken, dass das Defiliren durch eine nicht ganz flache Furth viel langsamer geht, als über eine Brücke, einen Damm u. s. w. Im Allgemeinen ist daher die Vertheidigung einer Furth leichter, der Zeitgewinn dabei jedenfalls grösser und der Angriff schwieriger. Vor allen Dingen muss die Artillerie des Vertheidigers vertrieben werden.

Erlaubt es das Terrain, so wird der Angreifende wohl thun, sobald seine Tirailleurs am anderen Ufer Fuss gefasst haben, Kavallerie durchgehen zu lassen; sie bringt Unordnung in die feindlichen Maassregeln und kann sich, wenn auch der Angriff misslingt, leichter retten, selbst wenn sie in den Fluss gesprengt wird. Der Vertheidiger muss, dem zu begegnen, Kavallerie in der Nähe haben. Hinter der Kavallerie des Angreifers folgen Massen geschlossener Infanterie, die wo möglich in der Gefechtsform den Fluss durchsetzen.

c) Uebergang auf geschlagenen Brücken.

Wir haben schon oben bemerkt, dass zwar auch bei diesen Gefechten das Charakteristische der Defilégefechte im Allge-

meinen vorherrscht, dass jedoch durch die Unkenntniss des eigentlichen Uebergangspunktes auch noch ein anderes Moment hineinkommt, welches diese Verhältnisse verändert. Im Angesicht der feindlichen Streitkräfte eine Brücke bauen, sie vollenden im feindlichen Feuer, und sie dann passiren: dies ist eine Aufgabe, deren unendliche Schwierigkeit Jeder einsieht, und die eigentlich zur Folge haben müsste, dass dergleichen Flussübergänge selten oder nie gelängen. Die Kriegsgeschichte aber zeigt das Gegentheil: Es ist nämlich kein Beispiel vorhanden, wo die Operationen eines thätigen und entschlossenen Gegners durch eine Flussvertheidigung dauernd aufgehalten worden wären; kein Beispiel, wo ein mit Umsicht, Schnelligkeit und Kraft unternommener Flussübergang von dem Vertheidiger verhindert worden wäre. Dies hat nun seinen Grund darin, dass der Angreifende sich den Punkt wählen kann, der ihm die meisten taktischen Vortheile darbietet; den Punkt, dessen Besetzung entweder zufällig vernachlässigt worden ist, oder der aus Gründen nicht hinlänglich besetzt werden konnte. Der Angreifende hat ferner den Vortheil, ganz vereinigt auftreten zu können, während der Vertheidiger sich vielfach theilen muss; jener hat ferner Mittel, den Gegner leicht zu falschen Bewegungen zu verleiten.

Betrachtet man die Flussübergänge genauer, so findet sich, dass unter den Augen des Gegners erzwungene Uebergänge, wie z. B. der berühmte Uebergang Gustav Adolphs über den Lech, zu den grössten Seltenheiten gehören. Vielmehr hat der Angreifende immer schon festen Fuss auf dem anderen Ufer gefasst, ehe der Vertheidiger seine Kräfte zusammen und auf dem entscheidenden Punkte zur Wirksamkeit bringen kann.

Ermittelung und Wahl des Uebergangspunktes, sowie die Vorbereitungen zum Uebergang, gehören strenge genommen nicht in unsere Betrachtung. Bei der Wahl indessen sind in letzter Instanz aber doch die taktischen Verhältnisse maassgebend, wenn auch die Strategie den Punkt im Allgemeinen festsetzt.

Vortheilhafte taktische Verhältnisse bietet ein Uebergangspunkt, der auf einem eingehenden Bogen des Flusses liegt. Wir gewinnen damit die Möglichkeit, den nächsten vor dem Uebergangspunkte liegenden Raum durch unser Feuer zu umfassen; mithin einerseits feindliche Aufstellungen in diesem Bogen unmöglich zu machen; andererseits unseren übergegangenen Truppen die Flanken zu decken. Je flacher der Bogen ist, je mehr schwindet dieser Vortheil; je stärker er wird, je

mehr tritt er hervor; zugleich aber auch ein Nachtheil, nämlich der, dass die weitere Entwickelung unserer Truppen erschwert wird und unsere Flanken-Batterien wieder in die Flanke genommen werden können. Dies verschwindet wieder mehr und mehr, je tiefer der Bogen eingeht. Ein Flankenfeuer über 2500 Schritt weit ist wenig gefährlich.

Ein zweiter Vortheil liegt in dem überhöhenden diesseitigen Ufer, und er fällt gewöhnlich auf natürliche Weise mit dem ersten zusammen. Ueberhöht das jenseitige Ufer, so können wir die Anstalten des Gegners nicht übersehen und vom diesseitigen Ufer aus nicht hindern oder stören.

Ferner ist es vortheilhaft, wenn das jenseitige Uferterrain durchschnitten ist, so dass sich Infanterie schnell festsetzen kann und nur schwer wieder zu vertreiben ist. Finden sich Stützpunkte, Dörfer, Gehöfte, feste Gebäude auf der anderen Seite, so gewährt dies grossen Vortheil; es müsste denn sein, dass der Gegner dieselben von Hause aus stark besetzt hätte. Ein ganz ebenes flaches Ufer auf der feindlichen Seite begünstigt zwar die Entwickelung unserer Truppen, stellt sie aber auch zugleich dem Anfall des Feindes bloss, ehe sie sich noch völlig formirt haben; besonders den Angriffen der feindlichen Kavallerie und reitenden Artillerie, mit denen wir fast immer zuerst zu thun haben werden.

Ferner wird man eine möglichst schmale und seichte Stelle des Flusses wählen. Man braucht weniger Pontons oder anderes Brückenmaterial, und die Zeit des Brückenschlagens, so wie des Defilirens wird dadurch abgekürzt. Sehr tiefe und reissende Stellen wird man ebenfalls vermeiden, indem es schwierig ist, an solchen die Pontons zu verankern. — Ferner begünstigen im Flusse liegende Inseln häufig den Uebergang; man besetzt sie und etablirt dort Batterien und Tirailleurs, um das feindliche Ufer zu bestreichen. Die Uebergangspunkte bei Aspern und bei Caub 1814 waren so gewählt. — Endlich erleichtern auf unserer Seite einmündende Nebenflüsse das Brückenschlagen, indem man auf diesen die Brückenjoche zusammensetzen kann, und sie dann nur einzuführen braucht, wodurch ein bedeutender Zeitgewinn stattfindet.

Dies sind die Hauptrücksichten, welche man beim Schlagen von Kriegsbrücken in taktischer Beziehung im Auge hat. Der Vertheidiger kennt diese Eigenschaften des Terrains aber auch, und wird somit seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf solche Punkte richten. Sache der Strategie ist es dann, ihn

über den gewählten Punkt zu täuschen, möglichst lange in Ungewissheit zu halten und zu falschen Bewegungen zu verleiten.

Das Schlagen der Brücke selbst, und Alles was dazu gehört, ist Sache des Ingenieurs und gehört daher nicht hierher. Erst wenn die Uebergangsmittel bereit sind, beginnt das Feld der Taktik, die hier eine doppelte Aufgabe hat. Einmal den Brückenbau zu schützen, so lange derselbe dauert; dann die Truppen in der Gefechtsform von dem einen Ufer auf das andere zu versetzen.

Der Schutz ist doppelter Art; zunächst durch Feuerlinien von Artillerie und Tirailleurs, welche am diesseitigen Ufer aufgestellt werden, um durch ihre Feuerwirkung das jenseitige Terrain vom Feinde zu säubern. Bei hinreichender Ueberlegenheit, und wenn das jenseitige Terrain eben ist, kann dies wohl ausreichen, wenn man nur Kavallerie und Artillerie gegen sich hat. Infanterie dagegen wird man auf diese Weise, besonders wenn das jenseitige Terrain einigen Schutz gewährt, niemals vertreiben. Man beginnt daher auch immer gleichzeitig den Uebergang durch Uebersetzen von leichter Infanterie in Kähnen, welche sich am jenseitigen Ufer festsetzt. Dies Uebersetzen dauert fort, bis die Brücke fertig ist. Man darf damit nicht warten, bis man entdeckt ist.

Hat der Feind den Uebergangspunkt auch nur mit einer Vedette besetzt, so wird sie das Schlagen der Brücke bemerken, sobald das erste Ponton ins Wasser gelassen wird. Ist der Punkt unbesetzt, so werden die übergesetzten Truppen ebensowenig entdeckt werden, als das Schlagen der Brücke. Sie nisten sich am jenseitigen Ufer so fest als möglich ein, besetzen jeden Terrainvortheil, der sich ihnen darbietet, ohne sich weiter als nothwendig ist, auszudehnen, und ohne Abtheilungen zum Patrouilliren oder Rekognosziren weiter vorzutreiben, welche den Gegner nur aufmerksam machen würden. Angegriffen, müssen sie den zähesten Widerstand leisten; einen Rückzug haben sie nicht, wogegen ihnen aber jede gewonnene Minute Verstärkung zuführt.

Fast niemals wird man einen Brückenübergang bei lichtem Tage beginnen; die Nacht lässt den Gegner um so länger im Ungewissen und begünstigt die Täuschung. Man wählt daher fast immer die Zeit vor Tagesanbruch, damit man den Tag zu weiteren Operationen vor sich hat. Der Einbruch der Nacht ist weniger günstig, weil man nach vollbrachtem Uebergange den Rest der Nacht stehen bleiben muss, um zu sehen, was der Gegner für Maassregeln nimmt. Nur wenn man berechnen

kann, dass das Schlagen der Brücke und der Uebergang den grössten Theil der Nacht hinwegnehmen wird, ist der Abend vortheilhaft. Ruhe und Ordnung sind zwei Haupterfordernisse beim Defiliren; sie lassen sich übrigens bei Tage leichter erhalten.

Sobald die Brücke passirbar ist, geht eine Avantgarde, aus allen drei Waffen formirt, über, und rückt so weit vor, dass das Gros sich dahinter aufstellen und entwickeln kann. Sie wird wohlthun, sich an den Fluss anzulehnen, wo sie in den Positions-Batterien auf dem diesseitigen Ufer einen Stützpunkt finden kann, und sich nicht zu weit vorzubewegen, indem sie leicht in den Fall kommen kann, mit überlegenen feindlichen Streitkräften ins Gefecht zu kommen. Das weitere Gefecht hat dann den gewöhnlichen Charakter, wobei nur zu berücksichtigen bleibt, dass man sich nunmehr vor einem Defilé schlägt, und namentlich für grössere Abtheilungen selten von vornherein Raum zur vollständigen Entwickelung aller Kräfte, die überdies nur nach und nach anlangen, haben wird.

Für den Vertheidiger tritt bei dem Flussübergangsgefecht ein Umstand ein, der dasselbe nach seiner Seite von dem Defilégefecht sehr wesentlich unterscheidet. Bei diesem ist nämlich der Uebergangspunkt vorgezeichnet, und der Vertheidiger kann seine Kräfte in zweckmässiger Nähe aufstellen. Hier ist das nicht der Fall; der möglichen Uebergangspunkte sind selbst auf kleine Ausdehnungen, wenn nicht viele, doch immer mehrere. Man kann sich daher keinem derselben nahe aufstellen, sondern muss mit den Hauptkräften in einer mittleren Entfernung bleiben, um jeden Punkt, wo der Feind Ernst macht, möglichst früh erreichen zu können. Um aber zeitig zu erfahren, wo dies geschieht, muss das Ufer bewacht werden. Die Regeln, die sich aus diesem Verhältniss ergeben, sind:

1. Sorgfältige Bewachung der ganzen Uferlinie, besonders bei Nacht, durch Vedetten, Patrouillen und Wachen.
2. Aufstellung der nächsten Unterstützungstrupps dieser Chaine auf den Punkten, wo der Uebergang in Folge der Vortheile, die das Terrain dem Feinde gewährt, vorzugsweise wahrscheinlich ist.
3. Vorbereitungen zur möglichst schnellen Allarmirung und Beförderung der Nachricht von einem begonnenen Uebergange zu den Hauptabtheilungen.
4. Bestimmung von Hauptabtheilungen unter besonderen

Führern, die die Bestimmung haben, den übergehenden Gegner anzugreifen; ihre Aufstellungspunkte hängen in jedem einzelnen Falle von den eigenthümlichen Verhältnissen ab.

Zu diesen letzteren gehören die Breite des Flusses; die grösseren oder geringeren Schwierigkeiten, welche dem Schlagen der Brücke entgegenstehen; die Uferausdehnung, welche eine gegebene Abtheilung zu vertheidigen und zu überwachen hat. Ihre eigene Stärke, die Formation des Terrains, die Form des Flusslaufes u. s. w.: Alles dieses wirkt darauf ein; so dass sich hierüber nichts allgemein Geltendes sagen lässt.

Ist der Uebergang entdeckt, so werfen sich die nächststehenden Abtheilungen der Beobachtungslinie so schnell als möglich auf den Uebergangspunkt, setzen sich dort fest und sind auf das Aeusserste bemüht, die etwa schon übergesetzte feindliche Infanterie zu überwältigen. Es kommt dabei auf raschen Entschluss und kräftigen Angriff Alles an; man darf daher nicht mit dem Feuergefecht Zeit verlieren, sondern muss auf das Entschiedenste mit dem Bajonet darauf gehen. Jeder verlorene Augenblick verbessert die Lage des Feindes. Das Feuer muss sich besonders gegen die Kähne richten, die dem Gegner Verstärkung zuführen; dies gilt auch von der Artillerie, sobald solche herankommt. Gelingt es, die übergesetzte feindliche Infanterie zu überwältigen, so ist damit viel, wenn nicht Alles, gewonnen. Wir können nunmehr unser Feuer gegen die im Bau begriffene Brücke richten und die Fortsetzung des Baues in den meisteu Fällen unmöglich machen.

Was hier von den nächsten Unterstützungstruppen der Postenchaine gesagt ist, gilt ebenso von der Haupt-Abtheilung. Auch bei ihnen sind Schnelligkeit, augenblicklicher Entschluss und rücksichtsloses Darauflosgehen die erste Regel. So lange der Bau der Brücke noch nicht beendet ist, haben wir es in der Regel nur mit Infanterie zu thun, und gemischte Waffen können gegen eine isolirte Waffe Alles wagen. Von einer Einleitung und Vorbereitung des Gefechts darf hier nicht die Rede sein; der Feind muss ohne Rücksicht auf Stärke und Stellung angegriffen werden. Flanken-Angriffe am Flusse entlang, die natürlich zu Rück-Angriffen werden, sind besonders in der Nacht oder dann rathsam, wenn das Feuer vom jenseitigen Ufer das diesseitige nicht dominirt. Die Artillerie muss sich exponiren, und wird oft genöthigt sein, ihre Flanke preiszugeben, um gegen die Kähne und den Brückenbau zu wirken. Sonst muss man sich auf keine Kanonade einlassen;

die Entscheidung ruht in den blanken Waffen. Ist sie günstig, so ist damit das Gefecht entschieden; denn niemals wird der Gegner einen auf diese Weise gestörten Brückenbau Angesichts unserer Streitkräfte und unter unserem Feuer durchführen. Ist die Entscheidung ungünstig, so bleibt dem Vertheidiger nichts weiter übrig, als zunächst eine Stellung rückwärts zu nehmen, die ein weiteres Vordringen dem Gegner erschwert, und die Ankunft der übrigen Detachements oder anderer Verstärkungen abzuwarten. Dann muss der Versuch des Zurückwerfens erneuet, oder, wenn der Brückenbau inzwischen beendet wurde, bei sonst angemessenen Kräften dem Gegner ein Gefecht geliefert werden, bei welchem dieser den Nachtheil hat, den Rücken einem Defilé zuzukehren.

5. Gefecht im Gebirge.

Im hohen Gebirge gehen die Hauptstrassen und die für alle Waffen passirbaren Wege ausschliesslich in den Thälern, und nur, wenn sie von einer Seite eines Gebirgszuges zu einer anderen hinüberführen, überschreiten sie solche in den tiefsten Einsattelungen, zu denen sie aus den Thälern hinaufsteigen. Ueber die Gebirgsrücken, auf und an diesen fort, führen nun Saum und Jägerstege, welche nur von Infanterie in kleineren Abtheilungen, und oft auch nur unter den grössten Beschwerlichkeiten, benutzt werden können. Nichtsdestoweniger aber sind sie im Gebirgskriege von hoher Wichtigkeit, indem gerade durch sie die Umgehung fast jeder Stellung in den Thälern möglich wird.

Diese eigenthümlichen Lokalverhältnisse haben zur Folge, dass die Gefechte im Gebirgskriege fast ausschliesslich in den Thälern geschlagen werden. Nur dort finden sich Strassen und Anbau, welcher die Ernährung der Truppen möglich macht, und nur dort sind taktische Entwickelung und Bewegung der Truppen möglich. Die Einsattelungen, welche ausserdem als Strassenknoten die wichtigsten Punkte sein würden, liegen gewöhnlich so hoch, dass kein Anbau mehr daselbst stattfindet, und Truppen dort nicht ausdauern können.

Die Thäler im Hochgebirge sind nun entweder kontinuirlich Schluchten ähnlich, oder aneinandergereihte Seebecken; im letzteren Falle aber doch von Zeit zu Zeit durch enge Pässe von einander getrennt. Dies Verhältniss verleiht daher dem Gebirgsgefecht mehr oder weniger, nach der geringeren oder grösseren Breite des Thales, den Charakter eines Gefechts in

einem Defilé, und es gilt in dieser Beziehung fast Alles früher Gesagte. Der wesentliche Unterschied beruht jedoch in der Beschaffenheit des nebenliegenden Terrains. Bei einem Defilé, gebildet durch einen durch Moräste führenden Damm, gestattet das seitwärts liegende Terrain absolut keine Ausdehnung in die Breite, und Umgehungen sind nur möglich, insofern mehrere Dämme u. s. w. neben einander liegen. Im Gebirge dagegen ist die der Ausbreitung angelegte Fessel höchstens bei einzelnen Pässen eine absolute; und die Gelegenheit zu Umgehungen an den Gebirgshängen hin, oder auf den Kämmen, oder endlich durch ein Seitenthal in das andere, findet sich überall.

Dazu kommt noch, dass hier ausser den gewöhnlichen Vortheilen, die die Flanken- und Rücken-Angriffe in Folge von Umgehungen gewähren, noch ein eigenthümlicher taktischer Vortheil für den Umgehenden eintritt, nämlich die Ueberhöhung. Er gewinnt das höhere Terrain, damit einige Einsicht in die Anstalten des Gegners; dann aber auch, abgesehen von dem moralischen Eindruck, den Vortheil einer überwiegenden Feuerwirkung, die leicht durch das Herabwälzen von Steinen, Felsmassen, Holzstämmen u. s. w. vermehrt werden kann. Er hat endlich den Vortheil schnellerer Bewegung; indem das Herabsteigen von einem steilen Berge kaum ein Viertel der Zeit des Ersteigens kostet.

Diese Vortheile, in Verbindung mit den Schwierigkeiten, welche der Vertheidiger dem Angriffe durch Benutzung der Oertlichkeit entgegensetzen kann, werden den Angreifenden fast immer dazu bewegen, Umgehungen zu versuchen, um schneller und mit weniger Opfern zum Ziele zu gelangen; und gegen diese wird daher die Aufmerksamkeit des Vertheidigers besonders gerichtet sein müssen.

Diese Umgehungen sind dreierlei Art.

α) Am Gebirgsabhange hin, die Stellung im Thale überhöhend und gegen die Flügel derselben oder über diese hinaus gerichtet. Gegen diese sichern nur Reserven hinter den Flügeln, oder auch vor dieselben seitwärts vorgeschobene, verhältnissmässig starke Posten; am zweckmässigsten da aufgestellt, wo Schluchten oder Wasserrisse sich vom hohen Gebirge ins Thal herunterziehen. Solche Posten und Reserven müssen angewiesen werden, sich niemals in das Thal herunterwerfen zu lassen, sondern, wenn es irgend möglich ist, insofern sie weichen müssen, sich nach dem Kamm des Gebirgszuges hinauf zu ziehen, den Gegner stets überhöhend; wodurch sie fortgesetzt seine Flanke bedrohen und die Umgehung lähmen.

β) Umgehungen auf dem Kamme. Die Kämme der vom Hochgebirge auslaufenden Gebirgszüge, welche die Längenthäler einfassen und bilden, sind fast immer für kleinere Infanterie-Abtheilungen praktikabel; oft sind sie sogar nur wenig geneigte Hochebenen, von nicht bedeutenden Einsattelungen unterbrochen. Umgehungen auf denselben führen in die Querthäler und so in das Hauptthal; oder auch durch Schluchten in dieses hinab. Grössere Abtheilungen kann man fast nie auf diesen hochgelegenen Kämmen etabliren; man kann daher hier nur kleine Infanterie-Detachements vorschieben, welche von der Gefahr benachrichtigen und auch wohl an geeigneten Stellen Widerstand leisten. Unschädlich kann man sie nur durch Besetzung der Querthäler machen, in welche sie, um zu wirken, herabsteigen müssen.

γ) Durch die Seitenthäler. Gewöhnlich laufen mehrere Längenthäler parallel, und die Querthäler beider berühren sich an den Einsattelungen auf der Wasserscheide. Dies giebt die Gelegenheit zu Umgehungen aus einem Thale in das andere. Die Einsattelungen selbst kann man selten hinreichend besetzen, die Truppen können dort nicht ausdauern. Auch bieten sie gewöhnlich am wenigsten Terrainvortheile für die Vertheidiger dar. In den Querthälern selbst aber finden sich diese Vortheile immer, und um so mehr, als sie stets noch rauher, steiler und enger sind, als die Hauptthäler; was schon aus dem kürzeren Laufe der Gewässer folgt.

Man sieht nach diesen Andeutungen, dass es hier für den Vertheidiger auf richtige Theilung und Vertheilung seiner Kräfte vorzugsweise ankommt. Er muss sich mehr in der Tiefe als in der Breite entwickeln und Reserven auf den Punkten haben, die der Gegner bedrohen kann, indem er ein Gebirge umgeht. Dies sind nun vorzugsweise die Mündungen der zunächst rückwärts gelegenen Querthäler.

Wie beim Gefecht im Defilé die Punkte besonders zur Aufstellung der Hauptkräfte geeignet sind, wo der Vertheidiger eine breitere Front und somit grössere Feuerwirkung entwickeln kann, als der Angreifende, so auch hier beim Gefecht in den Gebirgsthälern; abgesehen von der Vertheidigung der vorhandenen Pässe. Solche Punkte sind nun ganz besonders diejenigen, wo ein oder zwei Seitenthäler in das Hauptthal münden. Der Angreifer muss da aus einem Defilé unter unserem Feuer debouchiren, und wir sind im Stande, wenn er Versuche der Art macht, ihm in die Flanken zu fallen.

In die meisten Thalgefechte bringt übrigens der Wasserlauf noch ein neues Element; besonders wenn derselbe so

bedeutend ist, dass nur auf Brücken oder durch einzelne Furthen der Uebergang möglich ist. Einerseits erschwert das häufig stattfindende Uebersetzen der Strasse von einem zum anderen Ufer das Vordringen, indem der Vertheidiger die Brücken zerstört; andererseits gewährt das Gewässer die Möglichkeit, ohne besondere Gefahr, Abtheilungen in der Flanke des vordringenden Gegners stehen zu lassen, unter deren Feuer er zum Angriff der Uebergänge vorgehen muss.

Man sieht, welche Schwierigkeiten sich so dem Angreifer beim Gefecht im Gebirge entgegenstellen und man könnte so glauben, dass im Gebirgskriege der Angreifende sich im allerentschiedensten Nachtheile befinden müsste.

Dagegen lehrt uns aber die Kriegsgeschichte, dass der Gebirgskrieg fast immer zum Nachtheil der Vertheidigung ausschlägt. Dies beruht aber nicht in den taktischen Verhältnissen, sondern lediglich darin, dass fast bei allen im Gebirge geführten Feldzügen die Vertheidigung eine vollkommen passive war, und dass gerade diese absolute Defensive hier mit der allerbeweglichsten und kräftigsten Offensive in Konflikt kam. Wo der Vertheidiger sich in einzelnen Fällen zu einer aktiven Defensive entschloss, hat sie ihm jedesmal die besten Früchte getragen, so z. B. der Pyrenäen-Feldzug 1793 der Spanier unter Riccardos; der erste Theil des Feldzugs 1809 in Tyrol gegen die Bayern.

Ausserdem ist die Vertheidigung geschwächt worden durch die unendliche Zersplitterung der Kräfte, wozu die Aufstellungen im Gebirge gar leicht verleiten. Ueberall findet der Vertheidiger Pässe, Defiléen, Stellungen von einer grossen absoluten Stärke und von relativer Wichtigkeit; welche letztere man in Rücksicht auf die erstere ebenfalls für absolut zu halten leicht verführt werden kann. Dies führt dann zur Besetzung unzähliger Posten, aller Zugänge, Pässe und Sattelverbindungen, und zur völligen Zersplitterung der Kräfte. Die Oesterreicher haben bei ihren Feldzügen in Tyrol und der Schweiz von ganzen Infanterie-Divisionen oftmals kaum ein bis zwei Bataillone auf dem entscheidenden Punkte gehabt, den der Gegner leicht herausfand, und gegen welchen er dann alle, oder doch den grössten Theil seiner Kräfte konzentrirte. So konnte er das ganze Netz mit einem Schlage sprengen.

Endlich hat aber auch der Stand der damaligen Infanterie-Taktik der feindlichen Heere sehr nachtheilig für die Vertheidiger gewirkt. Im Gebirge ist fast ganz ausschliesslich nur die Infanterie wirksam, und diese wieder vorzugsweise in der zerstreuten Ordnung; eine Fechtart, die bei den Franzosen

völlig ausgebildet war, während ihre Gegner immer noch mehr oder weniger an den Formen der Lineartaktik klebten und diese dann auch im Gebirgskriege anwenden wollten; wie z. B. die Oesterreicher in den Feldzügen 1796 und 1799.

Kavallerie und Artillerie können hier nur in den grösseren Thälern gebraucht werden, durch welche sich die Hauptstrassen ziehen; und auch da nur in kleinen Abtheilungen. Denn selbst wenn auf einzelnen Punkten Raum zur Entwickelung grösserer Abtheilungen sein sollte, so sind solche doch nur selten, und der Mangel an Fourage, und die Schwierigkeit, grössere Abtheilungen dieser Waffen im Gebirge zu bewegen, lassen ihre Verwendung nicht zu.

Letzteres gilt dann besonders von der schweren Artillerie, welche man daher vom Gebirgskriege ganz ausschliessen muss. Dies hat dahin geführt, in den Armeen, deren Kriegstheater theilweise im Gebirge liegen, eigenthümliche Gebirgs-Artillerie zu organisiren, die sich durch Leichtigkeit auszeichnet und zum Theil sogar tragbar ist. Unter allen Umständen ist jedoch die Wirkung der Artillerie immer nur eine sehr geringe; ebenso auch geht es der Wirkung des Infanteriefeuers; indem sich einerseits fast überall Deckungen finden; andererseits das Feuer fast immer von der Höhe in die Tiefe, oder umgekehrt, abgegeben werden muss, was die absolute Wirkung sehr schwächt.

Das eigentlich defensive Element der Waffen ist also in seinen Wirkungen sehr geschwächt, und hierauf beruht es nach der taktischen Seite hin, dass die passive Defensive, trotz aller Terrainvortheile, beim Gebirgsgefecht der Offensive jedesmal unterliegt, und die schlechteste Form ist, die man wählen kann. Nur bei der eigentlichen Passvertheidigung hat sie ihre Stelle, und auch dort wird man häufig durch seitwärts vordringende Abtheilungen ein offensives Element in die Vertheidigung bringen müssen, wenn es auf nachdrückliche und dauernde Vertheidigung solcher Punkte ankommt.

Der Angriff ist also in taktischer Beziehung hier entschieden die stärkere Form. Er wirkt hier vorzugsweise durch Umfassung in Folge von Umgehung, oder durch Durchbrechung. Taktische Umgehungen sind mithin ein Hauptmittel, sowohl für den überhaupt Angreifenden, als auch für den aus der Defensive zum Angriff übergehenden Theil. »Im Gebirgsgefecht«, sagt der Erzherzog Carl, »imponirt eine Umgehung weit mehr, als in jedem anderen, weil der Gesichtskreis und folglich die Beurtheilung beschränkter ist; und weil es schwieriger ist, sich in der Gestalt des Terrains zu orientiren.

Taktische Umgehungen wirken im Gebirge immer leichter, sicherer und entscheidender, als Frontal-Angriffe auf Hauptposten, bei denen der Vertheidiger alle Vortheile für sich hat, die von dem früheren Besitz des Punktes abhängen.

Endlich werden die Umgehungen noch dadurch begünstigt, dass der Gegner ihre Stärke nicht beurtheilen kann. Jede Umgehung muss aber, wie überall, durch einen Frontal-Angriff unterstützt werden. Gerade im Gebirge gilt, mehr als sonst, die Regel, dass der Umgehende auch umgangen ist, und ein entschlossener Gegner daher Mittel finden wird, eine Umgehung, die in den meisten Fällen nur mit kleinen Abtheilungen gemacht werden kann, unschädlich zu machen oder gar zu überwältigen.

So z. B. benahm sich Lecourbe in dem Gefecht am 14. März 1799 bei Martinsbrück und Schuls im Engadein. Die Oesterreicher griffen ihn im Thale mit unzureichenden Kräften an, und liessen ihn durch drei Compagnien, von St. Maria aus, auf Schuls umgehen. Er hielt den Angriff im Thale auf, detachirte dann rückwärts, und die drei Compagnien wurden gefangen; was dann freilich noch besonders durch die Unbeholfenheit der Oesterreicher veranlasst wurde, die ihre Rückzugslinie auf St. Maria, die ihnen nicht leicht genommen werden konnte, ganz aufgegeben hatten.

Dieses Beispiel beweist damit für viele zugleich, wie nothwendig es ist, im Gebirgskriege tüchtige und umsichtige Führer der kleineren Abtheilungen zu besitzen; da hier die Führer des Ganzen kein Mittel haben, Fehler der Unterbefehlshaber zu verbessern. Dies schliesst indessen die Kühnheit nicht aus, vielmehr muss gerade im Gegensatz bemerkt werden, dass sie es ist, welche sehr oft die Gebirgsgefechte entscheidet. Der Erzherzog Carl sagt hierüber sehr treffend:

»Nie ist Kühnheit besser angewendet und von entscheidenderer Wirkung, als im durchschnittenen Terrain und vorzüglich im hohen Gebirge, wo es sich um blosse Postengefechte handelt, die das Terrain ebenso schnell zur Entstehung wie zur Beendigung bringt; und wo die Ueberraschung, eine natürliche Folge der Kühnheit, die Kräfte des Feindes für den Augenblick lähmt. Hieraus entwickelt sich eine Ursache mehr, welche im Gebirgsgefecht der Offensive eine so grosse Ueberlegenheit über die Defensive giebt. Was in der Ebene unklug und gewagt sein würde, ist oft im Gebirge zweckmässig.«

In Bezug auf die taktischen Formen, welche sowohl für Angriff als Vertheidigung gelten, sei hier noch Folgendes bemerkt.

Die Infanterie ist es also, die hier die Hauptaufgabe hat, häufig allein in Wirksamkeit treten kann, vorzugsweise in zerstreuter Ordnung. Die Feuerlinien müssen viel stärker und dichter sein, als in der Ebene; sie treten fast immer selbständig auf, und viele Gefechte werden allein in dieser Weise geführt werden müssen. Die Soutiens können mehr zurückgehalten werden, eben weil die Feuerlinien stärker und selten einem Echek durch Kavallerie ausgesetzt sind. Die Reserve und das Gros bleiben möglichst lange auf den Strassen und Wegen, und ihre Verwendung darf erst eintreten, wenn man seiner Sache gewiss ist. Denn es ist überaus schwierig, und häufig ganz unmöglich, einer falsch dirigirten Truppe schnell eine neue Richtung zu geben. Gegen Flankirungen muss man zwar Soutiens und Reservetrupps disponibel haben; die Feuerlinie selbst aber darf sich dadurch nicht gleich aufhalten lassen; sie kommen im Gebirgsgefecht stets vor, und sind ganz unvermeidlich. Die Feuerlinie hält fest, was sie errungen hat, und neue Feuerlinien, von hinten her, sichern die bedrohten Flanken, und treiben den Gegner zurück. Die Entscheidung, insofern sie nicht durch Ueberflügeln, Umfassen und Umgehen herbeigeführt wird, oder werden kann, beruht dann gewöhnlich auf den in den Thalwegen vorgehenden Sturmkolonnen. Wiederholungen solcher Angriffe durch Ablösung und Vorschieben frischer Truppen sind selten möglich; das Terrain verhindert dies; die Sturm-Angriffe müssen daher mit grösstem Nachdruck und mit hinlänglicher Stärke geführt werden. Man kann eine Vorstellung davon durch manche Friedensmanöver gewinnen, welche zur Schonung der Felder sich nur auf Strassen bewegen.

Kavallerie kann, wie bemerkt, nur in kleinen Abtheilungen auftreten. Sie kann niemals dazu gebraucht werden, das Gefecht einzuleiten, und höchst selten dazu, dasselbe zu entscheiden, wenn die Infanterie die Bahn gebrochen hat. Wo die Verwendung von Kavallerie möglich ist, wird sie daher mit der Infanterie auf das Engste vereinigt auftreten müssen, und dann können solche kleine Abtheilungen allerdings unter Umständen von grossem Nutzen sein.

6. Gefecht im gemischten Terrain.

Das Wesen des gemischten Terrains wird schon durch den Namen ausgedrückt. Ein abwechselnd ebenes und bergiges, offenes und bewaldetes, freies und von Gewässern und Wiesen durchschnittenes Terrain nennen wir so. In solchem Terrain treten dann bei grösseren Abtheilungen die verschiedenartigsten Beziehungen der Truppen zu den einzelnen Terraingegenständen ein, und oft sogar gleichzeitig. Der eine Theil entwickelt sich und ficht in der Ebene, während ein anderer Theil ein Waldgefecht durchführen, ein dritter eine Brücke angreifen, ein vierter ein Dorf vertheidigen muss; und zwischen allen Theilen findet eine Wechselbeziehung statt, indem die Wirksamkeit aller auf ein gemeinsames Ziel gerichtet ist. Dieses gemeinsame Ziel bewirkt die Wechselbeziehungen, weil es entweder Vertheidigung, oder Angriff und Niederwerfen des Gegners ist, und weil die Erfolge sowohl, als das Misslingen der Bestrebungen des einen Theiles auf alle anderen Theile günstig oder ungünstig einwirken. Man sieht sogleich, dass fast jedes Gefecht grösserer Abtheilungen sich in solche einzeln neben einander vorgehende Akte zerlegt; so wie, dass im Kriege die meisten Gefechte in gemischtem Terrain geschlagen werden. Kontinuirliche Wald-, Dorf-, Damm-Gefechte, so wie Gefechte in der absoluten Ebene, gehören zu den Ausnahmen.

Auf die nach und neben einander stattfindenden Abwechselungen der Terrainverhältnisse muss bei der Leitung des Gefechts, wie bei der Vorbereitung zu demselben, unausgesetzt Rücksicht genommen werden, und sie bringen die vielfachsten Modifikationen in der Verwendung der Truppen für das Gefecht hervor.

Die einzelnen Waffen sind für das Gefecht in den verschiedenen Terrains auf verschiedene Weise geeignet, und es ist daher die Aufgabe, jede Waffe im Allgemeinen dahin zu bringen, wo sie unter den gegebenen Verhältnissen am wirksamsten in Thätigkeit treten kann. Andererseits liegen die Abwechselungen neben und hinter einander, und es ist daher die weitere Aufgabe, die Truppenabtheilungen so zu formiren, dass mit jeder Abwechselung des Terrains die wirksamste Waffe in Thätigkeit kommen kann.

Hieraus folgt dann, dass jede grössere Abtheilung, in welche die Gefechtsfronte sich theilt, durch Mischung der Waffen möglichst selbständig sein, und durch Gliederung

in die Tiefe die Fähigkeit haben muss, dass die Waffen gewechselt werden und sich gegenseitig unterstützen können. Da, wo die Abwechselungen des Terrains scharf ausgesprochen und begrenzt sind, ist dies leicht, und es macht sich beinahe von selbst. Schwieriger ist es dagegen dann, wenn die Uebergänge aus einer Terrainform in die andere unmerklich, oder doch weniger scharf ausgesprochen sind. Ferner ist zu bemerken, dass bei dem Gefecht im gemischten Terrain Vortheile und Nachtheile für beide Theile entweder gleichzeitig neben einander, oder in Zeit und Raum nach einander wechseln, und im Allgemeinen daher ziemlich gleich vertheilt sind. Während z. B. auf dem einen Punkte der Vertheidiger im Vortheil steht, kommt er in Nachtheil, sobald das Gefecht ihn zwingt, diesen oder jenen Punkt aufzugeben; und umgekehrt, während hier der Angreifer im Vortheil ist, kommt er in ein nachtheiliges Verhältniss, sobald das Terrain sich ändert.

Ein solcher Terrainwechsel bildet daher gewöhnlich einen Gefechtsabschnitt und bezeichnet die verschiedenen Gefechtsperioden. Fast immer bedarf jede Periode des Gefechts einer Einleitung und Vorbereitung. Dieses kontinuirliche fechtende Durchziehen von Feld und Wald, Anhöhe und Thal, Dorf und Gebüsch, was wir bei unseren Manövern so oft sehen, kann im Gefecht nur dann vorkommen, wenn der eine Theil davon läuft, und nirgend Widerstand leistet. Stossen wir im Kriege im Gefecht auf irgend einem Punkte auf Widerstand, so können wir in den meisten Fällen nicht mehr wissen, was für Verhältnisse sich aus diesem vielleicht scheinbar unbedeutenden Brennpunkte entwickeln werden. Es muss daher Regel sein, dass jeder weitere Vorschritt im Gefecht basirt sein muss; was entweder durch förmliche Besetzung der eroberten Terraingegenstände und Abschnitte, oder durch Aufstellung hinreichender Reserven geschieht. Dies bringt dann eine Art methodischen Ganges in das Gefecht, der sich bei umsichtiger Führung der einzelnen Abtheilungen von selbst macht, und einerseits eine zu grosse Hitze und Uebereilung bei den Angriffen, so wie zu stürmische Verfolgung, andererseits übereiltes Aufgeben von Terraintheilen ausschliesst. Es bildet sich so eine Gefechts-Gewohnheit für die Truppen, in Bezug auf diese Weise des Gefechtsganges sowohl, als in Rücksicht der wechselseitigen Unterstützung, die besonders beim Gefecht im gemischten Terrain nothwendig wird; eine Gewohnheit, welche eine be-

sondere und sehr hoch anzuschlagende Eigenschaft kriegsgewohnter Truppen ist.

Diese taktische Ausbildung der Truppen und ihrer Führer hat jedoch einen absoluten und einen nur relativen Werth. Der absolute ist mehr moralischer Natur; es ist die Gemüthsruhe, welche das Gefecht als ein alltägliches Ereigniss ansieht, und sich nicht durch die Einleitungen desselben, man kann sagen durch den ersten Kanonenschuss, zu einer fieberhaften Aufregung hinreissen lässt, die dann Uebereilungen, Detachirungen, Zersplitterungen und Ermüdung der nicht im Gefecht befindlichen Truppen zur Folge hat. Führer und Truppen werden mit den wechselnden Erscheinungen des Krieges vertraut.

Die zweite, relative, Seite ist eigentlich taktischer Natur, das zur Gewohnheit gewordene Ergreifen der richtigen taktischen Maassregeln. Diese Seite hat nur einen relativen Werth, sobald die Erfahrungen der Truppen, welche sie gegen einen Feind gemacht haben, der eine eigenthümliche Gefechtsweise befolgt, denselben in einem Kriege zu Gute kommen sollen, wo der neue Gegner eine andere Gefechtsweise besitzt. Den Russen haben ihre Erfahrungen, die sie im Kaukasus sammeln, relativ ebensowenig bei einem Kriege gegen europäische Heere, wie die Züge in Algier nach dieser Seite hin den Franzosen genützt. Die taktischen Verhältnisse waren vollkommen verschiedener Art.

Bei Gefechten im gemischten Terrain müssen die Waffen gemischt sein. Wo dies nicht der Fall ist, werden bei einigermaassen gleichem Stärkenverhältniss die gemischten Waffen den weniger oder ungemischten jedesmal überlegen sein.

Ferner muss die Mischung schon bei den kleineren Abtheilungen stattfinden. Grosse Abtheilungen einer Waffe finden selten Raum, ihre Kräfte zu völliger Wirksamkeit entfalten zu können. Noch weniger sind sie immer im Stande, richtig in das Gefecht der anderen Waffe eingreifen zu können. Beim Gefecht im gemischten Terrain haben Kavallerie-Corps gewöhnlich das Zusehen; grosse Artillerie-Abtheilungen werden nur durch Theilung wirksam; und die Infanterie-Corps werden, um nur überhaupt zur Entwickelung zu gelangen, häufig in Terrainstrecken sich schlagen müssen, die bei richtiger Mischung der Waffen das Schlachtfeld der Kavallerie und Artillerie sein würden. — Letztere müssen daher in ausreichender Zahl für solche Gefechte den Infanterie-Divisionen, und mitunter noch besser den Brigaden, zugetheilt werden.

Den Gang dieses Gefechts brauchen wir hier im Detail nicht genauer zu betrachten, da es sich in einzelne Akte zerlegt, die wir schon erörtert haben. Im Allgemeinen ist hier nur noch Folgendes zu bemerken.

Wir haben gesehen, wie bei dem Gefecht um einzelne Terraingegenstände es sowohl für den Vertheidiger, wie für den Angreifenden Grundregel ist, sich in die Tiefe zu gliedern, um Angriff wie Vertheidigung wiederholen zu können, und eine Reserve für die letzte Entscheidung, so wie zur Abwehr derselben, disponibel zu erhalten. Betrachten wir nun hier das Gefecht im gemischten Terrain zugleich als eine Kette einzelner Gefechtsakte, die sich um bestimmte Terrainverhältnisse drehen, so sehen wir, dass das, was so für die einzelnen Abtheilungen Regel ist, auch Regel für das Ganze wird; und dies tritt sofort noch greller hervor, sobald wir das Gefecht grösserer Abtheilungen betrachten.

Wie ein Bataillon, welches ein Dorf angreift, zuerst eine, dann zwei Compagnien ins Gefecht bringt, und sets mindestens eine Compagnie in Reserve behält, so beginnt ein Armee-Corps das Gefecht mit einer Brigade, unterhält es mit zwei, und hat eine vierte in Reserve.

Im gemischten Terrain ist die Uebersicht desselben, wie der Anstalten des Gegners, schwierig, oft unmöglich. Jeder Augenblick kann Neues, oft Ueberraschendes bringen. Wir werden nur so lange Meister der Ereignisse sein, als uns Mittel, d. h. Truppen, bleiben, denselben zu begegnen. Hieraus folgt, dass bei dieser Art von Gefechten vorzugsweise nothwendig ist:

1. Von vornherein so wenig Truppen als möglich in das Gefecht eingehen zu lassen. Was im Feuergefecht steht, ist für alle weiteren Zwecke fast immer unbrauchbar.

2. Auch im Laufe des Gefechts die möglichste Oekonomie mit den Truppen zu treiben; d. h. jederzeit diejenigen Kräfte, welche überflüssig werden, wieder zurückzunehmen, wodurch sie von Neuem disponibel werden. Dies ist eine Regel, gegen welche unendlich oft gefehlt wird; was dann zur Zersplitterung der Kräfte führt, und eine oft vorkommende Veranlassung zu nachtheiligen Gefechten wird. Gar oft sehen wir, dass die Mehrzahl der Truppen unnützerweise entwickelt und zersplittert war, und die Kräfte dann auf dem entscheidenden Punkte fehlten.

3. Dieser entscheidende Punkt ist dann immer der, wo die Feinde ihre Reserve, oder wir die unsrige, ins Gefecht bringen; die hier nothwendiger als in jedem anderen Gefechte ist; und die aus allen Waffen, und zwar in hinreichender Stärke, bestehen muss, da man im gemischten Terrain nie vorher wissen kann, welche Waffe nothwendig sein wird, um die Entscheidung zu erzwingen oder abzuwehren. In dem gemischten Terrain findet sich für den Vertheidiger vielfach die Gelegenheit zu Chikanen, hartnäckigem Widerstande, plötzlichem Angriff u. s. w.; für den Angreifenden aber eben so die Gelegenheit zu Umgehungen, Flankenangriffen, unbemerkter Konzentration der Kräfte gegen einen Punkt und dergleichen. Im Gefecht ist daher Vorsicht und sparsame, man könnte sagen geizige, Verwendung der Reserve sehr zu empfehlen.

B. Das Gefecht in Bezug auf den Zweck desselben.

Der allgemeine Gefechtszweck ist das Niederwerfen, das Besiegen des Gegners. Obschon fast überall vorhanden und zum Grunde liegend, wird er doch häufig durch besondere spezielle Zwecke so verdeckt, dass er oft scheinbar völlig verschwindet, während er wieder bei anderer Gelegenheit völlig nackt hervortritt. Es kann sich in einem Gefecht z. B. lediglich darum drehen, Zeit zu gewinnen, oder einen Transport zu decken, oder einen Uebergang festzuhalten u. s. w.; da tritt dann der allgemeine Gefechtszweck ganz in den Hintergrund. Beim Ueberfall stellt sich derselbe häufig ganz nackt heraus. Der Ueberfallende will oft gar nichts weiter, als den Gegner niederwerfen.

Insofern nun ein besonderer Zweck vor dem allgemeinen (des Abbruchthuns) bei einem solchen Gefecht verfolgt werden soll, wird er meist als Aufgabe einer sonst nicht isolirt fechtenden Abtheilung (Division, Brigade etc.) erscheinen, welche dann nebenbei auch für sich selbst die Absicht haben muss, nicht zu viel Verluste zu erleiden; denn es ist kaum möglich, dieselben in eine stete theoretische Beziehung zur Erreichung des Zwecks zu setzen. In der grossen Schwierigkeit, für

isolirte Abtheilungen die Gefechtszwecke genau festzustellen, die Grenze zu ziehen, wo die Verfolgung des Einen Besonderen aufhört und zum andern Besonderen oder zum Allgemeinen übergegangen werden muss, — in der Leichtigkeit, mit welcher sich im Kriege die besonderen Zwecke verschieben und verändern können, — liegt der Grund zum Entstehen der alten praktischen Regel, dass man, im Falle des Zweifels, auf den Kanonendonner zu marschiren müsse *(marcher au canon)*; eine Regel, die in allen Kriegen gebraucht ist. Wenn man die Sachen scharf beleuchtet, so wird dies denn wohl die Hauptregel und das absolute Axiom der sogenannten Praktiker sein; und da es immer Leute giebt, welchen das Urtheilen über Sachen, die sie nicht mit leiblichen Augen sehen, schwer wird; denen es unmöglich ist, die verschiedenen möglichen Lösungen einer taktischen Aufgabe im Geiste zu diskutiren, die vielmehr durchaus praktisch jede einzeln erfahren müssen, um urtheilen zu können; so ist gegen diese praktische Regel gar so viel nicht zu sagen, da sie doch einem thatkräftigen Charakter entspricht und zum Handeln führen kann, wenn auch nicht immer an der richtigen Stelle. Wo man in einem schwierigen Kriegstheater keine oder nur schlechte Karten und keine Nachrichten besitzt, wo man der Kavallerie ermangelt, um sich aufzuklären, und so überhaupt im Dunkeln tappen muss, da ist denn oft keine andere Diskussion über den Zweck möglich, als die mit dem Feinde selbst, die uns dann doch Fühlung und, vielleicht auch, schärfere Einsicht der Sachlage bei ihm giebt. Ein solches Handeln aber entbehrt des Urtheils über das Maass, welches man an die aus ihm resultirenden taktischen Handlungen legt, über den Werth, welchen die erreichten Erfolge dem Zwecke und den Opfern gegenüber haben; und so berauschend auch selbst ein geringer sichtbarer Erfolg für Führer und Truppen sein kann, so wenig vermag er oft in dem letzten Resultat verrechnet zu werden, auf welches es ankommt. Es giebt viele Beispiele der Geschichte, wo dieses »*marcher au canon*« entscheidend war; aber ebenso viele, wo es nicht den gehofften Erfolg hatte, oder wo sogar von verschiedenen Stellen her sich der Geschützdonner als Bote meldete (Bernadotte bei Jena). Man kann z. B. heute sagen, dass am Tage von Trautenau der heldenmüthige Führer der ersten Garde-Division, hätte er aus eigener Bewegung gehandelt oder handeln sollen, dem Schicksal eine andere Wendung geben konnte, wenn er dem Geschütz zumarschirt wäre; das ist aber absolut kein Beweis dagegen, dass bei einer anderen Gelegenheit der

Grundsatz, der ihn leitete, in einer viel wichtigeren Weise sich stichhaltig erweisen werde.

Es leuchtet ein, dass solcher besonderen Gefechtszwecke unendlich viele sind. Wir können daher hier nicht ins Detail eingehen, sondern werden uns darauf beschränken müssen, einige der hauptsächlichsten näher zu betrachten. Hier tritt nun obenan:

a) Das Gefecht um Zeitgewinn.

Man kann es auch anders bezeichnen als das hinhaltende Gefecht. Im Kriege wird, im Kleinen wie im Grossen, oft der Verlust an Menschen, Material und Terrain durch den Gewinn an Zeit vollständig ausgeglichen, und nirgend ist das Sprüchwort: »Zeit gewonnen, Alles gewonnen«, wahrer. Oft drehen sich Abschnitte ganzer Feldzüge nur um Zeitgewinn, wie z. B. 1813 der Feldzug von der Schlacht bei Gross-Görschen an; oft werden die blutigsten Gefechte nur deshalb geschlagen, so Quatrebras, Wavre, Goldberg, die Gefechte des Tauenzien'schen Corps vor der Schlacht von Dennewitz. Die Gefechte dieser Art werden um so blutiger, je mehr es dem Gegner darauf ankommt, die Verhältnisse, die der Augenblick ihm günstig gestaltet, auszubeuten; die Zeit zu benutzen. Dies bringt einen charakteristischen Unterschied in dieses Gefecht, je nachdem

1. beide Theile auf Zeitgewinn ausgehen, oder der eine Theil dieses Bestreben des anderen übersieht, doch nicht wesentlich hindern kann;

oder je nachdem

2. der eine Theil zwar Zeit gewinnen, das Gefecht hinhalten will, der andere Theil ihm aber diesen Vortheil nicht zukommen lassen, sondern so viel als möglich streitig machen will.

In der Regel ist es der Theil, welcher sich, momentan wenigstens, in der Defensive befindet, dem es um Zeitgewinn zu thun ist. Er ist entweder absolut der schwächere oder doch relativ, und hofft im ersteren Falle durch Zeitgewinn seine Verhältnisse durch den Hinzutritt Verbündeter zu verbessern; im zweiten Falle beabsichtigt er, seine Kräfte auf einem Punkte zu konzentriren, oder, wie z. B. bei Wavre, einen grossen Theil der feindlichen Kräfte zu beschäftigen und abzuziehen von dem Punkte der Entscheidung. In der Regel hat also der Vertheidiger das hinhaltende Gefecht zu führen;

wir sehen daher solche Gefechte vorzugsweise bei den Arrièregarden. Dies schliesst jedoch nicht aus, dass auch der Angreifende in die Lage kommen kann, dem Gefecht diesen Charakter zu geben, um den Gegner mit geringen Kräften zu beschäftigen, bis das Gros heran ist; oder bis auf einem andern Punkte ein entscheidender Schlag gelungen ist. In den Gefechten von Regensburg 1809 hatte am vorletzten Tage Davoust, in der Schlacht an der Katzbach das Langeron'sche Corps diese Aufgabe.

Man sieht wohl von vorn herein, wie wichtig die strategische Aufstellung für den Vertheidiger ist; wie nöthig ihm, der oft Tagemärsche weit von seinem Gros entfernt ist oder sich auf ein solches Abdrängen gefasst machen muss, eine gewisse Freiheit der Entschliessung sein muss, da von schneller Benutzung augenblicklich sich darbietender Vortheile das Erspriessliche seiner Wirksamkeit abhängt. Oft wird er blos durch geschickt gewählte Aufstellungen, durch Manöver seinen Zweck schon erreichen können. Hätte man dem Grafen Clam-Gallas 1866 diese Freiheit des Entschlusses gelassen, so würde er unzweifelhaft mehr haben nützen können.

Betrachten wir die vorbezeichneten beiden Fälle näher.

1. Ist es beiden Theilen um Zeitgewinn zu thun, oder merkt der eine Theil diese Absicht des anderen nicht, oder kann oder will er sie nicht hindern, so ist von Waffenentscheidung nicht die Rede. Es entstehen dann die Kanonaden oder Plänkergefechte, die so häufig die Blätter der Kriegsgeschichte füllen. Der Angreifende hat es in seiner Hand, ob er darauf eingehen will oder nicht; der Vertheidiger ist dazu gezwungen, wenn er nicht das Terrain ohne Gefecht räumen will. Er kann niemals wissen, ob es im Interesse des Gegners liegt, ihm den Zeitgewinn auf diesem Punkte ohne Gefecht zu überlassen; er muss vielmehr stets das Gegentheil voraussetzen, und demgemäss den Gegner zu täuschen suchen. Es ist daher nothwendig, dass er eine Gefechtsstellung nimmt, als ob er entschlossen sei, den hartnäckigsten Widerstand zu leisten und jeden Schritt Terrain streitig zu machen; während es eigentlich in seiner Absicht liegt, sich in kein entscheidendes Gefecht verwickeln zu lassen. Also es wird Kavallerie und reitende Artillerie vorgeschoben, soweit dies ohne besondere Gefahr zulässig ist; mit der Aufgabe, den Gegner zur Entwickelung seiner Kräfte zu verleiten, d. h. also Widerstand zu leisten, wo der Gegner defiliren muss; ohne sich aber in ein Gefecht mit überlegenen Kräften verwickeln zu lassen. Die Schnelligkeit der Bewegung erlaubt diesen Waffen, sich solchen

nachtheiligen Gefechtslagen immer noch zeitig genug zu entziehen. Die Besetzung von Waldlisièren, Dörfern, Gehöften, Defiléen u. s. w. durch Infanterie und Artillerie dient dann zur Aufnahme der Kavallerie, und erlaubt in einem gemischten Terrain, besonders in der ersten Periode der Gefechss-Einleitung, auf einem geeigneten Punkte eine kurze Offensive zu ergreifen.

Vorzugsweise ist es aber bei solchen Gefechten nothwendig, so wenig Truppen wie möglich in das Feuergefecht zu verwickeln; wodurch dann auf der anderen Seite die Reserve so stark als möglich wird. Detachirungen sind, wo es irgend zulässig ist, zu vermeiden. Behufs der nothwendigen Unterstützung solcher Detachements, oder weil man für sie Zeit gewinnen muss, wird man häufig wider Willen in das Gefecht mehr verwickelt, als gut ist.

Eine Division von zwölf Bataillonen, acht Eskadrons, eine reitende und drei Fuss-Batterien würde hiernach etwa so zu theilen sein:

Die Kavallerie und reitenden Batterien, wenn es das Terrain gestattet, ganz oder doch theilweise vorgeschoben. Zwei Füsilier-Bataillone in Compagnie-Kolonnen nach dem Terrain vertheilt; dahinter vier Musketier-Bataillone mit einer Batterie (also eine Brigade) in zwei Treffen, das erste vielleicht auch in Compagnie-Kolonne, zur Führung des Gefechts. Sechs Bataillone und zwei Batterien in Reserve.

Trifft der Gegner auf eine dergestalt zweckmässig aufgestellte Truppe, so wird er unter den gegebenen Voraussetzungen vielleicht auf diesem und jenem Punkt versuchen, uns die Terrainvortheile zu entreissen. Fühlt er hinreichenden Widerstand, so bildet sich ein Feuergefecht, was keinen weiteren Zweck hat und erlischt, sobald der Angreifende zu der Ueberzeugung gelangt, dass seine Kräfte nicht ausreichen, oder dass es aus irgend einem anderen Grunde nicht in seinem Interesse liegt, die Sache zu forciren.

2. Anders ist es im zweiten Falle, wo möglichst schnelle und gründliche Entscheidung in seinem Interesse liegt, und er daher, sobald die Aufstellung des Gegners nur einigermaassen erkannt ist, zum kräftigen Angriff vorgeht. Hier ist es nun, dass von Seiten des Vertheidigers auf alle Weise jeder mögliche Vortheil aus dem Terrain gezogen und Alles angewendet werden muss, den Angreifenden aufzuhalten; seinen Angriffen also den hartnäckigsten Widerstand entgegenzusetzen. Es lässt sich hier ein zweifacher Weg einschlagen; entweder den Zweck zu erreichen durch mehr nachhaltigen passiven Widerstand,

oder mehr durch eine aktive Vertheidigung. Gewährt das Terrain die Mittel, dem Gegner vielfache Schwierigkeiten nach einander in den Weg zu legen, und ist derselbe überlegen an Kräften, oder kann er es jeden Augenblick werden, so wird man meistens die erste Art vorziehen. Man schlägt sich Schritt vor Schritt; findet man häufig Gelegenheit, die fechtenden Truppen ablösen zu lassen, so ist dies rathsam. Auf einzelnen Punkten geht man zu einer kurzen Offensive über: z. B. mit der Kavallerie macht man dergleichen Ausfälle.

Wie sehr es hierbei auf richtige Benutzung des Terrains an sich, besonders aber auf die Aufstellung der Kräfte ankommt, welche vor dem Angriff eingenommen sein muss, leuchtet ein. In früheren Kriegen suchte man durch ein weites Echelonniren und Zertheilen der Kräfte nach rückwärts dem Kampfe die hinhaltige Form zu geben, dergestalt, dass dann kein Theil dem anderen rechtzeitig zu Hülfe kommen konnte, wenn ein energischer Gegner den Angriff führte. Das Resultat der aus den Erfahrungen der Kriege Napoleons geschöpften Theorie ist: Was wir zu einem bestimmten Zwecke disponibel haben, muss beisammen, nicht auf Tagemärsche getrennt sein; denn die Vereinigung mit Reserven, die so weit zurück sind, hat der Angegriffene nie in der Hand; abgesehen davon, dass er geschlagen sein kann, bevor sie eingreifen. Noch im russisch-polnischen Feldzuge 1831 hat General Rosen mit dem fünften russischen Corps in den letzten Tagen des März diese Erfahrung gemacht. (v. Smitt Geschichte etc. Thl. 2.) Er rettete die Hälfte seines Corps auch nur dadurch, dass die Angriffsstösse seines Gegners sich auf der russischen Rückzugsstrasse, also frontal bewegten.

Bietet also eine auf nachhaltige Vertheidigung berechnete Aufstellung nur gar dem Gegner die Flanke, — wie das österreichische erste Corps bei Münchengrätz 1866 — so wird der Vertheidiger beim ersten Druck auf seine Rückzugslinie nicht blos zurück gedrängt, sondern geradezu getragen; es ficht dann, wenn er überhaupt noch zum Gefecht kommt, ein Theil seiner Kräfte nur um einen anständigen Rückzug für den anderen; von absolutem Zeitgewinn kann dann also nicht die Rede sein. In unserem Falle konnte Graf Clam-Gallas noch von Glück sagen, dass das Zögern der preussischen ersten Armee am 27. Juni (das Stehenbleiben an der Iser, um die Elbarmee herankommen zu lassen) ihm zu Hülfe kam und den Rückzug über Gitschin nach Nechanitz erlaubte. Er hätte nie wieder den Anschluss an die Hauptarmee erreichen können. In diesem Falle wäre eine weiter südlich genommene Aufstellung

das Mittel gewesen, die ganze Elbarmee und noch ein Corps der ersten auf sich und vom Vormarsch gegen Königgrätz abzulenken. Nachdem aber das österreichische Ober-Commando dem Grafen Clam Gallas schon durch einen so einseitigen Zweck — wie die Haltung des Ueberganges bei Münchengrätz — die Hände gebunden und ihn verhindert hatte, das nächstliegende Bessere zu thun, konnte man noch viel weniger erwarten, dass es ihm jene Freiheit lassen würde.

Während man also bei dem mehr passiven Gefecht nun Zeit gewinnt, sich vorzüglich in die Tiefe der Stellung ausdehnt, mehrere Gefechts- und Vertheidigungs-Linien hinter einander aufstellt, die Reserve dabei zurückhält und für den äussersten Fall aufspart: wird man bei dem mehr offensiven Gefecht die Truppen grossentheils unentwickelt zusammenhalten; sie erst dem Feinde unbemerkbar in eine Gefechts-Formation übergehen lassen, sobald dieser seine Maassregeln und Kräfte entwickelt. Das Gefecht selbst muss dann rasch und energisch geführt werden; man muss bemüht sein, dem Gegner so viel Abbruch zu thun, wie möglich; man darf sich aber nicht zur Verfolgung verleiten lassen. Der absolut Stärkere befindet sich nie in der Defensive.

Hier ist also nun ein relatives Uebergewicht, was leicht in das Gegentheil umschlagen kann. Es ist nämlich solches Gefecht oft das einer starken Arrièregarde gegen eine schwächere und unvorsichtig vorgehende Avantgarde, der eben das Gros mit jeder Minute näher kommt und Unterstützung gewähren kann. Die Arrièregarde darf sich aber nur in Ausnahmefällen mit dem feindlichen Gros in ein Gefecht einlassen; indem sie fast unausbleiblich unterliegt und gewiss um so sicherer, je mehr trügerische Vortheile sie im Anfange des Gefechts errang. Kühnheit und Entschlossenheit, vereinigt mit Selbstbeherrschung, sind hier erforderlich; d. h. man bricht das Gefecht ab, und nimmt die frühere Stellung oder eine bessere wieder ein, um das Spiel zu wiederholen, wenn der Gegner dazu Lust hat. Dies wird er nicht eher thun, als bis er Verstärkungen an sich gezogen hat; darüber vergeht Zeit, und das ist es, was wir wollen.

Bei der ersten Art, der Vertheidigung des Terrains Schritt vor Schritt, sind es natürlich diejenigen Waffen, welche das defensive Element vorzugsweise in sich tragen, Infanterie und Artillerie, welche das Gefecht vorzugsweise zu führen haben. Es wird hier Abschnitt für Abschnitt besetzt und vertheidigt, und es muss daher, sobald die im Feuergefecht befindlichen Truppen zum Weichen genöthigt sind, wo möglich

das zweite Treffen, jedenfalls aber die Reserve eine Aufstellung nehmen, um die weichenden Truppen aufzunehmen, durchzulassen und dem Gegner von Neuem Widerstand entgegenzusetzen. Aus der Natur des Dorfgefechts, wie wir sie schon geschildert haben, folgt, dass der Vertheidiger, wenn er sich im Arrièregarden-Verhältniss befindet, so viel als möglich diese Art des Gefechts zu vermeiden hat, es müsste denn sich um gleichzeitige, damit verbundene Vertheidigung eines Defilés handeln. Er ist zu wenig Herr über seine Truppen dabei, und es ist nichts leichter, als sich in ein solches Gefecht zu verbeissen und darüber die nebenliegenden Interessen aus den Augen zu verlieren. Deshalb verlangten wir »Entschlossenheit, verbunden mit Selbstbeherrschung« von der Führung, da sie die Aufmerksamkeit auf das Seitenterrain und die vom Feinde in demselben versuchten Umgehungen nie verlieren, und sich durch einen augenblicklichen (ihr vielleicht absichtlich in die Hände gespielten) Erfolg nicht von dem Hauptzweck abwenden lassen darf.

Bei der zweiten Art, der mehr offensiven Vertheidigung, ist es dagegen vorzugsweise die Kavallerie und reitende Artillerie, welche in Thätigkeit kommt; sie ist es, die den Gegner, der sich auf ein Frontalgefecht mit den anderen Truppen einlässt, plötzlich in der Flanke oder auf einem Punkt seiner Front anfällt, und zu überwältigen suchen muss. Ein gleichzeitiges Vorbrechen der Infanterie ist dabei, wenn entscheidende Erfolge errungen werden sollen, fast immer unerlässlich. Hierzu wird man in den meisten Fällen das zweite Treffen oder auch wohl die Reserve benutzen, da die eigentliche Gefechtsstellung stets besetzt bleiben muss, indem man den Ausgang eines solchen Ausfalls-Gefechts nie vorher wissen kann.

In einer solchen Lage wird z. B. eine Avantgarde in einer Flankenstellung sein, wie sie Davoust 1809 bei Regensburg einnahm, um den Rückzug des österreichischen Heeres über die Donau zu verzögern, bis das Hauptheer unter Napoleon herankommen konnte; ein Musterbeispiel für die Führung eines hinhaltenden Gefechts. Ebenso wird eine Arrièregarde in einer Flankenstellung sich dieser Art von Offensive bedienen müssen, wenn es darauf ankommt, den Feind auf ihre Existenz aufmerksam zu machen. Je weiter die heutige Waffenwirkung die Gegner auseinanderhält, desto schwieriger wird die Führung dieser Art von Gefecht sein, und desto mehr Aufmerksamkeit wird sie erfordern.

Dies wird besonders hervortreten bei zwei Gefechtsformen, welche vielfältig erscheinen, und von denen die eine mit dem Namen

Demonstration, Schein-Angriff,

die andere mit dem Ausdruck »dem Feinde an der Klinge bleiben« bezeichnet wird.

Im Wesentlichen und in ihrer Erscheinung werden beide Zwecke übereinstimmen. »Dem Feinde soll man an der Klinge bleiben«, wenn man zu schwach ist, ihn durch fortgesetzte Angriffe zu fesseln, oder wenn innerhalb desselben Tages eine Verstärkung nicht zu hoffen ist. Ist hiernach die Aufgabe namentlich in der Nacht durch Wachsamkeit, am Tage durch eine richtige Mischung der 3 Waffen erleichtert, so kann sie einem auch nur in einer derselben erheblich schwächeren Angreifer sehr schwer erscheinen. In dieser Beziehung wird auch die Demonstration oder der Schein-Angriff sehr oft an Unzulänglichkeit der Mittel leiden. Denn damit sie der Feind nicht sofort als solche erkenne und behandle, muss sie den Anschein haben, als könne es ernst mit ihr gemeint sein; einen Anschein, den sie einem geübten Gegner gegenüber nicht allein durch die Kraft ihres Angriffs, sondern nach dem Maasse der Verhältnisse durch ihre Combination aus den Waffen ebenso sehr erhält.

Die Demonstration benutzen wir, wenn die Kräfte des Gegners in ihrer Vertheilung auf einem oder mehreren Punkten mit geringeren festgehalten werden sollen, während der Accent des Angriffs auf einen entfernteren Punkt gelegt werden kann; also z. B. bei Flussübergangsgefechten; bei Angriffen starker Stellungen, welche wir durch Umgehung überwältigen wollen; oder endlich, successive in der Zeit angewandt, wenn wir durch das Terrain begünstigt, durch den Schein des Angriffs zu Detachirungen verleiten und demnächst diesen Moment der Schwächung benutzen wollen. In dieser letzteren Beziehung namentlich kann sie auch demjenigen nutzen, der »dem Feinde an der Klinge bleiben« will.

Dieser Ausdruck ist der Fechtkunst entnommen und bedeutet, dass man sich nicht in fruchtlosen Stössen gegen einen gut geschützten Gegner ermüden, sondern sein Auge und seine Hand bewachen, ihren Bewegungen folgen, seine Ausfälle pariren, sich vor Allem nicht die Klinge aus der Hand schlagen lassen soll.

Selten ist er so gründlich missverstanden worden, wie bei Langensalza 1866 durch den preussischen Führer. Wir wollen

zugeben, dass bei einer energischeren Thätigkeit seiner Gegner und bei dem Mangel an Kavallerie seine Aufgabe hätte schwierig werden können; dieses Missverhältniss kam aber erst durch seine Veranlassung zur Geltung, und selten war Jemand in der Lage, ruhiger die Maassregeln des Gegners abwarten zu können. Selbst für den Fall eines durch die überlegene Kavallerie und Artillerie gedeckten Abmarsches desselben wäre doch General v. Flies in der Lage gewesen, ihr vorsichtig zu folgen; das weite ebene Terrain gestattete eine weite Uebersicht der Bewegungen; und ein Angriff auf den Feind war nur gerechtfertigt, wenn dieser seine Stellung durch Rückzug oder Flankenmarsch verliess. Er liess sich nach Stössen ohne Zahl und Ziel »die Klinge aus der Hand schlagen«. Freilich war es auch nicht rathsam gewesen, einem Kavalleristen die Führung einer nur aus Infanterie zusammengesetzten Truppe zu überlassen. Aber Niemand versteht doch unter »Klinge fühlen«, dass man durch Daransetzung der letzten Kraft den überlegenen Feind festhält; namentlich wenn er selbst noch gar keine positiven Zeichen gegeben hat, davongehen zu wollen.

War übrigens die Demonstration schon zur Zeit der glatten Waffen eine nicht leichte taktische Aufgabe, bei der man sich nebenbei meist noch ungerechtfertigten Hoffnungen überliess, und die selten einen Erfolg hatte, wenn sie nicht stark genug war, — so wird sie bei der heutigen Tragweite nur noch um so schwieriger. Denn es liegt in der Natur der Sache, dass zu solchem Zweck erst Mittel geopfert werden können, wenn der Feind auf ihn eingeht; aber ebenso, dass der Vertheidiger, bei der grossen Stärke der heutigen Frontalvertheidigung, leicht in der Lage sein wird, den demonstrirenden Angreifer zu täuschen, wenn dieser die Kosten eines ernsthaften Angriffs scheut.

b) Das Ueberraschungsgefecht.

Die Ueberraschungsgefechte lassen sich in vier verschiedene Arten theilen:

1. das Rencontre, wo beide Theile durch die unvermuthete, unabsichtliche Begegnung überrascht werden,
2. der Ueberfall, das offensive Ueberraschungsgefecht,
3. der Hinterhalt, das defensive Ueberraschungsgefecht, und endlich
4. die Allarmirung, den Scheinüberfall.

Das Charakteristische aller Ueberraschungsgefechte ist, dass ein Theil (bei der ersten Art sogar beide) sich nicht in der taktischen Gefechtsformation befindet, sondern entweder im Zustande der Ruhe oder in der Marschformation, und dass er so von dem zum Gefecht vorbereiteten Gegner plötzlich angegriffen wird. Dieser sucht die Zeit, welche die Truppen gebrauchen, um in die Gefechtsformation überzugehen, durch Ueberwältigung einzelner Abtheilungen oder des Ganzen auszubeuten. Man sieht sogleich, dass solche Gefechte, insofern sie beabsichtigt sind, vorzugsweise von dem Schwächeren gegen den Stärkeren angewendet werden. Jener kann die Ungleichheit der Kräfte durch das Hinzutreten ihm zu Gunsten wirkenden Momente der Ueberraschung leicht ausgleichen, oder sogar in das Gegentheil verkehren.

1. Das Rencontre.

Dies ist also ein Gefecht, wo das Moment der Ueberraschung für beide Theile stattfindet. Beide Theile stossen plötzlich und unabsichtlich auf einander. Im offenen, freien und ebenen Terrain gehören solche Gefechte zu den grössten Seltenheiten; sie würden von beiden Seiten die allergrösste Sorglosigkeit und Unaufmerksamkeit voraussetzen. Je koupirter, wechselnder das Terrain wird, je leichter können sie eintreten.

Derjenige Theil, welcher dann in der zweckmässigsten, dem Terrain angemessensten Marschformation sich befindet, sich am schnellsten entwickeln, seine Vortruppen am zweckmässigsten und raschesten unterstützen kann, und am schnellsten zum Entschluss kommt, befindet sich hier, bei gleichen Terrainverhältnissen, im entschiedensten Vortheil. Auf augenblickliche Benutzung des Moments kommt hier Alles an; jede Zögerung gleicht die Verhältnisse mehr und mehr aus, und sind die kostbarsten Augenblicke ungenutzt verflossen, so kehren sie nicht wieder. Das Gefecht nimmt mit jeder Minute mehr die gewöhnliche Form an. Allerdings aber gehört dazu, dass Erkennen, Entschluss und Ausführung in Eins zusammenfallen; es gehört dazu ein gebildetes, militärisches Auge, wahrhafte Charakterstärke und die Fähigkeit, die Truppen aller Waffen schnell und besonnen in die richtige Gefechtsform zu bringen.

Diese Eigenschaften finden sich natürlich überall nur selten vereinigt, und daher sehen wir denn auch, dass bei solchen Rencontre's die schnell verschwindenden Ueberraschungs-Mo-

mente in der Regel auf beiden Seiten unbenutzt verstreichen, und das Gefecht die gewöhnliche Form annimmt. Hierauf wirkt dann auch noch der Umstand, dass man in solchen Fällen gewöhnlich die Kräfte und Absichten des Gegners gar nicht, oder doch nicht hinlänglich, übersehen kann; dass man sich nicht in Gefahren stürzen will, und lieber vorzieht, abzuwarten, wie sich die Sache entwickelt, selbst wenn die Durchführung des ursprünglichen Zweckes später doppelt und dreifach so viel Blut kostet. Im Allgemeinen vermeidet man daher lieber dergleichen Gefechte, als dass man sie sucht; und das zweckmässigste Mittel dagegen ist dann die Formation der Truppen in Avantgarde, Gros und Reserve, die in zweckmässiger, von der Stärke der Abtheilungen und dem Terrain abhängender, Entfernung auf einander folgen.

2. Der Ueberfall.

Dies ist das Ueberraschungsgefecht der Offensive; indem man dem Gegner entgegengeht, ihn aufsucht und in Gemässheit eines ausdrücklichen Entwurfs plötzlich über ihn herfällt, während er taktisch und moralisch unvorbereitet ist. Einerseits sind die Bedingungen des Gelingens eines Ueberfalls: Geheimhaltung der Absicht, Vorsicht in den Vorbereitungen und Ungestüm in der Ausführung. Andererseits, nämlich bei dem Gegner, muss man voraussetzen: Sorglosigkeit, Mängel in den Vorsichtsmaassregeln, Mangel an Entschluss und Besonnenheit. Von grossem Einfluss aber ist der Zufall, und daher muss man wagen, um zu gewinnen, wie überall, wo der Zufall entscheidet.

Um jedoch das Feld des Zufalls möglichst zu beengen, ihm so wenig wie möglich zu überlassen (die letzte Entscheidung fällt ihm so schon gewöhnlich zu), muss man beim Ueberfall zunächst genaue Kenntniss von der Lage und Stärke des Feindes sich verschaffen. Man muss möglichst genau wissen, wo man den Gegner findet; wie man ihn findet; in welcher Truppenzahl und in welchen Waffenarten. Dann aber muss zweitens die Disposition bestimmt und so einfach, wie möglich, sein. Man darf dabei durchaus nicht auf das Zusammenwirken einzelner Kolonnen, auf ihr Zusammentreffen auf bestimmten Punkten und dergleichen rechnen. Solche Bestimmungen sind selten genau inne zu halten, treffen daher nicht zu und bringen Stocken und Verwirrung in die ganze Unternehmung. Die Bestimmung über den Anmarsch muss also einfach sein; zweitens muss bestimmt werden, wie man

sich beim Zusammentreffen mit dem Feinde zu verhalten hat, sei es, dass man das Ziel glücklich erreicht, sei es, dass man schon unterwegs auf ihn stösst. Endlich muss das Verhalten beim Rückzuge nach dem Ueberfall, sowohl wenn er gelang, als wenn er misslang, vorher bestimmt werden. Das Gefecht selbst hat einen meist rapiden Verlauf, wird ausserdem häufig bei Nacht geschlagen, so dass der persönliche Einfluss des Führers nach dem Beginne desselben ein nur sehr schwacher ist.

Man kann die Ueberfälle eintheilen in

α) Ueberfälle feindlicher Wachen und Detachements;

β) Ueberfälle feindlicher Quartiere, und

γ) Ueberfälle grösserer, lagernder oder bivouakirender Truppen-Abtheilungen.

Immer aber setzt derselbe voraus, dass die feindlichen Truppen, oder doch der grössere Theil derselben, sich im Zustande der Ruhe und also nicht in der Gefechtsformation befindet.

Ueberfälle sind in der neueren Kriegsgeschichte selten geworden, weil ihre Ausführung Schwierigkeiten findet, die ehemals nicht vorhanden waren. Wir haben jetzt in der Regel weit vorgeschobene, in sich zweckmässig organisirte Vorpostenlinien; der Krieg wird rasch getrieben; beide Theile bleiben selten längere Zeit auf einem Fleck: so dass also die erste Bedingung, die genaue Kenntniss der Stellung und Stärke des Feindes, sowie des Terrains, fast immer mangelt. Ausserdem bivouakiren die Truppen meistentheils, wodurch der Uebergang in die Gefechtsformation ungemein erleichtert wird. Endlich gestattet das zerstreute Gefecht dem Ueberfallenen, das Gefecht besonders in der Nacht bald zum Stehen zu bringen. Alles dies hat dahin geführt, Ueberfälle gleichsam aus der Mode zu bringen, wozu noch kam, dass die Franzosen sie nicht lieben und nur zufällig anwendeten. Mit Unrecht haben die Verbündeten dieses Mittel zu bedeutenden Resultaten so selten angewendet. Ein nicht schwer auszuführender Ueberfall auf die Franzosen auf dem Landgrafenberge bei Jena, in der Nacht vom 13. zum 14. Oktober 1806, hätte die Verhältnisse wesentlich ändern können. Die Schlacht von Laon wurde durch einen nächtlichen Ueberfall glänzend entschieden, und bei Hagelsberg wurden die Franzosen am hellen lichten Tage überfallen. Die Sache geht also, trotz aller Schwierigkeiten, noch heute; denn der Krieg führt häufig Lagen herbei, wo wir ausser Stande sind, eine richtige, schützende Vorposten-

kette auszustellen; wo die physischen und moralischen Kräfte der Truppen des einen Theils erlahmen, der Mechanismus daher stockt, und so Lücken und Missgriffe entstehen, welche der Gegner nur zu bemerken und zu benutzen braucht, um einen glücklichen Ueberfall ausführen zu können.

Stehen die Vorposten nahe zusammen, so darf man freilich selten hoffen, den Feind sorglos oder unaufmerksam zu finden; dagegen aber tritt der Vortheil ein, in seiner Nähe, dicht hinter unseren Vorposten, eine Uebermacht versammeln zu können, der seine nächsten Kräfte nicht gewachsen sind.

α) Die Ueberfälle einzelner Posten und Detachements können den Zweck haben, solche Posten aufzuheben, möglichst viel Gefangene zu machen, den Feind also einzuschüchtern und einzuschränken; ausserdem aber auch die sonst schwierige Eroberung einer uns wichtigen Lokalität, z. B. eines Ueberganges, herbeizuführen. Im ersten Falle folgt nach dem Ueberfalle das Zurückgehen; im zweiten muss man sich möglichst festsetzen, um dem fast immer erfolgenden Gegenstoss zu begegnen.

Will man einen feindlichen Posten überfallen, so muss man von seiner Stellung, der Art seines Dienstbetriebes, seiner Stärke genau unterrichtet sein, und in dieser Beziehung lieber das Unwahrscheinliche, Ungünstige, als das Wahrscheinliche, Günstige zum Anhalt nehmen. Mancher Ueberfall ist daran gescheitert, dass man glaubte, seiner Sache zu gewiss zu sein. Wollte man aber warten, bis man Alles, was zu wissen nützlich ist, erfahren hat, so würden die besten Gelegenheiten sicher aus den Händen gehen; man muss daher wagen und zugreifen.

Schleichpatrouillen, Spione, Kundschafter u. s. w. sind der Weg, die nothwendigen Nachrichten einzuziehen. Rekognoszirungen, die gewöhnlichen Gefechtsvorbereitungen, würden hier sehr unzweckmässig sein, da sie den Feind aufmerksam machen und ihm die Augen öffnen. Ebensowenig darf der Anmarsch in der Form einer das Terrain in grösserer Breite durchsuchenden und die Truppen in grösserer Tiefe deckenden Avantgarde geschehen. Einmal würde man durch die unnöthige Ausdehnung in die Breite die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der zu frühen Entdeckung verdoppeln; andererseits muss hier Zusammentreffen und kräftiger Anfall eines sein. Man darf daher seine Kräfte nicht in der Tiefe auseinanderziehen. Nur die allernothwendigsten Sicherheitsmaassregeln in grosser Nähe sind zu treffen. Die Hauptsicherung muss man in der Heim-

lichkeit des Marsches und in der Konzentration seiner Kräfte suchen.

Oertlichkeit, Stärke und Entfernung der feindlichen Posten, welche man zu überwältigen hat, und die Unterstützung, welche ihnen von anderen Punkten zueilen wird, geben den Maassstab ab für die Anzahl, die Waffenart und die Formation der Truppen. Ist das Maass unserer Streitkräfte ein gegebenes, so müssen wir uns demgemäss beschränken und nicht in Unternehmungen eingehen, für welche diese Kräfte nicht ausreichen. Bei Tage wird es vorzugsweise die Kavallerie sein, welche man zu Ueberfällen feindlicher Posten benutzt, insofern das Terrain dies irgend gestattet; wobei zu bemerken ist, dass man selbst in sehr durchschnittenem Terrain, welches die Verwendung grösserer Kavallerie-Abtheilungen gar nicht zulässt, doch kleinere, wie sie hier vorkommen, mit vielem Nutzen gebrauchen kann.

Kommt es aber darauf an, im plötzlichen Anlauf eine Lokalität zu nehmen und dann auch zu behaupten, so muss Infanterie, und unter Umständen selbst Artillerie, der Kavallerie so schnell als möglich folgen, da dieser das defensive Element, welches später nothwendig wird, ganz abgeht. Nächtliche Ueberfälle sind dagegen selten mit Kavallerie auszuführen, und etwa nur, wenn der Feind auch nur aus Kavallerie besteht, und sich auf einem offenen, zugänglichen Terrain aufgestellt hat. Aber auch selbst bei dem nächtlichen Ueberfall eines Kavallerie-Bivouaks oder Postens ist Kavallerie dazu weniger tauglich, als Infanterie. Der Feind kommt zwar in Unordnung, aber das zu Pferde kommen und die Flucht des grösseren Theiles kann blosse Kavallerie fast niemals hindern. Ausserdem ist zu berücksichtigen, dass der Vortheil der schnelleren und ungestümeren Bewegung bei Nacht fast ganz verloren geht, indem die Kavallerie ausser den gebahnten Wegen nicht schnell reiten kann, und beim Anmarsch in der Nähe des Feindes nicht schnell reiten darf, wenn sie sich nicht verrathen will. Man wird daher nächtliche Ueberfälle fast immer mit Infanterie, und in Ermangelung derselben Ueberfälle durch Kavallerie lieber mit Tagesanbruch unternehmen.

Regelrechte, taktische Anordnungen sind beim Ueberfall unnütz und bringen Zeitverluste herbei, da sie stets Aufmärsche und Entwickelungen nothwendig machen. Dagegen muss jede Abtheilung genau wissen, was sie zu thun hat. Dies ist vor allen Dingen bei der Reserve nothwendig, die sich nicht anders, als auf besonderen Befehl in das Gefecht fügen

muss. Die Truppen nämlich, welche das eigentliche Gefecht machen sollen, kommen bei dem raschen Verlauf desselben jedesmal in Unordnung. Im Handgemenge tritt jedesmal Auflösung der Ordnung ein; der Feind prallt auseinander, und von den Angreifenden schlägt Jeder die Richtung ein, die der fliehende Gegner nimmt. Man kann daher, und besonders bei Nachtgefechten, von den zum Angriff gebrauchten Truppen nichts Weiteres erwarten. Hat man es daher nach einander mit mehreren feindlichen Abtheilungen zu thun, so muss man sich auch theilen, und diese Theile nach und nach loslassen. Eine Abtheilung aber muss sogleich in der Richtung, von wo dem Feinde Unterstützung zukommen kann, vorrücken. Die Reserve aber bleibt geschlossen für den Nothfall aufbewahrt, besetzt die Stellung, wenn es darauf ankommt, sie zu vertheidigen, nimmt die Gefangenen, Verwundeten, Beutepferde u. s. w. an sich.

Ein wirklich überfallener und durch den Gegner überraschter Feind wird nur wenig Widerstand leisten können. Er ist fast immer geschlagen, und man kann, wenn man selbst keine Unentschlossenheit und Besorgniss zeigt, und ihm keine Zeit lässt, die Fassung wieder zu gewinnen, mit Sicherheit darauf rechnen, dass Bestürzung, Schrecken und Unordnung bei ihm allgemein und zum Siege mehr beitragen werden, als unsere Massen. Aber auch selbst, wenn die Ueberraschung keine vollständige ist, wenn er noch zum Gewehr und zu Pferde kommt, so ist ihm doch keine Zeit zu Dispositionen, Befehlen, Anordnungen gelassen; es wird jedenfalls, wenn wir nur rasch darauf losgehen, Unordnungen und Unsicherheit einreissen, und wir werden auch so immer noch eine bedeutende Chance für uns haben, wenn wir nur kühn und muthvoll wagen.

War der gelungene Ueberfall nur auf Vernichtung feindlicher Streitkräfte gerichtet, so ist kein Grund vorhanden, stehen zu bleiben, sobald dieser Zweck erreicht ist. Es ist dann Regel, so bald als möglich zurückzugehen; natürlich immer aber erst, nachdem die im Gefecht gewesenen Truppen gesammelt sind. Man hat hierzu mehr oder weniger Zeit, je nachdem die feindlichen Unterstützungstruppen entfernter oder näher stehen. Will man dagegen den Posten behaupten, um ihn zum Ausgangspunkt neuer Combinationen zu machen oder dem Feinde eine Jalousie zu erregen, so muss ein Festsetzen nach den über die Stellungen gegebenen Regeln erfolgen, und man muss sodann Patrouillen und Detachements möglichst weit vortreiben.

β) Ist der Ueberfall gegen grössere lagernde oder bivouakirende Truppen-Abtheilungen gerichtet, so wiederholt sich hierbei dasselbe, nur in einem grösseren Maassstabe. Solche Ueberfälle können natürlich nur mit einer entsprechenden Anzahl von Truppen unternommen werden. Damit aber tritt die Nothwendigkeit ein, sich zum Angriff breiter zu entfalten, durch Zeitverlust, Steigerung der Schwierigkeiten der Führung u. s. w. In der Regel können daher solche Ueberfälle nur dann stattfinden, wenn die Truppen sich ganz nahe gegenüberstehen, wie bei Hochkirch, am Abend eines unentschiedenen Gefechts, wie bei Gross-Görschen und Laon; oder wenn der Gegner sorglos und unaufmerksam alle Vorsichtsmaassregeln vernachlässigt, und das Terrain den unbemerkten Anmarsch grösserer Abtheilungen erlaubt, wie z. B. bei Hagelsberg. Letzteres ist eins der lehrreichsten Ueberfallsgefechte, welches dann freilich durch eine Verkettung von Zufälligkeiten im weiteren Verlauf einen ganz anderen Charakter annahm. — Bei solchen Gefechten ist es durchaus nothwendig, dass die verschiedenen Waffen gleichzeitig wirken müssen. Kavallerie allein richtet selten etwas aus. Der Choc von neun Kürassier-Schwadronen am Abend der Schlacht von Gross-Görschen hatte nicht den mindesten Erfolg; bei Hagelsberg gelang der erste Kavallerie-Angriff; der Feind wurde dadurch aber aufgescheucht und konnte sich in einer neuen Front formiren, in der er hernach den hartnäckigsten Widerstand leistete. Wartete die Kavallerie den Aufmarsch der Infanterie ab, so wurde das Gefecht wahrscheinlich mit einem Stosse entschieden. Bei Laon wirkte die Infanterie in die Fronte, die Kavallerie gleichzeitig in die rechte Flanke des Feindes; das Gefecht war in einem Anlauf entschieden. Die feindliche Artillerie war sogleich genommen. Die grösste Einfachheit zeichnet die Disposition zu diesem nächtlichen Angriff aus. Dies Erforderniss ist aber gerade die Klippe, an welcher häufig die grossen Ueberfallsgefechte scheitern. Man muss sich in mehrere Kolonnen zerlegen, welche doch zusammenwirken, gleichzeitig auftreten wollen; auf dem einen Punkte muss man sich begnügen, nur zu drohen, zu beschäftigen; auf dem anderen umgehen, abschneiden; und endlich auf dem dritten durchbrechen. Das klappt dann nicht zusammen; es treten Störungen ein; auf einem Punkte vielleicht ein nicht erwarteter Widerstand; — so geht der Moment der Ueberraschung verloren, und das Gefecht nimmt den gewöhnlichen Charakter an. Dies ist z. B. die Geschichte der Schlacht von Gross-Görschen. Also möglichste Einfachheit

der Marschkombination, der Disposition und der ganzen Gefechtsanlage.

Was die rein taktischen Beziehungen anbetrifft, so unterscheiden sich diese nicht wesentlich von denen anderer Gefechte; es ist darüber nun Folgendes zu bemerken.

Schnelle Entscheidung, Ueberrennen des Gegners ist der Zweck; es müssen daher Massen auftreten und das Gefecht durchführen. Eine längere Gefechtseinleitung ist nachtheilig, und hebt das uns günstige Moment der Ueberraschung auf. Kann man Artillerie rasch vorbringen, und nahe an den Feind heran, so kann diese mit lebhaftem Feuer das Gefecht eröffnen; die Infanterie in Massen, wenig Tirailleurs vor sich habend, dringt zum Handgemenge vor; gleichzeitig wird die Kavallerie auf den Feind geworfen. Setzt sich der Gegner in Dörfern, Gehöften, Gebüschen u. s. w. fest, so darf man sich mit regelrechten Angriffen darauf nicht einlassen; schwache Abtheilungen bleiben davor stehen; mit der Masse umgeht man solche Hindernisse, isolirt sie und entscheidet das Gefecht im freien Felde.

Ueberhaupt muss das vorherrschende Bestreben sein, die Gunst des Augenblicks festzuhalten, die günstigen Folgen der Ueberraschung auszubeuten bis auf die Neige. Dies kann aber nur gelingen durch die Entwickelung der höchsten Energie. Mit jedem Zaudern, Zögern, mit Manövriren u. s. w. schwindet dieser Vortheil immer mehr und mehr. Einfaches, aber entschlossenes Darauflosgehen, Vordringen zum Handgemenge muss hier die Grundregel sein. Dies darf aber natürlich kein blindes und unsinniges sein, und wir müssen immer noch eine Reserve in der Hand behalten, zur letzten Entscheidung, zur Herstellung oder zur Vermittelung des Abbrechens des Gefechts, wenn es dennoch einen ungünstigen Umschwung nehmen sollte. Zu solchen Reserven gehört dann vorzugsweise die schwere Artillerie, die bei dem schnellen Gange des Gefechts selten vortheilhafter benutzt werden kann.

3. Ueberfälle feindlicher Quartiere.

Dies ist das Ueberraschungsgefecht im Dorfe, in einer Stadt; woraus dann folgt, dass dasselbe durch die Infanterie geführt werden muss. Ein Ueberfall eines Quartiers mit Kavallerie hat nur dann etwas zu sagen, wenn Infanterie nachfolgt, oder die Ueberfallenen den Kopf gänzlich verlieren. Es ist nämlich die allgemeine Vorschrift für die Truppen, beim Allarm sofort aus den Quartieren nach den

Sammelplätzen zu eilen; dadurch aber fallen gerade beim gelungenen feindlichen Ueberfall die kleinen Abtheilungen und einzelne Soldaten dem eingedrungenen Gegner in die Hände. Es ist nun allerdings schwer zu beurtheilen, ob es in dem gegebenen Falle besser ist, die Truppen zu versammeln, oder in den Häusern zu lassen. Ein Auskunftsmittel dürfte es sein, sie anzuweisen, in dem Falle, dass im Dorfe Schüsse fallen, die Häuser nicht zu verlassen oder nur durch die Hinterthüren und Gärten sich zu vereinigen. Wenn die Franzosen so in den Quartieren überfallen wurden, so war es Prinzip, nicht mehr nach den Sammelplätzen zu eilen, sondern sich in den Häusern entweder ganz stille und verborgen zu halten; oder sich darin zu verbarrikadiren und aus den Fenstern zu schiessen; oder durch die Gärten, durch Hinterthüren, Seitengässchen u. s. w. aus dem Orte und nach dem allgemeinen Sammelplatze zu gelangen. Ein solches Verfahren ist häufig sehr zweckmässig; der eingedrungene Gegner kennt die Lokalität selten genau, verliert Zeit, und auf unserer Seite kommt Unterstützung heran.

Ueberfälle von Quartieren können mit einiger Aussicht auf Erfolg nur bei Nacht unternommen werden. Kann man die Zeit wählen, so ist es vorzuziehen, den Ueberfall in der ersten Hälfte der Nacht zu machen; man kann nie wissen, wie früh der Gegner etwa aufbricht, und ob man am frühesten Morgen nicht denselben schon formirt findet. Der Ueberfallende muss sich zunächst gegen die Wachen und Pikets richten und suchen diese zu überwältigen und zu entwaffnen. Dann erst dürfen die einzelnen Quartiere, welche sich vertheidigen, angegriffen werden. Ein Theil dringt rasch um das Dorf oder durch dasselbe vor, bis an den entgegengesetzten Ausgang. Ein anderer bemächtigt sich der Geschütze u. s. w., die in der Nähe aufgefahren sind; ein dritter besetzt den Sammelplatz; Andere durchziehen den Ort, um jede Vereinigung zu hindern, und eine Abtheilung bleibt als Reserve am Eingang halten, nach dem die Gefangenen und die erbeuteten Gegenstände gebracht werden.

Wie wichtig es übrigens gerade für den Erfolg eines Ueberfalls ist, von der Lage des Feindes, seiner Stärke u. s. w. genaue Kenntniss zu haben, zeigt sich besonders bei den zufälligen Ueberfällen, wo der Ueberfallende gar nicht diese Absicht und sich daher auch gar nicht darum bekümmert hatte, näher zu untersuchen, was er vom Feinde vor sich fände. Ein Beispiel ist das Gefecht von Westmallen bei Hogstraten am 11. Januar 1814, wo preussische Dragoner-Regimenter

(Königin und zweites westpreussisches) und eine reitende Batterie im Dorfe überfallen wurden, ohne dadurch besondere Verluste zu erleiden. Wussten hier die Franzosen, wen sie vor sich hatten, so wurden beide Regimenter sicher aufgerieben. In der Kriegsgeschichte wird dieses Gefechts keine Erwähnung gethan.

Im Ganzen sind solche Ueberfälle von Quartieren selten geworden, da man in der Nähe des Feindes fast niemals oder nur theilweise kantonnirt, die Gelegenheit zu solchen Ueberfällen daher weithin und mit unverhältnissmässiger Gefahr und Anstrengung aufgesucht werden muss. Im Gegensatz hierzu gaben die Winterquartiere einer früheren Periode die lockendsten Gelegenheiten, welchem gemäss dann auch solche Ueberfälle, z. B. im siebenjährigen Kriege, sehr häufig sind.

4. Der Hinterhalt.

Wir haben dieses Gefecht als das defensive Ueberraschungsgefecht bezeichnet, indem das Charakteristische dabei ist, dass der eine Theil in völliger Gefechtsbereitschaft ist, oder doch so, dass er dieselbe augenblicklich annehmen kann, und eine verdeckte Aufstellung nimmt, aus welcher er den unvorsichtig sich vorbewegenden Gegner plötzlich anfällt.

Die Bedingungen dabei sind also eine Oertlichkeit, die eine verdeckte Aufstellung zulässt und in der Weise begünstigt, dass dieselbe eigentlich nicht geahnt werden kann. Die Avantgarde einer sich vorbewegenden Truppe wird ein seitwärts der Strasse gelegenes Gehölz sicher nicht undurchsucht lassen, während sie eine so gelegene Schlucht, einen Hohlweg und dergleichen gar nicht bemerkt. Zweitens sorgloses und unaufmerksames Vorgehen des Feindes, und zwar mit verhältnissmässig kleinen Abtheilungen, die nicht völlig gefechtsbereit sind. Endlich ein für die zum Ueberfall bestimmten Truppen geeignetes Gefechtsfeld. Im Kleinen wird der Hinterhalt besonders beim Kriege der Vorposten angewendet, um den Gang feindlicher Patrouillen unsicher zu machen oder unsere Vorposten gegen die Unternehmungen des Feindes sicher zu stellen. Im Grossen zeigt er sich besonders bei den Gefechten der Arrièregarden, um sich den hitzig verfolgenden Gegner für eine Zeitlang vom Halse zu halten, ihm eine Lektion zu geben, die ihn vorsichtig macht und daher zu langsameren Bewegungen zwingt. Lehrreiche Beispiele über Gefechte ersterer Art findet man in Blüchers Tagebuch. Eins der interessantesten Beispiele der zweiten Art ist das Gefecht von Haynau.

Das Hinterhaltsgefecht beruht also, wie man sieht, auf Täuschung. Entweder wird der Gegner über das Vorhandensein unserer Truppen in dem gegebenen Terrain ganz getäuscht, oder doch über ihre Stärke. Er glaubt nur schwache Posten oder eine wenig zahlreiche Arrièregarde vor sich zu haben, und wird plötzlich von überlegenen Kräften angefallen, die bei ihrem Erscheinen bereits so nahe sind, dass er nicht mehr die geeigneten Mittel, ihrem Angriff zu begegnen, in Anwendung bringen kann. Mit dieser Täuschung tritt nun zugleich das unerschöpfliche Gebiet der Kriegslist ein, und es lässt sich daher über die Anordnungen durchaus nichts allgemein Geltendes sagen. Was auf diesem Gebiete das eine Mal als die schlauste und erfolgreichste Maassregel erscheint, zeigt sich das andere Mal als durchaus unzweckmässig und plump.

Was die Wahl der Truppen anbetrifft, so ist dabei das Terrain maassgebend; ausserdem aber ist zu berücksichtigen, dass die in einen Hinterhalt gelegten Truppen, wenn sie zu früh entdeckt werden, häufig selbst in eine gefährliche Lage gerathen, und dass hier die Regel »Wer abschneidet, ist abgeschnitten« häufig ins Leben tritt. Hieraus folgt, dass ein Hinterhalt, wenn er nicht gegen blosse Patrouillen des Feindes gerichtet ist, eine gewisse Selbständigkeit besitzen muss. Er muss verhältnissmässig zu der ihm gewordenen Aufgabe stark sein. Er muss ferner zu seiner Unterstützung und Aufnahme an einem geeigneten Punkt andere Truppen finden; und muss endlich so formirt sein, dass er sich nach schnell ausgeführtem Schlage, oder bei zu früher Entdeckung, rasch dem Gegner entziehen kann. Ein Hinterhalt von Infanterie kann dies nicht.

Nur im Gebirge oder in sehr waldigem Terrain würde man Infanterie so verwenden können; in allen anderen Fällen wird man Kavallerie dazu wählen müssen. Giebt man derselben Infanterie bei, so dient dieselbe am zweckmässigsten dazu, die Kavallerie an einem rückwärts gelegenen günstigen Punkt aufzunehmen. Ob man den Gegner ganz an dem Hinterhalt vorbeigehen lässt, ob man ihn angreift, wenn er in gleicher Höhe ist, oder endlich, ob man ihm sogar seitwärts entgegengeht, hängt von den jedesmaligen Umständen ab, von der Stärke des Hinterhalts, der des Feindes u. s. w. Hat man es z. B. mit einer Avantgarde zu thun und lässt man dieselbe vorbeigehen, so muss man sehr überlegene Kräfte haben, da man so zwischen das Gros und die Avantgarde, und damit, wenn der Gegner die Besonnenheit nicht verliert, in eine sehr üble Gefechtslage kommen kann.

Die eigentlich taktischen Anordnungen betreffen die Aufstellung und die Gefechtsformation. Wir müssen uns verdeckt aufstellen; dies zwingt fast immer zur Formation in dichten Massen, die dann so formirt sein müssen, dass wir uns möglichst leicht und schnell zum Gefecht entwickeln können. Das Terrain gegen den Feind zu darf keine Hindernisse in den Weg legen; wir müssen ohne Verzug, ohne zu defiliren u. s. w. an ihn kommen können; ausserdem aber muss das Terrain auch die Möglichkeit gewähren, uns nach allen oder doch einigen Seiten bewegen zu können; jedenfalls in der Richtung der Rückzugslinie ohne Schwierigkeit. Das Gefecht selbst muss ein schnell entscheidendes sein; wir dürfen mit Einleitungen und Vorbereitungen der Angriffe keine Zeit verlieren, die nur dem Gegner zu Gunsten kommen würde. Demgemäss muss daher die Gefechtsformation sein; Kavallerie bleibt geschlossen ohne Plänker, mit Flügelkolonnen; ein zweites Treffen wirft sich ungestüm und entschlossen auf den Feind, den mitgegebene reitende Artillerie auf ganz nahe Distance noch mehr zu erschüttern sucht; Infanterie in Kolonnen, denen Tirailleurschwärme dicht voraufgehen.

Es kommt nun sehr auf die Umstände an, ob man ein solches Gefecht vollständig durchführen darf oder nicht.

Hat man mit einem völlig isolirten Gegner zu thun, wie z. B. der General Hirschfeld bei Hagelsberg mit der Division Girard, so kann man allerdings die Vortheile verfolgen, soweit Kräfte, Tageszeit und andere Umstände es erlauben; man kann dann auf die völlige Vernichtung und Zersprengung des Gegners ausgehen. Anders ist es, wenn wir nur mit einem Theile der Kräfte des Gegners zu thun haben; wenn ihm Reserven zu Gebote stehen; wenn ihm Unterstützungen zueilen. Beim Hinterhaltsgefecht sind wir gezwungen, Alles auf einen Wurf zu setzen; gerade um die Wahrscheinlichkeit des ersten Erfolges zu sichern, fallen wir den Gegner mit allen Kräften an. Frischen Truppen des Gegners haben wir daher in der Regel nichts, oder doch nur bereits im Gefecht befindliche Truppen entgegenzusetzen; damit wird unsere Lage kritischer; es ist daher gerathen, in solchen Fällen sich mit den ersten Vortheilen zu begnügen, und sich nicht ohne Noth in ein Spiel einzulassen, bei dem wenig Wahrscheinlichkeit ist, weiter etwas zu gewinnen; aber grosse Wahrscheinlichkeit dagegen, das bereits Gewonnene wieder zu verlieren. Dasselbe gilt, wenn der erste Anfall misslang. Der Vortheil der Ueberraschung ist damit verloren; von weiterer Durchführung des Gefechts selten etwas zu hoffen. Man thut daher in beiden

Fällen am besten, das Gefecht abzubrechen; wozu uns der Feind, den der plötzliche Anfall jedenfalls scheu und vorsichtig gemacht haben wird, gewiss Zeit lässt.

5. Allarmirung.

Wir haben sie als Scheinüberfall bezeichnet; es ist somit mehr eine Drohung, als ein wirklicher Angriff. Sie hat den Zweck, den Gegner aus dem Zustande der Ruhe aufzuscheuchen und ihn zu veranlassen, die Kräfte seiner Truppen durch unnützes Uebergehen in die Gefechtsform zu konsumiren. Werden die äussersten Vedetten angegriffen, so müssen die Feldwachen, Soutiens und Replis ins Gewehr gehen; werden die Vedetten und Feldwachen zurückgeworfen, so muss die Avantgarde schon eine Gefechtsstellung nehmen; und wird endlich selbst diese angegriffen, so gilt dasselbe von dem Gros. Dies giebt ungefähr den Maassstab ab, wie weit ein Allarmirungsgefecht zu treiben sei, wenn es diese oder jene Wirkung haben soll.

Es ist, wie bemerkt, nur eine Drohung, und somit beruht es wesentlich auf Täuschung. Wir täuschen den Gegner über unseren Zweck sowohl, als über die Mittel, die wir dazu verwenden. Denn wir müssen mit wenig Truppen viele der seinigen in Athem setzen. Brauchen wir dazu ebenso viel, so haben wir den Nachtheil, unsere Kräfte ebenso zu erschöpfen und noch mehr, da unsere Truppen in der Regel noch weiter marschiren müssen. Solche Täuschungen sind fast nur in der Nacht möglich; bei Tage stören wir auch nicht die Ruhe bei den feindlichen Truppen. Dies bedingt dann schon, dass das Gefecht selbst so einfach wie möglich eingeleitet und geführt werden muss. Es gelten in dieser Beziehung die Regeln des Ueberfalles, dessen Charakter die Allarmirung fast immer an sich tragen muss, wenigstens in den ersten Momenten. Damit gehen dann listige Täuschungen aller Art Hand in Hand, Lärm, Signale, Schiessen u. s. w.

Von dem Ueberfall selbst aber unterscheidet sich die Allarmirung in weiterem Verlauf, indem hier nicht die Absicht herrscht, zu besiegen, niederzuwerfen, sondern nur zu drohen. Man poussirt daher ein solches Gefecht nicht weiter, sobald man auf ernstlichen Widerstand stösst; man bricht es aber auch ebenso wenig gleich ab, indem dadurch die Täuschung sofort verschwinden würde. Die Kunst dabei ist vielmehr, mit wenigen Truppen, einzelnen Leuten das Gefecht möglichst lange hinzuhalten, um den Gegner in der Täuschung zu erhalten.

6. Deckungsgefecht.

Eine der schwierigsten Aufgaben ist die Deckung eines Transportes, eines sich bewegenden Gegenstandes, der selbst keiner Vertheidigung fähig ist und auch nicht dazu dienen kann, die Vertheidigung zu erhöhen. Bei der jetzigen Art der Gefechtsführung ist ein angegriffener Transport jedesmal verloren, wenn die Bedeckung ihn direkt vertheidigen will; wenn sie daher nach den alten Regeln dabei vertheilt ist, ein Theil an der Tête, ein Theil an der Queue, der Rest daneben, und die Aufgabe wird um so schwieriger, als sie gewöhnlich an für ein Gefecht höchst ungenügende Kräfte gestellt wird. Ein sich bewegender Train nimmt jedesmal eine ganz unverhältnissmässige Länge ein; ist, angegriffen, nicht in Ordnung zu erhalten und bietet überall Blössen dar. In einer Wagenburg aufgefahren, verschwinden diese Uebelstände grösstentheils und sogar beinahe ganz, wenn wir ihn so placiren können, dass feindliche Artillerie nicht dagegen wirken kann. Es kommt also darauf an, ihn aus einer solchen Stellung in die andere zu bringen, ohne dass kleine feindliche Abtheilungen ihn anfallen können; gegen stärkere giebt es kein Mittel.

Es ist daher der einzige Weg der, uns mit einer Sicherheitssphäre zu umgeben und dem Gegner so weit entgegenzugehen, dass er die Bedeckung besiegen muss, um an den Transport zu kommen, bei welchem eine verhältnissmässige Reserve bleibt. Man muss also von Abschnitt zu Abschnitt vorgehen, und den ersten mit dem Transport nicht eher verlassen, als bis der zweite besetzt ist; das seitwärts liegende Terrain muss man mithin durchsuchen, sich rückwärts durch Abtheilung decken; und so kommen denn hier alle die Regeln über das Verhalten der Avantgarde, der Arrièregarde und der Seiten-Patrouillen zur Anwendung.

Der Angreifende dagegen wird, wenn er bedeutend schwächer ist, dem Gefecht den Charakter des Ueberfalls zu geben suchen; anderenfalls bemüht sein, direkt an den Transport heranzukommen, der jedesmal verloren sein wird, wenn dies einer einigermaassen verhältnissmässig starken Abtheilung des Angreifenden gelingt.

Mit diesen Betrachtungen der wesentlichen Gefechtsformen wollen wir unsere Arbeit abschliessen.

Der Leser wird sich natürlich die Frage stellen, welchen Gewinn er aus seiner Lektüre ziehen werde, und ob das, was er gewonnen, ihn auch zum Truppenführer genügend befähige.

Wir setzen voraus, dass er schon eine gewisse Praxis des Handwerks besitze und zur Kategorie der unteren Befehlshaber gehöre, dass das Studium des Krieges sein Acker und Pflug sei, und müssen dann die Ansicht aussprechen, dass ebenso wie jede Charge sich dazu vorbereitet, die nächst höhere im praktischen Dienste auch ausfüllen zu können, so auch jedes Studium auf ein höheres hinweist: und dass also auch mit diesen taktischen Studien seine Entwickelung nicht abgeschlossen sein darf. An und für sich ist die Taktik, und besonders die formelle oder elementare Taktik, durch die Fortschritte der Bewaffnung noch nicht als abgeschlossene Lehre zu betrachten; der Kampf der Meinungen wird binnen Kurzem wieder laut werden, und wer in dem Streite nicht rathlos und unschlüssig dastehen oder von einer Meinung zur anderen schwanken will, wird sich wenigstens eine gewisse Festigkeit der Ansicht zu verschaffen suchen, welche sein Urtheil zu leiten hat. Eine so schreib- und redelustige Zeit wird bald wieder so reich an literarischen Produktionen und Brochüren sein, die Erörterung taktischer Fragen wird mit dem Erscheinen der Geschichte der letzten Kämpfe eine so lebendige werden, dass ein Jeder in Begriffsverwirrung und Unklarheit gerathen muss, der sich nicht selbst eine Methode der Kritik zu bilden im Stande war. Die Methode dieser Vorlesungen scheint uns geeignet, nicht nur materielles Wissen, sondern auch die kritische Kunst zu fördern, und wenn sie scheinbar auch ohne Polemik und Seitenblicke immer gerade auf das Ziel ihrer Entwickelungen geht, so wird der aufmerksame Leser wohl bemerkt haben, wie sie allmälig vom Leichteren zum Schwereren, vom Einfachen zum Complicirten aufsteigend die Gegensätze der Discussion in sich vermittelt und verarbeitet. Sollen wir den Jüngeren ein Mittel an die Hand geben, in einem Streit widersprechender Meinungen sich leicht und treffend schlüssig zu machen, so wäre es etwa das, bei Fragen und Discussionen der elementaren Taktik die ihm als neu erscheinenden Gedanken sogleich zur reglementarischen Form und Bestimmungen zuzuspitzen, oder bei Fragen der angewandten Taktik ein gegebenes Urtheil auf ein concretes geschichtliches Ereigniss (oder ein bestimmtes Terrain, mit bestimmten Truppen und bestimmter Kriegslage) anzuwenden und durchzuführen. Er wird dann in dem einen Falle oft sehen, dass das Neue nicht immer gut, das Gute nicht immer neu ist; in dem anderen Falle bemerken, dass für taktische Zwecke und Bedürfnisse eine allgemeine Receptirkunst noch nicht existirt, aber doch gewisse Begriffe und Gedanken in allen Köpfen dieselben

sein müssen, wenn ein Verständniss unter ihnen erlangt werden soll. Da wir nun von dem Höheren sprechen müssen, auf welches die Taktik hinweist, so ist in erster Linie auf des verewigten v. Clausewitz »Lehre vom Kriege« zu zeigen, welche, eine Art militärischer Logik und Metaphysik, in bis jetzt noch unübertroffener Klarheit und Ruhe die Begriffe feststellt, unter welche die Erscheinungen des Krieges gefasst werden müssen, wenn man nicht auf jedem Schritt in handgreifliche Widersprüche oder in platte Gemeinplätze verfallen will.

Man könnte uns vorwerfen, bei manchen Entwickelungen dieses Buches, und namentlich der angewandten Taktik, grössere Verhältnisse im Auge gehabt zu haben, als für die Majorität der Leser dienlich sein möchte. Aber die Handlungen selbst des kleinsten taktischen Körpers hängen immer von einer höheren Gemeinschaft ab; deren Existenz sich dem leiblichen Auge nicht immer sichtbar machen kann, und doch nichtsdestoweniger vor dem geistigen Blick des Unterführers mit Folgen und Ursachen präsent sein soll, wenn er den höheren Zwecken mit den geeigneten Mitteln dienen will. Gewiss werden viele unserer Leser vielleicht nie jene hohen Stufen ersteigen, von denen man zur Leitung grösserer Massen berufen wird, um einen entscheidenden Antheil an kriegerischen Handlungen zu gewinnen; aber alle können in die Lage kommen, als Gehülfen eines höheren Führers seine Gedanken und seinen Willen schnell begreifen und den Unterführern übermitteln zu sollen, oder über wichtige Situationen und Ereignisse kurze, klare und wahre Berichte an die höheren Stellen zu bringen. Wie könnten sie das Alles, ohne sich wenigstens theoretisch schon im Geiste in solche Situationen gesetzt und ein Verständniss derselben erworben zu haben?

Man hat nun in unseren Tagen behauptet, die Kriegskunst, wie jede Kunst, erlerne sich nicht auf rationalistischem, sondern auf empirischem Wege, auf dem Wege der Routine, und dann noch hinzugefügt, dass die Routine allein die Fähigkeit zu klaren und verständigen Entschlüssen entwickele. Dies ist unzweifelhaft richtig, wenn die Uebung der Routine der Theorie folgt, nicht umgekehrt: Theorie und Praxis sind nicht Gegensätze, sondern bedürfen einander zu einer gesunden Existenz. Da aber die wahre Uebung allein der Krieg selbst, die Gelegenheit zu einer solchen aber doch nicht so häufig ist, um zu einer vielseitigen Ausbildung zu genügen, und selbst im Kriege für den Einzelnen es selten möglich ist, in vielen verschiedenen Situationen sein Urtheil zu bilden und zu prüfen,

so muss ein Surrogat gefunden werden, welches sich einzig und allein in dem gründlichen, detaillirten Studium der Kriegsgeschichte findet. Allerdings sind der historischen Werke nicht viele, welche ohne Weiteres zu diesem Zwecke gebraucht werden könnten. Selbst in den neuesten finden wir Wesentliches verschwiegen, was den militärisch belehrenden Werth eines Feldzuges bedingt; je mehr aber der Leser dann zu der Fähigkeit aufsteigt, sich Fragen über historische Ereignisse selbst zu stellen; je mehr er die Motive des Handelns durch sein Nachdenken zu ergründen versteht, wo sie nicht angegeben sind, je mehr er da, wo ihn das Urtheil des Historikers im Stich lässt, die Hergänge zu konstruiren und eine Kritik über Thun und Lassen anzustellen lernt, desto förderlicher wird seine Bemühung werden, die Natur des Krieges kennen zu lernen und seinen Erscheinungen im Ernstfalle gewachsen zu sein.

ANMERKUNGEN UND BEISPIELE.

1) Seite 244.

In der Schlacht bei Ligny rückte die 5. preussische Brigade neben und aus dem Dorfe Wagnelé vor, um den französischen Angriff auf St. Amand in die linke Flanke zu fassen. An der Tête befand sich das zweite Bataillon 25. Infanterie-Regiments; ihm folgten das erste und Füsilierbataillon desselben und zwei Bataillone des 5. westphälischen Landwehr-Regiments; Alles in Kolonne nach der Mitte; man zog sich nach Zurücklegung des Defilés auf den gehörigen Abstand auseinander. Auf dem Felde stand hohes Getreide. Tirailleurs der Franzosen waren darin verborgen und empfingen die beiden ersten preussischen Bataillone mit einem nahen und heftigen Feuer. Diese deployirten; da sie aber noch zu nahe an einander waren, und die Flügel der Bataillone keinen Platz zum Deployiren hatten, zog man sich im Flankenmarsch auseinander. Die Ordnung war aber schon gestört; man erhielt Salvenfeuer aus dem Korn, und, durch den bedeutenden Verlust verwirrt, liefen die Bataillone, trotz aller Bemühungen der Offiziere, davon.

Inzwischen hatte das Füsilierbataillon sich links gezogen, und ging demselben Schicksal entgegen. Es erhielt eine Salve; der Commandeur fiel, ebenso die beiden ältesten Hauptleute, es war nicht zum Aufmarsch zu bringen und ging zurück. Ganz ebenso erging es den beiden Landwehrbataillons. Erst weit hinter Wagnelé konnte mann die Fliehenden sammeln und von da aus später einzelne Abtheilungen ins Feuer führen.

Zum Glück war ein altpreussisches Regiment, das jetzige Königsregiment, in der Nähe, um sich dem Feinde entgegenzuwerfen und ihn durch ein heftiges Feuer in seinem Vorschreiten aufzuhalten, wobei es noch durch eine Batterie unterstützt wurde.

2) Seite 244.

Bei Maida (1806) griffen drei Bataillone des 1. leichten französischen Regiments die Engländer an, die hinter dem Amato standen und in Linie formirt waren. Die Franzosen gingen in Kolonne vor, und erhielten auf 100 Schritt eine so tüchtige Salve, dass 27 Offiziere und das halbe Regiment gefechtsunfähig gemacht wurden; sie flohen auf das Eiligste.

In der Schlacht von Albuera liess Marschall Soult den feindlichen rechten Flügel durch eine Infanteriemasse in Bataillonskolonnen angreifen. Die Engländer bildeten dagegen eine Flanke von in Linie entwickelter Infanterie, und empfingen die heranstürmenden Kolonnen mit dem heftigsten Feuer. Alle Generale und Stabsoffiziere der Franzosen fielen; die Bataillone rückten dennoch bis auf 50 Schritt heran, machten ohne Befehl Halt und wollten deployiren, als sie von den Linien der Engländer umfasst wurden. Sie kamen nicht zum

Aufmarsch und drehten demnächst um. Bald floh die ganze Masse in einem ungeordneten Haufen; das Gefecht hatte zwanzig Minuten gedauert, der Verlust war ungeheuer. Ein Regiment unter andern verlor 21 Offiziere und 500 Mann.

Aehnlich ging es den französischen Kolonnen bei Belle-Alliance.

3) Seite 247.

In der Schlacht bei Grochow (25. Februar 1831) griffen zwei in Linie entwickelte polnische Bataillone zwei russische Bataillone an, welche ebenfalls aufmarschirt waren. Die Russen sahen den Angriff kommen und empfingen die Polen mit Salven. Jedes Bataillon gab zwei Salven, wobei die Polen fast nichts verloren, indem das Terrain sie im Moment des Schusses deckte. Während die Russen luden, blieben die Polen im Avanciren, und gaben ihnen, ehe die russischen Bataillone wieder »fertig« machen konnten, auf 30 Schritt eine Salve, worauf sie mit dem Bajonet einbrachen. Die beiden russischen Bataillone wurden fast ganz vernichtet.

4) Seite 255.

Bei Hagelsberg waren zwei französische Bataillone vollständig durch einen Angriff des ersten und vierten Bataillons 3. kurmärkischen Landwehr-Regiments (durchaus keine Pommern) völlig vernichtet worden. Hierbei war der Umstand entscheidend, dass die feindlichen Bataillone, zu einem partiellen Angriff vorgehend, von dem Bajonetangriff überrascht wurden und wieder in das Dorf Hagelsberg zurückzukommen suchten. Das eine Bataillon verfehlte den Eingang, wurde gegen die aus zusammengelegten Felssteinen gebildete Mauer eines Gehöfts gedrängt, hier von der Landwehr erreicht, mit dem Kolben todtgeschlagen. Das andere Bataillon brachte durch sein Feuer das vierte kurmärkische Bataillon zum Stutzen, wollte diesen Moment zum Abzug durch das Dorf benutzen, wurde aber ereilt und erlitt grossen Verlust.

Ein anderer bekannter Fall ist der Angriff des 12. Infanterie-Regiments in der Schlacht an der Katzbach: aber es ging hier kein Gewehr los.

5) Ebendaselbst.

Der letzte Angriff, den die Infanterie des York'schen Corps gegen die französische Aufstellung machte, ist allerdings in der Absicht unternommen, auf den Grund zu stossen; aber nicht alle Truppen kamen dazu. Zu einem wahren Kolbengefecht ist eigentlich nur die Brigade von Horn bei ihrem Angriff auf die Batterie des linken französischen Flügels gekommen. Alle übrigen Bataillone blieben, da während des Avancirens schon die Commandeurs ausser Gefecht gesetzt wurden, auf kurze Distance halten, da der Feind noch Stand hielt, und fielen so in ein Bataillenfeuer.

6) Seite 257.

Bei Pampeluna, am 28. Juli 1813, liess der Marschall Soult den äussersten rechten Flügel der Engländer durch acht Bataillone, etwa 5000 Mann, angreifen. Die englische Infanterie stand auf einer Anhöhe, deren Kamm vor sich habend, deployirt; sie hatte aber keine Tirailleurs. Die Franzosen rückten in Angriffskolonnen vor, und erstiegen die Höhe an den zugänglicheren Stellen. Sie sahen von den Engländern nichts als einige Offiziere, welche die Direktionslinien des Angriffs beobachteten. Erst als die Franzosen die Höhe er-

stiegen und sich auf 60 Schritt dem Kamm genähert hatten, erschien plötzlich die englische Linie, überschüttete sie mit einer Salve und stürmte im nächsten Moment mit dem Bajonet auf die Kolonnen los. Diese warteten das Einbrechen nicht ab, sondern eilten den Berg hinab. Unten sammelten sie sich; die Engländer aber nahmen während dessen ihre frühere Aufstellung wieder ein, und warteten den weiteren Angriff ab, den die Franzosen mehrmals, aber mit demselben Missgeschick, erneuerten.

Aehnlich erging es den Franzosen bei Belle-Alliance, in dem ersten Angriff auf die englische Mitte. Sie hatten grosse Kolonnen aus acht Bataillonen hinter einander formirt. Drei solcher Massen, das Corps von Erlon, griffen la Haye sainte und die Höhe zwischen Smouhon und der Chaussee an. Eine dieser Massen erstieg die Höhe, durchbrach eine niederländische Brigade und stiess nun im weiteren Vordringen auf das erste Bataillon des 32. englischen Regiments. Dies empfing sie feuernd; die links stehenden zwei Bataillone vom 42. und 92. Regiment schwenkten auf Befehl des General Picton in Front rechts, und griffen den Feind in seiner Flanke mit dem Bajonet an. Die feindliche Masse hielt; die englische Infanterie drang mit dem Bajonet ein, und die Franzosen gingen bis an den Rand der Anhöhe zurück. Da brach die zweite englische Kavallerie-Brigade, neun schwere Schwadronen, hervor, und sprengte die unbehülfliche Masse.

Eins der interessantesten Beispiele eines Bajonetangriffs in Linie ist der, den das zweite Bataillon des 12. Infanterie-Regiments in der Schlacht an der Katzbach ausführte. Dieses Bataillon stand auf dem rechten Flügel des ersten Treffens der 8. Brigade, welche sich, nachdem die Franzosen die Uebergänge der Katzbach genommen hatten und weiter auf der Hochebene vordrangen, in Linie entwickelten.

Die Brigade avancirte hierauf gegen den Feind, der sich auf der Höhe von Ober-Meinberg aufgestellt hatte. Das erste Treffen hatte Tirailleurs vorgezogen; da indessen kein Gewehr los ging, so waren die Schützenzüge geschlossen geblieben. Auf 400 bis 500 Schritt vom Feinde bemerkte der Commandeur des zweiten Bataillons zwei feindliche Bataillonskolonnen mit sechs Geschützen, welche seinen rechten Flügel überragten. Er wendete sich daher rechts gerade darauf los; heftiges Kartätschfeuer des Feindes konnte ihn nicht aufhalten. Als das Bataillon noch 150 Schritt vom Feinde war, machte ein Bataillon desselben kehrt, und wich mit der Batterie; das andere Bataillon formirte Carré und fällte das Gewehr, indem es das preussische Bataillon mit einem schwachen Feuer empfing. Im nächsten Moment schwenkten ohne Commando die Flügel des preussischen Bataillons rechts und links ein; die sechste Compagnie richtete sich gegen die Front, die andere Compagnie gegen die Flanken und den Rücken. Man zögerte mit dem unmittelbaren Einbruch noch, als der Lieutenant Meja vom 12. Regiment sich auf das feindliche Carré mit heldenmüthiger Todesverachtung stürzte und durch sein Beispiel die ihm Nächststehenden und sodann auch das Bataillon mit fortriss. Kein Mann vom Feinde kam davon; das feindliche Bataillon wurde vernichtet, es wurden 7 Offiziere und 165 Mann gefangen; das preussische Bataillon verlor an Todten und Verwundeten 3 Offiziere, 188 Mann. Das Gefecht hatte von dem Augenblick an, wo das Gewehr zur Attake rechts genommen wurde, etwa zehn bis zwölf Minuten gedauert.

(Der Bajonetangriff von Ostrolenka ist zu lesen bei Smitt, Geschichte des russisch-polnischen Krieges, Theil 2.) Suwaroff pflegte zu sagen: »Die Kugel ist thöricht, das Bajonet aber ist weise.«

7) Seite 267.

Die Division Claparède gehörte zu den Truppen, die unter Ney und Oudinot der Armee Tschitschagoff's, welche auf dem rechten Ufer der Beresina vordrang, während des Rückzugs Napoleon's bei Stachow entgegengestellt wurden. Im Laufe der Rückzugsgefechte (28. November 1812) erhielt die Division den Befehl, die Russen aus dem Walde von Brilowa zu delogiren. Dies ist ein zusammenhängender meilenlanger Wald; es kam also nur darauf an, die Lisière zu besetzen, um den Russen das Vordringen zu verwehren. — Die Lisière wurde nach kurzem Gefecht genommen, und die Franzosen drangen nun in den Wald weiter vor, wo das Gefecht an einer Wildbahn zum Stehen kam, so dass die Russen die eine Seite, die Division Claparède (es waren Polen, aus der légion de la Vistule) die andere Seite hielten. Das Gefecht wurde, obschon nur traillirend gefochten wurde, so mörderisch, dass in Zeit von einer halben Stunde der Divisions-Commandeur, die Brigade-Commandeurs, alle Stabsoffiziere und fünf Sechstel der übrigen Offiziere und Soldaten ausser Gefecht gesetzt wurden. Bis dahin bildete die Division mit den Garden den substantiellen Kern der Armee; von da an zählte sie nicht einmal mehr.

8) Seite 284.

Bei dem Dorfe Zehdenick, unweit Leitzkau und Magdeburg, standen hinter einem Graben das 7. Lancier-, 8. Husaren- und 9. polnische Regiment, sowie Detachements anderer französischer Kavallerie; im Ganzen 1200 Pferde. General von Oppen griff sie mit vier Eskadrons (westpreussische und lithauische) Dragoner und drei Eskadrons Leib-Husaren an. Die preussischen Schwadronen waren ungefähr zusammen 400 Pferde stark. Sie übersprangen einen Graben, hinter dem sich die französische Kavallerie aufgestellt hatte; die rechten Flügelschwadronen der Dragoner warfen sich in die linke Flanke der Franzosen, deren Linie die Preussen mit Karabiner- und Pistolenfeuer empfing. Ehe sie aber zum Säbel greifen konnten, waren Husaren und Dragroner in ihrer Linie, durchbrachen sie und warfen sie vollständig mit einem Verlust von 150 Mann.

9) Seite 287.

Murat warf sich überraschend mit zwei Kavalleriecorps — im Ganzen etwa 14,000 Pferde — auf die russische Infanterie unter dem Prinzen von Würtemberg, deren Angriff auf Wachau eben abgeschlagen war, und durchbrach so das Centrum der ganzen Schlachtlinie. Von einer Anhöhe bei Gossa, wo sich die Monarchen und Fürst Schwarzenberg befanden, konnte man den Angriff weit her sehen. Aller Augen waren dorthin gerichtet; der Fürst Schwarzenberg betrachtete die sich nähernden Massen aufmerksam durch das Fernrohr. Plötzlich gab er es seinem Begleiter, ausrufend: »Gott sei Dank, der Angriff misslingt, sie fallen in Galopp.«

Die Franzosen waren etwa noch 1200 Schritt entfernt, und hatten noch 600 bis 800 Schritt zurückzulegen, ehe sie die russische Infanterie des zweiten Corps und die preussische 9. Brigade erreichten. Sie erreichten die Vierecke: aber die eigentliche Kraft war gebrochen; nur einige russische sehr geschwächte Bataillone wurden niedergeritten. Die noch immer galoppirende französische Kavallerie ritt zwischen den andern durch, ebenso durch das zweite Treffen derselben; riss einige russische Regimenter leichter Garde-Kavallerie-Division mit sich fort, und verlief sich in ihrem Angriff bis gegen Gossa an jenen Hügel. Hier aber kamen ihnen die Garde-Kosaken (Orloff-Denisoff), die neumärkischen Dragoner und schlesischen Kürassiere entgegen, welche der langen Attake durch einen kurzen kräftigen Choc ein Ende machten, und die unförmliche Masse zum Umkehren zwangen, die noch eine Minute vorher alles wegzuspülen drohte.

10) Seite 295.

Das schnelle Sammeln der Kavallerie war eine Haupttugend der Kavallerie des siebenjährigen Krieges, obgleich auch hier bei der leichten Kavallerie, den Husaren, ein Fall namentlich vorgekommen ist, der zu Nachtheilen geführt hat; es ist dies das Verhalten der Kavallerie des linken Flügels in der Schlacht bei Prag; wo sie, nachdem sie unter Zieten die österreichische vollständig aus dem Felde geschlagen hatte, auf die Marketender und Branntweinvorräthe gerieth und mit denselben sich so tief einliess, dass es nicht mehr möglich war, während des weitern Verlaufs der Schlacht sie zu gebrauchen. Der Verfasser hat hierüber schon in einem der früheren Jahrgänge des Militär-Wochenblatts gehandelt, hauptsächlich noch, um die Schädlichkeit des Branntweins für den Soldaten zu zeigen.

Ein ganz besonders aber auf das im Text Gesagte passendes Beispiel ist das Gefecht von Hagelsberg, der Schlacht der kurmärkischen Landwehr (nicht der pommerschen) am 27. August 1813.

Hinter der Avantgarde des Generals von Hirschfeld befand sich die Kavallerie des Corps unter Oberst von Bismark, im Ganzen elf Eskadrons vom 3., 5. und 6. kurmärkischen Landwehr-Kavallerie-Regimente. Sobald die Avantgarde die Lisière des Lübnitzer Waldes erreicht hatte, und es klar wurde, dass der Feind den Anmarsch gar nicht entdeckt hatte und völlig unvorbereitet war, wurde die Kavallerie vorgezogen. Oberst von Bismark setzte sich in Trab und wollte das vorderste Regiment aufmarschiren lassen, um die feindlichen Feldwachen zurückzuwerfen; die beiden andern Regimenter sollten zur Disposition bleiben. In dem Augenblick, wo er diesen Befehl ertheilte, blies ein Trompeter ohne Befehl zum Aufmarsch; alle Eskadrons folgten dem Beispiele der Tête und waren nun auch nicht mehr zu halten. Sie marschirten alle auf und stürzten sich im wildesten Rennen, da die Pferde durchgingen, auf den Feind. Er ward geworfen, sein Lager durchjagt und die Carrière 2000 Schritt bis hinter Lübnitz fortgesetzt, bis endlich feindliche Infanterie in diesem Dorfe Widerstand leistete. Die preussische Infanterie blieb noch weit zurück; alles hatte sich in einen Schwarm aufgelöst, der durch kein Blasen zu sammeln war. Der Feind fing an, sich wieder zu formiren; eine zweite Attake würde aber dennoch seine Niederlage vollendet haben, wenn sie der preussischen Kavallerie in diesem Zustande möglich gewesen wäre. Sie musste hinter ihre Infanterie zurück, um sich zu sammeln, und nahm an dem spätern Verlauf des Gefechts nur einen passiven Antheil. Als endlich der Feind seinen fluchtartigen Rückzug antrat, drang man in den Oberst Bismark, die Kavallerie loszulassen, die inzwischen gesammelt war. Er hatte aber das Vertrauen zu derselben verloren und erklärte fest, er werde nur auf höhern Befehl angreifen. »Loslassen kann ich sie, aber ob ich nachher einen Mann davon wiederzusehen bekomme, das ist eine andere Sache; das kann ich nicht verantworten.« Der General von Puttlitz, der die Infanterie kommandirte, war gestürzt; General von Hirschfeld hatte alle Hände voll mit der Infanterie zu thun. Oberst von Bismark war ein alter überaus tüchtiger Kavallerie-Offizier, und die beste Kavallerie hätte den ersten Angriff nicht tapferer machen können; den Mangel der Ordnung und des Appells aber empfand er so tief, dass er nicht weiter sich mit ihr auf etwas einlassen zu können glaubte.

11) Seite 296.

Als die Corps von York und Kleist nach der Schlacht von Laon an die Aisne vorgingen, war Major von Krafft mit einer Schwadron vom 2. Leib-Husaren-Regiment über den Fluss hinaus vorgeschoben. Der Feind drückte

mit einer stärkeren Kavallerie-Abtheilung Plänkler und Soutiens zurück und rückte mit einer Lancier-Schwadron auf eine Anhöhe, die alle weitere Aussicht verhinderte: so dass man nicht wusste, was dahinter stand, und nicht ohne Weiteres gegen dieselbe vorgehen konnte. Major von Krafft beschloss, den Feind herunter zu locken. Er sagte seinen Leuten, dass er bis nahe an den Feind herangehen, dann umkehren und die Pferde laufen lassen wolle; dass sie sich aber auf sein erstes Wort zu railliren und Front zu machen hätten, wenn es Zeit sei, wieder anzugreifen. Wie gesagt, so geschehen. Als er Kehrt gemacht hatte, stürzten die Lanciers wild hinterher, und bildeten bald so einen Keil, der seiner Pferde nicht mehr mächtig war. Nunmehr liess Major von Krafft wieder einschwenken, und die Lanciers, welche sich überlistet sahen, wollten sich durch das Geschrei: »Pardon, camarades, nous sommes déserteurs« retten. Die Husaren aber schenkten ihnen nichts, und während der beinahe eine Viertelmeile weit dauernden Jagd wurden fast alle Lanciers heruntergehauen. Dies ist die berühmte lange Attake von Bery-au-Bac.

12) Seite 296.

Der König griff mit den Pikets der Armee und 300 Husaren die österreichischen Husaren an und warf sie nach Gödau hinein. General Lascy unterstützte seine Vortruppen mit Kavallerie, worauf der König zwei Grenadier-Bataillone von Bautzen (eine Meile) holen liess; jedoch ehe sie kommen konnten, wurde seine Kavallerie angegriffen und geworfen. Inmittelst trafen noch zehn Eskadrons Normann und Czettwitz Dragoner ein; erstere gingen dem Feinde in die Flanke und degagirten die Husaren; während dessen verstärkt sich der Feind; der König greift mit den zehn Eskadrons an und wirft den Feind durch Gödau zurück. Diesen Moment will er zu seinem eigenen Rückzuge benutzen; der Feind setzt aber sofort nach, die Dragoner müssen Front machen; und so stehen beide Theile 30 Schritt von einander entfernt. Der König liess endlich Kehrt machen; in demselben Augenblick attakiren die Oesterreicher, brechen ein und jagen die Preussen zerstreut bis über Klein-Welke hinaus, wo diese von den Grenadiers aufgenommen werden. Die Preussen verloren 200 Mann, und der König selbst war in der grössten Gefahr, durch zwei österreichische Ulanen vom Pferde gestochen zu werden; nur die Geistesgegenwart eines Pagen rettete ihn, der den Ulanen polnisch zurief: »was sie hier wollten, sie sollten zu ihrer Schwadron«. Sie hielten den Pagen für einen österreichischen Offizier, entschuldigten sich mit dem Durchgehen ihrer Pferde und ritten zurück.

13) Seite 307.

Als im Gefecht von Landshut am 23. Juni 1760 General Fouquet sich mit seinem Corps auf dem Galgenberge zusammengedrängt und eingeschlossen sah, beschloss er, wenigstens die Kavallerie zu retten. General von Malachowski musste mit derselben über den Bober gehen und sich durchschlagen. Es waren vierzehn Eskadrons, 1700 Pferde, welche nun durch Lippersdorf defilirten, in Eskadrons aufmarschirten und eine dichte Masse formirten, die gerade so auf die österreichische Kavallerie losging. General von Malachowski stürzte, indem sein Pferd erschossen wurde; Major von Owstien übernahm das Commando und schlug sich glücklich, obwohl mit einem Verlust von 500 Mann, durch beide österreichische Kavallerielinien durch.

14) Seite 328.

a) Beispiel eines Gefechts von Infanterie in Linie gegen Kavallerie, aus der Schlacht von Minden.

In dieser Schlacht standen 6 Bataillone englischer und 2 Bataillone hannöverscher Infanterie im Centro der Aufstellung der alliirten Armee. Ihnen gegenüber befand sich die Hauptmasse der französischen Reiterei. Das Terrain war durchweg ebene Haide; beide Linien waren etwa 1500 Schritt weit von einander entfernt.

Die französische Kavallerie, 63 Schwadronen, stand in drei Treffen und hatte rechts und links Infanterie neben sich. Vor dieser stand auf beiden Flügeln je eine Batterie von 34 und 30 Geschützen, welche die Kavallerie-Angriffe durch ein konzentrirtes Feuer vorbereiten sollten.

Ohne Befehl des Herzogs von Braunschweig brach die englische Brigade, mit den beiden hannöverschen Bataillonen, gegen die französische Kavallerie vor; sie waren in zwei Treffen in Linie und in drei Gliedern formirt. Nachdem sie das Artilleriefeuer von 64 Geschützen eine Zeitlang ausgehalten, erfolgte die erste Charge von 11 Eskadrons des ersten Treffens; sie wurden in grosser Nähe mit einem heftigen Feuer empfangen und zurückgeworfen. Gleiches Schicksal hatte das zweite Treffen, einige 30 Schwadronen. Alle Angriffe scheiterten an der stets weiter vorrückenden heldenmüthigen Infanterie. Endlich ritt das dritte Treffen, 18 Eskadrons Gensdarmen und Karabiniers, gegen sie an. Es war dies die Elite der französischen Kavallerie und die Haustruppen des Königs, welche die Blüthe des französischen Adels enthielten. Diese 18 Eskadrons überflügelten die Infanterie-Linien auf beiden Seiten, so dass diese gleichzeitig in der Front, in beiden Flanken, ja theilweise auch im Rücken attakirt wurde. Die französische Kavallerie durchbrach in der That 2 Bataillone der ersten Linie; das zweite Treffen schoss aber die durchbrechenden Reiter nieder, die erste Linie war in wenigen Minuten wieder formirt, und alles ging vorwärts.

Die ganze französische Kavallerie war so aus dem Felde geschlagen, das Centrum durchbrochen und die Schlacht durch dies höchst merkwürdige Gefecht entschieden. Die sechs Bataillone der Engländer verloren ein Drittel ihrer Stärke, 78 Offiziere, 1300 Mann; dagegen verloren die Gensdarmen und Karabiniers, 2200 Pferde stark, allein 89 Offiziere und über 1000 Mann.

Wir führen dies glänzende Beispiel an, um zu beweisen, dass es die Kavallerie jener Zeit nicht so leicht hatte, die schnell feuernden, höchst disziplinirten dünnen Infanterie-Linien zu durchbrechen, wie man wohl glaubte. Wo die Infanterie tüchtig war, hat sich überall Aehnliches ereignet. Der Seydlitz'schen Kavallerie ist es bei Zorndorf sehr schwer gemacht worden, die russische Infanterie, die sich, durchbrochen und übergeritten, noch wehrte, zusammenzuhauen. In dem Gefechte von Prenzlau hielt das Grenadier-Bataillon des Prinzen August, 400 Mann, sieben Angriffe der französischen Kavallerie aus, welche hier 2000 Pferde vereinigt hatte. Als das Bataillon endlich durch Kartätschfeuer auf 9 Offiziere und etwa 100 Mann zusammengeschmolzen war, wurde der Rest in einen Sumpf gedrängt und dort gefangen. Dies war kein volles Carré.

b) Beispiel eines eben solchen Gefechts aus dem Gefechte von Neustadt 1760.

Als im März 1760 Feldmarschall Laudon das kleine Corps des Generals von der Goltz in den Quartieren angriff, stand dieser mit zwei Bataillonen Manteuffel und einer Eskadron Bayreuth-Dragoner in Neustadt. Er hatte ein kleines Magazin und eine Bäckerei bei sich, die er nicht im Stich lassen wollte. Dies hielt ihn bis zum 15. März des Morgens auf; so dass ihn Laudon völlig von Neisse mit seiner Kavallerie abschnitt. Hundert Wagen marschirten auf der Strasse, die zwei Bataillone in einzelnen Pelotons rechts und links da-

neben. Das Dragoner-Regiment Löwenstein, das schönste und bravste in der österreichischen Armee, griff die Avantgarde, das Regiment Palffy Kürassiers die Arrièregarde, und zwei Regimenter Husaren die Flanken an; Laudon selbst leitete sie. Aber alle Versuche, einzubrechen, waren vergebens. Das Regiment Manteuffel setzte mit der grössten Ordnung und Standhaftigkeit seinen Marsch fort und empfing jede Attake mit einem ruhigen Pelotonfeuer. Es erreichte so, $1\frac{1}{2}$ Meile lang sich unaufhörlich schlagend und sich den Weg durch den Feind bahnend, Steinau, wo es in Sicherheit war. Es verlor gegen 140 Mann; die österreichische Kavallerie über 300 Mann.

15) Seite 329.

Das Gefecht von Garzia Hernandes am 12. Juli 1812. (Beamisch, Geschichte der englisch-deutschen Legion, Th. II. Seite 84 ff.)

Nachdem Wellington in der Schlacht bei den Arapilen (Salamanca) den M. Marmont geschlagen hatte, zog sich dieser nach Pennaranda zurück. Seine Arrièregarde, 3 Bataillons in sechsgliedrigen offenen Carrés, 6 Geschütze und 6 Eskadrons, hatten rechts und links der Rückzugsstrasse so eine Aufstellung genommen, dass die 6 Eskadrons links, die andern Truppen rechts des Weges standen.

Bei den Engländern befanden sich an der Tête der Avantgarde die leichte Brigade englischer Kavallerie des Generals Anson, und hinter ihr die beiden schweren Dragoner-Regimenter der deutschen Legion, 6 Eskadrons. General Anson formirte sich gegen die französische Infanterie; die deutschen Regimenter dahinter zu Dreien abmarschirt in Eskadrons; und zwar so, dass eine Attake in Echelons beabsichtigt war. — Gegen die Infanterie kamen nur 3 Eskadrons ins Gefecht; jede setzte auf ein Bataillon an, und alle drei drangen nach dem heftigsten Widerstande ein und hieben die Bataillone zusammen. Zwei Schwadronen mussten kurz vor der Attake noch eine Schwenkung links machen, und hatten somit gar keinen eigentlichen Anlauf. — Die Franzosen wehrten sich verzweifelt; dennoch drangen die Dragoner ein.

Wunderbar erscheint der Umstand, dass die Trümmer der 3 Bataillone, die an der Strasse nach Pennaranda zusammenliefen und dort einen unordentlichen Klumpen bildeten, von den siegreichen Schwadronen nicht niedergeritten werden konnten. Die drei Schwadronen verloren 4 Offiziere, 48 Mann an Todten, 2 Offiziere, 56 Mann an Verwundeten; die Franzosen dagegen allein 1400 Mann an Gefangenen.

Wellington sagt in seinem Berichte: »Ich habe nie einen kühneren Kavallerie-Angriff gesehen, als den, welchen die Kavallerie-Brigade der deutschen Legion unter dem Major von Bock gegen die feindliche Infanterie ausführte. Der Erfolg desselben war vollständig; die ganze, aus 3 Bataillonen der ersten Division des Feindes bestehende Infanterie desselben wurde zu Gefangenen gemacht.«

28401

Biblioteka Naukowa A.S.G. Ill. gen. Liom k. Świeciu

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

BIBLIOTEKA
ASG
NAUKOWA
47886